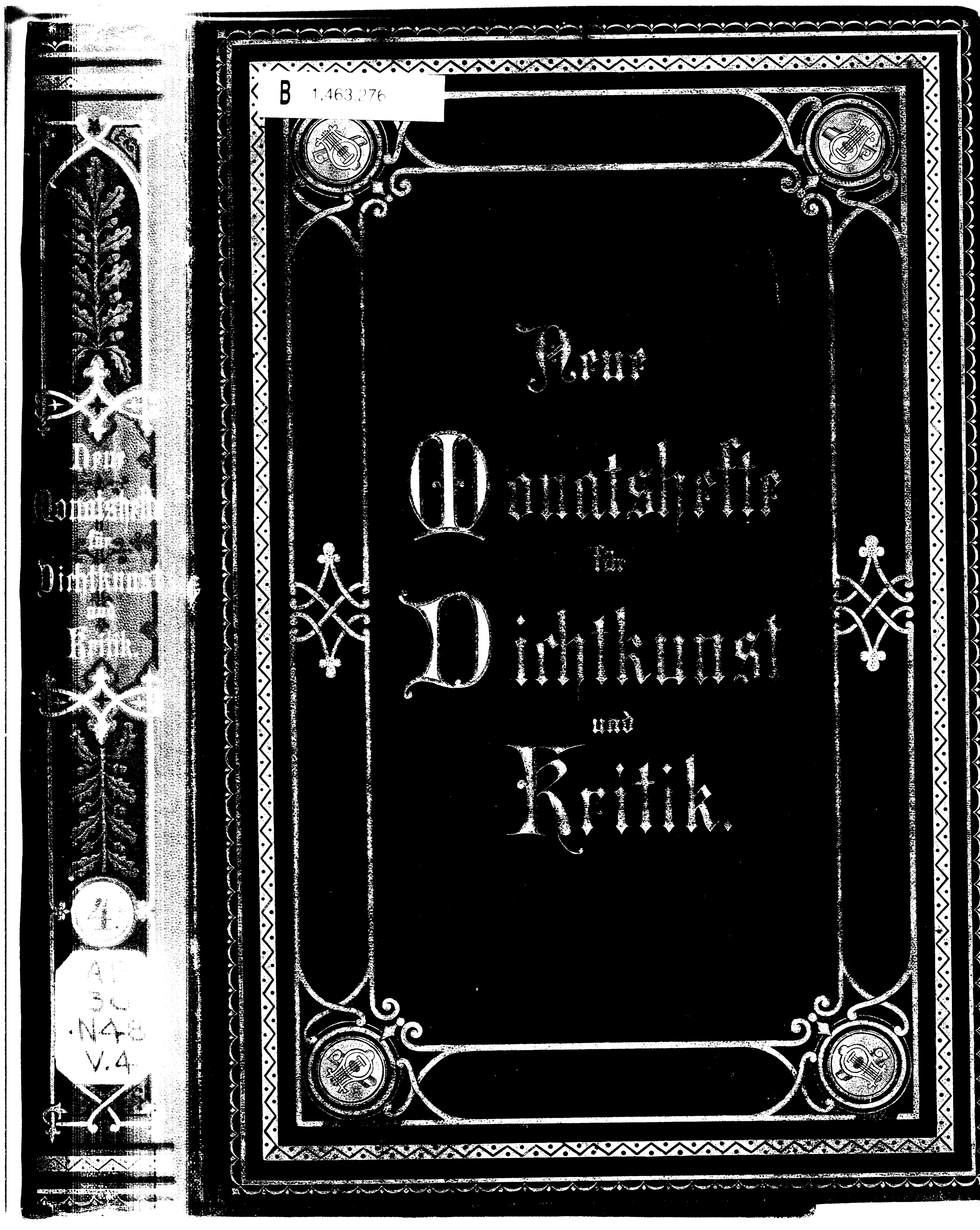

B 1,463,276
Neue
Monatshefte
für
Dichtkunst
und
Kritik.
Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.
4.
AP
30
.N48
V.4

Neue Monatshefte

für

Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben

von

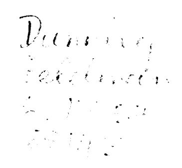
Oscar Blumenthal.

Vierter Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1876.



Mitarbeiter des vierten Bandes.



Inhalts-Verzeichniss.

Dramatisches.

Novellistisches.

Episches.

Lyrisches.

Seite

Vermischte Aufsätze.

Kritiken.

Seite

Miscellen.

Aus unserer Briefmappe.

Distichen.

Von **Emanuel Geibel.**

Neue Theater zu bau'n stets zeigt ihr euch willig und schmückt sie
Prächtig von außen und stellt eure Poeten davor;
Aber im Inneren bleibts wie es war und der prunkende Becher
Wird mit schalem Getränk heute wie gestern gefüllt.
Sorgt doch lieber für edleren Wein! Wir würden mit besser'm
Dank ihn schlürfen und wär's aus dem bescheidensten Krug.

Laßt vom barbarischen Brauch und ruft zu der tragischen Muse
Festlich geschmücktem Altar wieder die Schwester herein!
Von dem Gewühle des Tags zu Melpomenes reinen Gestalten
Kann euch die Brücke von Gold nur Polyhymnia bau'n.

Könige führ' uns der Tragiker vor und vergangene Zeiten,
Doch der Komöde das Volk, wie es sich heute gebahrt.

Zweifelt, so lang ihr entwerft, doch mitten im Gusse des Kunstwerks
Denkt an den Spruch der Kritik, denkt an das Publikum nicht!

Wollt ihr Schätze gewinnen und Macht, so thut euch zusammen,
Aber das Schöne gelingt ewig dem Einzelnen nur.

Irret die Muthigen nicht. Oft glückt leichtblütiger Jugend
Was bei gediegnerer Kraft zweifelnd das Alter nicht wagt.

Weichliche Rührung erschlafft das Gemüth, die Erschütterung stählt es;
Aber die sinkende Kunst badet in Thränen sich gern.

Aus dem Tempel der Kunst wann geißelt ein anderer Lessing
Zürnend wieder den Schwarm feilschender Krämer hinaus?
Nicht um die Gunst mehr frei'n sie der Muse, sie frei'n um die Mitgift
Und im gemeinen Erwerb stirbt das entweihte Talent.

Wenn mit der Kirche die Welt sich entzweit um Glauben und Wissen,
Dann vor Allem erscheint hoch mir des Dichters Beruf;
Denn ihm ward es vergönnt, mit der Kraft der Empfindung den Zwiespalt
Auszugleichen und fromm ohne Bekenntniß zu sein,
Wenn er, der Formel entrückt, doch lauteren Sinns, wie ein Priester,
Menschen und Völkergeschick an das Unendliche knüpft
Und im lebendigen Bild uns das Walten der sittlichen Mächte,
Die das Gemüth und die Welt ewig beherrschen, enthüllt.

Haus Adelburg.

Novelle

von **Erwin Schlieben.**

In gewissen Kreisen der österreichischen Hauptstadt, zu denen der Eingang nur dem feingebildeten Sinne, dem reinen Charakter und dem arbeitsamen Patriotismus offen steht, war eine Zeitlang ein junger Mann beliebt, bei dem jene Eigenschaften in seltenem Maße vereinigt schienen. Er ist seitdem seinen zahlreichen Freunden und noch zahlreicheren Freundinnen plötzlich entrissen worden, und der Platz, den er in der Gesellschaft und in einzelnen Herzen einnahm, war schwer wieder auszufüllen. Man hat über sein Schicksal nicht viel mehr erfahren, als den unglücklichen Ausgang eines Zweikampfes, bei dem er die Todeswunde empfing; doch war dieses Ereigniß nur der Beginn einer Kette von Erschütterungen, unter denen eine edle Familie noch heute leidet. —

Helianth Ritter von Adelburg war der Name des jungen Diplomaten, dessen Verlust für sein Vaterland nicht minder als für seine Freunde beklagenswerth ist. Aus einer angesehenen Familie entsprossen, vortrefflich erzogen und auf berühmten Universitäten vorgebildet, war er im Begriff, auf seinen ersten diplomatischen Posten abzugehen, als er den Besuch eines norddeutschen Universitätsfreundes empfing. Diesen hatte er in Bonn kennen gelernt, bei einem Gelage lieb gewonnen, in dauerndem Verkehr, zum geringen Theil auch bei gemeinsamen Studien zu seinem Freunde gemacht, und zuletzt mit Zustimmung seines Vaters, des greisen Generals von Adelburg, nach Heidelberg und auf eine italienische Reise begleitet.

Das freundschaftliche Verhältniß des jugendlichen Ritters zu dem Grafen Alexander, wie dieser von seinen Tänzerinnen schlechthin genannt wurde, erfuhr verschiedenes Urtheil, je nachdem ein solches von den Standesgenossen, den Professoren oder den Frauen ausging. Die Ersten, alte wie junge, erklärten beide Jünglinge für Muster adliger Jugend, in ihrer akademischen Freiheit ein wenig unbändig, aber vollkommen beanlagt, jeder seinem Vaterlande als tüchtiger Arbeiter, und der Gesellschaft als Vorbild guten Tones zu nützen. Die Professoren bedauerten, daß Graf Alexander seinen Freund zu sehr in das volle Menschenleben mitriß und so der Zukunft einen Staatsmann von bedeutender Gelehrsamkeit zu entziehen drohte; die Frauen aber trafen ihre Entscheidung dahin, daß das Schicksal selten zwei Freunde zusammengeführt habe, die einander so vollkommen ergänzten wie der norddeutsche und der süddeutsche Kavalier. Graf Alexander strahlte von Lebensmuth und strotzte von Lebenskraft; Helianth erschien im Helldunkel

einer lächelnden Melancholie, welche die jüngeren Frauen reizend fanden, die älteren durch den Einfluß des Freundes gemildert wünschten. Der nordische Graf brachte überall ein offenes Herz für alle weiblichen Wesen mit, während der Ritter vom Süden durch eine fast jungfräuliche Schüchternheit in vielen Herzen die Hoffnung erweckte, er werde endlich Einer angehören.

„Wären die Beiden ein Mann", sagte sehr oft die Gemahlin eines berühmten Psychologen, „so hätten wir Aktivität und Passivität zu einem Temperamente vereinigt, das dem Ideal sehr nahe käme".

Die Wahrheit zu sagen, war die gegenseitige Ergänzung der Freunde nicht für beide Theile so vortheilhaft, wie es sich im Schimmer sittsamer Abendgesellschaften ausnahm. Helianth hatte mehr als einen dummen Streich zu bereuen, bei dem Graf Alexander der Anführer gewesen, und die freundschaftliche Wechselwirkung zwischen beiden jungen Männern bestand vorzugsweise darin, daß der Graf seinen Freund mit allem Zauber sinnlichen Genusses und durch den ganzen Reiz seiner Alcibiades-Natur fesselte, während dieser durch sein oft erwachendes, wo nicht immer reges Bewußtsein von Menschenwürde ein entweihendes Uebermaß fernhielt.

Auch blieb den geselligen Kreisen die Abkühlung verborgen, die in dem Freundschaftsbunde gegen das Ende des Heidelberger Aufenthaltes eintrat. Zwar umarmte man sich, durch die Trennung gerührt, aufs Herzlichste und versprach sich fleißige Briefe; aber Beide empfanden doch, als sie einander aus dem Gesichte verloren hatten, daß es ihnen wie eine Last vom Herzen gefallen sei. Der Eine fühlte sich einer lauteren Lebensführung wiedergegeben, die das Element seiner Familie war; der Andere sah nun für gewisse Liebeshändel, bei denen ihn nur die Bereitwilligkeit der betreffenden Damen entschuldigte, freiere Bahn vor sich.

Das Versprechen fleißigen Briefwechsels wurde gleichwohl von beiden Theilen ein Jahr lang gehalten; doch führte dasselbe nicht zu jenem Austausch von Lebensfrüchten, den Helianth von seinem Freunde verlangte, und der ihm angemessen erschien bei jungen Männern, die nach mehrjähriger akademischer Erholung ihre Arbeit dem Vaterlande widmen wollten. Die Berichte über Studien und deren Ergebnisse füllten nur einen geringen Theil der Briefe von Berlin; der größere war in Anspruch genommen von einer buntscheckigen Schilderung des erotischen Lebens in der Hauptstadt, und oft pulsirte in diesen Ergüssen einer glühenden Seele eine fast dämonische Lüsternheit. Helianth sah einen Geist von bedeutenden Anlagen allmählich durch Genußsucht getrübt, ein Gemüth, das früher für Gutes nicht unempfänglich war, durch Sinnlichkeit verflacht, einen Charakter, der den Jüngling bereits ausgezeichnet, durch Zügellosigkeit verwildert und dadurch schneller Erschlaffung verfallen. Er sah, wie ein Mensch, in einem Punkte von der Leidenschaft beherrscht, sich in allen Theilen selbst vernichtet.

Helianth trug kein Bedenken, ja er hielt es für seine Pflicht, dem Freunde seine Selbstzerstörung vorzuwerfen, zuletzt sogar seine mitwissende Theilnahme abzulehnen. Er machte mehr als eine herbe Bemerkung über des Grafen Stellung in der Frauenwelt und über den Vorzug, der ihm hier seines Ranges und Vermögens wegen zufiel. Aber weit entfernt, sich durch solche Vorstellungen verletzt zu fühlen, erwiderte der leichtlebige Graf sie vielmehr mit anmuthiger Neckerei und vermaß sich, den Tugendhelden, hätte er ihn nur für sechs Wochen im Kreise seiner Berliner Schönen, mit Kopf und Herz für seine Praxis zu gewinnen.

„Nie und nimmer!“ antwortete ihm Helianth. „Der Einfluß der Frauen in meiner Umgebung ist seit Jahren so wirksam gewesen, daß ich nur auf kurze Zeit, und stets mit bitterer Reue, den Grundsätzen, die mich leiteten, untreu werden konnte, und daß ich schnell zu ihnen zurückkehren mußte, sobald ich wieder in die Nähe derer kam, denen ich sie verdanke. Wer unter seinem Dache nur ehrbare Frauen sieht, kann sich auch draußen gegen die Frauen nicht anders als ehrbar verhalten.“

Dieser Brief war der erste, welcher den Grafen für einige Minuten verstimmte. Denn so oft er im Tone der Unfehlbarkeit, sowie unter allgemeinem Beifall der Kameraden vom Regiment, seine Ueberzeugung verkünden mochte, die Frauen im Allgemeinen wären der Achtung nicht werth, die man ihnen in der besseren Gesellschaft entgegenbrächte — seine Mutter und die Comtessen wollte er, wie alle Herrn Kameraden, doch von der Regel ausnehmen.

In dem nächsten Briefe an Helianth kam dieser Gedanke in einigen etwas gereizten Worten zum Vorschein. Er hätte zwar auch eine ehrwürdige Mutter, schrieb er, und ehrbare Schwestern, aber unter Nymphen den Joseph zu spielen, hätten sie ihn nicht gelehrt. Er wäre begierig, die ausbündigen Tugenden zu erproben, welche sich so im Namen ihres ganzen Geschlechtes auf die Höhe stellten, und gedenke dereinst, seine etwas durchlöcherte Ehrbarkeit mit dem Spinngewebe frauenhafter Zucht auszubessern.

Auf diese Unhöflichkeit hatte Adelburg kein Wort der Erwiderung. Er ließ sich vielmehr durch einen zweiten Brief, der im Rausche eines neuen Liebeshandels geschrieben war, um Antwort mahnen und vermied im Verlauf eines immer spärlicheren und verdrossseneren Briefwechsels Alles, was einem Wunsche des Wiedersehens oder gar einer Einladung nach Wien ähnlich gesehen hätte.

So vergingen vier Jahre. Der Graf hatte sich in Frankreich durch Tapferkeit ausgezeichnet, und war überladen mit deutschen Ehrenzeichen und wälschen Liebestriumphen, zurückgekehrt, während Adelburg, obschon vorläufig gleichfalls Reiteroffizier, sich in der schönen Stille des elterlichen Landhauses und im Verkehr mit guten Geistern seines Vaterlandes für die Stellung vorbereitete, die ihm von seiner Regierung bestimmt war. Seine akademische Freundschaft, mit dem Vorsatze lebenslanger Treue geschlossen, erschien ihm nur noch wie eine Frühlingsblume, von der man im steigenden Sommer Duft und Dauer nicht mehr verlangen dürfe. —

So war denn Helianth nicht zum Angenehmsten überrascht, als an einem frischen Herbstmorgen Graf Alexander sich melden ließ. Bis derselbe eintrat, war eben noch Zeit, so viel Selbstbeherrschung zu sammeln, daß die Begrüßung einigermaßen der Unbefangenheit entsprach, mit welcher der rothwangige Graf dem Freunde gegenüber trat. Jener blickte so frisch, heiter und lebenskräftig drein, daß Helianth in lebhafter Erinnerung an Bonn und Heidelberg seinen Händedruck wärmer abgab, als er kurz zuvor für angemessen erachtet; auch widerstand er der Ungeduld des Grafen, wodurch dieser zwischen Sessel und Fenster hin und her getrieben wurde, nur kurze Zeit. Man bestellte Pferde zu einem Ritt in den Prater, man tummelte sich nach Herzenslust; aber Helianth vermied den Weg nach dem elterlichen Hause, und als die Lustbarkeit vorüber war, bewirthete er den Grafen in einem Gasthof, statt ihn, wie derselbe erwartete, seiner Familie zuzuführen. Der Graf fragte nach ihr, als sie beim Weine saßen.

„Es hat sich nichts verändert“, antwortete Helianth. „Mein Vater sowohl wie meine Mutter sind zu jenen Jahren gelangt, da man zur Rückschau stille steht und im

ausruhenden Nachgefühl wohl angewandter Kräfte eine Zeitlang beharrt, bis man schleuniger zum Ende eilt."

„Du sprichst wie ein Greis", lachte Graf Alexander. „Ein alter Oberst, der nach einem halben Dutzend rühmlicher Gefechte zur Ruhe gesetzt wäre, könnte nicht so viel Weisheit im Munde führen. Schäme Dich, in Deinen Jahren so viel melancholischen Ernst in Deinen Wein zu mischen."

„Dieser Ernst stimmt zu mir, so jung ich bin, besser als Du glaubst. Seit früher Jugend bin ich von dem Gefühle beherrscht worden, daß ich bald am Ziele stehen werde, und wenn ich mich in akademischer Zeit dem Einflusse deiner Lebenslust hingab, so geschah es nicht zu geringem Theil aus dem Antriebe, den Genuß eines Menschenlebens in eine geringere Spanne Zeit zusammen zu drängen, als den Menschen sonst wohl zugemessen ist. So fühle ich mich eben so oft zum Rückblicke genöthigt, wie irgend ein alter Mann, der ein reiches Leben hinter sich hat."

„Grillen!" rief der Graf: „Mönchische Hirnkongestionen! Das hast Du von Deiner Enthaltsamkeit gegenüber den Weibern. Wir Männer dürfen über unsern höheren Bestrebungen nicht vergessen, daß die Menschheit zwei Geschlechter hat; das rächt sich sonst an unsren Geisteskräften und an unsrer Arbeit. Diesem Grundsatze huldigte ich früher vielleicht etwas zu sehr, ich will es einmal zugeben. Seitdem habe ich Manches erlebt, Entsetzliches, Haarsträubendes, was Einem das heiße Blut gefrieren macht, und wieder Großartiges, Weltgeschichtliches, was Einen über Tändelei hinausbringt und zum Ernste stimmt. Ich bin in manchem Stück vernünftiger geworden, seit ich bei großen Ereignissen mitgewirkt. Ich habe einsehen gelernt, daß man in der Welt zu etwas mehr da ist, als sich zu bilden oder zu genießen, was manchmal auf Eins heraus kommt. In einem Punkte aber bin ich derselbe geblieben: meine Wehrlosigkeit gegen hübsche Frauen hat alle Schrecken, Anstrengungen, Entbehrungen und Blutverluste überdauert, und da ich sonst leidlich charakterfest bin, so vermag ich hier nur das Walten elementarer Kräfte zu sehen, gegen die keine Schule der Vernunft oder des Lebens wirkt, und wider die sich Niemand ungestraft auflehnt."

„Wenn wir das Element in uns als Rechtfertigung nehmen dürften," erwiderte Helianth, „nun so wären alle Gesetztafeln und Gesetzbücher in der Gesellschaft, alle Sitte und Uebereinkunft schleunigst zu kassiren. Dann aber wäre es mit dem Erschaffen und Auferbauen in der Menschheit zu Ende, und die elementaren Kräfte in uns wären so viel werth, wie Wasser und Feuer im Chaos. Nur aus ihrer Eindämmung entstehen Schranken, aus ihrer Beherrschung Gesetze, aus ihrer maßvollen Verwerthung Sakramente."

„Hab' ichs nicht gedacht, Du wirst darauf hinaus kommen! Du machst es wie ein Mädchen, das in den ersten Stunden nach Beginn eines Abenteuers schüchtern an den Katechismus erinnert. Mir ist, als hörte ich die Schwester statt des Bruders. Du hast mir früher von ihr erzählt."

„Ich habe jetzt nichts hinzuzufügen" — so suchte Helianth abzubrechen.

„Ich muß diese Frauen kennen lernen!" rief der Graf, „die Deine Jugendkraft so im Bann halten, daß Du ihnen zu Ehren jedes Kammermädchen der Aphrodite wie eine Priesterin der Vesta behandeln willst. Aufrichtig, ich sehe darin nicht viel Verdienstliches. Einst auf dem Heidelberger Schloß, als Du, die Wangen vom Wein erfrischt, der hübschen Schließerin die Hand drücktest und ihr gewisse Geheimnisse des hereinsinkenden Abends zuflüstertest, da gefielst Du mir besser, als heute mit deiner hektischen Ehestandsmoral.

Ich will nicht sagen, ich wäre ein abgesagter Feind des Ehestandes. Ich sehe nie zwölf Mädchen beisammen, ohne zu wünschen, eine Dreizehnte möchte die nothwendigen Eigenschaften zu meiner Gemahlin besitzen. Bisweilen ergreift mich sogar mitten im Verkehr mit Regimentstöchtern und Regierungsdamen etwas wie Ermüdung und Widerwille, als bedürfte ich endlich einer andern Art von Frauen, um wieder Lust am Leben und Berufe zu empfangen, und wer weiß, ob ich nicht zu Deiner Anschauung bekehrt werde, sollte ich Eine finden, bei der mir jene Anwandlung von Ueberdruß nach vierundzwanzig Stunden der Bekanntschaft ausbleibt."

Die Beziehung der letzten Worte auf Helianth's Schwester war unverkennbar. Der Antrieb des Grafen zu seinem Besuch in der österreichischen Hauptstadt war weniger der Genuß ihrer Freuden oder das Wiedersehen eines Freundes gewesen, dessen Bestimmung für einen diplomatischen Posten im Orient ihm bekannt war, als vielmehr der lange genährte und nur in der Zerstreuung des Berliner Lebens zurückgestellte Wunsch, eine Wiener Edeldame kennen zu lernen, deren Vorzüge, nach ihres Bruders Briefen zu urtheilen, ganz besonderer Art sein mußten. — War es lediglich Neugier oder innewohnende Sehnsucht nach dem Besseren, was ihn trieb? — Er hatte sich das wohl nicht klar gemacht. Am wahrscheinlichsten war es die Laune, einem seltenen Abenteuer eben so willenlos und ohne Selbstüberwachung entgegen zu gehen, wie bisher täglich einem gewöhnlichen.

Helianth erkannte, was eine ehrbare Familie von einem so beweglichen Herzen zu erwarten hätte, und welche Rolle ein solcher Charakter in einem Hause spielen müsse, das sich bisher von zwangloser Leichtlebigkeit fern gehalten. Bei ihm, dem ehrfurchtsvollen Sohne und sorgsamen Bruder, stand fest, daß er den unzüchtigen Mann, mußte er ihn schon als früheren Freund neben sich leiden, den Frauen seines Hauses nicht vor Augen führen durfte. Er gelobte sich, ihn so schonend als möglich fern zu halten. Er lud ihn zwar wiederholt nach seiner Wohnung in der Stadt und gab ihm zu Ehren kleine Mahlzeiten; ihn aber in das Landhaus der Familie einzuladen, vermied er unter verschiedenen Vorwänden, die bei der Offenheit von Helianth's Charakter seine Verlegenheit bald verriethen. Auch dem Pförtner des Hauses, einem weißhaarigen, anhänglichen Diener, war eingeschärft, den blonden Herrn nicht vorzulassen, welcher sich als Alexander Graf D. vorstellen würde, und so mußte dieser zweimal von der Schwelle des Hauses aus Gründen umkehren, welche der greise Pförtner zu erfinden geschickter als sein junger Herr war.

Dieser Umstand bekräftigte den Eindruck der Absichtlichkeit, mit welcher Helianth den Grafen von den Heiligthümern seines Hauses fernhielt, und wenn die Verbindlichkeit der Formen, unter denen man sich gegen den Grafen abschloß, diesem Zurückhaltung auferlegte, so empfand doch er sowohl wie sein Freund bei der zunehmenden Schwüle ihres Verkehrs, daß elektrische Ausbrüche bevorständen.

Der Graf hatte Lebensart genug, eine förmliche Erklärung, und damit die Aufwallungen zu vermeiden, die eine solche nach sich ziehen mußte. Er dachte daran, das Feld zu räumen und zögerte nur, um sich nicht das Ansehen eines schnell Geschlagenen zu geben. Andrerseits stachelte das Hinderniß, das so seltsam auf der Schwelle des Landhauses lag, seine Begier, sich den unnahbaren Frauen dennoch zu nähern und zu erproben, ob deren priesterliche Absonderung vom Weltgebrauch das Ergebniß eigener Würde, oder vom Willen asketischer Männer auferlegt sei. —

Nicht immer war der steuerlose Wille des jungen Kavaliers in der mannhaften

Fassung, seinen unruhigen Wünschen Nahrung zu versagen. Das bessere Selbst drang nur auf Minuten durch und hielt vor einem lustigen Gelage, einem muthwilligen Gespräche oder einem lockeren Buche nicht Stand.

Vereinigte Wirkung dieser drei Bildungsmächte war es, die an einem mondhellen Oktoberabend ihn aus seinem Gasthofe nach Villa Adelburg zog. Lange umflogen seine Blicke das schimmernde Dach und suchten aus den Schatten, die an den Vorhängen der Fenster vorüberzogen, Persönlichkeiten zu gestalten. Er versuchte den Eingang zum Vorgarten und zog sich erschrocken zurück, als der Druck an der Klinke eine Glocke im Innern des Hauses weckte; und was er sonst nie erfahren: das Herz schlug ihm, weil er, der überall eifrig aufgenommene Kavalier, der Held und Sieger in mehr als einem Boudoir, von diesem Hause wie von dem Tempel einer Gottheit flüchtig werden mußte, zu deren Verehrung es ihm an Reinheit gebrach.

Er gewann einen Weg zwischen Gärten fort und gelangte gegenüber an ein Gitter, in welchem sein Ortssinn ihm die Gartenpforte zum Hause Adelburg verrieth. Sie gab dem Drucke geräuschlos nach, und kein Laut im Innern des Hauses entsprach dem leisen Dröhnen, mit welchem sie hinter dem Entretenden ins Schloß fiel.

Am Boden schimmerte im Mondlicht welkes, nasses Ahornlaub, und als der Graf mit Vorsicht, als hätte man das Rascheln im Hause vernehmen können, einige Schritte zurückgelegt hatte, zeigten sich hinter halbkahlen Gesträuchen Säulen und Giebel des Hauses, das nach dem Garten zu reicher als nach der Straße ausgebaut war. Die Fenster dunkelten im Schatten der Säulen; sie verriethen hier noch weniger als drüben, und mißmuthig schritt der Graf in einem Bogen durch zerstörte Blumenbeete am Fuße der Terasse, um alsbald wieder nach der Gartenpforte umzukehren.

Da klirrte eine Thür hinter den Säulen, und mit schnellen Schritten trat jemand die Stufen hinab bis an den Rand der Terasse vor. Der Graf sah nur flüchtig über die Schulter zurück und gewahrte einen weißschimmernden Kopf, der verschwunden war, als die Büsche schnell darauf seinen Blick wieder frei ließen. Abermals klopfte dem stolzen Manne das Herz, und energischer arbeitete in ihm der Ingrimm, daß er hier nur den Späher, und beim geringsten Geräusch den Flüchtling spielen dürfe.

Mit beschleunigtem Schritt, als käme Einer hinter ihm her, suchte er den Rückzug zu gewinnen und vergaß den Säbel anzuheben, der nun bei jedem Schritte klirrend durch das herbstliche Laub hüpfte. Schnell stand er vor dem Gitter; aber dieses wich dem ersten Drucke nicht. Er rüttelte heftiger, denn er glaubte Tritte hinter sich zu hören, und eben als er die Pforte mit kräftigem Ruck geöffnet, trat Helianth im weißen Reitermantel wenige Schritte fern aus dem Schatten.

Nun vermochte Graf Alexander die Rolle des Flüchtigen nicht durchzuführen und blieb, seinen Freund erwartend, hinter dem Gitter stehen. Auch Helianth unterbrach unschlüssig seinen Schritt, und die beiden Frennde standen sich, noch durch das Gitter getrennt, einige Sekunden lang schweigend gegenüber.

„Du bist Schuld, Adelburg," nahm der Graf nun das Wort, „daß ich keinen Besuch in Deinem Hause wage, sondern wie ein Dieb umhertappe."

Helianth öffnete die Pforte und trat hinaus. Gereizt durch diesen abendlichen Schleichweg verlor er die gleichmüthige Milde, die ihn sonst vor Zwist bewahrte. „Ich bedaure freilich," erwiderte er in festem Tone, „daß ich jenes Haus Deiner Leichtlebigkeit verschließen mußte."

Der Graf brauste auf. Er ließ seinem Zorne freien Zügel, da es bequem war, das Bewußtsein dieser peinlichen Lage hinter gewaltsamer Gemüthsbewegung zu verbergen. „Sie beleidigen mich tödtlich, Herr von Adelburg!“ rief er, „und ich ersuche Sie, mich morgen früh wissen zu lassen, welche Genugthuung Sie mir geben werden.“ — Damit salutirte er, wie um sich zu entfernen.

„Wie Sie wollen“, erwiderte Helianth mit wachsendem Unmuth. „Sie wissen zwar, wie ich über solche Säbelfertigkeit denke; indessen gebe ich dem Vorurtheile unsres Standes nach, wenn Sie mir die lächerlichen Formen erlassen wollen.“

„Nun so wäre ja dies das Beste!“ stieß der Graf zwischen den Zähnen hervor, hatte die Klinge bereits aus der Scheide und wog sie vor sich. Helianth warf den Mantel zurück und hielt die Hand an der Waffe. „Ist das Ernst?“ fragte er. „Wollen wir den Bubenkünsten unsrer Lehrlingsjahre auch noch als Männer die Entscheidung überlassen?“

Der Graf hörte nichts mehr. „Sie haben mich auf den Tod beleidigt!“ so überschrie er die Worte seines Gegners: „Und sind Sie nicht geneigt zu förmlicher Genugthuung, so verlange ich sie so formlos, wie Sie mir gegenüber sich neuerdings gezeigt haben.“

Bereits hatte er die kampfgerechte Stellung angenommen, und auch Helianth's Waffe blinkte im Mondlicht. Zischend und klirrend kreuzten sich die feinen Klingen eine Minute lang: Da hielt Helianth inne, tastete um sich, während der Säbel sank, athmete hastig und fiel ächzend in das herbstliche Riedgras.

Der Graf genoß einen Augenblick der Genugthuung. Dann sich mit einiger Anstrengung des Willens beruhigend, stieß er den Säbel an seinen Ort, beugte sich zu dem Freunde, und als er dessen Blut in breitem Rinnsale aus der Schläfe rieseln sah, war es ihm, als bräche ihm das eigene Blut aus dem Herzen. Er kniete nieder, und eben so beengt athmend wie der blutende Freund, suchte er das entfließende Leben zurück zu dämmen.

„Wie ist Dir zu Muthe?“ fragte er. „Es wird doch nicht schlimm werden?“

„Ich weiß nicht“, antwortete Helianth, „es wird mir leichter.“

„Es wäre ja entsetzlich, wenn Du an solcher Dummheit drauf gehen solltest!“ murmelte Graf Alexander, indem er seine Bemühungen fortsetzte. Aber er sah bald, daß die Wunde zu bedeutend war, um sie mit unkundiger Hand zu beruhigen, und daß jede Verzögerung die Gefahr vermehrte. „Ich muß Dich ins Haus bringen“, sagte er. „Du hast für die wenigen Schritte doch wohl Kraft?“

„Ich denke“, hauchte Helianth und stemmte sich auf den einen Arm. Der Graf half ihm und trug den Freund durch das Gitter und den Park bis zum Blumengarten zurück. „Halt einmal!“ sagte Helianth hier leise und ließ sich auf eine Bank nieder. „Du darfst nicht in das Haus.“

Graf Alexander wußte nicht, ob Helianth mit diesen Worten seine Beleidigung erneuern oder ihn schonen wollte. Aber auch für den ersten Fall hatte er zum Zorne keine Kraft mehr und dachte nur an die Erhaltung des kostbaren Lebens, das auf dem blassen Antlitz des Freundes bereits mit dem Tode zu kämpfen schien. „Nimm Vernunft an“, redete er ihm zu. „Die Nachtluft ist Gift für Deine Wunde. Du bist allein zu schwach, und ich wäre ein Elender, wenn mir um den Preis Deines Lebens die Entrüstung zu viel wäre, mit der mich die Deinen empfangen könnten.“

„Nein, Du darfst nicht in das Haus“, wiederholte ungeduldig der Verwundete,

während sein Blut reichlicher über den weißen Mantel rann. „Du magst mich bis zur Thür bringen; weiter nicht. Man darf Dich nicht sehen; mein Vater würde Dich unversöhnlich verfolgen.“

„Sein Groll dauert hoffentlich nur so lange wie Deine Wunde. Um Gotteswillen! Du fühlst Dich doch nicht gefährlich verletzt?“

„Das Sprechen wird mir schwer. Ich muß freilich ins Haus. Sollte das Bewußtsein mich verlassen, so legst Du mich auf die Schwelle. Versprich mir. Du kannst allenfalls klopfen, dann gehst Du. Versprich mir bei Deiner Ehre, Dich nicht zu zeigen — Dich nicht als Den zu nennen, der dies gethan hat —“

Er wollte weiter sprechen; aber das Wort versagte ihm. Nur die Hand streckte er dem Freunde entgegen, und dieser mußte sie ergreifen, um ihn zu beruhigen. Nach kurzem Verweilen half er ihm dann wieder auf und geleitete ihn durch die Blumenbeete, die Terasse hinan, die Marmorstufen hinauf. Aengstlich tastete Helianth nach der nächsten Säule und sank auf ihren Sockel. Der Graf ersah hieraus die wachsende Gefahr und schlug mit voller Faust die Pforte, daß es durchs Haus scholl.

„Schnell fort!“ flüsterte Helianth ungeduldiger, und als der Graf zögerte, erhob er sich mit dem Reste seiner Kraft, ließ sich an die Säule lehnen und sagte: „Wenn Du mich wenigstens ruhig sterben lassen willst, so thu mir die Liebe und geh für immer.“

Dieses Wort grub sich dem Grafen tief in die Brust. Aber er konnte dem Willen des Todwunden nicht entgegen handeln, wie schwer es auch wurde, ihm den Rücken zu kehren. Als nun im Innern des Hauses Thüren gingen, und Helianth sich immer ängstlicher geberdete, drückte er mit hastigem Lebewohl des Freundes Hand und eilte zu den nächsten Büschen hinab. Von hier aus sah er die Thür sich öffnen und eine dunkle Gestalt aus dem Lichtscheine hervortreten, welche einen Schreckensruf ausstieß, als Helianth auf sie zuwankte. Dann geleitete seine Phantasie den Freund über den Flur nach irgend einer dunklen Stiege, nach irgend einem Gemach, und wartete zitternd ab, bis überall an den Fenstern Lichter auftauchten und hastig wanderten, dunkle Gestalten hinter ihnen her. Erst als eine Seitenthür geöffnet wurde, und die Schritte eines schwergestiefelten Dieners sich nach der Straße hin verloren hatten, da bewegte er sich hinter dem Busch, über welchen sein starrendes Haupt hinwegragte, und verließ den Garten.

In der mondbeglänzten Nässe des Riedgrases war ein Platz, der nicht glänzte: da war der Thau von den niedergetretenen Gräsern gestreift. Der Graf warf einen scheuen Blick dahin und eilte vorüber. Ihm wars, als läge dort noch Helianth im weißen, blutbefleckten Mantel und streckte den Arm hinter ihm her. Schaudernd suchte er die belebtere Straße und wandelte vor dem Hause, bis ein Arzt vorfuhr. Der brachte wohl eine Stunde lang im Hause zu; Graf Alexander wich nicht von der Mauerecke am Vorgarten. Der alte Pförtner begleitete endlich den Arzt zu seinem Wagen.

„Es kann kein Andrer gewesen sein, als der Offizier, den ich im Garten sah“ — so hörte der Graf den Alten berichten. „Es war eine dunkle Uniform; das Regiment konnt' ich nicht erkennen. Ich erzählte meinem jungen Herrn davon, der eben seinen Mantel nahm, um nach Hause zu gehen, und da ist er dann statt nach der Straße zu seinem Unglück in den Garten hinausgegangen, um den Kameraden aufzusuchen.“

„Es liegt hier ein Zweikampf vor, nichts Andres“, antwortete der Arzt, „ein Zweikampf, der freilich unter ungewöhnlichen Umständen stattgefunden hat. Der Hieb rührt von einer feinen Säbelklinge her, und die Spur des Thäters, falls dieser sich verbergen

will, wird schwer zu finden sein; es sei denn, der Verwundete nennt ihn. Aber darum handelt es sich für mich vorläufig nicht. Vor Allem gilt es, das Leben des jungen Mannes zu erhalten."

„Der Herr Professor glauben im Ernste, daß er zu retten ist?"

„Was die Kunst vermag, wird geschehen" — so brach der Arzt ab und warf sich in den Wagen, der schnell davon fuhr. Als der alte Pförtner die Thür des Hauses hinter sich schloß, verließ der Graf sein Versteck und suchte sein schlafloses Lager.

* * *

Der Unfall des glänzenden Kavaliers machte in den Kreisen seines Berufs und seiner Bekanntschaft, sowie in der Presse viel Aufsehen. Man besprach freilich nicht die ungewöhnliche Erscheinung, daß die elementaren Kräfte hier in der besten Gesellschaft sich allem Gesetze zum Trotz Bahn gebrochen hatten, sondern man fand nur die unerhörte Form anstößig. Zu einem regelrechten und kavaliermäßigen Zweikampfe schienen die Haupterfordernisse zu mangeln: Ehrenrath, Sekundanten, abgesteckte Mensur und einiges Andre, was zusammengenommen einen gewöhnlichen Mordanfall zu einem vorschriftsmäßigen Duell veredeln konnte. Man gefiel sich in Muthmaßungen, wer der formlosen That zu bezichtigen wäre, und empfand die Qual getäuschter Erwartung, als das Verhör des Sterbenden fruchtlos ausfiel.

Weder die Familie noch die Behörden durften zu stürmisch in Helianth dringen; der Arzt verordnete, dem durch Blutverlust Geschwächten Ruhe zu gönnen. Er verschwieg, daß es seiner Kunst mißlungen war, eine durchhauene Ader zu vereinigen, und daß er mit den angelegten Verbänden nur seiner Pflicht genügt hatte, jeden Funken Leben, wo er ihn traf, möglichst lange zur Verfügung der Natur zu erhalten. So geschah es, daß man schon im Laufe des folgenden Abends durch die Nachricht von dem Hinscheiden des vielbewunderten jungen Mannes überrascht wurde. —

Graf Alexander hatte und verlangte keine ruhige Stunde. Die Morgendämmerung zeigte ihm an der Hand, dem Kleid und der Waffe Spuren von dem Blute des Freundes. Er sprang mit der Angst eines Mörders auf, um diese Zeugen einer unglückseligen That zu entfernen, und unterbrach das traurige Geschäft mit dem Gedanken, wie wenig im Grunde er Entdeckung zu fürchten hatte. Er verschloß seine militärischen Kleider und Abzeichen, legte bürgerliches Gewand an und begann das ruhelose Schweifen, dem er von nun an sollte verfallen sein.

Nach dem Landhause war sein erster Gang; doch konnte er nichts erspähen. Bekannte, die er traf, erzählten ihm das Entsetzliche, und er hörte mit einer Miene zu, aus der man, selbst schmerzlich bestürzt, nur schmerzliche Bestürzung las. Er folgte sogar einer Einladung, die Stätte des Zweikampfes zu besichtigen. Stumpfen Blickes stand er dort und hörte mit innerer Empörung den Muthmaßungen der Andren zu, die sich den Kampf mit vieler Sachkunde auszumalen suchten.

Zugleich empfand der Graf bei dieser Gelegenheit, daß er, um zu seinem bösen Gewissen nicht noch den Selbstvorwurf der Heuchelei zu fügen, die Kreise vermeiden müsse, mit denen Helianth in Beziehung stand. Er mußte sich wie einen Ausgestoßenen behandeln, um nicht stets, wenn von des Freundes Unglück die Rede war, zum Abwenden der Augen und zu gemeinem Versteckspiele verurtheilt zu werden. Auch lag ihm der Gedanke nicht fern, sich durch offenes Bekenntniß und freiwillige Sühne vor sich selber

zu Ehren zu bringen. Dem aber stand der Wunsch des Freundes entgegen, der seinen Mörder verborgen wissen wollte, und es war dem Grafen nicht zweifelhaft, welcher von beiden Pflichten zuvörderst zu genügen wäre. So beschloß er denn, sich und seine That zu verbergen, und jene edleren Antriebe hatten ihn bereits auf seinen Weg gebracht und ihn zur Fortsetzung desselben gezwungen, als in späteren Tagen die kühlere Anschauung Raum gewann und die minder guten, desto mächtigeren Motive der Selbstliebe und Selbsterhaltung hinzufügte.

Sein Entschluß gedieh zur Reife, als ihm am Abende ein vertrauter Freund des Hauses Adelburg, Baron Sigismund, auf einem wiederholten Wege nach dem unglücklichen Hause die Trauerbotschaft entgegen brachte. Er hätte sich durch den Ausbruch seines Schmerzes jedem minder eiligen Boten verrathen; so aber blieb Jedermann um so mehr ahnungslos über des Grafen Schuld, da dessen Mißstimmung gegen Helianth ihrer zarten Natur gemäß niemals offenkundig gewesen war, am wenigsten ein Merkmal der Feindseligkeit hatte blicken lassen.

Den Grafen litt es nicht mehr in Wien. Auf die Gefahr hin, durch seine plötzliche Abreise Verdacht zu erregen, reiste er noch in derselben Nacht ab und gelangte nach kurzem Aufenthalt in Dresden nach Berlin. Seine Kameraden vom Regiment fanden ihn an Aussehen und Stimmung verstört und schrieben diesen Umstand den zahlreicheren Abenteuern zu, mit denen er seinen Aufenthalt in Wien versüßt habe. Sie mußten aber bald bemerken, daß der Herr Kamerad, hatten ihn dergleichen Händel wirklich in Anspruch genommen, aus ihnen nur Ueberdruß geschöpft und den Geschmack für seine Berliner Verbindungen verloren hatte. Ja, was dem eifrigen Soldaten, dem kühnen Reiter sonst am Herzen gelegen, seine Schwadron und seine schönen Rosse, Alles schien ihn mit wachsendem Unmuth zu erfüllen. Seine Vorgesetzten fanden an ihm zu tadeln, seine Freunde warfen ihm vor, daß er außer Dienst häufiger in schwarzem, bürgerlichem Kleide, als in der geschmackvollen Uniform seines Regimentes erschien, daß man ihn über Büchern brütend oder in Gedanken vor sich hinstarrend antraf, und daß er die meisten Genüsse, denen er sich sonst lebensfreudig hingegeben, jetzt unmuthig kostend wegwarf. Kurz, er schien nicht mehr der Offizier, wie er sein muß, und es bedurfte für ihn kaum des wohlgemeinten Rathes, die militärische Laufbahn zu verlassen. Sein Wille wurde durch diesen Sporn nur beschleunigt, und ehe noch der Winter vorbei war, nahm er Abschied von den Kameraden, die in ihm einen trübsinnigen, durch Unmaß oder Liebesgram gemüthskranken Schwächling bemitleideten, und versank tiefer in Einsamkeit.

Eine Zeitlang strich er unstät auf Straßen und Spazierwegen umher. Er verließ sein elegantes Quartier im besten Stadttheile und verbarg sich in einer entfernten Straße, die kaum einen Namen hatte, um den Besuchen neugieriger Freunde zu entgehen. So dauerte es nicht lange, und er hatte keinen Freund mehr. Seine Absonderung vom Verkehr wurde immer schroffer, sein Leben stumm, sein Gemüth reizbar gegen jeden Lärm, ja jedes Gespräch. Zuletzt wagte er sich nicht mehr auf die geräuschvolle Straße oder unter die gestaltenreiche Menge, sondern führte in feierlichen Museen und auf verlassenen Friedhöfen ein freudeloses Dasein.

So trübselig dieses Leben war — die Seele des Mannes reifte darin. Seine Bildung, auf der Hochschule von vornehmen Geistern ausgeströmt, quoll aus dem Schlamme des Genußlebens herauf und ließ ihn die Stellung erkennen, in welche er durch seine blutige That und die Abwendung ihrer Folgen dem Gesetze, dem Staate, der

Gesellschaft gegenüber gerückt war. Klar wurde ihm, warum seine Seele so belastet, sein Wille gehemmt, seine Thatkraft gelähmt war. Nicht nur entsprang das aus der grauenhaften Vorstellung, daß ein schönes, durch Lebenskraft hoffnungsvolles, von den Seinen vergöttertes Menschenbild von seiner Hand zerschlagen und dem Grabesmoder überliefert war; noch aus dem Vorwurf, daß gute Menschen, deren Angesicht zu schauen der Hingeschiedene ihn niemals gewürdigt, durch seine Waffe in trostlose Trauer versenkt waren — fast mehr noch als dies Alles folterte ihn das Bewußtsein, daß er sich, wenn auch nach dem Willen des todten Freundes, aller Vergeltung entzogen und die Welt in dem Glauben gelassen habe, man dürfe ihr Recht aus dem Versteck hervor ungestraft verletzen. Die Majestät des Gesetzes stand mit düsterem Blicke vor ihm, und er erkannte, daß seine verschüchterte, flügellahme Seele, sein böses Gewissen vor Allem in der Straflosigkeit begründet sei, zu der er durch die Verzeihung seines Freundes verurtheilt war. Die Entsagung vom Genusse, sein qualvolles, verstoßenes Leben schienen ihm keine Sühne, weil sie zu seiner Verdüsterung stimmten und wohlthuend auf ihn wirkten, wie auf jedes Geschöpf sein Element. Er meinte erst dann Erleichterung zu finden, wenn er sich dem Rechte freiwillig stellte, und schon der Gedanke daran als an einen mannhaften Schritt gab ihm von dem alten Kraftgefühl einiges wieder.

Aber vor der Sühne keine Erlösung. Ein andrer Gedanke trat hinzu und ließ jeden Entschluß unreif abfallen: der Gedanke an den Willen des todten Freundes. Ueberlieferte er sich dem Gesetze, so kam die Person des Thäters zur Kenntniß der Familie — und konnte dadurch nicht irgend ein Unheil angestiftet werden, das der verwundete Helianth noch mit Anstrengung seiner erlöschenden Lebenskraft abzuwenden bestrebt war? —

Dieser Kampf reifender Entschlüsse mit der Furcht vor ihren Folgen, ein Kampf, ernstlich bis zur Selbstzerstörung in der Brust des Mannes durchgekämpft und in Willenlosigkeit abgeschlossen, riß den Unglücklichen endlich seinem Verhängniß entgegen. Als eine Reihe von ruhelosen Frühlingsnächten seinen Zustand bedenklich verschlimmert hatten, entschloß er sich in einer Stunde äußerster Reizbarkeit und Verblendniß, den Schauplatz seiner That aufzusuchen und sich zum Zeugen, wenn möglich zum Mitdulder alles Unglücks zu machen, das in ihrem Gefolge wäre. Dieser Schritt war der Anfang zu dem vermessenen Gedanken der Selbstsühne, zu der er sich in Ermangelung gesetzlicher Vergeltung für verpflichtet, zuletzt in seinem mit der Weltverlorenheit wachsenden Stolze berechtigt hielt.

* * *

Der neu aufkeimende Plan im Verein mit seiner Erschöpfung beruhigten sein Gemüth. Er legte beinahe die ganze Strecke bis Wien schlafend zurück und war überrascht, als er beim Erwachen die Nähe der österreichischen Hauptstadt gewahr wurde.

Ein Reisegefährte, der ihm gegenüber saß, hatte den Schlafenden mit Theilnahme betrachtet und knüpfte mit dem Erwachenden ein Gespräch an. Er gab sich als einen Bildhauer zu erkennen, der sich bereits durch einige Arbeiten bekannt gemacht und sich von Berlin, wo er seine Studien ergänzt, nach Wien begebe, um einen ehrenvollen Auftrag auszuführen. Es galt ein Denkmal für einen jungen Edelmann, der unter gewissen, bisher nicht aufgeklärten Umständen, wahrscheinlich bei einem Zweikampfe, gefallen war. Der Platz der dunklen That, belegen hinter dem Garten zum Elternhause des Gefallenen, war von dem Vater angekauft und sollte zur Erweiterung des Gartens dienen. Un-

mittelbar über dem Orte, wo das Blut vergossen war, sollte ein kleiner Rundtempel für den Genius des Todes errichtet werden, und mit Herstellung dieses Bildes war der Künstler beauftragt worden.

Der Graf erschrak bei der Erkenntniß, wie er, in seiner Selbstbestimmung entkräftet, zu einem Spielwerk der Dämonen entwürdigt worden, und wie nun diese, tückisch zusammenwirkend, den gewaltsamsten ihrer Helfer, den Zufall, herbeigerufen. Seine qualvolle Theilnahme wuchs, als der Bildhauer, der übrigens durch vollendete Form Ehrerbietung erzwang, ihm erklärte, daß er die Züge des Schlafenden mit Aufmerksamkeit beobachtet habe und zu der Ueberzeugung gelangt sei, er könne kein besseres Modell für seinen Genius finden. „In Ihren Zügen", so äußerte er sich, „liegt ein edler Realismus, wie er meine Arbeiten leitet. An und für sich stofflich, erscheinen sie mir durch ein bedeutsames, dem frischen Leben feindliches Geschick durchgeistigt, und so entsprechen sie meinem Gedanken, das frische Leben mit dem Ausdruck des Todes zu durchweben und einen Genius darzustellen, der im Lebendigen wirksam und Leben vorbereitend, seine eigene Zerstörungsthat zu betrauern scheint."

An diese Worte, welche der Graf ohne Erwiederung ließ, knüpfte der Bildhauer das Anliegen, sein Reisegefährte möchte ihm einige Sitzungen zu dem angegebenen Zwecke bewilligen.

Der Graf war um eine Entscheidung in peinlichster Verlegenheit. Er sah sich durch einen verhängnißvollen Zufall, der durch seine Bedeutsamkeit als Vorsehung erschien, mitten in die Nachwirkungen seiner eignen That, durch eine Zusage vielleicht in ihren vernichtenden Strudel geworfen. Wie leicht konnte er durch die Arbeit des Bildhauers mit jener Familie in Berührung kommen, die er in Trauer versetzt, und von der Helianth ihn so ängstlich fern gehalten! —

Er hatte nicht den Muth zuzusagen, und doch beherrschte ihn der geheimnißvolle Zauber seines verborgenen Schicksals dergestalt, daß er nicht abschlug. Er machte seine Einwilligung von Umständen abhängig, die er näher zu bezeichnen unterließ, sodaß der Künstler nicht den Eindruck einer Ablehnung empfing und bei seinem Vorsatze beharrend, nach der Wohnung des Grafen forschte. Er besuchte ihn schon am folgenden Morgen in seinem Gasthofe und gewann durch diese Regsamkeit seines Willens einen Vortheil über den Grafen, der durch einen nächtlichen Besuch des Hauses Adelburg seine Verzweiflung und seinen Vorsatz der Selbstsühne erneuert hatte. So empfing der Bildhauer seine Zusage unter der Bedingung unverbrüchlichen Geheimnisses.

* * *

Bereits am folgenden Tage begannen die Vorbereitungen zur Arbeit. Der Bildhauer besuchte den Grafen, legte ihm mehrere Entwürfe vor, von denen einer bereits die Billigung der Familie erhalten, und zeichnete dann den Kopf des Grafen, um dessen Züge zu studiren. Sein Gespräch bezog sich dabei, wie natürlich, auf seine Kunst und ihre allmähliche Entwickelung, bis es zwanglos und zufällig auf die Verhältnisse der Familie überging, die das Denkmal bestellt hatte. Der Künstler schien zu den Vertrauten dieser Familie zu gehören; denn er zeigte sich nicht bloß über die Aeußerlichkeiten ihres Hauswesens, sondern über den Geist, von dem es beseelt war, sowie über die Wirkungen des kürzlich erlittenen Unglücks im Wesentlichen unterrichtet.

Der Herr vom Hause, der mit seinem einzigen Sohne den Erben seines Namens,

Vermögens und Familienruhmes verloren hatte, war einst als Reitergeneral nicht ohne Verdienst, sowie als offenherziger Staatsmann auf die Geschichte seines Vaterlands nicht ohne Einfluß gewesen. Zu einer Zeit, als die Charaktere von entschieden deutschem Gepräge unbequem schienen, war er mit Ehren verabschiedet worden und lebte seit der Zeit in weihevoller Muße. Seine militärischen Interessen wichen in dem Maße, als sein Vaterland den Rath von Patrioten bedurfte, staatsmännischer Beschäftigung, die durch manches ergreifende Wort vor den Regierungen, durch manche zündende Schrift vor den Regierten zur Geltung kam und sich in entscheidender Zeit über die Grenzen der Heimat auf das Wohl des gesammten Vaterlandes verbreitete. Solche Bestrebungen fielen um so mehr ins Gewicht, als der alte Ritter, ein wahrer Mann von Adel, durch Studium des geschichtlichen Zusammenhanges und durch Betheiligung an seinen Konsequenzen wohl wußte, was für die Menschheit und das Volk als heilsam erprobt und für deren Fortbildung vorläufig zu empfehlen wäre. Eine Leidenschaft der Ueberzeugung, welche, unterstützt von besonnener Logik und bei wärmstem Eifer maßvoller Beredsamkeit sich leicht zur Herrin der minder begabten Naturen machte, und stets das Recht, an der Spitze zu stehen, absichtslos bewies, sie erklärte allein die Besorgniß, mit welcher die Regierung, festgebannt in Zwiespalt und charakterlose Buntscheckigkeit, eine so werthvolle Kraft von der Mitwirkung ausgeschlossen hatte: — Nicht wider den Wunsch des alten Reiters, weil diesem, wie allen vorzüglichen Geistern, der Wunsch nach Unabhängigkeit, nur durch Pflichtgefühl beschränkt, natürlich war. Zumal während der letzten Tage pries er diese Unabhängigkeit als das letzte für sein Leben noch übrige Labsal. Denn an übelgelohnte Wirksamkeit in einer Zeit gebunden zu sein, da der Kummer um seines Erben Verlust mehr noch als das hereinbrechende Alter seinem Geiste Rast gebot — solch' ein Zwang hätte ihn vollends niedergebeugt. Frei wie er nun war, vermochte er sich der Trauer um seinen Sohn mit aller Seelenkraft hinzugeben; einer Trauer, die nicht in Leiden aufging, sondern sich, der Natur des Greises gemäß, werkthätig, in Stunden der leidenschaftlich aufbäumenden Kraft zum Ingrimm gestaltete. Für ihn gab es keine Stimmungen, nur Gewalten der Seele, keine Zustände, sondern Thätigkeiten, wenig Selbstgenügen, viel mehr Offenbarung im Werke.

So wurde seine Treue zum Kultus, welcher sich die Fortdauer des Vernichteten innerhalb der Schranken menschlichen Vermögens zur Aufgabe schuf. Daher die Eile, mit der bereits das Grabmal auf dem Gottesacker bestellt war, die Ungeduld, Helianth's Tempel vollendet zu sehn, die Sorgfalt, alle Denkmäler seiner unterbrochenen Thätigkeit zu bewahren und in einem weihevollen Raume zu vereinigen; daher aber auch ein fieberhafter Eifer, das Geheimniß, welches noch über dem blutigen Ereigniß waltete, zu durchdringen und dem Mörder seines Sohnes, wie er ihn unbedenklich nannte, auf die Spur zu kommen. Der Gedanke an ihn und seine Straflosigkeit vermochte die hohe, in ihrem Trauerkleide noch ehrwürdigere Gestalt aufs mächtigste zu erschüttern, leider auch die bedeutenden Züge des greisen Hauptes mit maßloser Entrüstung zu verunstalten. Dann verrieth das Zittern des weißen, hochwallenden Haares, wie der Greis in seinen Tiefen bebte, und sein überlautes Wort bewies, daß er keinen andren Wunsch mehr hege, als die Entdeckung des Mörders und die Genugthuung, ihn nach des Gesetzes voller Strenge bestraft zu sehen. —

War der alte Reitergeneral das Musterbild vollendeter Mannheit, die erst gegen das Ende des Lebens durch ein Uebermaß von Schmerz Unmaß lernte, und, überall

sonst Herrin über sich selbst, in einem Punkte die Selbstbeherrschung verlor, so erschien seine Gemahlin, an Kraft und Adel dem Manne ebenbürtig, als ein Bild von tadelloser Würde, welche sich durch wirksamere Kräfte als die der Bildung über den größten Schmerz eines Mutterherzens erhob. Das geschah vermöge einer ihr eigenthümlichen und mit ihr stetig emporgewachsenen Religion, die durch ihre Klarheit über die christliche hinausging, ohne ihre Grundzüge zu verleugnen, und jedes einzelne Geschick in den Zusammenhang einer großen menschheit-umfassenden Entwickelung stellte. Diese religiöse Ueberzeugung war nicht mit philosophischen Stäbchen gestützt, sondern aus einem naturbürtigen Empfinden entwachsen, und wenn die edle Frau sich über den Tod ihres Sohnes mit den Worten tröstete: „Ich bin nicht die erste Mutter, die ihren Sohn verlor" — so dachte sie nicht nur an die eine Schmerzenreiche, deren werthvolles Bild in ihrer Hauskapelle stand, sondern an den Schmerz alles Mütterlichen, das im Weltall die Vernichtung seiner Geburten beklagt.

Diese Anschauungen zeigten die hohe Frau dem weihevollen Blick ihrer Freunde als eine Priesterin, deren Entscheidung bei all' ihrer Einfachheit und Anspruchslosigkeit in schwierigen Conflicten und sittlichen Problemen als Orakel zu befragen wäre. Zumal in ihrer Trauerzeit brachten die Besseren aus dem Bekanntenkreise bei ihr Stunden der Erhebung zu, und schon der Anblick des herrlichen Hauptes, von dessen hellgrauem Haar ein schwarzer Schleier über die große, gelassene Gestalt hinabfiel, erweckte bei den Betrachtern eine Empfindung, die der Andacht nicht ferne stand.

Der Bericht des Künstlers über die beiden ehrwürdigen Alten war von seiner aufrichtigen Verehrung erwärmt; doch schien seine Erregung noch tiefer zu gehen, sobald er auf Veronica zu sprechen kam. Zum ersten Male hörte der Graf Genaueres über die Schwester seines Freundes, deren Bild, von Helianth so eifersüchtig behütet, jenen mit desto kräftigerem Zauber angezogen hatte. Wortreich waren die Mittheilungen des Bildhauers nicht; desto beredter. Jugend und Schönheit des Mädchens zwang den jungen Mann, ihr Aeußeres vor den Eigenschaften ihrer Seele zu rühmen, die er zu erkennen wenig Gelegenheit erhielt; desto sorgfältiger jedoch schien er zu vermeiden, daß man sein Wohlgefallen für ein anderes als künstlerisches auslegen möchte. Er rühmte ihr Verständniß für die Kunst und erklärte, daß sie bei ihrem Urtheil die ihr ein- und angeborene Schönheit als Norm annehmen dürfte, und daß man die Würde des Vaters und die Weihe der Mutter anmuthig verjüngt in ihr wiederfinde. Vollends während der Trauerzeit habe sich in ihr diese Vereinigung des väterlichen und mütterlichen Wesens dargestellt, und sie beginne dadurch ergänzend einzutreten für den Mangel, welcher durch den Tod des Bruders ihren Eltern und dem ganzen Hause fühlbar wäre. —

Graf Alexander wagte die kargen Mittheilungen des Künstlers über Veronica durch Fragen nicht ergiebiger zu machen, aus Furcht, es möchte der Zauber, der ihn zu ihr zog und durch Abenteuer und Gefahr schon lockend genug wirkte, durch die Schilderung ihres Bildes unwiderstehlich werden. Ihn bekümmerte nur, welche Empfindungen sie dem Mörder ihres Bruders, falls sie denselben kennen lernte, entgegen bringen würde, und darüber ließ der Bildhauer seine vorsichtigen Fragen ohne Ergebniß. —

In den ersten zwei Wochen, während durch jene Mittheilungen sich das Bild der Angehörigen Helianth's vervollständigte, wurden die Entwürfe vollendet, welche der Bildhauer vor Beginn seines Werkes den Bestellern vorzuzeigen hatte. Dieselben erhielten Beifall; namentlich erklärte man eine Zeichnung des Kopfes, welche die Züge

des Grafen zu dem vorliegenden Zwecke veredelt wiedergab, ohne doch ihren Realismus zu verwischen, für ein vortreffliches Stück Arbeit. Dem Bildhauer ward es als eine anregende Aufgabe dargestellt, den Ausdruck dieses Antlitzes in dem Marmor zu gleicher Wirkung zu bringen. Besonders war es Veronica, welche den Wunsch äußerte, dieses Gesicht in Marmor wiederzusehen, und der Bildhauer fühlte, daß sie mit der Frage zurückhielt, ob dasselbe dem Ideenreiche oder der Wirklichkeit angehöre. Er verschwieg dem Grafen diese Vermuthung nicht und erweckte in ihm die Empfindung, daß er sich desto sorgfältiger fern halten müsse.

Auch das Eisengerüst für das Modell war unterdessen vollendet, und als der Graf von dem Bildhauer zum ersten Male in dessen Werkstatt berufen ward, fand er ihn bereits bei der demiurgischen Arbeit, aus Thon eine Gestalt zu bilden, die erst mit der Zeit das Gepräge eines Genius annahm. Von nun an wuchs die Theilnahme des Grafen. Er war täglich bei der Arbeit gegenwärtig, wie es der fleißige Künstler, dessen Umgang seiner Einsamkeit allgemach unentbehrlich wurde, von ihm erbat.

Bald wurde klar, daß wer das Muster zu dem Haupte des Genius hergab, ihm auch die Glieder geben müsse; und mehr noch um die gemeinen Modelle von seinem andächtigeren Werke zu entfernen, als um die richtigen Verhältnisse zu gewinnen, veranlaßte der Künstler den Grafen, zum Vorbilde für das Ganze zu dienen. Dieser sah nun mit geheimem Beben das Abbild seiner Gestalt unter Künstlerhänden entstehen, und sagte sich oft, daß dieser Thon, von einem rein empfindenden Künstler beseelt, ein edleres Leben ausstrahle, als die Bildnerin Welt es an seinem lebenden Leibe zu Stande gebracht habe. Mußte er sich doch, wie er da war, die ganze vom Künstler gepriesene und verherrlichte Gestalt sammt ihrer Seele verwerfen, weil sie nur das Bild eines Mörders war. Dagegen sah er sich aus Künstlerhänden als ein Götterbild hervorgehen, das zum Gedächtnisse des Erschlagenen bestehen sollte. Er sah sich in dem Kunstgebilde neu und besser geschaffen, und es gab Augenblicke, da er es als einen Theil der Sühne empfand, so durch geweihte Hand umgebildet zur Dauer, zur Unsterblichkeit dessen beitragen zu dürfen, den er erschlug.

War das keine Sühne, so war es wenigstens vorbereitende Veredlung. Schon durch Reue und Einsamkeit dem gemeinen Genuß entfremdet, jugendlicher Empfänglichkeit für die Wissenschaft zurückgegeben, wenn auch ihre thätige Anwendung fehlte, empfing er durch diese künstlerische Episode seines Lebens neuen Antrieb zur Vertiefung. Andrerseits empfand er wiederum schmerzlich, daß er sich auch hier nur leidend verhielt, und daß der Fluch seiner That so lange auf ihm ruhte, als dieselbe ihm Kraft und Gelegenheit zu freier Wirksamkeit benehmen werde.

Nicht selten besuchte er den Platz, wo Helianth fiel und sein Denkmal stehn sollte. Seit Beginn des Frühjahrs waren hier die Arbeiten fortgesetzt, um eine würdige Umgebung des Tempels herzustellen. Der Raum war in weitem Umkreise mit einer niedrigen Mauer umgeben, auf welcher sich ein kostbares Gitter erhob, während durch Entfernung des alten Gitters die neue Anlage dem Park einverleibt wurde. Hohe Gesträuche ringsum entzogen schon jetzt das Innere des Heiligthums neugierigen Blicken, und als man die Werkstücke zu dem Tempel herbeischaffte, der zur Wohnung für den Genius bestimmt war, verschloß man das Gitter, und Graf Alexander konnte den Platz fortan nur umwandeln, nicht mehr betreten. So blieb er bald gänzlich fern.

Um indessen für das Bedürfniß seines Herzens Ersatz zu haben, gewöhnte er sich,

das Erbbegräbniß der Familie Adelburg auf einem entfernten Gottesacker zu besuchen. Dies geschah nicht ohne genaue Erkundigung, ob und wann Mitglieder der Familie dort anzutreffen wären, und da der Bildhauer durch den Gärtner erfahren hatte, daß die Kränze auf dem Schlußsteine der Gruft häufig erneuert würden, so wählte der Graf zu seinen Besuchen die ungewöhnlichsten Früh- und Abendstunden, um seinem schweren Entschlusse getreu, ein Zusammentreffen zu vermeiden. Er begnügte sich, vor dem einfachen Granithause auf und ab zu wandeln und zeitweise durch die eisernen Arabesken der Pforte zu schauen, bis sein Auge in dem schwachen, bläulichen Lichte, das von oben hereinfiel, die goldenen Buchstaben auf schwarzer Marmorwand gegenüber erkannte. Den Namen Helianth jedoch, so sehr er danach suchte, fand er nicht. —

An einem Abende zu Anfang der Rosenzeit, als ein mächtiges Gewitter die Schwüle verscheucht hatte, traf er kurz vor Sonnenuntergang auf dem Gottesacker ein, als noch rothe Gluth überall auf dem nassen Laube und an dem braunen Karnies des Grabhauses schimmerte.

Er stand auf der Schwelle, mit dem Rücken gegen einen Pfosten gelehnt, in sich versunken, unachtsam auf die Umgebung, zumal er bei der späten Stunde und ungünstigen Witterung vor einer Ueberraschung sicher zu sein glaubte. So überhörte er, wie an der nahen Pforte hinter ihm ein Wagen vorfuhr.

Der Diener half zuerst einem hohen greisen Herrn aus dem Wagen und öffnete ihm die Pforte des Friedhofes, während eine jugendlich schöne Gestalt in Trauerkleidern ohne Hilfe den Wagen verließ, einen Kranz von weißen Rosen vom Rücksitze nahm und dem Alten folgte. Auf dem weichen Boden schritten sie unhörbar hin und standen vor der Thür des Grabhauses, bevor der Graf ihre Annäherung bemerkte.

Man hielt ihn für einen zufälligen Besucher; aber er schrak so sichtbarlich zusammen, daß es dem Fräulein auffiel. Darauf schnell gefaßt, grüßte er verbindlich und zog sich zurück, nicht schnell genug, daß ihm ein seltsam staunender Blick Veronica's entgangen wäre. Er eilte wie betäubt dem Ausgange zu, und als er von hier flüchtig zurücksah, war das trauernde Paar in dem Grabhause verschwunden. —

* * *

An einem der folgenden Tage, als Graf Alexander in des Bildhauers Werkstatt erschien, um das Thonbild zu betrachten, welches nunmehr der Vollendung nahe stand, erfuhr er, daß die junge Freiin von Adelburg Tags zuvor einen Besuch gemacht und im Laufe des Gesprächs geäußert habe, wie ein Mann, den sie zufällig bei dem Erbbegräbniß getroffen, sie so lebhaft an den Genius erinnert habe, daß sie auf die Vermuthung gekommen, er habe diesem zum Modell gedient. Sie habe nicht geringe Lust bezeigt, Genaueres zu erfahren, da sie jedoch des Künstlers ablehnendes Benehmen empfunden, jede Frage unterlassen. Zugleich bat derselbe um Rath, welchen Bescheid er im Falle einer Erkundigung zu geben habe und ob es dem Grafen nicht angenehm wäre, die Bekanntschaft der ausgezeichneten Personen zu machen.

Der Graf bebte in seinem Innern, als er bei diesem Zuspruche des Künstlers sich auf dem Verlangen betraf, solcher Aufforderung zu folgen. Das Bild des herrlichen Mädchens war ihm seit jener Begegnung am Grabhause nicht aus dem Sinn gekommen, und kaum gelang es ihm, den mächtigen Eindruck, den es hinterlassen, zu beschwichtigen. Die Eifersucht des Bruders auf dieses vortreffliche Wesen, das freilich solcher Eifersucht

werth erschien, seine eigne, durch jenes Hinderniß angestachelte Sehnsucht, sie kennen zu lernen, die Schuld, die daraus hervorging, der Vorwurf, über ein Haus, das alle Bedingungen verdienten Glückes in sich schloß, Trauer gebracht zu haben: Alle diese Empfindungen, überdies mit einem Funken der alten Leidenschaft entzündet, stürmten mit neuer Gewalt auf den Unglücklichen ein. Die hochedlen Züge des blondhaarigen Hauptes, der bedeutsame Blick brauner Augen, die in der Ueberraschung lebendiger athmende Lippe erschienen durch die unabläßige Arbeit seiner Phantasie mit verführerischer Deutlichkeit in seinen Träumen und bildeten auch in wachen Stunden gegen seine gewissenhafte Ueberzeugung ein bedenkliches Uebergewicht. Wenn er dem Zureden des Künstlers für jetzt auswich, so geschah das mehr aus der Abneigung, einen Fremden, dem er nur äußerlich zugesellt war, in seines Schicksals Entwickelung als Vermittler eintreten zu lassen, denn aus willenskräftigem Entschlusse, den gefährlichen Regungen seines Herzens die Nahrung zu entziehen. Als im Verfolg der Künstler sein Anerbieten, ihn im Hause Adelburg einzuführen, erneuerte, ließ er sich allmählig so weit gehen, daß er sich halb einverstanden erklärte, und er beschönigte diese Nachgiebigkeit gegen seine Leidenschaft mit jenem Vorsatze der Selbstsühne, welche ihn ja mitten in die Kümmernisse des Trauerhauses führen sollte.

Einmal die Möglichkeit zugestanden, in Verkehr mit der Familie des Freundes zu treten, dessen Mörder er war, mußte das Verlangen wachsen und jeder begünstigende Umstand als Fingerzeig des Schicksals, als unwiderstehliches Verhängniß gelten. Das Verlangen wurde zur Sehnsucht, und dieses zur Begierde, als der Künstler berichtete, wie Veronica von Adelburg in seiner Werkstatt häufiger als jemals erschiene, und daß sie meistens kurze Zeit vor dem Besuche oder nach dem Abschiede des Grafen eintrete.

Welch' ein mißgünstiger Zufall! dachte der Graf. Warum glückt es mir nicht sie zu treffen, ohne daß ich mich darum bemühe? Ist es ein Fingerzeig des Schicksals, sie zu vermeiden, oder der Gelegenheit nachzuspüren? — Und seine Ungeduld wuchs, je häufiger er Veronica verfehlte. Er begann sogar, als die Erinnerung an frühere Liebessiege in ihm auftauchte, sich zu schmeicheln, die häufigen Besuche des Fräuleins in der Werkstatt ständen nicht ganz außer Beziehung zu seiner Person, wenn er freilich auch andrerseits erwog, daß das Thonbild in seiner gegenwärtigen Vollendung für ein kunstverständiges Auge würdig genug häufiger Betrachtung sei, da es ja selbst ihn mit unheimlichem Entzücken erfüllte. Aber der Gedanke, es wäre davon ein lebendiges Urbild vorhanden — mußte er in Veronica nicht um so größeres Verlangen nach der Kenntniß desselben erwecken, als ihre Phantasie durch die flüchtige Begegnung mit diesem Urbilde erregt worden war? —

Der Graf verlor unter solchen Betrachtungen die Kraft des Widerstandes. Fast unwillkürlich berechnete er eines Tages die Zeit, um mit der jungen Freiin zusammen zu treffen, und glaubte schon ihre Stimme zu vernehmen, als er die Thür zur Bildhauerwerkstatt öffnete. Statt der Ersehnten traf er ein junges Mädchen aus der Dienerschaft, welches die Nachricht brachte, daß ihre Herrin mit ihrer Mutter, welche einer Luftveränderung bedürfe, abzureisen im Begriffe sei, und daß der Herr General ihnen bald nachfolgen werde. Sie hofften zur Aufstellung des Denkmals am Todestage Helianth's wieder einzutreffen.

Beim Eintritt des Grafen vollendete das Mädchen schnell ihren Auftrag und entfernte sich. „Veronica will den gipsenen Tod nicht sehen", sagte der Bildhauer. Der

Graf antwortete nicht. Er zürnte sich, daß er die Gelegenheit zu Veronica's Bekanntschaft so lange versäumt und nahm die eben erhaltene Nachricht für Strafe. Zugleich empfand er eine Ermattung, eine Unlust am Leben, die er nur aus dem Scheiden Veronica's zu erklären vermochte.

Der Bildhauer ließ die feuchten Tücher von dem Thonbilde entfernen und äußerte dabei, nun wär' es hohe Zeit, zur Anfertigung des Gipsmodells zu schreiten. Er begann noch in derselben Stunde, indem er dem Genius das Haupt abnehmen ließ. Der Graf stand mit Schaudern, halb abgewandt, dabei, als der feine, in den Händen des Formers fast unsichtbare Draht den Hals des Bildes durchschnitt, und als dann das Haupt, ein Ganzes und doch nur ein Theil, auf einer Platte allein stand. Er entfernte sich, um nicht eher wiederzukehren, als wenn das Bild seine Auferstehung in Marmor feiern werde. Es war ihm zu Muthe, als wäre mit seinem Abbilde er selbst zerstört, und als führe er wie jenes, so lange Veronica fern, ein zerstückeltes Dasein.

Wirklich vermied er während der folgenden Wochen den Bildhauer und seine Werkstatt. Erst als er die Nachricht empfing, daß der Gips vollendet und der Stein punktirt sei, faßte er wieder Muth, das fortschreitende Werk in Augenschein zu nehmen.

Der Künstler kam dem Eintretenden mit Blicken der Befremdung entgegen und äußerte dieselbe, soweit der gute Ton es zuließ. Er fand den Grafen mißfarbig und zusammengesunken; besonders fielen ihm die leeren Blicke auf, mit denen ihn derselbe mitunter ansah, als starrte er in die Luft. Es waren Das unverkennbare Spuren einer Seelenkrankheit, deren Keim dem Bildhauer verborgen blieb.

Die Arbeit rückte schnell vor. Viel Fleiß wurde aufgewandt, das Werk für Mitte Herbst zu beendigen, und nach dem Wunsche der Besteller die Uebergabe des Standbildes für den Todestag Helianth's zu ermöglichen. Der Familie war viel daran gelegen, und Baron Sigismund erschien zu verschiedenen Malen in ihrem Auftrage, um sich von den Fortschritten zu überzeugen. Einmal traf er mit dem Grafen zusammen und äußerte sein Befremden sowohl über die Anwesenheit desselben in der süddeutschen Hauptstadt, wie über die Veränderung, die seit dem letzten Zusammentreffen aus dem lebensfrischen Kavalier einen blassen, welken Kopfhänger gemacht habe. „Sie sehen wirklich kaum aus, als lebten Sie noch," sagte der Baron, „und der Marmor hier, der wieder zu etwas wird, ist besser daran als Sie."

Diese Wendung des Gesprächs führte auf den todten Helianth, über dessen letzte Stunden Graf Alexander, als er mit Sigismund die Werkstatt verließ, Bericht verlangte. Diese Mittheilungen betrafen fast nur die ängstliche Sorge, mit welcher der Sterbende die Entdeckung seines Mörders zu hintertreiben schien, indem er durch heftige Abwehr nicht nur die eigene Familie, sondern selbst die verhörenden Beamten in Sorge versetzte. Man mußte von ihm ablassen, um seinen Zustand durch dringendere Nachforschung nicht zu einem hoffnungslosen zu machen. Besonders neu war es für den Grafen, daß Helianth, während man ihn in Schlaf versunken glaubte, unter Beistand des alten Pförtners, der ihm treuer als selbst dem General anhing, eine Durchsicht seiner Papiere vornahm, Briefe verbrannte und aus seinem Tagebuche eine Menge von Blättern riß. Sigismund setzte hinzu, dieser Umstand wäre um so auffälliger, als die vernichteten Schriftstücke wahrscheinlich auf die Spur des Mörders geleitet hätten.

Unter dergleichen Gesprächen war man in die Nähe des Hauses Adelburg gelangt, und als Alexander nun Abschied nehmen wollte, forderte Sigismund ihn auf, mit ein=

zutreten, da er nur einige Bücher aus der Bibliothek zu wählen und der Dienerschaft deren Nachsendung an die Generalin aufzutragen habe. Es wäre ja für einen genauen Bekannten des Hingeschiedenen auch wohl von Wichtigkeit, die Reliquien desselben, welche von der Familie in einem Helianth-Museum vereinigt wären, in Augenschein zu nehmen.

Graf Alexander glaubte diese Einladung nicht ablehnen zu dürfen. Seine Weigerung konnte auffallen; überdies trug er ja Verlangen, die Stätte kennen zu lernen, wo man um seinetwillen so viel gelitten hatte, und Gefahr für irgendwen, von seiner Person als gleichgültig abgesehen, schien nicht vorhanden. Er schloß sich also dem Hausfreunde an, welcher von dem greisen Pförtner ehrerbietig empfangen wurde.

Sobald Sigismund den Auftrag kundgegeben, der ihm von der Frau Generalin geworden, beeilte sich der Pförtner, die Besucher nach dem Museum zu geleiten. Mit lautloser Feierlichkeit schritt man über die Teppiche der Marmortreppe und an glänzenden Thüren vorbei, hinter denen der Graf in seiner Aufregung Stimmen und Rauschen von Gewändern zu vernehmen glaubte.

Nunmehr trat man in ein Gemach, welches, sobald die Vorhänge zur Seite glitten, in stillem Reichthum zu schimmern begann. Der Blick Alexander's traf sofort auf ein Bild über dem verschlossenen Kamin, das Helianth in der Uniform seines Regiments darstellte und das Lob eines Meisterstücks verdiente. Er blieb betroffen vor diesem Bilde stehen, dessen Auge ihn lebendiger, als im Mondlicht einst des Verwundeten Blick an seine Zusage zu mahnen schien, und von dessen prächtiger Stirn ein Geist leuchtete, den des Malers Pinsel nicht hinzugedichtet, nur wiedergegeben. —

Welche Gedanken, vielleicht aufkeimende Thaten, waren in jenem schönen Gehäuse bewahrt, als der Tod es vernichtete! — Der Graf fühlte sich erschüttert bei der Erwägung, welchen Verlust er nicht nur diesem Hause, sondern diesem Staate, vielleicht der Menschheit bereitet, und hätte er sich bei seiner Betrachtung nicht von Sigismund abgewendet, das Erbleichen und Zucken seines Antlitzes wäre diesem sehr fragwürdig erschienen. —

Der Pförtner hatte unterdessen auch die Vorhänge im Museum beseitigt und dessen Reichthum dem sinkenden Tageslicht eröffnet. Er zog sich dann in das Vorzimmer zurück und ließ die beiden Herren allein. Graf Alexander durchwanderte tiefinnerlich zitternd den feierlichen Saal und die wohlgeordneten Sammlungen, während Sigismund sich nebenan in der Bibliothek aufhielt.

Helianth's Reliquien waren nach den Abschnitten seines Lebens geordnet. Sie begannen links am Eingange mit einer Auswahl von werthvolleren Spielsachen in reich ausgestatteten Glasschränken und schlossen rechts an der Fensterwand mit der Waffe und den Handschuhen, die er an seinem letzten Tage trug. In der Reihenfolge fehlten nicht die ersten Schuhe, die erste Feder, die ersten unbeholfenen Versuche in der Zeichnenkunst. Zahlreich waren an der Wand gegenüber die Andenken aus der Zeit der Hochschule, und der Graf fand seinen Namen auf manchem hübschen Trinkgefäß, auf mancher werthvollen Waffe, die er dem Freunde nach akademischem Brauche gewidmet. Ueberall traf das Auge auf Erzeugnisse kunstliebender Thätigkeit, hübsche Drechslerarbeit, kleine Modelle, Zeichnungen und Gemälde, an sich von geringem Kunstwerth, doch Zeugnisse von der allmählichen Entwickelung des verloschenen Geistes. Dieser liebte seine geistige Arbeit stets mit der Arbeit der Hand zu gesellen und schuf so überall für sein Urtheil sachlichen Grund, also jene Gediegenheit und Berechtigung, welche die Bekannten des aufstrebenden Jünglings diesem zugestanden. Die Sorgfalt des Familiensinnes hatte kaum ein Stück

verschleudert, an welchem das Walten und Weben der jugendlichen Seele und des reifenden Geistes sichtbar werden konnte, und der allmähliche Fortschritt vom unsicheren Tasten nach dem Guten und Schönen zum bewußten Festhalten des Errungenen wurde deutlicher durch die Bildnisse des Kindes, des Knaben, des Hochschülers, die in jedem Lustrum durch Meisterhand gefertigt, zwischen Gruppen von Waffen, Jagdgeräthen und musikalischen Werkzeugen an den Wänden hingen. Hier stellten sich die Züge des Verstorbenen dar, von der kindlichen Verschwommenheit allmählich entschiedener durchgebildet bis zu mannhafter Schärfe, und blickte Graf Alexander nach dem Bilde des vollendeten Mannes zurück, welches am Kamin des Vorzimmers auf seine Verlassenschaft und seinen Mörder hineinsah, so wurde klar, was für ein Mann in dem Augenblicke vernichtet worden war, als er der Welt in selbständiger Wirksamkeit angehören sollte.

Des Grafen Aufregung wuchs mit jedem Schritt von Schrein zu Schreine, von Bild zu Bilde, und die fieberhaften Phantasien, mit denen sein Gemüth seit Veronica's Abreise auch in wachen Stunden geängstigt war, gestalteten sich immer sichtbarer. Er glaubte Helianth hier bei dem Piano in der Mitte des Saales, dort in der fernsten Ecke an seinem Schreibepult hinter der grünverschleierten Lampe zu gewahren, die einstmals mitternächtiger Gespräche Zeugin war. Er wandte sein Auge gegen das Licht des Westens, wohin die Fenster hinaussahen; er senkte die Lider und preßte die Hand darauf — vergeblich! Das Bild des Erschlagenen stand vor ihm, und mit Entsetzen ward er inne, dies wäre eine Form von Gemüthskrankheit, die ihn zum Wahnsinn treiben könnte. Angst ergriff ihn, die er nicht zu bemeistern vermochte. Hastig, so daß Sigismund erschrak, trat er in die Bibliothek und trieb mit gepreßter Stimme zum Aufbruch.

Baron Sigismund hatte unterdessen seinen Auftrag ausgeführt und willfahrte seinem Begleiter, nachdem er dem Pförtner die Bücher bezeichnet, welche an die Generalin zu senden wären. Nach kurzem Aufenthalt im Museum, den Graf Alexander durch zunehmende Aengstlichkeit beendigte, verließen die beiden Herren das Haus, und bei'm Abschiede hielt Sigismund die Frage nicht zurück, ob dem Grafen auch wohl sei. Dieser gab eine kurze Antwort, welche jede fernere Theilnahme verbat, und wandte sich schnell, um seine Verstörung zu verbergen. Sigismund sah ihm lange voll Befremdung nach. —

Erst als der Graf auf seinem Zimmer angelangt war, in welches der schattige Abend Kühlung gebracht, vermochte er sich zu sammeln und der Verwirrung seiner Empfindungen durch Nachdenken zu steuern. Er warf sich, wie er eingetreten war, in die Polster und ließ die Erlebnisse der letzten Stunden an seiner Erinnerung vorübergehen. Der Phantasmagorien wurde sein Verstand, sobald ihnen die Nahrung fehlte, leicht Herr; dafür begann eine desto peinlichere Betrachtung über die Stellung, welche Baron Sigismund dem Hause Adelburg gegenüber einnehmen mochte. Ein vertrauter Freund des Erschlagenen war er, das unterlag keinem Zweifel. Kam diese Freundschaft ihm nach Helianth's Tode bei den Ueberlebenden, bei Veronica zu Statten? — Er besaß einige von den Eigenschaften, durch welche man Frauen gewinnt, und daß er schon zu Helianth's Lebzeiten bei dessen Familie Zutritt hatte, schien anzudeuten, daß er auch die Vorzüge besaß, die ihn nach Helianth's strengem Urtheil solches Umgangs würdig machten. Inwieweit wirkten nun wohl diese Vorzüge auf des schönen Mädchens Herz? Trat zur Anerkennung derselben auch noch jenes magnetische Etwas, das erst Liebe erzeugt, und das ihm, dem Grafen, bei seinen jugendlichen Abenteuern mehr als seine Vorzüge zu Statten gekommen war? — Er empfing von der Familie Aufträge, die auf Vertraulichkeit deuteten, und

der Eifer, mit dem er sie ausführte, war unverkennbar. — War er also der Einzige, den man so in Anspruch nehmen durfte? War er der Unentbehrliche des Hauses? Der Verlobte der Tochter? War er es schon jetzt oder in Zukunft? — Während der Trauerzeit mußte ein solches Verhältniß wohl zurücktreten; aber vielleicht folgte der Uebergabe des Denkmals eine Hochzeit? — Der Eifer, den Sigismund für die Vollendung des Werkes bewies, schien eine andere Deutung kaum zuzulassen.

Das waren die Fragen und Gedanken, mit denen der Unglückliche sich heut und fortan peinigte, und zu seinem bösen Gewissen, zu seiner Scheu vor Entdeckung, denen das Verlangen nach Sühne widersprach, gesellte sich nagende Eifersucht gegen Sigismund, durch welche auch das Verlangen nach dem Wiedersehen Veronica's wuchs.

So von vielen Dämonen gequält, schleppte der Graf die langen Sommertage kummervoll hin. Die Stunden der Sammlung, die er wissenschaftlicher Beschäftigung widmen konnte, wurden seltener. Rastlosigkeit beherrschte ihn mehr und mehr, scheuchte seinen Schlaf, trieb ihn aus seiner Wohnung, jagte ihn Tage lang in der Umgebung der Stadt, auch auf Ausflügen in die Gebirgslande umher, und ohne Erquickung, matt und oft nach dem Tode lechzend, kehrte er heim, um nach einigen Tagen stumpfen Ausruhens wieder die Einsamkeit der Wälder, die Rastlosigkeit aufreibender Bergwanderung zu suchen. Den Bildhauer sah er nicht mehr, seit in dessen Werkstatt seine Gegenwart nicht mehr nothwendig, sein düstrer Blick, sein abweisendes Benehmen nicht erwünscht war. Niedergedrückt unter der Last seiner That, unfähig zu jedem erhebenden Gedanken, ausgeschlossen von kräftigender Wirksamkeit, urtheilslos über die Dinge außer dem Bereiche seiner Leidenschaft verharrte er in einer Art von geistigem Tode während der Zeit, die zwischen der Zertrümmerung des Thonbildes und seiner Vollendung in Marmor hinging. —

Der Herbst kam indessen herbei. Der ionische Rundtempel im neuen Garten war vollendet, und für den Genius das Piedestal gestellt. Der Bildhauer erschien eines Tages bei dem Grafen, nachdem er öfters vergeblich vorgesprochen, und schüchtern, als sähe er ihn zum ersten Male, lud er ihn zum Besuche des nahezu vollendeten Bildes ein. Kalt, als erkennte er den Künstler kaum, sprach der Graf zu ihm und schien sein Gedächtniß anzustrengen, bevor er zusagte. Der Künstler verließ ihn so bald als möglich, mehr aus Verschüchterung über des Grafen Zustand, als verletzt durch dessen ungeselliges Benehmen. Er bereute ihn eingeladen zu haben; gleichwohl erwartete er ihn von Tage zu Tage, so lange das Werk unter der Raspel war. Er ließ es sogar, dem Drängen des Baron Sigismund zuwider, einige Tage vollendet in der Werkstatt, bis wegen bevorstehender Ankunft der Familie Adelburg fernerer Aufschub unmöglich wurde. Als das Bild bereits in einer Kiste stand, um nach dem Tempel geschafft zu werden, kam der Graf, ließ sich von einem der Arbeiter Bescheid sagen, warf einen Blick auf die Kiste: — „Das ist wie der Sarg eines Bettlers“, sagte er, und verließ schaudernd die Werkstatt.

* * *

Die Familie Adelburg kam an und erfuhr mit Befriedigung, daß man mit der Aufstellung des Denkmals beschäftigt wäre, und die Uebergabe am Todestage Helianth's stattfinden könne. Man zog den Künstler zu Tische und verabredete mit ihm die Stunde der Festlichkeit, zu welcher ein ausgedehnter Kreis von Theilnehmenden einzuladen war. Auch dem Künstler wurde überlassen herbei zu rufen wen er wollte, und er versäumte

nicht, den Grafen in einem Schreiben von der Stunde der Feierlichkeit dankbarlichst in Kenntniß zu setzen.

Der Graf überlegte nicht mehr, ob Gefahr vorhanden wäre, wenn er dieser Einladung folgte. Die Begier, in Veronica's Nähe zu gelangen, überwog bereits so weit alle Bedenken, daß er sogar neues Leben erwachen fühlte, als ihm Aussicht dazu wurde. Er genoß zum ersten Male seit langer Zeit eine Nacht ungestörten Schlafes, und wenn er auch die folgenden Tage in quälender Ungeduld über das Zukünftige hinbrachte, er fühlte doch die belebende Kraft der Hoffnung, als wäre mit Veronica's Nähe ihm auch Genesung beschieden. —

Der verhängnißvolle Tag kam. Es war ein Tag an Lichtern und Schatten sehr ähnlich jenem, an dessen Abende Helianth fiel; er starrte blaß wie des todten Freundes Antlitz in das Gemach des Grafen. Aber der weiße Schimmer röthete sich allmählich, und ein funkelnder Morgen stieg herauf.

Gegen Mittag, als der Graf zwischen den Gärten nach dem Orte der Festlichkeit fuhr, war die Luft fast sommerlich warm; aber scharf umrissen standen Wolken im dunklen Blau des Himmels, und wenn sie unter der Sonne vorüberzogen, ging fröstelnder Schauer durch die Kronen der Bäume und die Glieder der Menschen.

Um den Tempel war eine glänzende Gesellschaft versammelt, und Andere kamen fortwährend. Das Bild war innerhalb der sieben Säulen des Tempels durch einen Vorhang rings umschlossen, und der Bildhauer traf die letzten Anordnungen, um die Hülle im rechten Augenblick ohne Schwierigkeiten zu senken. Er bemerkte den Grafen bald nach dessen Ankunft und näherte sich ihm mit der Bescheidenheit echter Künstlernaturen, um ihm einen Platz zu empfehlen. Der Graf lehnte ab. Er wolle nur sehen, nicht gesehen werden. Er beschwichtigte eine Stimme seines Gewissens mit der Selbstüberredung, daß er nichts thue, um Veronica's Blicke auf sich zu ziehen. —

Die Familie ließ nicht warten. Als die Anspruchsvollen der Gesellschaft schwere goldene Uhren hervorzogen und ungeduldige Mienen machten, erschien das weiße Haupt des Pförtners, welcher durch den Schwarm der Männer bis zur vorderen Reihe der Frauenplätze schritt und nach rechts und links hin die Annäherung seiner Herrschaft meldete. So schuf er einen Pfad für diese, und die Köpfe der Gesellschaft blieben in Erwartung rückwärts gewendet, bis die Hauptpersonen des Festes sichtbar wurden.

Die Thurmuhren der Stadt wetteiferten mit priesterlichen Stimmen in der Verkündigung der Mittagstunde, als die Erwarteten mit der Höflichkeit von Fürsten erschienen und die Zeitmessung der schweren goldenen Taschenuhren verbesserten.

Voran kam, sein greises Haupt wiederholt zum Gruß entblößend, der General, stattlich in Schwarz; ihm am Arm Veronica in schwarzem Sammet von Haupt zu Fuß, sodaß nur das Antlitz frei blieb, auf welchem ein geselliges Lächeln die Stimmung der Seele nicht verbarg.

Diesem Paare folgte die Generalin, eine ähnliche Gestalt wie ihre Tochter, nur etwas kleiner und unsicherer. Sie stützte sich auf den Arm des Baron Sigismund, der in glänzender Uniform ernst und salonmäßig herschritt.

Die beiden Paare gelangten zu ihren Plätzen in der vordersten Reihe, wo ihnen der Bildhauer entgegen kam. Während eines kurzen Gespräches wandte Veronica den Kopf ein wenig und flüsterte dann ihrem Vater etwas zu. Sofort spähte dieser mit erhobenem Blick über die Häupter der Versammelten nach dem Grafen, der etwas seitab

und etwas verschattet an einen Baum gelehnt stand. Nun wandte er sich an den Künstler, der eine Geberde des Bedauerns machte, und alsbald drängte Sigismund sich mit verbindlicher Eilfertigkeit durch die Gesellschaft, die sich hinter den beiden Paaren wieder zusammengeschlossen hatte. Er schritt auf den Grafen Alexander zu und meldete ihm mit mehr Höflichkeit als Wohlwollen den Wunsch ihrer Excellenzen, den Grafen kennen zu lernen.

Dieser hatte bei Veronica's Annäherung gefühlt, daß sie ihn bemerkte. Er kämpfte einen Augenblick mit sich, ob er gehen oder bleiben sollte, und blieb. Er sah unter Herzklopfen sein Verhängniß sich vorbereiten, sah, wie man zu Rathe ging, ihn herbeizurufen, und obwohl so lange vorhergesehen, empfand er Sigismund's Einladung in seinem Kopfe wie einen Blitzstrahl, der ihn betäubte. Er brachte kaum ein gebräuchliches Wort hervor und legte die Strecke bis zu den Plätzen der Familie fast bewußtlos zurück. Aber bei dem ersten Worte des Baron Sigismund, der vorstellend seinen Namen nannte, siegte die Gewöhnung seines Standes, sich zu beherrschen. Er stand in straffer Haltung da, und die kräftige Willensanstrengung brachte Spannung und Gluth in sein bleiches, erloschenes Angesicht.

„Ich bedaure", begann der General, „daß ein Kavalier, dessen Name in meinem Hause oft genannt worden ist, uns das Glück seiner Bekanntschaft so lange vorenthalten hat".

„In einem Trauerhause ist der Fremde nicht immer willkommen", antwortete der Graf. „Am Schlusse dieser Gedächtnißfeier hätte ich mir das Glück, das Eure Excellenz andeuten, nicht mehr versagt."

„Ein Freund meines unglücklichen Sohnes wäre stets willkommen gewesen", nahm die Generalin das Wort: „Zumal ein Freund, dem er so zugethan war".

Dem Grafen hätte es an einer verbindlichen Erwiderung nicht gefehlt; aber sie wurde ihm erspart durch die ersten Klänge einer feierlichen Musik, deren Organe hinter Gebüsch verborgen waren. Die Generalin befahl ihm durch eine Handbewegung, den Platz neben ihr einzunehmen, den Sigismund festordnend verlassen; und als dieser wiederkam, stellte er sich vor Veronica auf, die beim Beginne der Musik ihren Platz zwischen Vater und Mutter gefunden hatte. Man war zuletzt so geordnet, daß Veronica das Angesicht des Grafen ernst blickend zu prüfen vermochte, während dieser es nicht zu bemerken schien.

Als das Tonstück beendigt war, entstand in der Versammlung ein Murmeln des Beifalls, und die Kennerin Veronica that gegen ihren Vater eine lobende Aeußerung, die, nach ihren Blicken zu urtheilen, auch an den Grafen gerichtet war.

Nach kurzer Rücksprache mit Sigismund näherte sich nun der Bildhauer der Generalin und erklärte, er sei bereit, das Werk, das ihre Excellenz ihm aufgetragen, zu übergeben, sobald dieselbe befehlen wollte.

Die Generalin verneigte sich, und Sigismund lächelte gegen einen stattlichen alten Herrn hin, der nach diesem Zeichen ausspähte. Derselbe trat nunmehr mit entblößtem Haupte ein Paar Stufen zu dem Tempel hinauf und feierte in angemessenen Worten das Gedächtniß des Heimgegangenen. Es war ein kürzlich in Ruhestand versetzter Justizpräsident, der mit dieser Familie in keiner andern Beziehung als einer oberflächlichen Bekanntschaft stand; auch zu dem Verstorbenen nur insofern, als er der älteste in Wien ansässige Herr aus Helianth's akademischer Verbindung war. Er hatte sich von Amts-

wegen eifrig um die Aufklärung jenes dunklen Ereignisses bemüht und sich in fortdauernder Anhänglichkeit an seine Universitätsjahre, seine Commilitonen und Irrfahrten als Festredner angeboten.

Er hob hervor, wie aus der Betrachtung des Bildes, das die Kunst zu Helianth's Gedächtnisse geschaffen, ein Muster zu gewinnen sei für die That, welche die Unsterblichkeit aus dem Reiche der Hirngespinste in die Welt der Wirklichkeiten übertrage.

Als er geendigt, verließ er die Marmorschwelle des Tempels und näherte sich der Generalin, die sich vor ihm erhob. Auch der General trat hinzu und vereinigte seinen Dank mit dem seiner Gemahlin. In diesem Augenblicke erregten einige schwungvolle Takte der verborgenen Musik die Gemüther aufs Neue, und während auf dieses Zeichen sich alle Augen nach dem Tempel richteten, fiel zwischen den Säulen langsam die Hülle.

Des Grafen und Veronica's Blicke trafen sich. Erregt und erröthend, unter furchtsamen Blicken und schnellen Athemzügen erhob sich diese, als wollte sie auf das Bild zueilen; doch im nächsten Augenblicke trat sie neben ihren Vater und wartete, bis er sein Gespräch mit dem Justizpräsidenten beendigt hatte und ihr den Arm bot, um sie nach dem Tempel zu geleiten. Der Bildhauer gesellte sich zu diesem Paare und führte es die Stufen hinan. Ihnen folgte die Generalin am Arme Sigismund's, und in einiger Entfernung zögernd Graf Alexander mit dem Justizpräsidenten, welcher Letztere nun erst erfuhr, daß jener mit Helianth der gleichen akademischen Verbindung angehört hatte, wie er selber. Als diese Personen den Tempel erreicht hatten, näherte sich auch die übrige Gesellschaft von verschiedenen Seiten und ordnete sich auf den Stufen, um — wie jeder Einzelne sich Raum verschaffen konnte — das Werk des geachteten Künstlers zu betrachten.

Da stand der Genius des Todes, aus dem das Leben aufkeimt: Eine bedeutende Gestalt, auf mäßig hohem Postament, anscheinend etwas mehr als lebensgroß, wie denn auch ihr Muster, Graf Alexander, über eines Mannes gewöhnlichen Wuchs hinausragte. Von der rechten Schulter fiel ein in Falten schmal zusammengerafftes Gewand, das sich über der linken Hüfte und nach dem Rücken zu straff ausbreitete. Auf dem linken Fuße ruhend und den rechten darüber gekreuzt, stützte der Genius die linke Hand auf den Griff der gesenkten Fackel und hielt darüber den rechten Arm mit einer winkenden und beschwörenden Bewegung der Hand, welche der Wendung des seitwärts hinabschauenden Hauptes entsprach. Seine Miene, sein Auge, das bei dem augenblicklichen Licht eine fast malerische Wirkung ausübte, schien aus dem Boden die Erneuerung des Lebens zu locken, das er soeben hatte auslöschen müssen, und selbst in der Anordnung des Haares schien abfallende Erschlaffung mit fröhlich aufkräuselnder Lebenskraft zu vortrefflichem Ausdruck des künstlerischen Gedankens verflochten. Der Geist, der dieses Bild, eines Genius würdig, beseelte und offenbar aus mächtigem Künstlergeiste geflossen war, stimmte den Betrachter sogleich zu weihevoller Versenkung, wie auch die feine, überall tadellose Arbeit an dem auserlesenen Stoff die vom Meister beabsichtigte Wirkung beförderte.

Andächtig kamen, andächtiger gingen die Beschauer, und so ungeduldig ein Jeder nach dem günstigsten Standpunkte strebte, den der Künstler den Mitgliedern der Familie bezeichnet hatte — Niemand wagte doch einen Gleichberechtigten zu stören, der in das Anschauen dieses edlen Kunstgebildes versunken, seiner selbst und der Pflichten gegen die Umgebung vergaß.

So gab es unter der Menge nur Drei, welche mit ihren Gedanken von dem gegenwärtigen Bilde abwichen. Der Künstler selbst, der seine Bekanntschaft mit dem Grafen

auf Befragen Veronica's hatte eingestehen müssen, ohne jedoch von dessen Beziehungen zu dem Kunstwerke zu sprechen, beobachtete heimlich, welches Ergebniß Veronica aus der Vergleichung des Bildes mit den Zügen des Grafen gewinnen würde. Wohl bemerkte er, wie ihre Augen in langen Zwischenräumen von dem Marmor nach dem schönen Manne hinübersahen, dessen Antlitz, noch vor einer Stunde matt und leichenblaß, nunmehr in erneuertem Leben flammte. Wer in das Geheimniß eingeweiht war und Kunstweihe genug besaß, konnte leicht bemerken, wie die Neubeseelung absterbenden Stoffes in dem Muskelspiel auf des Grafen Antlitz sich ebenso ausprägte, wie in des Marmors unbeweglichen Zügen. Dachte man sich diese von warmem Leben geröthet und bewegt, so wäre die Aehnlichkeit mit dem Grafen eine überraschende, eine erschreckende gewesen.

Ahnungslos wie die Gesellschaft über den obwaltenden Umstand war, blieb sie einer Vergleichung zwischen Urbild und Abbild fern, und da der Graf den meisten Anwesenden unbekannt war und auch jetzt nicht auffiel, so blieb das Geheimniß unter den Dreien. Daß Veronica sich zu Keinem darüber äußerte, konnte auffallen; indessen darüber half sich der Graf mit dem Gedanken fort, das schöne Mädchen wolle sich nicht den Anschein geben, als habe sie sich mit dem Grafen zu angelegentlich beschäftigt.

Der General wandte sich aus der Betrachtung, die sein Auge — ungewiß ob von Begeisterung oder Thränen — erglänzen machte, zu dem Künstler mit einer Bewegung, die eine Umarmung andeutete, und während er seine Hand festhielt, sprach er zu ihm Worte warmer und sachkundiger Anerkennung. „Helfen Sie mir, Graf" — so rief er diesen dann herbei: — „Helfen Sie mir, dem Künstler das Maß der Anerkennung zu geben, das ich in meiner Bewegung vielleicht nicht ausfülle, und das ich ihm halbvoll nicht reichen mag! Sie sind nicht so nahe wie ich betheiligt, Sie urtheilen unbefangener, haben vielleicht die künstlerische Richtschnur zur Hand, und der Künstler wird Ihrem kühleren Urtheile mehr vertrauen, als den Rhapsodien eines bewegten Vaterherzens! Nicht wahr, Graf — Ihr bedächtiger Spruch stimmt zu dem Urtheil dieses alten, heißen Kopfes?"

Veronica überließ den Baron Sigismund, der ihr die Vorzüge des Marmorbildes unter schnellgleitenden Blicken erklärte, der Generalin zu einem ähnlichen Gespräche, trat einen Schritt näher an die Gruppe der drei Männer und erwartete mit gespannter Miene des Grafen Spruch.

„Wir stehen vor einem hervorragenden Kunstwerk," so äußerte sich dieser. „Zwar ist auch mein Urtheil noch nicht hinlänglich durch ausgebreitete Kennerschaft abgekühlt; aber wenn der geistvolle Künstler, der in mir den Enthusiasten mehr als den Kritiker kennt, auf mein Urtheil Werth legt, so bekenne ich, daß ich einen philosophischen Gedanken nie so deutlich in Marmor geprägt sah, 'auch bis heute nicht glaubte, es wäre das in einem so hohen Grade möglich. Wer den Tod und das Leben in seiner Brust empfunden hat, liest das Mysterium schnell heraus, das der Künstler in jenen Stein geschlossen hat."

„Das ist ganz Deine Idee!" rief der General seiner Tochter zu, welche ernst nach dem Standbilde hinübersah. Dann schnell zum Grafen gewendet, sagte sie: „Sie haben das Bild dort entstehen sehen, darum kennen Sie es so gut."

„Ich war oft dabei," antwortete der Graf rasch, „und dennoch — hätte ich bis heute nichts von dem Bilde gewußt, ich würde keinen andren Eindruck empfangen haben."

„Wollen Sie sagen, daß Sie Tod und Leben gleich wohl kennen?"

Der Graf zögerte mit der Antwort.

„Ich glaube wohl“ — so half ihm der General: „Im letzten Kriege ist der Graf gewiß oft mitten durch den Tod gegangen.“

Der Graf wiegte zustimmend sein Haupt. In diesem Augenblicke schritt die Generalin an Sigismund's Arm die Stufen hinab, und aus ihrem Gruß gegen die Umstehenden ließ sich entnehmen, daß sie in das Haus zurückkehrte. Sogleich schickte der General sich an, ihr zu folgen, und während er noch eine Einladung an den Bildhauer richtete, standen der Graf und Veronica einander so gegenüber, daß ein Gespräch unvermeidlich wurde.

„Haben Sie das Thonbild noch im Gedächtniß, Graf?“ fragte Veronica.

„Ich erinnere mich dessen sehr wohl.“

„Ich wollte, es wäre noch da, und es gäbe keinen Marmor.“

„Das wäre gleichbedeutend mit dem Wunsche, ewig zu leben.“

„Ich wünschte, es gäbe keinen Tod. Dann brauchten wir hier nicht den Stein, und dort keine Auferstehung. Beide sind unzureichender Ersatz.“ —

„Nun leben Sie wohl, Graf,“ so wandte sich an diesen der General. „Werden Sie mir einmal von Helianth erzählen?“ — Damit reichte er die Hand hin.

Der Graf ergriff sie hastig. Es war ihm zu Muthe, als sollte er sich niederwerfen und Alles sagen was er von Helianth wußte. Aber aufrecht erhalten vom Augenblick, vermochte er seine Bewegung zu bemeistern, und antwortete nur: „Bald — recht bald!“ —

Der General grüßte und ging mit dem Bildhauer voraus.

„Sie waren Freunde“ — sagte Veronica: „Sie haben Bilder, Geschenke, Briefe getauscht?“

„Es war mein Freund,“ antwortete der Graf bebend und schlug vor des Mädchens forschenden Blicken das Auge nieder.

Veronica hing sich grüßend an ihres Vaters Arm.

* * *

Wenige Tage nach der Uebergabe des Denkmals erschien Graf Alexander im Hause Adelburg. Noch auf der Schwelle kam ihm der Gedanke, den Fuß zurückzuziehen; denn welche Folgen dieser erste Besuch, welchen Ausgang demnächst sein Verkehr mit Veronica haben werde, das ahnte, das wußte er, weil sein Wille, ohne Lenkung gebieterischer Grundsätze, sich allmählich auf dieses Ziel richtete.

In einer Betäubung, welche ihn beim Eintritt ergriff, in dem unheimlich forschenden Auge des alten Pförtners, der ihn doch lächelnd einließ und bediente, in einem klirrenden Geräusch, das über seinem Haupte plötzlich erscholl, glaubte der Graf jetzt noch dämonische Mahnungen zu empfangen, er möge umkehren. Aber es wäre kein Zeichen von Muth und überlegener Vernunft gewesen, hätte er Folge geleistet. —

Die Generalin empfing ihn, und der erste Blick auf diese priesterliche Gestalt, die erst innerhalb ihres Hauses zur Geltung kam, bestätigte des Bildhauers begeisterte Schilderung.

„Sein Sie diesem Hause willkommen als Freund und Jugendgefährte dessen, der die beste Ehre dieses Hauses war.“

„Excellenz, ich beklage aufs Tiefste, ihn nicht mehr zu finden,“ antwortete der Graf bewegt.

„Baron Sigismund sagte mir, Sie kennen Wien seit lange?“

„Es ist dies mein zweiter längerer Aufenthalt in dieser Stadt.“

„Sie waren hier auch zu Lebzeiten meines Sohnes?"

„Ich habe mit ihm manche gute Stunde zugebracht."

„Warum hat der Verkehr mit dem besten Freunde, wie Helianth Sie während seiner akademischen Zeit zu nennen liebte, Sie nicht in dieses Haus geführt?"

„Helianth wußte zu unterscheiden. Vielleicht empfand er, daß unsre Freundschaft eben nur eine akademische, nicht eine dauernde sei. Sie war allerdings nur zu geringem Theil auf gemeinschaftliches Streben gegründet."

Die Generalin verstand. „Es ist nicht gut, daß Männer, die als Jünglinge zusammenstanden, sich trennen. Dadurch entsteht Vereinsamung der Arbeit, die weder den Personen noch dem Vaterlande zu Gute kommt. Ich weiß, mein Sohn war durch Idealismus schroff geworden. Vielleicht hat nach längerer Trennung diese Seite seines Charakters Sie befremdet, und Sie gaben sich nicht Mühe genug, wieder zu seinem Herzen empor zu klimmen. Es war einer solchen Mühe werth."

„Kaum hat Einer das besser erfahren als ich. Aber ich hatte viel erlebt und dünkte mich würdig mit Eifer aufgesucht zu werden. Erst nach Helianth's Tode, als die Reue begann, erhob ich ihn über mich, der sich durch Denken weiter gebildet, als es mir durch das Leben gelang. Mit Beschämung sah ich sein Museum, in das Baron Sigismund mich führte."

„Er hat uns davon gesprochen."

„Wie hat er seine Kräfte herausgebildet! Was in Andren Chaos ist und bleibt, er sonderte es — oder es wurde in ihm wie durch göttliche Kraft gesondert; und in ihm verstehe ich den Mikrokosmos alter Philosophen."

Der Generalin schien der Graf zu enthusiastisch, in seiner Lobrede maßlos. Sie schwieg lächelnd und in diesem Augenblicke trat Veronica lautlos aber aufgeregt in das Gemach. Sie war blaß, und ihre ersten Worte scheu und unstät, bis nach erfolgter Begrüßung die Plätze eingenommen waren.

„Was ist Dir begegnet?" fragte die Mutter. „Du hast nicht Deine gewöhnliche Fassung."

„Es ist nur ein Schreck, der eigentlich nicht so nachwirken sollte. Ich nahm oben im Museum Helianths Säbel aus dem Schrein, um etwas Staub zu entfernen, und stellte ihn unterdessen fest in die Fensterecke. Da ging die Hausthür; der Säbel fiel mit heftigem Klirren über meinen Fuß und die Klinge fuhr heraus. Ein geringer Zufall; aber er wirkte auf mich. Unser Haus ist doch nicht so leicht gebaut, daß das Schließen der Thüren es erschüttert. Ich merke, daß ich abergläubischer bin, als ich mir verzeihen möchte. Ich mußte sogleich an Unglück denken, das sich uns näherte."

Der Graf erblaßte. Die Waffe war gefallen, als er eintrat: Er erinnerte sich des rasselnden Geräusches, das ihn erschreckt hatte. War es doch, als hätte der Geist des Todten den Säbel gezückt, um ihm den Eintritt in das Haus zu verwehren, das er ihm bei Lebzeiten verschlossen hatte.

„Ein seltsamer Zufall!" — Diese Worte stahlen sich über seine Lippen. Er erschrak, als er sie vernahm und bedachte, wie er sie, falls er darüber befragt würde, auslegen solle.

„Der Graf trat eben ein," sagte die Generalin. „Das Fenster steht über der Hausthür. Solche Zufälle werden nur durch die Beziehungen bedeutsam, in welche wir sie mit den Ereignissen setzen, und da wir Frauen diese vermöge unsrer Phantasie leicht

verweben, so sehen wir auch im geringen Zufall oft Spuk und Vorbedeutung. Es ist schwer, sich davon loszumachen, und gewöhnlich erkennen wir nur den Aberglauben bei Andern, ohne ihn selbst zu überwinden."

Während dieser letzten Worte ließ die Stimme des Generals sich von einem Nebenraume her vernehmen. Die Generalin erhob sich, um ihren Gemahl von dem gegenwärtigen Besuch in Kenntniß zu setzen.

Veronica hatte ihre Fassung wieder gewonnen, obschon sie noch immer bewegt athmete und ängstliche Blicke nach dem Grafen warf. „Ihr Eintritt zu uns scheint also nicht sehr glückverheißend, Graf," sagte sie nun, während die Mutter sich abgewandt hatte: „Sie finden ein sehr erschrockenes Haus."

„Ich hoffe, es wird sich von diesem Schreck schnell erholen und zu dem Frieden zurückkehren, der mehr und mehr, je länger ich in diesem Hause verweile, mich umfängt."

Veronica blickte nach ihrem Vater, der eben eintrat, bevor noch die Generalin die Thür erreicht hatte.

„Das ist ein echter Kriegsmann!" rief er mit aufgeregter Lebhaftigkeit und streckte dem Grafen beide Hände entgegen: „Wenn er in ein Haus tritt, rasseln die Säbel."

So verwandelte die weißhaarige Excellenz durch ihre Gutlaunigkeit das Unbehagen, das von dem Zufall noch übrig war, in Heiterkeit, und wie es sich einem Halbfremden gegenüber ziemte, blieb diese Stimmung in der folgenden Unterhaltung vorherrschend, obwohl sie fast ausschließlich den hingeschiedenen Freund zum Gegenstande hatte. Der Frohsinn des Hochschülerlebens, der für die beiden Freunde das gemeinsame Element gewesen, und dessen Erinnerung man heraufbeschwor, lenkte das Gespräch von allen peinlichen Erörterungen weit ab; und als der General, durch nichts Anderes als den Contrast bewogen, einmal zur Vergleichung mit der Gegenwart hinwandte, da war es Veronica, die den Faden des harmloseren Gesprächs wieder aufnahm und auch ihren Vater daran leitete.

Die beiden Frauen schienen für diesmal wenig geneigt, vor dem Grafen, der ihnen — abgesehen von den Berichten des Sohns vom Hause — noch kaum bekannt geworden war, ihren Kummer zu zeigen. Dabei blieb es indessen für die Folge nicht. Je vollständiger im Laufe der Zeit das Bild Helianth's durch freimüthige Mittheilungen ergänzt, je häufiger er während des folgenden Winters Gegenstand der Erinnerung, und so gewissermaßen als fortdauernder Geist Theilnehmer an den Gesprächen ward, desto mächtiger zog es Alle zur Vergleichung mit dem, was von diesem Bilde der Vollkraft noch übrig war, und rückhaltloser wurde bei wachsender Bekanntschaft auch der Gram der Frauen. Da begannen denn auch für den Grafen wieder qualvolle Stunden, der unter diesem Dache, in Veronica's Nähe, von seiner Verdüsterung fast genesen war. —

* * *

Die Gastlichkeit des Hauses Adelburg beschränkte sich auf einen sehr engen Kreis, in den Graf Alexander nur allmählich Zutritt fand. Nicht als ob man seine Würdigkeit hätte prüfen wollen! Im Gegentheil, seine Verbindung mit dem verewigten und unvergeßlichen Sohne schien Empfehlung genug. Aber es war die vom Zartgefühl gebotene Zurückhaltung, welche auf der einen Seite dem Gaste überließ, ob er sich zu diesem Kreise gesellen wollte, und auf Seiten des Grafen die natürliche Scheu vor dem Schatten, den er im Hause Adelburg warf, sowie die Gewohnheit der Einsamkeit, die er nur schwer

überwand. Indessen wirkte auf ihn die Anziehungskraft des edlen Hauses bald unwiderstehlich; häufiger kam er, häufiger lud man ihn ein, und bald schien er der Familie unentbehrlicher, als selbst Baron Sigismund, der unvermerkt die Rechte eines älteren Bekannten einbüßte. Denn seine Vorzüge waren nur die seines Standes, und seine Bildung nur wohlberechneter Schmuck. Die Beziehungen des nordischen Grafen zu dem Verstorbenen ersetzten reichlich die mehrjährige Bekanntschaft, welche Baron Sigismund in angenehmer Weise, aber nur salonmäßig gepflegt hatte.

Im Winter vermehrten sich die Besuche, die Haus Adelburg empfing und erwiederte. Auch Graf Alexander wurde dadurch aufs Neue in den Strudel der Gesellschaft gezogen und befreite sich nach und nach gänzlich von der Verdüsterung der Einsamkeit. Aber er verlor damit auch ihre läuternde Kraft, die Zeit zu ernster Vertiefung in das sittliche Problem, das ihm zur Lösung oblag, die Selbstbeobachtung gegenüber einer erstarkenden und unvermerkt in die alte Bahn lenkenden Leidenschaft. Der bekannten Lebenslust der süddeutschen Residenz wieder voll hingegeben, und vielleicht nur durch Veronica's und ihrer Eltern Einfluß vor Uebermaß und neuer Befleckung bewahrt, schlug er seine Schuld sich mehr und mehr aus dem Sinn und empfand oft heimliches Behagen, wenn er sich sagte, daß ihre Entdeckung mit der Zeit immer unwahrscheinlicher werde.

Indessen fehlte es für ihn auch an Stunden der Erschütterung nicht. Die Aeußerungen unauslöschlichen Andenkens aus dem Munde der Frauen, die Zeichen einer Anhänglichkeit an den Todten, welche die Liebe zu dem Lebenden fast übertraf, die gelegentliche Frage nach dem Urheber aller Trübsal, die über diese Herzen gekommen war; und dann der leidenschaftliche Groll, der oft aus der Brust des alten Generals gegen den unbekannten Mörder hervorbrach; das in dumpfen Donnertönen ausgestoßene Gelübde, ihn bis an den Rand des Grabes zu verfolgen, sobald seine Spur entdeckt wäre: Alle diese Anzeichen, daß die That des Mörders ebenso wie das Bild des Hingerafften unvergessen war, ließen den Grafen oft erbleichen und verstummen. Mühsam, an seinen Worten fast erstickend, wagte er dann mitunter eine Beruhigung; und was einem Andren unmöglich gewesen wäre, ihm, dem Freunde und Mörder des Geliebten gelang es, Thränen versiegen zu lassen, Kummer zu sänftigen, Verwünschungen zu beschwören. Er stellte den Bildern des Todes, der Verfolgung, der Rache — andre gegenüber, heitre, die den Lebenden in seiner Jugendfrische vergegenwärtigten. So bewährte er die Kraft zu trösten immer nachhaltiger, selbst dem Vater gegenüber, der ihn nicht selten auch in seiner Wohnung aufsuchte, um, wie er sagte, in Stunden der Trostlosigkeit einen Ersatz für seinen Sohn zu haben.

Wenn in solchen Augenblicken das Gemüth des Grafen erschüttert, sein Gewissen aufgerüttelt war, so bedurfte es doch nur eines Besuches im Hause Adelburg, eines Gesprächs unter Theilnahme Veronica's, eines Blickes ihrer dunklen Augen, und dazu der besänftigenden Weihe, die in dem Hause waltete, um ihn seinem Leichtsinn wieder zurückzugeben. Der Liebreiz des herrlichen Mädchens wirkte auf ihn mit allheilender Gewalt; nur seine Schuld verzögerte die Entwickelung dieses Behagens zur Leidenschaft, und als diese zunahm, ihren Ausbruch. So schien lange Zeit hindurch das Verlangen des Grafen schon durch Veronica's Gegenwart gestillt. Nur in Augenblicken, wenn der Zufall ihn mit ihr allein zusammenführte, empfand er einen mächtigeren Zug, der ihn aller Bedenken überhob; und wenn er dann in seiner Selbstschätzung zu bemerken glaubte, Veronica's Empfindung begegnete der seinen, dann fehlte es mitunter nur an einem

Momente rücksichtslosen Entschlusses, und er hätte ihre Hand ergriffen, um aus ihrem Drucke zu gewahren, ob er die ganze schöne Gestalt hinnehmen dürfe.

Die Lebensformen im Hause Adelburg, noch mehr des edlen Mädchens jungfräulicher Stolz verzögerte jenen verhängnißvollen Augenblick, bis des Grafen Ungeduld rege ward; und wenn er anfangs jeden Zufall gesegnet hatte, der seine Zwiesprach mit Veronica störte, so gelangte er nun dahin, jeden zu beklagen. Bald spiegelte er sich — zuerst mit peinvollem Gewissen, dann mit wachsendem Leichtsinn die Möglichkeit vor, die Schwester des von seiner Hand erschlagenen Freundes zum Weibe zu gewinnen. Was ihn abmahnte, war zuletzt nur noch die Furcht vor verderblichen, vielleicht kriminalistischen Störungen, denen sein Verhältniß zu Veronica, im Falle der Entdeckung seiner Schuld, preisgegeben wäre. Er fragte sich nach einem Gesetzbuche, weltlichem oder geistlichem, das einen solchen Ehebund als Frevel verdammte — und kannte keines. Die weltewigen Gesetze, die nicht aufgeschrieben werden, weil sie gegenwärtig sind jedem unverfälschten Geiste, dessen Bewußtsein in der gesunden Kultur, nicht in ihren Sümpfen wurzelt: Diese weltewigen, ungeschriebenen Gesetze waren dem Manne abhanden gekommen. Seine Lauterkeit war nun einmal im Genusse getrübt, sein Gewissen in der Leidenschaft abgestumpft, durch die läuternde Kraft der Schuld nicht mehr geklärt, durch Selbstüberwindung nicht geschärft. In Stunden aber, da die warmen, reinen Quellen ursprünglichen Menschenthums emporfluten wollten, um zu erfrischen was versumpft und abgedorrt war, da bedurfte es nur einer verlockenden Luftspiegelung von Genuß und befriedigter Leidenschaft, und dem in seiner Verblendung vorwärts stürmenden Wüstlinge versiegten die Quellen, oder erkalteten durch selbstsüchtige Logik.

Wer will mir wehren, so fragte er sich, nach geheiligter Form und geselligem Brauch mir die anzueignen, nach der ich begehre, sie an meinen genußreichen Gütern und meinem ehrenvollen Dasein Theil nehmen zu lassen, das sich im Ehebunde mit ihr völlig läutern wird? Was ist meine Furcht vor dem Gespenste meiner That anders, als die Scheu, ihr noch mehr als mir durch Enthüllung der Wahrheit wehe zu thun, Wunden aufzuwühlen, die bereits vernarben, und dadurch Keinem zu nützen, während gefährlicher Schade entsteht? Soll ich an dem rechtsphilosophischen Dogma haften, welches der Professor uns einmal zur Ueberzeugung führte: Daß des Staates Majestät Sühne verlange? — Der Idee des Rechtes und seinen abstrakten Ansprüchen an meine Buße sollte ich mich hingeben, wo der Anspruch erst mit der Entdeckung des Thäters beginnt, unterdessen aber die Majestät des Staates auch ohne Sühne fortbesteht? Und soll ich mich einschließen lassen, nachdem ich mich selbst in Einsamkeit abschloß? Mir durch einen Richter leichte Buße auferlegen lassen, nachdem ich mir eine schwerere selbst zuertheilt? Auf einer Festung schwelgen, nachdem ich in einer Hölle geschmachtet? Mich verdammt fühlen, wenn mich die Liebe freispricht? Eines Glückes mich für unwerth achten, das sich mir aufschmeichelt? Im Fall ich mit meiner Person beglücken kann, sie vorenthalten? Mir die Gelegenheit zerstören, zu ersetzen was ich nahm, und den Eltern ein Sohn, der Schwester mehr als ein Bruder zu werden? —

„Mehr als ein Bruder!“ — darin lag das schwerste Bedenken, und so gar leicht kam das Gewissen nicht darüber hin. Aber ein Augenblick der Leidenschaft, eine verführerische, blutreizende Gelegenheit, und leichten Flugs erhob sich die Sehnsucht über alle Hindernisse zu ihrem Ziel. —

* * *

Dem Hause Adelburg lag die gesellige Pflicht ob, ein größeres Fest zu veranstalten. Nachdem die Trauerzeit den Aufschub eines solchen lange entschuldigt, setzte man es auf Veronica's Geburtstag fest, welcher in die Mitte des Frühjahrs fiel. Es ward dabei nicht nur aller Glanz entfaltet, dessen man in diesem Hause gewohnt war, sondern durch außerordentliche Vorbereitungen, welche die Erwartungen der Gäste weit übertrafen, wurde die Meinung, zumal bei den jüngeren Frauen erweckt, es werde das Fest zu Ehren eines Freiers gegeben.

Mäßigkeit war eine Zierde des Hauses auch bei solchen Festen. Gleichwohl waren durch freieres Behagen die Herzen eröffnet, als man in der letzten Stunde des Festes sich durch die Gemächer hin zerstreute. Man dachte bereits an die Heimfahrt. Graf Alexander gesellte sich in dem großen Saale, während die Gäste sich überall in Gruppen zusammenfanden, zu Veronica in einem Augenblicke, da sie allein in den Saal trat und nicht sofort Unterhaltung zu suchen schien.

„Wir scheinen die Einzigen", so begann er, „die sich von der Gesellschaft verloren haben."

„Ich merkte," erwiderte Veronica etwas zurückhaltend, „daß mir die stillen Abende in Haus und Garten lieber sind als Feste. Ich komme eben von meinem Vater, der dasselbe empfindet. Er hat sich bereits zurückgezogen."

„Doch nicht unwohl?"

„Durchaus nicht. Aber dies ist das erste Fest in unserm Hause ohne Helianth."

„Wird dieses Andenken denn für immer eine solche Gewalt ausüben? Auf Ihren Vater? Auf Sie alle?"

„Was nennen Sie eine große Gewalt? Daß wir ein gewöhnliches Fest noch unschmackhafter finden als früher? Mein Bruder war sonst die Seele unsrer Lustbarkeiten: Er konnte mitunter froh sein wie ein Kind. Heute wirft sein Unfall Schatten in den Schein dieser Lichter. Allen fehlt er, obschon Keiner von ihm spricht. Ist es nicht natürlich, daß wir zunächst Betheiligten, deren Andenken niemals geschwächt werden kann, am frühesten müde werden?"

„Und wird Ihr kummervolles Andenken also jeden Trost unmöglich machen?"

„Getröstet sind wir; sonst lebten wir nicht."

„So will ich sagen — Ersatz."

„Glauben Sie, ein Sohn wie er, ein Bruder wie er ist zu ersetzen?"

„Der Sohn. Der Bruder nicht."

Veronica senkte plötzlich den Blick und machte eine leise Wendung, als wollte sie gehen. Der Graf folgte ihr, und so durchschritten die Beiden den Saal und ein anstoßendes Zimmer, wo sich einzelne Gäste in lebhaftem Gespräche befanden, bis in das Museum, wo Niemand war.

„Sie antworten nicht — Veronica — " sagte beim Eintritt der Graf mit leiser, bewegter Stimme.

„Es giebt Einen, welcher glaubt, er vermöchte es," sagte leise das Fräulein.

„Und wer ist es? Wenn meine Frage zu stürmisch erscheint — ich beschwöre Sie, entschuldigen Sie es mit meiner warmen Theilnahme für Sie und Ihr Haus."

„Baron Sigismund."

„Er ist Ihr bester Freund."

„Er war es bis zu meines Bruders Tode."

„Er ist würdig zu hoffen.“

„Ehrenwerth, von vortrefflichen Verbindungen und sehr begütert. Mein Bruder sah darin einen dauernden Grund für mein Glück.“

„Kein Wort wurde bis heute davon gesprochen?“

„Vor des Bruders Tode. Nachher keines mehr.“ —

Das Paar ging langsam an dem Bilde des todten Bruders vorbei; keines von Beiden wagte aufzusehen. Man schritt an den Schränken hin, welche Helianth's Jugenderinnerungen enthielten. Kein Wort wurde laut. Man kam zu der akademischen Abtheilung.

„Dort ist Ihr Bild,“ sagte Veronica und deutete auf eines, das in schönem Rahmen dastand. Der Graf hatte es bei seinem ersten Besuche nicht bemerkt. „Und hier ein andres aus späterer Zeit.“ Dieses schien noch reicher ausgestattet und den vielen übrigen vorangerückt.

Dem Grafen wurde es schwer, ein Wort hervorzubringen. „Er hat das Bild oft betrachtet?“ fragte er endlich mit gepreßter Stimme.

„Er zeigte es mir und — verbarg es dann.“

„Sie wissen warum?“

Veronica schwieg und spielte mit einem Kettchen, das aus dem Spitzenschmuck der Brust hervorsah. Sie richtet einen großen Blick auf den Grafen, aus welchem dieser nur las: „Das weißt Du nicht?“

„Veronica — “ stammelte er: „Ein einziges Wort! Ich wage Ihren Blick nicht zu deuten.“

„Haben Sie mir nichts zu sagen, Graf?“

Dieser trat zurück. Einen Augenblick bedachte er, was diese Frage bedeuten solle; dann hörte er wiederum nichts als das Verlangen nach seinem Liebesgeständniß. Er ergriff die Hand Veronica's und ließ sie sinken, da gehoffte Zeichen ausblieben. — „Ja, ich habe Ihnen etwas zu sagen“ — flüsterte er nun: „Es giebt noch einen Andren, der Ihrem Hause werden möchte, was Ihr Bruder ihm war.“

Veronica zog an der Kette einen kleinen goldenen Schlüssel hervor und richtete ihren Blick auf eine Lade von Ebenholz, die in der Nähe des Eckfensters stand, wo der Säbel war.

„So war meine Frage nicht gemeint,“ sagte sie leise.

Der Graf überstürzte sich bereits in aufflammender Leidenschaft. „Eins ist übrig,“ rief er, „das ich Ihrem Herzen nicht zu sagen brauche!“

Veronica schritt hastig auf die Lade zu, öffnete sie zitternd mit dem kleinen Schlüssel und zog unter einer Menge von Briefen und Papieren ein Buch hervor, das sie dem Grafen hinhielt.

„Dies ist der Dante,“ sagte sie. „Mein Bruder ließ es sich wenige Stunden vor seinem Tode von mir reichen. Schlagen Sie es auf, wo das welke Blatt liegt. Es ist ein Blatt, das sich an seinen Kleidern vorfand.“

Der Graf erblaßte, während er das Buch nahm. Der verhängnißvolle Abend und seine That standen in erneuten Farben vor seinem Gedächtniß. Veronica ließ ihm keine Zeit zu einem Worte, das sich mühsam seiner Brust entringen wollte. Mit schnellen Schritten verließ sie das Museum.

Der Graf starrte ihr nach. Bebend erhob er dann das Buch zu seinem Auge, schlug

es auf, wo das goldgelbe Ahornblatt lag und fand unten am Rande mit matten Griffel geschrieben einen italienischen Vers und übersetzte ihn:

„Er, den du liebst, er ist es, der mich schlug“ ....

Jäher Schreck fuhr dem Grafen durch die Glieder; er sank in einen Sessel; raffte sich wieder empor, kam aber vor unsäglicher Angst nicht zur Besinnung. Heiße Ströme brausten durch sein Haupt und nahmen abfließend die Hoffnung fort, an die seine ohnmächtigen Gedanken sich klammern wollten. Unstät wankte er und wußte nicht, was er begann. Die Luft im Saale wiederstand seinem Athem, das Licht verdunkelte sich, die Decke schien zu lasten. Entrinnen wollte er, und verfehlte den Ausgang. Er gerieth in die Tiefe des Saales, und Bilder, Geräthe, Waffen, aller Besitz des Erschlagenen, verschwammen in röthlichem Flore vor seinen Augen.

Am nächtlichen Himmel drängten sich Wolkengebilde, und die Gewitter des Frühlings grollten aus der Ferne. Sie riefen den Betäubten zu sich, und mit dem ersten Blitze durchzuckte ihn ein erlösender Gedanke. In eine Gruppe von Waffenstücken fuhr seine Hand und hielt ein kostbares Messer, das er an der Brust verbarg.

Der alte Pförtner trat ein, um die Lichter zu löschen. „Der Herr Graf schauen sehr blaß,“ sagte er und wollte Beistand leisten.

„Es ist nichts,“ antwortete der Graf.

Starr aufgerichtet verließ er den Raum und entzog sich der wartenden Dienerschaft. Auf der Steinbank saß er, wo der Todtwunde gerastet. Er entblößte den Stahl und prüfte die Spitze. Das heiße Blut tobte gegen seine Schläfe und durch das Herz, als suchte es einen Ausweg, und über sein Haupt fort gingen die Donner wie eine ruhige Rede Gottes. —

* * *

Sie aber, die von Allen am tiefsten litt, Veronica, verweilte schlummerlos bei den einsamen Kerzen, die Hand vor den Augen, und die Stunden der Nacht, so laut sie sich ankündigten, gingen unbemerkt vorbei. Sie hatte ein Verhängniß entschleiert und damit sich selbst und einen Andren, der ihr mehr als ein Bruder war, dem Schicksal ausgeliefert. Welchen Machtspruch fällt nun das unerbittliche? Welche Entscheidung bringt die über Gewittern nahende Sonne? Welche neuen Stürme bedrohen das wankende Vaterhaus, und wird seine letzte Säule es halten?

Sie liebte den Mörder ihres Bruders, einst seinen Freund. Jene Bilder, die Helianth heimbrachte, die warmen Schilderungen die er von seinem jungen Gefährten abgab, hatten ihr junges Herz zur Schwärmerei entzündet, und wenn jene Schilderungen später auf der Lippe des Bruders erkalteten, die Liebe bestand. Durch die Ferne des Ersehnten, durch Helianth's Weigerung, ihn näher zu bringen, durch die Versuchungen einer andren Liebeswerbung, dann selbst durch das Unglück war ihre Liebe erstarkt, sodaß selbst das Blut des Bruders an der Hand des Geliebten sie kaum zu schrecken vermochte, und erst das Gewissen, langsam aufgeklärt, drohend darauf hinweisen mußte. Von da an wogten Tod und Leben gleich mächtig in ihrer Brust und rangen um den Sieg. Durch ihr Schweigen entzog sie den Geliebten der Rache des Vaters und der Vergeltung des Rechtes: Nicht aus selbstsüchtiger Liebe, sondern um des Bruders willen, der die That verbergen

wollte, und in dem klaren Bewußsein, daß der Mörder sich der eignen Buße und Sühne nicht werde entziehen können. Dann aber, durch die Gebilde des Künstlers, vollends durch des stattlichen Mannes leibhafte Gegenwart, erneuerte sich der Kampf entflammender Liebe mit der Pflicht gegen ihr Haus und dem Bewußtsein eines Frevels, und als sie seine Seele unter der Geißel der Furien nach ihrer Liebe wie nach dem einzigen Sterne der Rettung aufblicken sah, da war es nur die Ermattung aller Kräfte, die ihren Kampf in Ergebung enden ließ. Noch tröstete sie sich mit der Hoffnung, der Geliebte werde, wie sie selber schweigend und entsagend, sein Leben ganz der Sühne bestimmen; so wollte sie unter unverbrüchlichem Geheimniß neben ihm wie neben dem erstandenen Bruder hingehn. Er aber vernichtete diese letzte tröstliche Aussicht. In frevelnder Entfesselung, die durch seine Liebe kaum zu rechtfertigen war, wagte er ihr eine Zukunft zu zeigen, die sie selbst, mannhafter im Kampfe, längst als eine lockende Luftspiegelung verworfen. Nun durfte sie ihm den letzten, entscheidenden Einblick in sein Schicksal nicht länger ersparen, in ihrer Liebe ihn nicht weiter schonen. Wie wird nun das Verhängniß sich über beide gefolterten Herzen gestalten? Wird der Unselige sein Urtheil bei ihr, der Geliebten suchen? Wird er es sich selbst fällen — ?

Veronica schrak empor und wußte nicht, ob sie geschlummert oder gewacht. Die Wetter waren verrauscht und der Morgen kam. Sie öffnete die Fenster dem Frühlicht und dem Morgenwinde, der die letzten Wolken verscheuchte und reine Bahn für die Sonne bereitete. Das junge Laub des Gartens blinkte und zitterte noch im nassen Glanze, und über die Büsche her, durch die Kronen hoher Bäume, schimmerte der Genius des Todes.

So oft sie das Bild erblickte, fühlte sie sich mächtig hingezogen; doch mächtiger nie, als heute, da noch ihr Herz bei der Erinnerung an den Abend und im Bewußtsein unersetzlichen Verlustes schlug. Jetzt erst vertauschte sie das Festgewand mit einem Morgenkleide und erfrischte mit starken Essenzen das kummermüde Antlitz. Dann ging sie hinaus in den aufblitzenden Morgen, der die nassen Spuren nächtlicher Wetter mit Sonnenstrahlen verklärte.

Zögernden Schrittes verließ sie die Schwelle; denn ein banges Vorgefühl hing sich hemmend an ihren Fuß. Bei einer Wendung um ein Gebüsch erblickte sie des Grafen Mantel, der mit langen durchnäßten Falten von der Steinbank zu fließen schien. Sie zuckte zusammen; und kaum vermochte sie noch einige Schritte vorwärts zu gehen, um mit den Augen zu erfassen, was sie im Geiste voraussah.

Eine dunkle Gestalt lag über den Stufen des Tempels, zu Füßen des Standbildes. Veronica griff über sich nach einem Zweige, sobald sie mit geschärftem Blicke das Haupt auf dem Marmor unterschied, und als sie aus der Nacht, die sie plötzlich umgab, wieder zum Lichte zurückgekehrt war, schwankte sie an dem Hause und tastete an den Säulen.

Der alte Pförtner, arm an Schlaf, trat ihr entgegen. Sie vermochte nur mit irrendem Blick in die Ferne zu deuten, wo das Sühnopfer lag; dann schwankte sie mit versagenden Gliedern zu ihren Gemächern hinauf und sank leblos auf ihr Lager.

Der Pförtner wußte was seines Amtes. Ohne den Schlummer der Alten zu stören, brachte man das Opfer, dessen Blut die Ströme des Himmels aufgenommen hatten, geräuschlos in ein entlegenes Gelaß und schickte Botschaft, wohin es nothwendig schien.

Erst als die Stunde nahe war, welche die Mitglieder des Hauses zu versammeln pflegte, fuhr Veronica vor der Berührung ihres Mädchens aus der Erstarrung empor und gedachte derer, die sie zu stützen hatte. Bevor eine schonungslose Nachricht zu ihrer

Mutter bringen konnte, war sie ihr zu Seite, um mit der Schreckenskunde zugleich die Beruhigung zu bringen.

Auch Sigismund kam, um bei dem erneuerten Unheil sein Mitgefühl zu beweisen und mit gelassenem Sinne anzuordnen, was die Trauernden in ihrer Bestürzung versäumten. Er blieb ihnen hilfreich und ergeben wie ein Sohn und Bruder, und so kam denn auch, als die Schrecken verpflogen, und die blutigen Bilder in liebevollem Gedächtnisse verklärt waren, eine muthige Stunde, da die beiden Herzen sich zu weihevollem Bündniß zusammenfanden.

Carolus Magnus.

Von **Fritz Mauthner.**

In einer Christenkirche vor düstrem Hochaltar
Kniet Kaisers Karl des Großen erlesene Heldenschaar,
Die starken Siegerhände gefaltet zum Gebet
Vor ihres Himmelsgottes verhüllter Majestät.

Der Bischof betet; es flüstern die Helden mürrisch mit,
Der Chorus stimmt dazwischen ein fremd lateinisch Lied; —
Da hält der Bischof inne, der Kaiser fährt empor,
Ein Ruf um Treu' und Hilfe drang wehvoll an sein Ohr.

Ein Hornruf schallt herüber, so gell, so klagevoll,
Wie nie von Menschenathem ein Hilferuf erscholl;
Ein Hornruf schallt herüber von ferne, todesbang,
Daß es wie Todesseufzen der jungen Welt erklang.

Das war Roland's, des Riesen, gar letzter Hilferuf,
Als Ganelon, der Verräther, ihm schwere Kämpfe schuf;
Das war des sterbenden Riesen, des Roland's letzter Schrei,
Der seine Waffenbrüder um Rettung rief herbei.

Viel Meilen klang der Hornruf her über Berg und Thal,
Dort lag der edle Roland todtwund in Ronzeval.
„Auf zu den Rossen!" riefen die Helden in wildem Muth,
„Es gilt den Kampfgesellen zu reißen aus Feindeswuth!" —

Da sprach Turbin der Bischof: „Die Rettung fleht vom H e r r n!
Ihr seid dem wilden Riesen, dem Roland, allzufern!
Der H e r r allein wird retten, wer ihn in Demuth glaubt,
Dem H e r r n allein die Ehre! Ihr Helden, beugt das Haupt!

„ER, der die Welt geschaffen, durch seines Willens Wort,
Der HERR allein kann treffen am fernsten Erdenort!
Kann allein den wilden Riesen beschützen in Todesqual,
Vor Sarazenenschwertern beschirmen in Ronzeval!" —

Da hob sich Kaiser Karl wie eine Felsenwand,
Und rief empor zum dunkeln Gewölbe zornentbrannt:
„Hör' mich, Gott meines Bischofs, Du, mächtiger als wir!
Hör' mich! Und merke, Kaiser Carolus spricht mit Dir!

„Hörst Du mich nicht, — beim Zorne! ich sage Dir Fehde an!
O Herre Gott, gedenke, was ich für Dich gethan!
Für Dich hab ich die Erde bezwungen mit meinem Schwert,
Für Dich hab ich nach Kronen, nach Land und Volk begehrt.

„Für Dich hab' ich vernichtet der Sachsen stolzes Heer,
Sie dann zu Tod oder Taufe getrieben in das Meer.
Für Dich hab' ich gemordet im Sarazenerland,
Die Thürme umgeworfen, die Wohnungen verbrannt.

„Für Dich hab' ich gebändigt die alte Römerstadt,
Für Dich und einen Priester, der dort an Deiner Statt.
Ich setzte ihn auf seinen verlorenen Lügenthron;
Ich that es ungern, Herre, ich bin Dein treuer Sohn.

„Herre Gott, ich fordre nun meinen Kriegersold.
Ich will von Dir nicht Ehren, ich will von Dir nicht Gold,
Will Keinem, Keinem danken, nicht Ruhm und Macht und Glück; —
Ich fordre Roland's Leben. Gib mir den Freund zurück!

„Dein Bischof hat verkündet, du seist der letzte Hort.
Dein Bischof hat verpfändet für Dich sein Manneswort.
So rette Du den Roland, vermagst nur Du es allein,
Und ich will bis an's Ende Dein eigner Dienstmann sein!

„Doch merke wohl, es ist Kaiser Carolus, der mit Dir spricht,
Der an Dir den Freund wird rächen, errettest Du ihn nicht.
Ich weiß dann, Deine Worte sind Menschenlug und Trug,
Und schlage Deine Priester, wie ich die Heiden schlug.

„Und stürze Deine Tempel auf Deiner Priester Grab,
Und schleudre Deine Bilder vom hohen Fels herab,
Und schenke meinen Knechten Dein weites Land und Gut,
Und brenne Deine Bücher in heiliger Feuersgluth.

„Die seidenen Gewänder und all die Festespracht,
Zu werf' ich sie den Dirnen, mit welchen ich gelacht.
Die blanken Prachtgefäße, hell Kirchengold und Geld,
An meiner Rosse Hufen soll's klingen durch die Welt.

„Und fasse Deine Kreuze, — sie brachten mir kein Heil! —
Und schleudre sie zu Füßen der alten Irmensäul,
Und mache Deine Lehre zu meines Narren Spott,
Und kehre in die Wälder zu meiner Väter Gott!" —

Der Kaiser schwieg; da schlugen die Helden an das Schwert,
Als Kaiser Karl so mächtig den Gott zum Kampf begehrt,
Der Bischof blickte nieder, sein Auge rollte wild,
Er biß die Lippe blutig, dann sprach er ruhig mild:

„Schon ist Roland gerettet, der HERR hat dich erhört.
Er hat die Seele gerettet, ob auch der Leib zerstört!
Wohl ließ er ihn erschlagen, Roland, den besten Mann,
Doch seh ich seine Seele froh steigen himmelan.

„Der HERR allein wird retten, wer ihn in Demuth glaubt,
Dem HERRN allein die Ehre! Ihr Helden beugt das Haupt."
Da kniete tief ergriffen des Kaisers Heldenschaar,
Der Kaiser nur stand zürnend allein an dem Altar.

Die Romanhelden einst und jetzt.

Von F. Lotheissen.

Eine gewisse Neugier treibt uns manchmal, zu einem veralteten Roman zurückzugreifen, obschon er als Dichtwerk keinerlei Reiz mehr für uns hat. Schon der Anblick eines solchen Buchs mit seinem feinen goldgepreßten etwas abgegriffenen Einband, das gelbliche Papier, der altmodische Druck, der leichte Modergeruch, der ihm entsteigt, — alles das versetzt uns in eine andere, längst vergangne Welt. Früher vielleicht das Entzücken eleganter Damen, schlummern diese Bände nun in den stillen Bibliotheken der Gelehrten, und Niemand fragt nach ihnen. Und doch bergen sie manch merkwürdiges Geheimniß. Wenn wir es verstehn, den Bann zu brechen, der auf ihnen ruht, dann sehen wir eigenthümliche Schatten ihnen entsteigen, die sich zu lebensvollen Körpern mit Blut und Farbe verdichten. Sie vermögen uns in buntbewegte Zeiten zurückzuzaubern, die einst waren, und uns fremd geworden sind. Was die Menschen früherer Jahrhunderte belebte, wird uns klar; wir belauschen ihre Gedanken, ihre Sehnsucht, wir erkennen ihres Herzens geheimste Wünsche, ihre Ideale. Eine jede Zeit kennzeichnet sich am besten in der Art, wie sie in der Dichtung ihre Helden gestaltet.

Die Freude an solchen Schöpfungen der Phantasie, an Helden und Heldinnen im Roman, ist der armen Menschheit tief eingeprägt. Je drückender der Mensch das Elend seines eignen Lebens empfindet, um so mehr freut es ihn, sich mit Hülfe der Phantasie auf Augenblicke in eine schönere Welt zu versetzen. Dies ist mit ein Grund, warum die Romanhelden dem Publikum so theuer sind. Es ahnt in ihnen immer eine geheime Verwandtschaft; es spiegelt sich in ihnen, und freut sich, wenn diese siegreich durchführen, was es selbst im stillen Kämmerlein nur geträumt, nur zagend geahnt hat.

Aber jedes Jahrhundert, jede Generation hat ein eignes Heldenideal, wie überhaupt eine besondere Anschauung von dem, was man als gut und böse bezeichnet. Wir sehen dabei ab von den verschiedenen Menschenracen, die anders geartet sind, unter anderem Himmelsstrich wohnen, und somit auch anders fühlen müssen. Wir denken zunächst nur an die europäischen Culturvölker, denn auch sie ändern ihre Ideale je nach dem Stand ihrer Entwickelung und unter dem Einfluß der wechselnden Verhältnisse. Es zeigt sich das besonders deutlich in der Art, wie die Romanhelden in den verschiedenen Epochen gezeichnet werden. Nehmen wir nur die wenigen Romane, die sich als Schöpfungen von Werth erhalten haben, so finden wir gleich, daß der Geschmack des Volks oft gar sonderbare Helden zeitigt. Nichts erlaubt besser einen Schluß auf die Stimmungen und Ansichten einer Epoche zu ziehen, als die Betrachtung der Helden, welche im Roman das Ideal ihrer Zeit verkörpern sollen.

Am Eingang des siebzehnten Jahrhunderts steht in Frankreich ein Roman, der nicht allein in seiner Heimat begeisterte Aufnahme fand, sondern die Runde durch Europa machte und fast ein Jahrhundert lang das Entzücken weich gestimmter Seelen war. Lange genug hatte sich die Welt an den abenteuerlichen Ritterromanen ergötzt. Allein die Ritter waren endlich verschwunden, die Erzählung ihrer Thaten fand nicht mehr dieselben gläubigen Leser, wie sonst. In Spanien, Italien und Frankreich, welche Länder in der

engsten geistigen Verbindung miteinander standen, erhob sich eine starke Reaction gegen diese Gattung des Romans. Statt des Heldenthums verehrte man nun höfische Eleganz und feinen Witz. In Italien hatten schon im sechzehnten Jahrhundert die Pastoraldramen großen Anklang gefunden. Tasso hatte in seinem „Amintas“ den Hof von Ferrara geschildert, und sein „Tirsis“ und seine „Silvia“ blieben auch im Hirtengewand noch immer geistreich und beredt. Guarini's „Pastor fido“ überbot noch den Amintas; er machte aus seinen arkadischen Schäfern Schöngeister und elegante Reimschmiede. In Spanien trat dann Cervantes mit seinem unsterblichen Don Quixote auf, und seitdem sah man die abenteuernden Helden nur noch in der Posse, als renommirende Maulhelden und feige Prahlhänse. Hat nun gar ein Volk die Verwüstungen und Gräuel des Kriegs in seiner abschreckenden Wirklichkeit lange Jahre hindurch kennen lernen, wie die Franzosen während der Zeit der Ligue, so kann es keinen Gefallen mehr an Ritterromanen finden. Es wendet sich von den Helden ab, die gegen Ungeheuer ausziehen und schöne Prinzessinnen erlösen. Es hat Gewaltigeres erlebt, und sehnt sich nach andern, friedlichen Bildern.

Das erklärt uns, warum sich mit dem siebzehnten Jahrhundert das Ideal eines Helden so gründlich änderte. Der wichtigste Zeuge dieses Sinnes- und Geschmackswechsels ist der berühmte Roman „Asträa“ von Honoré d'Urfé. Indem er vor dem Geist seiner Leser eine ideale Schäferwelt erstehen ließ, hob er dieselben über das Elend der haßerfüllten Wirklichkeit hinaus, und rettete sie in eine Welt, die sie für glücklicher und edler hielten, eine Welt, in der man allein wahrhaft fühlen und lieben dürfte.

Honoré d'Urfé (1567—1625) stammte aus der Landschaft Forez, und war im Religionskrieg einer der eifrigsten Anhänger der Ligue gewesen. Nach Beendigung des Kampfs zog er sich eine Zeit lang an den Hof des Herzogs von Savoyen zurück und begann dort seinen Roman, dessen Begebenheiten er an die Ufer seines heimatlichen Flusses, des Lignon, verlegte. Später kehrte er nach Frankreich zurück und widmete sein Werk sogar dem von ihm früher so heftig befehdeten König Heinrich.

In einer lieblichen Gegend, die von dem Lignon durchströmt wird, wohnt fern von allem Weltgetümmel, unbehelligt und nur sich selbst, ein edles Völkchen von Schäfern. Die einzige Pflicht dieser Leute besteht darin, täglich mit dem Schäferstab bewaffnet, ihre Heerden auf die Weide zu treiben, ihre einzige Sorge ist, in dem Schatten eines Baumes gelagert, den langen Tag mit galanten Plaudereien zu verbringen. Es sind die alten Idyllen, nur in die Länge gezogen, und dadurch noch mehr zur Unwahrheit verzerrt. Die Schäfer des Lignon kennen als höchste und heiligste, ja als einzige Pflicht, nur den Gehorsam gegen die Gebote der Liebe. Sie zeigen uns das Ideal eines Menschen, wie es der feinen Gesellschaft im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts vorschwebte. Natürlichkeit und naive Unschuld sollen sich in diesen Schäfern und Schäferinnen mit Witz und feiner Geistesbildung verbinden. Allein die höfische Welt, in welcher Honoré d'Urfé lebte, hatte längst vergessen, was Natur ist, und das Ergebniß jener sonderbaren Mischung konnte nur Unwahrheit und geziertes Wesen sein. Celadon, der Name des Helden in „Asträa“ ist sprüchwörtlich geworden zur Bezeichnung eines schmachtenden, im Grund höchst armseligen Liebhabers. Die lange Schreckenszeit hatte, scheint es, selbst den Begriff ächter Männlichkeit verdunkelt. Asträa hält ihren Celadon für treulos und verbannt ihn aus ihren Augen; dieser hat nichts Eiligeres zu thun, als in die Fluthen des Lignon zu springen. Doch er wird gerettet, und zieht sich als Einsiedler in eine unbetretene Gegend zurück. Dort verbringt er seine Zeit mit allerlei galanten Jämmerlichkeiten. Er härmt sich ab, errichtet einen „Asträatempel“, schnitzt der Geliebten Bildniß, schreibt Verslein, die er auf den Altar des Tempels legt, und wird immer blässer und elender. Ein weiser Druide ersinnt endlich Rath. Er steckt Celadon in Mädchenkleidung und bringt ihn so zur trauernden Asträa zurück. Der zartfühlende Jüngling wohnt nun mit ihr unter einem Dach, in dem vertrautesten Umgang, ohne sich je zu verrathen, und erntet schließlich, nach mannichfachen Erlebnissen, den Lohn seiner Tugend. Die adliche Lesewelt jener Tage war entzückt von diesem Bild der edlen Liebe und Treue. Freilich erschienen die Schäfer nur deshalb der Begeisterung werth, weil sie von gutem Adel sind, und denselben nur freiwillig abgelegt haben, um sich dem reinen idyllischen Leben widmen

zu können. Nur ein adliger Sinn kann ja die Romantik überschwänglicher Liebe begreifen, kann den Kultus der Zartheit und süßen Melancholie vollkommen verstehen. Nur wer von echtem Adel ist, weiß wahrhaft zu lieben; nur wer vollkommen zu lieben weiß, kann auch jeder andern Aufgabe des Lebens gerecht werden. Das ist die Lehre, die sich aus „Asträa“ ergeben soll. Das Ritterthum, das sich überlebt hatte, sollte in anderer Weise wieder erstehen; die rohen Sitten, wie die Religionskriege sie erzeugt hatten, sollten gemildert werden, wie im Roman, so im Leben. Das Hôtel der Marquise de Rambouillet bildete bald den Mittelpunkt einer auserlesenen Gesellschaft in Paris, und der Ton, der dort herrschte, erinnert vielfach an „Asträa“. Der echte Edelmann, das Ideal dieser Kreise, war kein Raufbold mehr, er mußte schmachten, sich um seine Schöne lange bemühen, mußte fein und witzig reden können, mußte zierlich und galant sein. Kriegerischer Geist und Heldenruhm kam erst in zweiter Reihe. Freilich, es blieb sehr oft beim „Ideal“, und die Wirklichkeit sah ganz andere Helden.

Lange kann ein solcher Geschmack indessen nicht herrschen. Die Scene ändert sich bald wieder, und wenn der Held auch ein liebeflammendes Herz im Busen tragen muß, so wird doch sein Heldenmuth, und vor Allem seine Ehre stärker betont. Corneille's „Cid“ zeigt uns, wie ausgeklügelt und spitzfindig die Ansichten über Ehre und Liebe jener Zeit waren. Die Blutrache der alten Zeit kommt wieder zu Ansehen, nur daß sie in galanter Form erscheint. Der Widerspruch zwischen Sitte und Sprache wird dadurch nur um so greller. Wie geschraubt und unwahr klingt Ximenens Klage über ihr zerstörtes Lebensglück. „Die eine Hälfte meines Lebens“ (Rodrigo) „hat die andere“ (ihren Vater) „in das Grab gestürzt. Nach diesem schweren Schlage bin ich genöthigt, die Hälfte, die ich nicht mehr besitze, an jener, die mir geblieben ist, zu rächen.“ (Cid, III. 3. 8.) Aehnlich gekünstelt sagt sie zu Rodrigo, er habe sich ihrer würdig gezeigt, indem er sie verletzt habe; nun müsse sie sich seiner dadurch würdig zeigen, daß sie ihn zu verderben suche. (III, 4. 83.)

Nahe verwandt mit solchem Ehrgefühl ist der Ehrgeiz, der denn auch von den Dichtern ausdrücklich gepriesen wird. Sie sehen in ihm nicht einfach die natürliche Eigenschaft eines seiner Kraft bewußten Mannes, sie preisen ihn geradezu als die einzige würdige Leidenschaft eines großen Geistes. Solche Lehren klangen süß für die unbotmäßigen Herren des hohen Adels, und beförderten den Ausbruch des Krieges der Fronde unter der schwachen Regentschaft.

Gerade in diese Zeit fallen die Romane der Fräulein von Scudéry, deren „Cyrus“ allein den Ruhm der „Asträa“ zu verdunkeln vermochte. Der Roman spielt zwar im Orient, in unbestimmter fabelhafter Zeit, aber alle Personen desselben sind Porträts aus der vornehmen Gesellschaft jener Tage. „Cyrus“ ist Niemand anders als Condé, die Verfasserin selbst erscheint als „Sappho“; das Heldenideal ist bei ihr noch raffinirter und weniger natürlich, als früher; man fühlt die wachsende Macht des Hofes und seinen Einfluß. Cyrus ist so göttlich und so furchtbar zugleich, daß die Feinde schon bei seinem Anblick die Flucht ergreifen. Eines Tages bittet er die Prinzessin Mandane um die Erlaubniß, sie zu lieben, und es ihr sagen zu dürfen. Mandane aber findet, daß er um die Hälfte zuviel verlange. Es sei schon genug, daß er ein einzigesmal das habe sagen dürfen, was jedem Andern ihren Haß zugezogen haben würde. Diese Auseinandersetzung ist aber nicht so leicht, wie sie hier angedeutet ist, sondern erfordet lange Zeit und das Aufgebot feinster Redekunst.

Die Scudéry war auch die Erfinderin der sogenannten „Liebeskarte“. In ihrem zweiten Roman, der „Cletia“ gab sie eine genaue Beschreibung des „Reichs der Liebe“. Dort findet sich der „See der Unbeständigkeit“, die Flüsse „Achtung“, „Dankbarkeit“ und „Zuneigung“. An den Ufern dieses letztgenannten Stromes liegt die Hauptstadt, zu der man freilich erst nach langer Reise durch die Ortschaften „Respect“, „Liebesbrief“, „Verslein“, „Unterwürfigkeit“ u. s. w. gelangen kann. Mit solchen Kindereien war man glücklich bis zu den „Precieusen“ gelangt, welche Molière so köstlich verspottete.

Wie lang sich übrigens der „Cyrus“ erhalten hat, geht aus Chateaubriand's Erzählung hervor, daß seine Großmutter ihn auswendig gewußt habe. Wir begreifen

aber auch, daß eine Gesellschaft, die an solchen Idealen Gefallen fand, jedes höheren Schwungs, jedes edleren Strebens bar war. Kein ernsterer Gedanke quälte ihr Hirn, und da ihr nichts am Herzen lag als Galanterie und zierliches Liebesspiel, so hatte Ludwig XIV. leichte Mühe, sie nach seinem Willen zu modeln, den stolzen Feudaladel zum geschmeidigen Hofadel herabzudrücken.

* * *

Auf das Zeitalter Ludwig's XIV. folgte das Jahrhundert der Aufklärung. Der Geist des Zweifels, der Forschung, der freiheitlichen Entwickelung regte sich allerorten. Ein Umschlag war unvermeidlich. Auf die majestätische Regelmäßigkeit folgte zierliche Ungebundenheit. Die Natur verlangte ihre Rechte, immer lauter wurde der Ruf nach Freiheit, Einfachheit, Wahrheit, und die Ansichten von Menschenwürde, von Adel und Ehre, von der Aufgabe und dem Ziel der Menschheit änderten sich von Grund aus.

Dieser Wechsel spiegelt sich deutlich in den Romanen des vorigen Jahrhunderts, in welchen Helden ganz neuer Art auftraten. Aus der großen Zahl der hierher gehörigen Werke heben wir die Romane von Richardson, die Neue Heloise und Werther hervor, da sie alle andern weit überragen und das Heldenideal jener Zeit am besten erkennen lassen. In allen spiegelt sich das philosophische Zeitalter, in allen glüht die sinnliche Natürlichkeit, die Leidenschaftlichkeit desselben; über alle legt sich aber auch der Schleier der Melancholie, der suchenden und nicht befriedigten Menschenbrust. Nur daß jedes Werk je nach der Nationalität des Dichters seinen besondern Charakter trägt. Richardson's Romane, „Pamala", „Clarissa", „Grandison" bieten uns Charakterbilder, wie sie nur die Mitte des vorigen Jahrhunderts entwerfen konnte. Trotz ihrer theilweise sehr gelungenen Zeichnung erscheinen sie doch oft nur wie eine philosophische Conception, nicht wie ein Bild aus dem Leben. Sie sind in sich fertig, absolut; die eine, z. B. Clarissa, ist die personificirte Tugend, ein andrer ist der vollendete Bösewicht, wie Lovelace. Nur in jener Zeit konnte sich streng christlicher Sinn mit fast revolutionären Tendenzen und philosophischem Anstrich so innig verbinden, wie wir es bei Richardson finden. „Pamela" erhebt sich gegen die Standesvorurtheile; aus armer, niederer Familie stammend, wird die Heldin der Erzählung schließlich die Gemahlin eines Lords. Der kirchenstrenge Richardson wollte seine Landsleute ganz besonders über Lovelace schaudern machen, den er als Ausbund aller Laster und zudem noch als Gottesläugner schildert. Das war das Schlimmste, was man einem Menschen nachsagen konnte, wie wir auch Don Juan in der spanischen Komödie und bei Molière als Atheisten finden. Umgekehrt scheint unsere heutige Zeit die Romanhelden durch eine freigeistige Richtung interessant machen zu wollen. Die geistig hochstehenden Menschen vieler modernen Romane vertreten die materialistische Richtung und werden dadurch erst recht zum „Helden" gestempelt. Wir erinnern hier nur, um ein Beispiel zu geben, an Heyse's „Kinder der Welt".

Wie sehr „Grandison" die Lesewelt des vorigen Jahrhunderts in Entzücken versetzt hat, ist bekannt. Grandison ist der Inbegriff aller Tugenden, ein Ideal von Edelsinn, Geist, Muth und Schönheit; dabei reich und sehr fromm, welche Eigenschaften ihn auf gleiche Weise empfehlen. Er vermag es nicht, seine religiösen Bedenken gegen eine Ehe mit einer Andersgläubigen — einer Katholikin — zu überwinden. Das galt damals noch in vielen Kreisen als sehr edel, heute würde man es als engherzig ansehen. Uebrigens brachte Grandison die Engländer als Helden in die Mode. Lange Zeit konnte in Deutschland kein Roman erscheinen, in dem nicht ein Engländer die Hauptrolle gespielt hätte. Diese Bewunderung ist charakterisch für die armseligen Verhältnisse, die in Deutschland allenthalben noch herrschten.

Die „Neue Heloise" sowohl wie „Werther" bekunden einen offenbaren Fortschritt in der Ideenentwickelung des Jahrhunderts. Sie sind kühner und freier als die Romane Richardsson's. Beide Bücher haben Epoche gemacht, und sind von Millionen Menschen gelesen worden, die alle mit Julie getrauert, mit Werther geweint haben. Die Empfindsamkeit herrschte damals, und es wird uns heute schwer, jene Stimmung voll schwämerischer Hingebung und lodernder Begeisterung für das Menschlich-Schöne, jenes sentimentale

Versenken in das Gefühlsleben, jene unbestimmte unklare Trauer völlig zu begreifen. Wir wollen uns deßhalb nicht überheben; es ist noch sehr die Frage, ob die Helden der modernen Romane höher stehen. Das achtzehnte Jahrhundert kann sich rühmen, immer den Standpunkt der Humanität bewahrt zu haben, sein Streben geht immer nach idealen Gütern. So große Kriege auch geführt wurden, die Lieblinge seiner Phantasie, die Helden, die es sich schuf, waren weder Ritter noch Krieger, und die Kämpfe, für die es sich erwärmte, waren geistiger Art.

Rousseau hat auf allen Gebieten, auf welchen er thätig war, reformatorisch oder revolutionär — wie man will — gewirkt. Auch seine „Neue Heloise" ist in der ersten Hälfte ein leidenschaftlicher Kampf gegen die Verhältnisse. Der bürgerliche Saint-Preux wagt es, seine Augen zur Tochter eines Edelmanns zu erheben. Richardson hatte sich in philosophischer milder Weise gegen die Standesvorurtheile ausgesprochen, Rousseau wird bei demselben Anlaß heftig und läuft Sturm gegen die gesellschaftliche Ordnung seiner Zeit. Diese Vorurtheile des Standes, dieser Kastenstolz ist der Hölle entsprungen, schreibt Julie in einen Brief, denn sie verderben die besten Herzen und heißen die Natur schweigen. . . „Man kann zwanzig gegen eins wetten", heißt es ein andermal, „daß ein Edelmann von einem Spitzbuben abstammt". Bei Rousseau, der erklärte, daß Alles in der Hand des Menschen entarte, ist der Ruf nach Einfachheit und äußerster Natürlichkeit selbstverständlich. Die erste Hälfte des Romans erhebt sich denn auch gegen die hergebrachte Sitte, und ein glühender Hauch revolutionärer Leidenschaft zittert durch diesen Theil der Heloise. Sympathisch aber sind uns die Liebenden heute nicht mehr; Julie ist kein natürliches einfaches Mädchen, ihre Bildung ist vielmehr ein Produkt raffinirter Civilisation. Saint-Preux vermag uns noch weniger zu fesseln, er steht selbst geistig unter seiner Geliebten — was für Rousseau's Anschauungen charakteristisch ist.

Ohne es zu ahnen, kommt Rousseau auf die „Asträa" zurück, die er freilich auch, seinem Geständniß zufolge, jedes Jahr einmal mit Vergnügen durchlas. Will „Asträa" beweisen, daß der wahrhaft Liebende zu allen großen Thaten fähig sei, so soll die „Heloise" lehren, daß die wahre Liebe genüge, den Menschen zur Tugend zu erheben. Der zweite Theil des Rousseau'schen Romans ändert freilich seinen Charakter; er wird kühl und farblos. Julie hat einen andern Gatten gefunden, sie ist fromm geworden und soll nun zeigen, daß menschliche Weisheit nicht hinreicht, den Menschen tugendhaft zu erhalten, daß der Himmel allein die nöthige Kraft und Hülfe verleihen kann.

Wieviel menschlicher und natürlicher erscheint doch Werther. Die Romanliteratur des ganzen Jahrhunderts hat keine Figur aufzuweisen, die sich an Wahrheit und Innigkeit mit Werther vergleichen ließe, wie denn auch Lotte alle Frauenbilder der Romandichtung jener Zeit an poetischer Schönheit weit überragt. Clarissa und Grandison, Saint-Preux und Julie sind daher fast vergessen, Werther aber lebt noch und rührt noch heute alle weichen Seelen.

Unklar, aber doch deutlich erkennbar kommt in „Werther" der dumpfe Schmerz über die deutschen Zustände zum Ausdruck. Es begannen die ersten Regungen des wieder erwachenden Nationalbewußtseins. Sehen wir nun in Folgendem, wie die „Helden" des neunzehnten Jahrhunderts beschaffen sind.

* * *

Etwa fünf und zwanzig Jahre sind nun verflossen, seitdem Gutzkow mit seinen zehnbändigen „Rittern vom Geist", im Gegensatz zu dem „Roman des Nacheinander", wie er sagte, den „Roman des Nebeneinander" begründen wollte, obgleich derselbe schon längst bestand. Der Roman machte Aufsehen, und doch wird er heute, nach so wenig freilich ereignißvollen Jahren, kaum noch gelesen. Schon muthet uns Manches in ihm fremd und unverständlich an, und ganz besonders sind es die „Helden" der Erzählung, gerade die Ritter vom Geist, die in ihrer Weise zu denken und zu sprechen offenbar schon der Vergangenheit angehören.

Diese Bemerkung kann den Dichter nicht als Vorwurf treffen; sie zeigt nur, wie

rasch sich die Gedankenwelt und der Geschmack eines Volkes ändern, zumal wenn dasselbe so tiefgreifende, welthistorische Aenderungen in seinem Staatsleben erfährt.

Wie viel sonderbarer muß uns die Erzählungsliteratur berühren, wie sie vor siebzig oder achtzig Jahren in Deutschland blühte. Das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte die größten politischen Umwälzungen in Europa gebracht, alte Anschauungen gestürzt, und auch im Reich des Geschmacks vielfach revolutionär gewirkt. Schiller's „Räuber“ waren unter den ersten Werken, welche dieser Stimmung Ausdruck gaben. Sie hatten eine neue Gattung, die Räuberliteratur, begründet, und der bald darauf erfolgende Ausbruch der französischen Revolution brachte dieselbe noch mehr in Aufnahme. Schiller erhob sich freilich bald zur Höhe reiner Dichtung und edler Menschlichkeit, aber neben, oder vielmehr unter diesem mächtigen Strom der klassischen hohen Poesie entstand eine Gegenströmung, die eine nicht unbedeutende Kraft gewann, da sie die Begriffsverwirrung und Geschmacklosigkeit des gereizten Publikums schmeichelte.

Diese Erscheinung trat besonders im Roman hervor, der mit Vorliebe gepflegt wurde, und sonderbare „Helden“ zeitigte. Das Ideal, das den Freunden dieser Romane vorschwebte, war aus einem eigenthümlichen Gemisch widersprechender Einflüsse entstanden. Erinnerungen an die neue Heloise und Werther verbanden sich mit dem unverstandenen Drängen nach Freiheit und Ungebundenheit, die Sentimentalität der früheren Epoche mit dem Hang nach roher Lüderlichkeit, das erwachende deutsche Nationalgefühl mit der Vorliebe für geheimnißvolle Bündnisse und mystischen Apparat, wie man ihn schauernd bei Rosenkreuzern und Illuminaten voraussetzte. Das zusammen gab das sonderbarste Gebräu, das nur je einem lesebegierigen und naiven Publikum geboten worden ist.

Es herrschten in Deutschland so armselige Verhältnisse, daß man ihr Abbild nicht auch noch im Roman suchte. Im Gegentheil suchte man sie zu vergessen, indem man entweder mit dem Helden des Romans, einem urdeutschen, ungefälschten derben Ritter, alle Heldenthaten des Mittelalters mit focht, oder indem man die Kühnheit des freien Mannes bewunderte, der trotz aller bösen Fürsten, schlechten Minister und heuchlerischen Pfaffen endlich siegte und den Lohn seiner Liebe und Ausdauer erntete. Oder man riß sich, wie Karl von Moor, aus den Fesseln der ungerechten Gesellschaft, und träumte sich, mit Hülfe seines Romans, als freier, schöner, kühner Räuber, der die Menschheit beherrscht, weil er sie verachtet, dessen gefühlvolles Herz zwar einen Todtschlag für nichts achtet, das aber edel und warm zu lieben versteht, — kurz, man schwärmte für einen Räuberhauptmann, wie er vollkommener und herrlicher nicht erdacht werden kann. Oder man liebte es, sich mit seinem Helden auf den dunklen Wegen geheimnißvoller Gesellschaften zu verlieren, und ein unerklärliches Abenteuer nach dem andern zu bestehen. Nur etwas verlangte man von dem Romanhelden nicht: — Wahrheit und Natürlichkeit, Feinheit und Geschmack, alles Dinge, welche der Welt, die sich an jenen Romanen erfreute, völlig unbekannt waren.

Wenn sich nun selbst Schiller in seinem „Geisterseher“ und Goethe in „Wilhelm Meister“ diesem Einfluß der Zeit nicht ganz entziehen konnten, in so fern sie auch von unerklärlichen Vorgängen und geheimen Bündnissen erzählten, so kann man sich schon vorstellen, wie erst die plumpen Verfasser der Ritter- und Räuberromane auftraten, ein Cramer mit seinem „Adolph der Kühne, Raugraf von Cassel“ oder seinem „Hasper a Spada“; ein Spieß, ein Vulpius, dessen „Rinaldo Rinaldini“ noch vor nicht langer Zeit in Wien aufs Neue, wenn auch verändert, gedruckt worden ist. Rinaldo ist der Inbegriff eines entzückenden Räubers, wie sich ihn jene Zeit nur wünschen mochte. Recht bezeichnend aber ist es dabei, daß Rinaldo kein gewöhnlicher bürgerlicher Räuber sein durfte; trotz der französischen Revolutionsideen, die man verstanden zu haben vorgab, war man nicht demokratisch genug, selbst bei einem Räuber auf den Adel zu verzichten. Rinaldo entpuppt sich als der Sproß eines italienischen Prinzen und einer Sultanstochter.*)

---

*) Genaueres über diese Literatur in F. W. Appell's verdienstlicher Schrift: Die Ritter-, Räuber- und Schauerromane. Leipzig, Engelmann 1859.

Nach dem Sturz Napoleons folgte für Europa eine Zeit der Ruhe, der Abspannung. Auch die Phantasie der Völker mäßigte ihren Flug, und Ideen, die noch kurz zuvor allmächtig schienen, hatten mit einem Male ihre Kraft verloren. Man wendete sich gern von der Gegenwart ab, die auf den Gemüthern schwer genug lastete, und versuchte ein Bild vergangener Zeiten mit möglichster Objektivität zu schaffen. Es begann die Zeit des historischen Romans. Walter Scott's „Waverlei" erschien 1816. So große Beliebtheit aber auch die Scott'schen Romane sich errangen, an Wirkung kamen sie weder „Asträa", noch Rousseau's „Heloise", noch dem „Werther" gleich. Ein solches Werk, das die ganze Welt bewegt und auf lange Zeit hinaus seinen mächtigen Einfluß bewahrt hätte, kennt das neunzehnte Jahrhundert überhaupt bis jetzt noch nicht. Die Bildung der modernen Menschen hat sich wesentlich geändert, ihr Leben ist zu komplicirt und zu rasch, ihre Bestrebungen zu verschiedenartig und daher auch ihre Anschaffung zu wenig naiv mehr, als daß ein Werk der schönen Literatur leicht eine so durchgreifende Wirkung erzielen könnte. Die letzte Hälfte des Jahrhunderts hat sich mehr der Philosophie und den Naturwissenschaften zugewendet. Ein Darwin vermag jetzt mit einer neuen Theorie, was einst ein Rousseau mit einem neuen Roman vermochte. Auch die besten der modernen Romane sinken bald unter in der großen Fluth, die den Büchermarkt alljährlich überschwemmt, neue philosophische Lehren, Schopenhauer'sche Ideen oder Hartmann's Philosophie des Unbewußten, — sie sind alle zahlreicher Anhänger und rascher Verbreitung selbst im Kreis des großen Publikums sicher.

Aber wenn auch die Erzähler unserer Zeit, selbst die Franzosen, die doch ein besonderes Talent für den Roman entwickelten, bei weitem nicht die Bedeutung für die Kulturgeschichte erlangt haben, wie einzelne Romandichter vergangener Jahrhunderte, so bleiben uns die Ersteren dennoch von Interesse, und auch die Helden der modernen Romane verrathen uns die Ideale ihrer Zeit und die großen Strömungen, die sich in dem Reich der Ideen und Lebensanschauungen der Völker abwechselnd geltend machen.

Die Julirevolution hatte die Leidenschaften entzügelt, die Phantasie erhitzt, eine neue bessere Gestaltung der Gesellschaft in Aussicht gestellt. Die sociale Reform, wie sie damals Viele träumten, fand ihre glühendste Vertheidigerin in George Sand, deren erster Roman „Indiana" damals erschien und großen Lärmen verursachte. Das Thema ihrer ersten Erzählungen war die schreiende Ungerechtigkeit, welche die Frauen zu erdulden hätten, und ihre glänzend geschriebenen, beredten Romane klangen wie ein Schlachtruf gegen die ganze Gesellschaft, gegen Ehe und Familie. Die Verfasserin hat sich zwar in ihren Vorreden gegen diese Voraussetzung verwahrt, allein der Eindruck blieb nichtsdesto weniger.

George Sand hat es hauptsächlich mit „Heldinnen" zu thun, und selbst ihre letzten Romane, aus welcher sie jede socialistische und politische Tendenz entfernt hatte, vertreten ihre Ueberzeugung von der Ueberlegenheit der Frau. Sie kennt nur Heldinnen, die moralisch und meist auch geistig höher stehen, als der Mann. Dieser erscheint gewöhnlich schwach, wetterwendisch, charakterlos, oder er ist, wie z. B. Raymon in Indiana mit dunkleren Farben gezeichnet, ist leidenschaftlich, aber bei aller Liebenswürdigkeit kalt, egoistisch, sinnlich. So oft Raymon eine Liebesregung in sich spürt, stürzt er sich in das tolle Leben, nicht um seine beginnende Leidenschaft zu unterdrücken, sondern im Gegentheil, um seine Vernunft vollends zu betäuben. Aber er ist ein vollendeter Salonheld; er hat ein junges Mädchen verführt, mehrere vornehme Damen kompromittirt, drei Duelle gehabt, und hat jetzt gleichzeitig mit Indiana und deren Kammermädchen zu thun. „Solchen Mann verachten die Frauen nicht", setzt George Sand bitter hinzu, als wolle sie die Erbärmlichkeit des männlichen Ideals begreiflich machen, und zugleich sagen, daß die Mehrzahl der Frauen kein besseres Loos verdiene.

Im Gegensatz zu George Sand sieht der jüngere Dumas in der Frau nur die Feindin und das Verderben des Mannes. Freilich, die Zeiten hatten sich geändert, das Kaiserthum herrschte und Dumas sah eine andere Welt. Seine Helden sind meist kalte überlegende Naturen; die Leidenschaft, gewöhnlich niederer Natur, ist bei der Frau zu finden. Sie ist der Dämon, der den Mann verlockt, ihn verfolgt, ihn ins Elend stößt.

Tue-la ist darum auch das letzte harte Wort des Dichters. Spätere Historiker werden unter Anderem auf die ideallose Bühnen- und Romanwelt der fünfziger und sechziger Jahre hinweisen, um die Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs zu verurtheilen.

Doch darf man über den Sohn den Vater nicht außer Acht lassen, darf man Alexander Dumas den Aelteren, der lange Zeit der Liebling der Lesewelt war, und Eugène Sue, der Europa mit seinen Romanen in Aufregung brachte, nicht vergessen. Die Romane dieser beiden kann man kurzer Hand als eine neue, verfeinerte Auflage der Ritter- und Räuberromantik erklären. Die Helden der Dumas'schen Muse, Monte-Christo, die drei Musketiere u. A. m. sind zwar Heroen in des Worts verwegenster Bedeutung, in so fern sie jeden Tag für verloren erachten, an dem sie nicht irgend eine That vollbracht oder ein Abenteuer bestanden haben, aber es sind keine Figuren, welche den Geist der Zeit in besonderer Weise zum Ausdruck bringen. Sue's sociale Nachtgemälde sind dagegen gewiß als ein Symptom des tiefen Unbehagens anzusehen, das die damalige französische Gesellschaft bedrückte. Immer deutlicher tritt jene realistische Tendenz hervor, die in den neuesten französischen Romanen endlich ausschließlich herrschend geworden ist. In ihnen ist von „Helden", von „Idealen" nichts mehr zu finden. Sie wollen eine Photographie des Lebens geben, und bedenken nicht, daß selbst der Photograph seine Kunden in eine günstige Stellung bringt, bevor er ihr Bild aufnimmt, und daß ferner die gelungenste Photographie den geistigen Ausdruck des Menschen nicht wiedergibt. So klar, so sicher und scharf diese neuesten französischen Sittenromane, als deren Muster man Daudet's „Fromont jeune et Risler aîné" und desselben Autors „Jack" bezeichnen kann, auch in ihren Zeichnungen sein mögen, so abstoßend sind sie in ihrem Pessimismus. Keine Helden zu haben, ist ihr Heldenthum.

Deutschland's Romanliteratur ist in den letzten fünfundzwanzig Jahren nicht unbedeutend gewesen, und hat mit dem Gang der geistigen und politischen Entwickelung Schritt zu halten versucht. Karl Gutzkow hat ein Recht darauf, hier zuerst genannt zu werden. Seine „Ritter vom Geist" sind unter dem Eindruck der Revolution von 1848 und der darauffolgenden Reaktion geschrieben. Es war eine That, in solcher Weise gegen die herrschende Richtung zu protestiren, und die Macht des Geistes, des Ideals zu betonen. Aber die Zeit war unklar, in sich selbst gespalten. Die „Helden" des Romans, gerade die Ritter vom Geist, leiden darunter. Sie kommen uns heute manchmal gar jung vor. Da finden wir die Brüder Siegbart und Dankmar Wildungen. Der erste, blond, sentimental und in socialistischen Träumereien verloren, findet in einem Fräulein „einen gewissen Ausdruck der Seele, der ihn zwingt langsamer zu gehen und über sie nachzudenken." Diese Dame aber, über die man im Geschwindschritt nicht nachdenken kann, ist natürlich auch blond. Sie ist eine schwärmerische Reaktionärin, „die jeden Krieger liebevoll und fast vertraulich begrüßt, um das Selbstvertrauen des Kriegerstandes wieder mehr zu heben" ... „Man mußte ihr unstreitig einen Anflug von höher inspirirter Schwärmerei zuerkennen, und den strengen Aufschlag ihrer großen blauen Augen unter solchen Verhältnissen bedeutend finden." Der eigentliche Held des Romans ist Dankmar Wildungen, der als Feuerseele mit klarem Kopf und großer Thatkraft geschildert wird, dabei aber manchmal doch etwas unklar spricht und bedenkliche Witze macht. Neben ihm steht der junge Fürst Egon von Hohenberg, der am wenigsten das Datum seines literarischen Entstehens verbergen kann. Er ist Fürst und Demokrat, ein Handwerker ist sein treuster Freund, und Paris war die hohe Schule, auf der er sich gebildet hat, denn wo sonst als in Paris konnte man sich vor 1848 freie Ideen erwerben? Am zweiten Tag seiner Bekanntschaft mit Dankmar bittet er denselben um Brüderschaft.

Der Roman hat in seiner breit angelegten Manier manche treffliche Charakterzeichnung, seine Hauptfiguren verrathen jedoch deutlich die Unklarheit der Zeit, die Unfertigkeit und das Schwankende der deutschen Verhältnisse.

Langsam verlief sich der trübe Strom der Reaktion. Die Nation raffte sich zu festerem, entschiedenerem Wollen auf. So versuchte denn auch Gustav Freytag in seinem „Soll und Haben" das Volk bei seiner Arbeit aufzusuchen, wie er sagte, und festen Boden für seine Dichtung zu gewinnen. Aber die beiden Helden des Romans sind nicht

ganz geglückt. Der eine ist etwas gar zu ledern, der andre, Fink ist wieder in seinem frondirenden Wesen, in seinem burschikos sich überhebenden Auftreten, übertrieben. Aber beide entsprechen einer Richtung des deutschen Volksgeistes in jener Zeit. Fink besonders war der Liebling der Lesewelt. Der Deutsche fühlt, daß er leicht etwas schwerfällig wird, er möchte sich gern manchmal etwas Pikanteres geben, aber wie im Leben, mißglückt es ihm auch im Roman.

Werfen wir endlich einen Blick auf die geistige Bewegung unserer Tage, so sehen wir nach der Befriedigung des nationalen Wunsches nach einheitlicher Gestaltung des Vaterlandes ein gewaltiges Ringen auf dem Gebiet der Kirche und des Staates. Die Naturwissenschaften haben eine freiere Betrachtung religiöser Fragen ermöglicht, und so wogt der Kampf auf und ab, nicht allein zwischen den einzelnen Gewalten in Staat und Kirche, auch in den einzelnen Gemüthern. Lassen wir die Romanhelden in Uniform bei Seite, die nun noch lange die Erinnerung an den nationalen Krieg wach halten werden, aber die für unsere Betrachtung weniger Bedeutung haben, und betrachten wir die Haupterscheinungen des modernen socialen Romans, so sehen wir vor Allem, daß die „Helden“ heut zu Tage gar häufig Freidenker sind, die sich von jeder übernatürlichen Religiösität losgesagt haben und den reinen Kultus der Humanität predigen. So Heyse in seinen „Kindern der Welt“, und die Propagande dieser Ansichten durch den Roman erweist sich stärker als jede andere. Ob sie deßhalb auch länger währende, sichere Erfolge erzielt, ist eine andre Frage. Sehen wir uns auf einem andern Gebiet um, so finden wir Leopold Kompert die Toleranz im Judenthum vertheidigen, während Spielhagen im Spiegel seiner Erzählungen hauptsächlich ringende, unfertige, schwankende Menschen mit Vorliebe als Helden zeigt. So ließen sich noch viele treffliche Romanschriftsteller anführen; sie alle würden nur den Beweis bestätigen, daß der Roman seine Helden von den jeweiligen Geistes- und Geschmacksströmungen abhängig gestaltet. Und da die Gegenwart die Einheit der Empfindung und des Strebens verloren hat, da wir uns in einer offenbaren Uebergangsperiode befinden, so wird auch sobald kein Romanheld so gewaltig und hinreißend sein, daß er die ganze Welt in seinem Zauber gefangen hielte.

Aesthetische Anregungen.

Von Hans Herrig.

I.

Von jeher hat die Aesthetik als eine im hervorragenden Sinne deutsche Wissenschaft gegolten. Die ganze Entwickelung unserer Literatur ist mit der Theorie Hand in Hand gegangen, von dem Streite zwischen Gottsched und den Schweizern bis zu den Romantikern und dem endlich gegen diese von den Junghegelianern geführten Vernichtungskriege. Seitdem ist das Interesse an ästhetischen Dingen merklich eingeschlafen. Ich bezweifle, daß die Herren Virchow und Holtzendorff in ihre Zeit- und Streitfragen einen rein ästhetischen Aufsatz aufnehmen würden. Nur auf dem Gebiete der Musik ist die alte geistige Bewegung geblieben: Wagner's Reformen fußen durchaus auf theoretischen Betrachtungen, und so unliebsam in diesem musikalischen Kriege sich oftmals das persönliche Element vorgedrängt hat, so muß man doch zugeben, daß es sich im letzten Grunde um eine allgemeine Angelegenheit handelt.

Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß die heutige Literatur keine ästhetischen Bücher aufzuweisen hätte. Allein der Bücherdruck steht in gar keinem Verhältnisse bei uns zum wirklichen Verbrauch, in realer und idealer Bedeutung. Nirgends kauft man weniger und nirgends druckt man mehr Bücher als in Deutschland. Auch wird Niemand der Vischer'schen Aesthetik ein hohes Verdienst streitig machen wollen: sie ist indessen eine Zusammenfassung, ein Abschluß des bisher Geleisteten, und diesem entsprechend ist bei Allen, die sich mit künstlerischen Dingen beschäftigt, die Meinung verbreitet, bei ästhetischen Fragen habe man überall die fertigen Antworten bereit. Um sich davon zu überzeugen, lese man irgend eine Recension auch des obscursten Kritikasters, wie dieser mit allgemeinen Begriffen und Definitionen um sich wirft, als sei das Alles so unantastbar, wie das Einmaleins und die Axiome der Mathematik. Und ein solches Schwadroniren ist im Ganzen noch als die bessere Eventualität anzuerkennen. Viele scheuen überhaupt die Mühe, sich mit allgemeinen Begriffen abzugeben; ihr einziger Maaßstab ist ihr subjektiver Eindruck, dieser Eindruck aber wird nur dann ein rein angenehmer sein, wenn derselbe sich zum Vergnügen gestaltete. So schwankt unsere Kritik hin und her: entweder operirt sie mit Abstraktionen, oder sie steht auf dem rohen Standpunkte des Unterhaltungsbedürfnisses: der Dichter ist für diese Kritik nur durch sein Fach vom Seiltänzer unterschieden, moralisch steht er nicht höher, und wenn noch heute, wie in den Zeiten des Ständebewußtseins, Seiltänzer, Komödianten ꝛc. als unehrbar gälten, würde vermuthlich der Schriftsteller, der auch nichts will, als den Leuten die Zeit verkürzen, gleichfalls, und wir müssen sagen, mit vollem Rechte, eine levis nota infamiae tragen.

Nun ist allerdings, als man längst unser ästhetisches System für abgeschlossen hielt, Schopenhauer aufgetreten. Die Schopenhauer'sche Philosophie führt, wie das nicht anders sein kann, zu einer von der bisherigen Aesthetik grundverschiedenen Kunstbetrachtung. Allein, so viel Schopenhauer gelesen wird, so wüßte ich doch nicht, daß seine Andeutungen irgendwie eine Wirkung auf unsere Anschauungen ausgeübt hätten. Hier ist Richard Wagner freilich auszunehmen, der in seinem Aufsatze über Beethoven von

den Schopenhauer'schen Gedanken einen sehr geistreichen Gebrauch gemacht hat. Auch E. von Hartmann's „Aphorismen über das Drama" verdienen eine ehrenvolle Erwähnung. Gerade aber bei Wagner zeigt sich hier eine verwunderliche Erscheinung. Vielleicht waren nie zwei große Menschen im Innersten so verwandt wie Schopenhauer und er, und es ist begreiflich, daß die Lectüre Schopenhauer's auf ihn zuerst wirkte, wie die Worte Christi an den Blinden. Natürlich ward er sich sofort jener Sinnesgemeinschaft bewußt, übersah aber, daß diese in seinen bisherigen Schriften nur gleichsam im Geheimen bestanden hatte, anscheinend diese dagegen auf einem dem Schopenhauer'schen geradezu entgegengesetztem Standpunkte stehen, und er meinte, nun mit der Umdeutung einiger philosophischen Kunstausdrücke Alles ins Reine zu bringen. Dieser Umstand erschwert das Studium der Wagner'schen Schriften bedeutend; trotzdem wird eine ästhetische Betrachtung an ihnen nicht vorüber können, und immer und immer wieder muß es betont werden, daß die Leichtigkeit, mit welcher sich unsere Literatoren über Alles hinwegsetzen, was Wagner vorgebracht, nur ihre eigene Gedankenlosigkeit und Formelgläubigkeit beweist.

Nun wird man sagen können: „Gut denn; du willst eine Schopenhauer'sche Kunstphilosophie: wir brauchen also nur die Ansichten des Philosophen zu systematisiren." Das könnte nichts schaden: die Philologen und Philosophiedocenten müssen auch ihre Beschäftigung haben: die wahre Literatur soll Alles und Jedes aber nur als Anregung betrachten, nur so erfüllt sie das wahre Leben. Anstatt uns daher um Schopenhauer's spezielle Doctrinen zu bekümmern, sehen wir lieber zu, worin die Verschiedenheit Schopenhauer's gegen die bisherige Philosophie sich hauptsächlich ausspricht.

Ich meine, in drei Beziehungen.

Die bisherige Philosophie bewegte sich in Abstractionen, die Schopenhauer'sche nimmt in jedem Momente Rücksicht auf die Wirklichkeit; jene faßte die Welt von der objectiven Seite auf, diese stellt sich auf den Standpunkt des Subjectes; jene war deshalb im speziellen Sinne ästhetisch, diese ist ethisch.

Wenn wir eingedenk dieser drei Momente unsere Kunstanschauungen mustern, möchte sich wohl gar manche als eine solche herausstellen, die diesen Forderungen nicht entspräche — und diese Forderungen erscheinen mir als die des modernen Geistes überhaupt.

Nehmen wir nur einmal den ersten Punkt, die stete Rücksicht auf die Wirklichkeit. Man könnte Bücher darüber schreiben, wie wenig dies unsere Kunstdoctrinen thun. Diesen Uebelstand nach allen Richtungen hin zu verfolgen, würde daher hier kaum angehen; wol aber möchte es nicht unangemessen sein, wenigstens eine Seite desselben kennen zu lernen, die Meinungen nämlich über die Classification der Poesie und die Berechtigung der poetischen Gattungen.

Der Grundfehler, um es sofort herauszusagen, ist hier der, daß wir aus historischen Begriffen Kategorien gemacht haben, daß wir die historischen Merkmale zu kategorischen Anforderungen stempeln, anstatt die Kunst aus ihrer Wirklichkeit und den Bedürfnissen derselben herauszuverstehen. — —

Der Dichter hieß in alten Zeiten der Seher. Noch heute ziemte ihm dieser Name: das Wesen seiner Kunst, der Vorzug jedes Künstlers vor dem gewöhnlichen Menschen besteht darin, die Welt deutlicher zu sehen, und Jenem dieses Sehen zu vermitteln. In seiner höchsten Entwickelung offenbart sich dieses Sehen als Weltanschauung: nur die größesten Dichter aller Zeiten besaßen eine solche, und nichts nimmt sich komischer aus, als wenn kleine Geister dieselben kritisiren wollen, indem sie ihren Handwerksmaaßstab an die einzelnen Werke eines solchen Genius legen. Umgekehrt freilich folgt hieraus, wie gefährlich gerade die Nachahmung solcher Heroen ist, denn dasjenige, was ihnen ihren Werth giebt, läßt sich nicht nachahmen. Von Göthe kann man mit Fug und Recht behaupten, daß er abgesehen von seinen lyrischen Gedichten (wozu ich auch den Werther rechne) niemals ein abgeschlossenes Kunstwerk hervorgebracht hat, aber diese Thatsache nimmt von seiner Größe nicht das Geringste hinweg. Ueberall tritt uns diese zu guter Letzt entgegen, wir fühlen seine wunderbare Persönlichkeit, wir merken, daß die Welt sich in seinem Auge so gespiegelt, wie sie sich in keinem andern wieder spiegeln wird. Denn

4*

das ist das Unterscheidende der dichterischen Weltanschauung von der philosophischen: sie ist einzig in ihrer Art, sie kann künstlerisch mit empfunden werden, ist aber nicht wie diese erlernbar .... Aber das Sehen des Dichters braucht keineswegs die ganze Welt zu umfassen. Auch das kleinste Bruchstück genügt, nur muß er freilich immer mehr darin sehen, als die gemeine Wirklichkeit der Dinge. Denn die Wirklichkeit soll er wohl sehen, aber nicht die gemeine, und wenn die Vögel in des Zeuxis gemalte Weintrauben pickten, mögen das Maler für ein Lob nehmen, wenn der Poet aber z. B. keine andere Wirkung auf seinen Leser hervorbringt, als etwa eine nackte Dirne, oder wenn der Komödiendichter uns den Abend nur dergestalt verkürzt, daß es die alte Familientante, wenn sie am Kaffeetisch ihren Beutel voll Skandal ausschüttet und von N.'s Verlobung und M.'s bevorstehendem Bankerott zu erzählen weiß, genau eben so könnte, so haben wir es nicht mehr mit Kunst zu thun.

Wodurch vermittelt nun der Dichter seine Anschauungen?

Einfach durch das Wort.

Interessant ist es daher, daß einmal, wie es scheint, die Größe eines Dichters sich statistisch messen läßt, nämlich an der Zahl der von ihm gebrauchten Worte, auf welche Thatsache zuerst Max Müller in seinen Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache aufmerksam gemacht hat. Shakespeare steht hier obenan; auch der fabelhafte Reichthum des Goethe'schen Wörterbuches muß dem oberflächlichsten Leser auffallen. Es ist dies durchaus begreiflich; in Wahrheit gibt es gar keine Synonymität, und in jedem neuen Worte ist eine eigene Anschauung enthalten. Künstlich läßt sich dieser Vorzug nicht erreichen; wer dies versucht, wie es anscheinend Victor Hugo thut, wird sich höchstens ein ungewohntes Vocabular zusammenstoppeln. Zweitens aber folgt hieraus noch, daß von allen Versen oder Sätzen diejenigen am meisten poetisch wirken, welche die meisten Anschauungen in sich bergen und in möglichst kurzem Raume der Phantasie die meisten Bilder zuführen. Daher uns gerade die englischen Dichter oft so ungemein ansprechen: die Einsilbigkeit der englischen Sprache erlaubt innerhalb eines kleinen Verses eine Fülle der Anschauungen, wie sie z. B. im Italienischen mit seinen langen sonoren Flexions- und Ableitungsendungen ganz undenkbar ist. Um so staunenswerther steht hier Dante da, der stets zu den kürzesten Wortformen greift und durch seine Shakespeare'sche Wortgedrängtheit alle übrigen italienischen Dichter weit hinter sich läßt.

Wenn es aber das Wesen der Poesie ist, Anschauungen durch Worte zu vermitteln, müßten wir nicht behufs einer Classification der Poesie zuerst nun untersuchen, auf welche Weise sie zu diesem Zwecke von den Worten Gebrauch macht? Nur so werden wir mit unseren Betrachtungen stets in heilsamer Nähe der Wirklichkeit bleiben.

Unsere Aesthetiker aber kommen uns nun sofort mit der Eintheilung in Epos, Lyrik und Drama, Namen, die freilich einst in Griechenland eine reale Bedeutung hatten, bei uns aber nicht mehr. Epos, eigentlich das Wort, bezeichnete den erzählenden Vortrag des Rhapsoden, Lyrik das zur Leyer gesungene Lied, Drama endlich jene Kunstgattung, in welcher gleichsam Wort und Lied zur wirklichen That und Handlung werden, das theatralische Spiel. Jede dieser Kunstgattungen hatte ihr eigenes Instrument, ihre eigene Darstellungsart: das Epos den recitativischen Vortrag, die Lyrik den Gesang, das Drama die Vereinigung beider, Chöre und Episoden. So wenigstens war es in Griechenlands großer Zeit. Wer also den dichterischen Drang in sich fühlte, der mußte sich fragen, in welcher dieser drei Gattungen er demselben Luft machen wolle. Oder vielmehr: er hätte sich fragen müssen, denn in Wahrheit war ein griechischer Dichter gar nicht vor eine solche Alternative gestellt; um diese Freiheit des Individuums zu ermöglichen, mußte erst jene einzige historische Entwickelung der Kunst, wie sie Griechenland darbietet, hinter uns liegen. Der griechische Dichter war meist zeitlich und örtlich an einen Platz gestellt, der ihm irgend welche Scrupel über die Art seiner Befähigung unmöglich machte.

Mich dünkt nun, daß ein moderner Dichter eine derartige Frage an sich selbst nicht umgehen kann, die Frage, wie soll ich mich an das Publikum wenden, wie ihm meine Anschauungen übermitteln?

Das Wort aber gelangt in dreierlei Weise an unsern Geist: in Schriftzeichen, — gesprochen, — oder gesungen. Und so meine ich, muß man die poetischen Werke, vor Allem nach diesem äußerlichen Merkmale eintheilen und fragen, ob sie sich an einen Leser wenden, ob sie an des Menschen Ohr als Wort klopfen oder ob sie sein Herz im Gesange zu bezwingen suchen.

Von dieser Ureintheilung aus wird man die Gattungen der Poesie aufzustellen haben und für jede ihrer Schöpfungen einen passenden Platz finden. Die moderne Kritik dagegen kommt mir häufig vor, wie ein Naturforscher, der eine Blume findet, die in keine der von Linné aufgestellten vierundzwanzig Klassen paßte und daraus die Folgerung ziehen wollte, dieselbe sei eine Mißgeburt und die Natur habe sich damit blamirt.

Nun könnte man allerdings behaupten, diese Grundeintheilung falle mit der hergebrachten durchaus zusammen. Die Dichtung fürs Lesen trage den epischen, der Gesang den lyrischen und das gesprochene Wort den dramatischen Charakter. Allein schon eine oberflächliche Betrachtung zeigt, daß dies nicht überall der Fall ist.

Sehen wir uns nämlich die Wirkungen dichterischer Werke an — die letzte Wirkung eines Kunstwerkes aber muß irgend eine Stimmung sein, und die Stimmung ist gleichsam der Augenblick, in welchem das geistig Aufgenommene wie der erkaltende Dampf niederschlägt und ein Theil unseres Wesens wird — so werden wir finden, daß oftmals die Lectüre eines Romanes genau denselben Eindruck zurückläßt, wie die eines lyrischen Gedichtes, daß uns das gesungene Wort durchaus in eine Stimmung zu versetzen vermag, wie die Beschäftigung mit Homer oder den Nibelungen; die epische Befähigung des gesprochenen Wortes aber legt der erste beste orientalische Märchenerzähler dar. Umgekehrt jedoch müssen wir zugeben, daß uns die Begriffe „episch", „lyrisch", „dramatisch" nahezu jene Stimmungsunterschiede zu bezeichnen scheinen. Und in dieser Beziehung allein behalten sie ihren Werth, wenn der damit verbundene Begriff auch durchaus nicht ihrem historischem Ursprunge entspricht.

Die Stimmungen des Menschen entspringen unter allen Umständen Vorstellungen. Zwischen den Vorstellungen gibt es aber Unterschiede ihrer Lebhaftigkeit nach. Sie sind entweder Erinnerungen, oder unmittelbare Eindrücke, in beiden Fällen bleiben sie stets etwas Innerliches. Es gibt aber noch einen dritten Kreis von Vorstellungen, wenn nämlich dieselben sich gleichsam nach außen projiciren und ein von uns selbst unabhängiges Dasein erlangen. Ganz ebenso geht es mit den dichterischen Vorstellungen, sowohl was die Anschauung des Dichters selbst anbelangt, als auch diejenigen, welche er in seinem Zuhörer (im allgemeinen Sinne) anregen will. Wenn er die Vorstellungen in diesem, gleichsam aus der Erinnerung desselben aufsteigen läßt, so wirkt er episch; zwingt er ihm die Stimmung eines unmittelbaren Gefühlseindruckes auf, lyrisch, läßt er ihm endlich die Vorstellungen zu etwas Lebendigem, außer ihm Wirkenden werden, so ist der Eindruck dramatisch. Episch, lyrisch und dramatisch kann der Poet sowohl durch das geschriebene, wie durch das gesprochene und gesungene Wort wirken. Wenn wir von dem dramatischen Eindruck irgend eines Romancapitels reden, so brauchen wir einen ganz richtigen Ausdruck: wir bezeichnen damit einen so hohen Zustand der Erregung, daß die Vorstellungen, welche der Dichter uns hervorzaubert, zur anschaulichen Gegenwart werden wollen. Einen interessanten Versuch hat Dickens in dieser Beziehung in seinem Bleak House gemacht, wo er mit einer ruhigen, im Präteritum gehaltenen Erzählung regelmäßig einen durchgehends im Präsens geschriebenen Abschnitt abwechseln läßt, offenbar in dem Bemühen, verschiedene Stimmungsgrade im Leser zu erzeugen. Der Versuch muß freilich in seiner breiten Ausführung für verfehlt erachtet werden, denn Dickens, als durchaus episch veranlagte Natur, muthet der Phantasie stets eine solche Fülle der Anschauungen zu, wie sie allenfalls in der Erinnerung neben einander bestehen können, niemals aber in der momentanen Perception.

Wir kommen also zu dem Schlusse, daß wir Epik, Lyrik und Dramatik, um es nochmals zu wiederholen, als Gradunterschiede der dichterischen Anschauungskraft, Druck, Sprache und Gesang dagegen als Gattungen des Gedichteten unterscheiden. Es dürfte erlernbar sein, für jede dieser Gattungen etwas zu produziren. Unerlernbar

dagegen ist die Anschauungskraft. Soviel Jemand davon auf die Welt bringt, soviel behält er auch bis ans Ende.

Ich beabsichtige nun nicht, hieran eine systematische Abhandlung zu fügen und etwa die verschiedenen Combinationen unter den sechs Begriffen der Reihe nach durchzugehen. Einige aphoristische Betrachtungen jedoch mögen in einem zweiten Artikel klarlegen, wie sich im Licht dieser neuen Auffassungsweise die Geschichte der Poesie in ihren hervorragendsten Erscheinungen und das Wichtigste der ästhetischen Tradition darstellt.

Eine neue Weltanschauung.

Von **Gustav Bäuerle.**

In einer unscheinbaren Schale steckt manchmal ein sehr werthvoller Kern. Diesen Gemeinplatz durch Beispiele aus der Natur und dem Menschenleben zu beweisen, halten wir für überflüssig; er hat jedoch neuerdings auch in der Philosophie seine Bestätigung in einer Weise gefunden, die an das Ei des Columbus erinnert. Nichts ist selbstverständlicher, als das, was die Logiker den Satz der Identität nennen: „In seinem eigenen Wesen ist ein jeder Gegenstand mit sich selbst identisch, d. h: sich selbst gleich." Die Philosophieprofessoren haben die Ueberzeugung, daß der Satz der Identität nur eine leere logische Formel ist; und wenn wir ihnen sagen würden, daß es möglich ist, dieser Formel eine Bedeutung abzugewinnen, die uns in philosophischer Beziehung die denkbar tiefste Einsicht zu verschaffen vermag, so würden sie uns einfach auslachen. Ein bisher ziemlich unbeachtet gebliebener Denker, A. Spir, hat es unternommen, das philosophische Columbus-Ei auf die Spitze zu stellen, zu zeigen, daß der Satz der Identität der Grundpfeiler einer philosophischen Weltanschauung werden kann, welche das scheinbar Unmögliche, Religion und Wissenschaft miteinander zu versöhnen, zu Stande bringt. Wie geht dies zu, wird man erstaunt fragen?

Alles in dieser Welt ist eitel, veränderlich, hat keinen Bestand; der Wechsel ist das charakteristische Merkmal der Natur. Diese Thatsache hat denkenden Menschen stets viel zu schaffen gemacht; und die Klagen über die Nichtigkeit und Werthlosigkeit der Welt, von denen die Schriften alter und neuer Philosophen und Dichter wiederhallen, legen ein beredtes Zeugniß davon ab, daß tiefer angelegte Naturen ganz richtig einsahen, daß der Wechsel, die Veränderung, Etwas ist, das nicht sein sollte. Auch Spir hat dieses Bewußtsein; aber er begnügte sich nicht damit, sondern ging noch einen Schritt weiter. In der Welt ist Alles veränderlich, hat nichts Bestand, bleibt also Nichts sich selber gleich; der Satz der Identität drückt aber die Jedem einleuchtende Thatsache aus, daß ein Ding in seinem eigenen Wesen sich selbst gleich bleibt, sich nicht verändern kann, weil dadurch Ungleichheit entstehen würde. Was folgt hieraus? Ganz einfach, daß wir die Welt nicht für das eigene, wirkliche Wesen der Dinge halten dürfen. Es ist seit Kurzem üblich geworden, die Naturdinge Erscheinungen (Phänomena) zu nennen; hiermit wurde angedeutet, daß in diesen Erscheinungen nicht der Kern der Dinge steckt. Außer dieser Erscheinungswelt müssen wir deßhalb etwas hinter der Erscheinung, außerhalb der Erfahrungswelt Liegendes annehmen; dies ist das wirkliche eigene Wesen der Dinge, das dem Satze der Identität entspricht, das wir uns aber nicht vorstellen können, weil es keinerlei Aehnlichkeit mit unserer Erfahrungswelt hat.

Die beiden einem Jeden verständlichen Behauptungen, daß in seinem eigenen Wesen ein jeder Gegenstand mit sich selbst identisch ist, nichts Fremdes enthält; und daß sich in der Erscheinungswelt oder Natur kein einziger Gegenstand findet, der mit sich selbst vollkommen identisch wäre, der sich nie verändern würde, in keiner Beziehung zu etwas anderem stünde, hat Spir als eine Wünschelruthe benützt, durch die ihm nicht nur der Unterschied zwischen der Erscheinungswelt und dem eigenen Wesen der Dinge, dem Ding

an sich, klar wurde, sondern auch noch manches Andere von tiefeinschneidender Wichtigkeit. In den Besitz von äußerst werthvollen logischen, erkenntniß-theoretischen, ontologischen, naturwissenschaftlichen, moralischen und religiösen Wahrheiten ist dieser geistige Schatzgräber dadurch gekommen. Manche derselben können zwar auf Neuheit keinen Anspruch machen; da diese aber von der Wissenschaft allgemein als richtig anerkannt sind, und im strengsten logischen Zusammenhang mit den übrigen neu entdeckten stehen, die von der größten Bedeutung sind, ist allein schon dadurch die Richtigkeit dieser letzteren bewiesen.

Der gewöhnlich wie ein Aschenbrödel behandelte Satz der Identität ist das Grundgesetz unseres Denkens und Vorstellens, das durch ihn auf Schritt und Tritt, uns selber unbewußt, geregelt wird. Er ist nicht aus der Erfahrung geschöpft, sondern uns angeboren, in der Sprache Kant's ausgedrückt: ein Satz a priori; deßhalb kommt es uns auch nicht zum Bewußtsein, daß er bei Allem, was wir thun, unser Führer ist. Das, was unserem Denken und Vorstellen seinen specifisch charakteristischen Ausdruck gibt, ist eben dieses Grundgesetz. Kann es bei einem Individuum seine normale Funktion nicht mehr ausüben, so ist dieses reif fürs Irrenhaus. Im Schlaf hört gewöhnlich seine Wirksamkeit auf; deßhalb sind unsere Träume so verwirrt und unsinnig. Aber nicht blos für das Alltagsleben ist der Satz der Identität von unschätzbarem Nutzen; er dient auch, um uns poetisch auszudrücken, als Schlüssel, der uns die Pforte des Tempels der Erkenntniß öffnet.

Durch einige Beispiele wollen wir das Gesagte anschaulich machen. Wenn wir einem Freund erzählen, wir hätten ihn zu einer gewissen Zeit auf der Straße gesehen, dieser aber behauptet, er sei zu jener Stunde in seiner Wohnung gewesen, so wissen wir sofort bestimmt, daß eine dieser Aussagen falsch sein muß. Woher kommt es aber, daß wir mit dieser Sicherheit so urtheilen können? Hier kommt uns die elementare Logik zu Hülfe, die wir fast unbewußt erlernen, und bei der wir vom Satz der Identität ausgehen. In seiner negativen Fassung lautet dieser nämlich: „Kein Gegenstand kann von sich selbst verschieden sein." Daraus ergibt sich als der formale Prüfstein der Wahrheit: „Zwei verschiedene Behauptungen über einen und denselben Gegenstand in einer und derselben Beziehung können nicht beide wahr sein." Diesen Prüfstein haben wir bei unserem obigen Urtheil zu Grunde gelegt.

Der physiologischen Lehre von den specifischen Energieen der Sinnesorgane zufolge ist die Eigenschaft eines Gegenstands, welche Farbe genannt wird, in Wirklichkeit nur in uns. Aber nicht nur unsere Gesichtsempfindungen müssen wir als Eigenschaften (Farben) der Dinge betrachten, sondern auch unsere Gehörs-, Geruchs- u. s. w. Empfindungen. Nun finden wir aber, hiervon ausgehend, durch Nachdenken, daß von einem Gegenstand nach Abzug der erwähnten Eigenschaften nichts übrig bleibt, da die leere Form des Raums doch unmöglich etwas Wirkliches sein kann. Unbestreitbar ist aber die Thatsache, daß wir die Empfindungen unserer äußeren Sinne nicht als Empfindungen, sondern als Körper wahrnehmen. Auch dieses Wunder, diese Verwandlung unserer nichträumlichen Empfindungen in eine räumliche Außenwelt von oftmals zauberhafter Pracht und Schönheit bewirkt der Satz der Identität. Einen jeden Gegenstand müssen wir, ihm gemäß, als mit sich selbst identisch auffassen, d. h. als beharrlich, unwandelbar, selbstexistirend. So zwingt uns unser Denkgesetz die unabhängig von unserem Willen in uns auftretenden Empfindungen (oder vielmehr deren beharrliche Gruppen), als selbstständig existirend, d. h. unabhängig von uns existirend, wahrzunehmen, kürzer ausgedrückt: als Substanzen oder Körper. Die Körper sind also nur ein Schein, aber ein Schein, der in der Praxis eine unerschütterliche Gültigkeit hat, so daß für die Wahrnehmung sich kein Irrthum ergibt. Deßhalb hat auch der nicht wissenschaftlich Gebildete keine Ahnung davon, daß Körper nicht existiren. Seinem nicht philosophisch geschulten Geist macht es keine Schwierigkeit, die Veränderung mit dem Begriff eines Körpers zu vereinigen. Der subjectiven Nothwendigkeit, die Empfindungen als Körper wahrzunehmen, entspricht objectiv die Natureinrichtung unserer Empfindungen, so nach Gesetzen in uns aufzutreten und untereinander zusammenzuhängen, daß sie als Körper wahrgenommen werden können.

Alles in der Welt hat seine Ursache. Nichts ist Jedermann faßlicher als dieser Satz, der uns bei Allem, was uns interessirt, zu der Frage treibt: Wer hat es gemacht oder wie ist es entstanden? Als selbstverständlich nimmt man es hin, daß Alles in der Welt eine Ursache hat, weil uns die Erfahrung stets auf Ursachen hinweist: dies ist aber, wie schon Hume nachgewiesen hat, kein stichhaltiger Beweis dafür, daß der Glaube, Alles in der Welt habe eine Ursache, eine uneingeschränkte Gültigkeit hat. Auch in diesem Fall rettet uns der Satz der Identität aus der Noth. Durch ihn können wir diesen Glauben in ein Wissen verwandeln, das Causalitätsgesetz zu einer wissenschaftlichen Wahrheit erheben. Dem eigenen, unbedingten Wesen der Dinge ist seiner Unwandelbarkeit wegen alle Veränderung fremd; es steht damit in keiner Verbindung. Keine Veränderung ist demnach unbedingt, sondern jede ist bedingt, setzt Etwas, nämlich eine Ursache voraus. Keine Veränderung ist also ohne Ursache, oder Alles in der Welt, Alles was geschieht, hat eine Ursache. Wenn aber keine Veränderung ohne Ursache ist, so heißt dies: In dem Verhältniß von Ursache und Wirkung kann nie selbst eine Veränderung eintreten. Damit ist die Gesetzmäßigkeit der Natur, die Unmöglichkeit eines Wunders bewiesen. Man kann es so formuliren: Der Wechsel ist unveränderlichen Gesetzen unterworfen; gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor. Im einzelnen ist die Natur durchweg veränderlich; im Allgemeinen aber, im Zusammenhang der Erscheinungen bleibt sie sich selbst gleich.

Alles, was geschieht, hat eine Ursache. Bedenken wir dies in vollem Umfang, so leuchtet ein, daß das Verhältniß, der Zusammenhang von Ursache und Wirkung, in Bezug auf Vergangenheit wie Zukunft endlos gedacht werden muß. Sagen wir deßhalb: Alles in der Welt hat eine Ursache, so haben wir das Recht verloren, jemals bei irgend Etwas, das in den Kreislauf des Geschehens eingreift, die Annahme einer Ursache zu unterlassen. Fragt z. B. ein Kind aus Anlaß der naiven, aber bei vielen Menschen noch immer in hohem Ansehen stehenden Behauptung, daß Gott die Welt geschaffen hat, deren Ursache ist: wer denn Gott geschaffen habe, so liegt in dieser Frage eine Weisheit, welche die ganze Theologie umstürzt. Wäre Gott in der That die Ursache der Welt, so wäre er eben auch ein Naturwesen, ein Glied in der Kette der Naturerscheinungen, müßte also auch durch irgend Etwas hervorgebracht sein. Denn welcher Grund liegt dafür vor, daß gerade bei Gott, gerade an dieser Stelle, der Ring von Ursache und Wirkung auf einmal auseinanderbrechen sollte. Ein Wunder würde dadurch stattfinden, die Gesetzmäßigkeit einen unheilbaren Riß bekommen. Erkennt man aber, daß Ursache und Wirkung untrennbar sind, „von Ewigkeit zu Ewigkeit“, so zeigt dies klar, daß von einer ersten Ursache keine Rede sein kann. Zugleich ist damit aber auch die Unlösbarkeit des großen Welträthsels ausgesprochen, die großen Fragen nach dem Warum und Woher der Welt zeigen sich als solche, die keine Antwort zulassen. Die Unhaltbarkeit der Theologie und bisherigen Metaphysik ist klar an den Tag gebracht. Kein menschlicher Scharfsinn kann die Ursache der Welt ergründen; denn wer dies könnte, würde ja eine Ursache für den Zusammenhang von Ursache und Wirkung annehmen, also wieder zu dem Ammenmärchen einer ersten Ursache zurückkehren. In dieser Frage ist die Einsicht, daß wir nichts wissen, tiefe Weisheit, und jeder Erklärungsversuch eitel Thorheit.

Dieses Resultat ist freilich kein sehr erfreuliches; ist es aber nicht auch ein großer Erfolg, wenn die Grenzen unseres Scharfsinns und Witzes festgestellt werden, welche freilich von der Phantasie mit Leichtigkeit überflogen werden? Die bisherigen Religionen nahmen die Phantasie zu Hülfe, um in das Reich des Uebernatürlichen zu gelangen, um die Brücke, welche das Sinnliche mit dem Nichtsinnlichen verbindet, zu entdecken; aber nicht blos die Religion, sondern auch die Philosophie, soweit sie nicht rein kritisch sich verhielt, ist unbewußte Dichtung. Alle metaphysischen Erklärungen über den Ursprung der Welt, sei es aus Gott, der absoluten Idee, dem Willen, dem Unbewußten, sind scharfsinnige Dichtungen, entsprungen aus einer Ehe der Phantasie mit dem philosophischen Forschungstrieb. Hohe Zeit ist es aber, daß das poetische Element aus der Philosophie, aus der höchsten Wissenschaft, verbannt wird. Die abstrakte Mythologie, welche bisher Philosophie genannt wurde, hat sich überlebt; es ist deßhalb Zeit, daß die

Philosophie endlich eine exakte Wissenschaft wird, und wieder zu Ansehen kommt. Durch diese in Prosa geschriebenen Dichtungen über das Wesen und den Ursprung der Welt ist die Philosophie in Mißkredit gekommen; deßhalb verlohnt es sich, bei diesem Punkt noch einen Augenblick zu verweilen. Die Unerklärbarkeit der Welt kann man sich noch in anderer Weise, als durch das Causalitäts-Gesetz, klar machen. Dem eigenen, unbedingten Wesen der Dinge ist nicht nur die Veränderung, sondern überhaupt die Vielheit fremd. Alle Gegenstände, welche uns die Erfahrung zeigt, sind nämlich veränderlich; mit dem Begriff der Vielheit hängt der der Veränderung zusammen. Also ist das eigene Wesen der Dinge eine Einheit, was schon daraus erhellt, daß die Dinge doch nur ein eigenes, wirkliches Wesen haben können. Aber nicht nur die Veränderung und Vielheit sind dem wahren Wesen der Dinge fremd, sondern auch das Uebel und die Unvollkommenheit. Identität mit sich selbst ist gleich Vollkommenheit, diese Eigenschaft schließt aber das Uebel und die Unvollkommenheit aus. Was konkret den Namen: Welt trägt, ist auf seinen abstracten Ausdruck gebracht: Das Uebel und die Unvollkommenheit, die Vielheit und die Veränderung. Diese sind aber dem eigenen Wesen der Dinge fremd, können daraus nicht abgeleitet, nicht erklärt werden. Woher stammt aber dieses Fremde, das eigenthümliche Wesen der Welt? Für diese Frage läßt sich niemals eine Antwort finden. Die Unlösbarkeit des Welträthsels ist hiermit aufs Neue anerkannt.

Die Spir'sche Weltanschauung bringe eine Versöhnung zwischen Naturwissenschaft und Religion zu Stande, haben wir am Anfang unserer Skizze behauptet. Den Beweis dafür sind wir nicht schuldig geblieben. Ist das eigene unbedingte Wesen der Dinge eine Einheit und vollkommen, so ist dies nur eine Umschreibung für den hohen Namen Gott. Aber nicht den Gott des Theismus haben wir damit wieder eingesetzt; denn dieser Gott, der das eigene Wesen der Dinge, also mit uns verwandt ist, der ist nicht die Ursache der Welt und der Weltordnung. Die Naturwissenschaft steht als feindliche Schwester der Religion gegenüber, weil die letztere Gott als Erklärungsgrund, als Ursache der Naturerscheinungen verwendet, und demgemäß ihre Dogmen formulirt; diese Glaubenssätze über das Wesen Gottes und sein Verhältniß zu der Welt stehen deßhalb fast in allen Punkten der Wissenschaft feindlich gegenüber. Die Wissenschaft kann nämlich nirgends andere als natürliche Ursachen auffinden; sie würde einen Selbstmord begehen, wenn sie Wunder und Offenbarungen annähme, wenn sie auch nur um eines Haares Breite die strenge unerbittliche Gesetzmäßigkeit der Natur aufopferte, welche die Erfahrung in jedem Augenblick unwiderleglich verbürgt. Gott aber, wie Spir ihn lehrt, stört nicht im geringsten die Kreise der Naturwissenschaft; ihr Gebiet, die Erforschung des Zusammenhangs der Naturerscheinungen untereinander, bleibt ganz unbehelligt. Die Grenzen zwischen Religion und Naturwissenschaft sind durch die Spir'sche Philosophie klar abgesteckt; ein Naturforscher kann deßhalb seinem Beruf leben und religiös sein, ohne daß zwei Seelen in seiner Brust wohnen. Eine Grundlage für alle idealen Bestrebungen, vor allem für die moralischen, ist durch diese geläuterte Gottes-Auffassung gegeben. Gott ist die wahre Substanz der Dinge, deren reines, durch keine fremden Beimischungen getrübtes Wesen, und ist nicht durch sein Wirken (denn das Unbedingte, Gott, ändert sich nicht, wirkt also auch nicht), sondern durch sein bloßes Dasein, durch das Gefühl und das Bewußtsein, welches wir von ihm haben, der reale Grund alles Besseren und Höheren in uns. Der Egoismus findet in dieser religiösen Anschauung keine Stelle; er wird ersetzt durch die Moral, deren religiöser Charakter sich darin zeigt, daß das moralische Gesetz („behandle den Anderen, wie dich selbst"), dem wahren Wesen der Dinge angemessen ist. Zu der Einheit desselben steht die Vielheit und die Individualität, von welcher der Egoismus unzertrennlich ist, offenbar in vollem Gegensatz.

Wenn diese dürftige Skizze dazu beitragen sollte, daß in dem Leser dieser Zeilen die Lust erwacht, sich mit der von uns im Umriß geschilderten Weltanschauung näher vertraut zu machen, so würde dies uns sehr freuen. Nicht einen Ableger der Mode gewordenen Weltschmerz-Philosophie wird er darin finden, sondern die Frucht angestrengten langjährigen Nachdenkens über die tiefsten Probleme, welche es gibt. Spir's Sprache ist

frei von allem pikanten Beigeschmack und hohlem Schwulst; nüchtern und stets streng logisch, aber immer klar und verständlich, ist sie eine zwar etwas schwer verdauliche, aber äußerst nahrhafte Kost. Die Beweisführung ist eine so sorgfältige und erschöpfende, daß den höchsten Anforderungen Genüge geschieht; in der Polemik mit seinen Gegnern zeigt Spir seine Ueberlegenheit nicht durch Schimpfworte, sondern durch Gründe. Nur um die Erforschung der Wahrheit, die ihm ein Heiligthum ist, ist es ihm zu thun; sofort würde er seine Ansichten als Irrthümer bekennen, wenn er eines besseren belehrt werden würde. Diese Liebe zur Wahrheit verleiht seiner schmucklosen Ausdrucksweise manchmal Schwung und Wärme; man hat das Gefühl: der Verfasser ist mit ganzer Seele bei dem, was er schreibt. Sein Hauptwerk ist unter dem Titel „Denken und Wirklichkeit", (Leipzig, J. G. Findel 1873/4) erschienen; ein Nachtrag zu demselben heißt „Moralität und Religion" (Findel 1875). Ganz vorzüglich ist zur Einführung und Orientirung in seine Weltanschauung sein erst kürzlich veröffentlichtes neuestes Werk, die kleine Schrift, „Empirie und Philosophie" geeignet, welche uns auch veranlaßt hat, auf diesen Original-denker die Aufmerksamkeit der Gebildeten überhaupt, und der Philosophen von Fach insbesondere, zu lenken.

Die humoristische Poesie der Amerikaner.

Von

Ernst Otto Hopp.

Einer Studie über die humoristische Poesie der Amerikaner vermag man keine passendere Einleitung voranzusetzen, als Friedrich Spielhagen's vortreffliche Worte über den Humor: „Der Humor tritt in der Geschichte der Individuen und der Völker in den Perioden auf, wo sich, oft unter inneren und äußeren Kämpfen, ein neues Leben entwickelt. Das naive Alterthum kennt den Humor so wenig, wie ihn das Kind kennt, das mit gläubigem Herzen zuhört, wenn ihm die Mutter erzählt von dem lieben Vater im Himmel, der Sonne, Mond und Sterne, und Alles, was ist, geschaffen habe. Auch der Jüngling kennt den Humor nicht, so lange er noch an die Verwirklichung seiner Ideale glaubt und in diesem Glauben kühn hinaussteuert auf das hohe Meer des Wettens und Wagens. Aber auf der Stufe, wo sich in dem unausbleiblichen Kampfe mit den Stürmen, die nun hereinbrechen, aus dem Jüngling der Mann entwickelt, in der Zeit, wo die Pfeile und Schleudern des wüthenden Geschicks ihm eine schöne Hoffnung nach der andern zertrümmern, und er noch nicht zur vollen Erkenntniß gekommen ist, daß diese schöne phantastische Spiegelung, die ihm die reale Welt verdeckte, versinken mußte, wollte er überhaupt jemals ein Mann werden — auf dieser Stufe, in dieser Zeit treibt der Humor die üppigsten Blüthen, lächelt der Jüngling-Mann in seinen Schmerz hinein, witzelt er über seine Verzweiflung so lange, bis er mit sich und der Welt ins Reine gekommen, das heißt, bis zur wissenschaftlichen Erkenntniß vorgedrungen ist.“ —

So ist Amerika ein Jüngling-Mann, so entwickelt sich auf dem westlichen Continent ein Volk, dessen erstes Jahrhundert der Unabhängigkeit sich eben vollendet hat. Amerika ist in einem Uebergangsstadium, in einer Entwicklungsperiode begriffen. Unter vielfach anderen Verhältnissen vollzieht sich jenseits des atlantischen Oceans die Aera des „Kulturkampfes“. Blüthen des Humors sind diesem Gährungsprozeß schon seit je entsproßt, und ebenso alt wie die amerikanische Poesie und Freiheit ist, gerade so alt ist der humoristische Trieb in derselben. Aber erst seit wenigen Decennien hat die Welt angefangen, den seltsam leuchtenden und sonderbar glühenden Blumen dieses Humors allgemeinere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Erst seit Washington Irving weiß die große Welt etwas mehr vom amerikanischen Humor.

Vorhanden war er, wie gesagt, schon früher, aber kindlich und kindisch, befangen und steif. Die humoristischen Ergüsse der amerikanischen Poesie älterer Zeit lassen sich füglich in zwei Gruppen sondern. Die eine repräsentirt den spitzig-trockenen und epigrammatisch versauerten Gelehrtenton, der an schnörkelhafter und manierirter Nachahmung der Antike und zwar meist der französischen Antike der glorreichen Louis-Quatorze-Zeit litt, der andere ist eine spezifisch amerikanische berechtigte Eigenthümlichkeit. Es ist der wohlwollende, milde, aber schwächliche Pfarrerhumor, der einen gedämpft-religiösen Beigeschmack hat, und den man heute noch in den vielen Tausenden amerikanischer Gotteshäuser zu studiren reichliche Gelegenheit hat. Kein amerikanischer Prediger von Ruf läßt sich die Gelegenheit entgehen, von diesem Humor in seinen Kanzel-

Ergüssen Gebrauch zu machen, um die trockene orthodoxe Moral für den praktischen Amerikaner genießbarer und leichter verdaulich zu machen.

Eine neue Epoche bricht in der amerikanischen Literatur seit Richard Dana dem Aelteren und durch dessen Bemühungen an. Dana war es, der durch Wort und That dafür plaidirte, daß Poesie und das Nützlichkeitsprinzip zwei heterogene Dinge seien, der den Vers wohl citirte:

Et prodesse volunt et delectare poetae,

aber den Hauptaccent auf das delectare gelegt wissen wollte, der einer freieren Entwickelung der Individualität das Wort redete und die Dichter aufforderte, die Schablone zu vermeiden, sich von dem ausgetretenen Pfade, der großen Heerstraße bequemer Geschmacksseligkeit abzuwenden und nach neuen Zielen zu spähen. Doch brauchte es lange Zeit, bis sein Wort ein Autoritätsdogma ward.

Sein Zeitgenosse Charles Sprague (geb. 1791) wandelt noch auf dem alten Weg und in den eingetretenen Geleisen formeller Monotonie, sein Humor ist ein getreues Abbild seiner Persönlichkeit: ehrlich, brav, wohlgemeint und wenig talentvoll. Sprague war ein guter Mensch, der Morgens pflichtgetreu auf das Bureau und Abends auf den Helikon wandelte, aber in der Dichtkunst ein mäßiger Musikant. Und doch wurden seine Verse lange verehrt. Als Beispiel und als beste Illustration der amerikanischen Geschmacksrichtung seiner Zeit wählen wir einen Auszug aus seinem endlos langen Gedicht „Von der Neugierde“, das damals schon, erfolglos genug, gegen das Ueberwuchern der Zeitungslektüre und des Ungeschmacks für Sensation ankämpfte:

Zur Presse nun, — das Blatt dir sagen mag,
Welch' Wunder neu gebiert der schnelle Tag,
Hochzeit und falsches Geld, Geburt und Tod,
Schiffbruch und Mord, der im Revolver droht,
Volksreden, Hagelsturm und Feuersnoth.
So mancher Autor ist hier heiß bemüht,
Daß einer Woch' Unsterblichkeit ihm blüht.
Lobredner wecken grausam Todte auf
Und martern hechelnd ihren Lebenslauf,
Skribenten spritzen aus Verläumdergift,
Das nicht im Dolch, das durch die Feder trifft.
Ob süß, ob bitter, wo der Quell auch quillt,
Er mehrt den Durst je mehr hervor er schwillt.
Noch eh' der Tag mit seiner Last begann,
Durchfliegt die Zeitung schon der Handwerksmann.
Die blüh'nde Tochter wirft die Nadel hin,
Der Freundin Heirath liest sie seufzend drin.
Die würd'ge Mutter holt die Brille her,
Des Freundes Tod entlockt ihr Zähren schwer.
Der Pastor schiebt die Predigt schnell zur Seit'
Und sucht des neusten Wahnsinns dummen Streit.
Ob lustig oder traurig, groß und klein,
Der Hahnenkampf, der Herrscher hadernd Schrei'n,
Nichts geht verloren, Alles wird verzehrt,
Ob Sauerwein, ob Oel den Leib beschwert,
Ob dir ein Puff, ob ein Libell bescheert!“ —

Wenig später wurden Joseph Rodman Drake (1795—1820) und sein Freund Fitz-Greene Halleck (1795—1867) die amerikanischen Helden des Humors und Löwen des Tages durch ihre famosen Briefe in Versen, die sie mit „Croaker und Compagnon“ unterzeichneten. Halleck, der bedeutendere von beiden, wird von der amerikanischen Kritik als witziger und geistreicher Kopf gerühmt, aber sein Humor ist zu lokaler Natur und interessirt darum heutzutage weniger, weil er sich auf ein zu enges Terrain beschränkt und keine Fernsichten kennt. Sein bekanntestes humoristisches Gedicht „Fanny“ schreckt außerdem durch seine Breite ab, es enthält wenig Thatsachen, aber 1500 Verse! An ähnlicher Weitschweifigkeit leidet ein anderer gefeierter Humorist, Robert Sands (1799—1832). Seine „Monodie auf den Tod von Sam Patch“, dem amerikanischen Springkünstler, der von den höchsten Schiffsmasten in die tiefsten und größten Flüsse

sprang, wäre lesenswerth, wenn sie prägnanter und kürzer wäre. Ungemeine Verbreitung fand in Amerika ein Gedicht von Albert Greene (geb. 1802), das den Tod eines alten unbeweibten Sonderlings und in ihm die endlosen und leeren Nachrufe geißelt, an denen die amerikanische Poesie laborirt; es gibt keinen amerikanischen Schulknaben, der nicht das Lied „Vom alten Grimes" kennte:

Der alte Grimes ins Grab nun sank,
Du wirst ihn nicht mehr sehn.
Sein Rock war schwarz und dick und lang,
Und zugeknöpft beim Gehn.

Sein Herz hat stets sich sonder Trug,
Sein Sinn stets treu gezeigt. —
Sein Haar, das er in Zopfform trug,
War schon zum Grau geneigt.

Er fühlte tief jedwedes Leid,
Das Menschenbrust durchweht. —
Der Knopf auf seinem Rock war breit,
Aus Elfenbein gedreht.

Er lebt' in Ruh mit Jedermann,
Stets echt als Freund und wahr. —
Sein Rock hatt' Taschen hintenan,
Und blau sein Beinkleid war.

Nun ging der alte Grimes zur Ruh,
Kein Leid mehr wird er schau'n. —
Die Weste knöpft' er doppelt zu,
Die streifig war und braun.

Er fand Verehrung allerwärts,
Ihn grüßt' die halbe Stadt.—
Stets ohne Bosheit war sein Herz,
Sein Hemd war einfach glatt.

Von Sorgen frei gar manches Jahr
Sein Leben still verrann,
Und Männiglich erklärt, er war
Ein edler alter Mann.

Vertiefter und gehaltvoller erhebt sich die humoristische Poesie Amerika's mit Oliver Wendell Holmes. Um die Zeit, da Holmes geboren ward (1809) erstehen die größten Dichter, die Amerika aufzuweisen hat, Longfellow, Whittier und andere talentvolle Poeten erscheinen. Holmes inaugurirt eine bessere Zeit, er zeigt einen wesentlichen Fortschritt in der Sprachtechnik, in der Form ebensosehr, wie im Gedanken. Die eintönigen fünffüßigen gereimten Jamben, die lange Jahrzehnte die amerikanische Poesie fast ungenießbar machten, verschwinden. Eins seiner bekanntesten Gedichte ist:

Das letzte Blatt.

Ich hab' ihn jüngst gesehn,
Vorbei am Hause gehn
Im langen Rock;
Er schlich gebückt, allein,
Es widerhallt der Stein
Von seinem Stock.

In Jugendherrlichkeit,
Bevor das Messer „Zeit"
Ihn arg beschnitt,
Nie flinker je durchmaß
Ein Bürger diese Straß'
Mit leichtem Schritt!

Verloren, morsch und alt,
Schleicht weiter die Gestalt,
Verweht, verdorrt!
Mir ist's, als ob er sag':
„Zu Rüste geht mein Tag,
Die Luft zog fort."

Lang' sanken schon ins Grab
Die ihn geliebt, hinab.
Ihr Nam' allein —
Im Kirchhof auf die Gruft,
Umweht von Moderduft,
Grub man ihn ein.

Großmutter hat's gesagt —
Sie starb schon, viel beklagt,
Vor langer Zeit —
Daß römisch sein Gesicht, —
Die Wangen roth und licht
Im Jugendkleid.

Wie dünn die Nase nun!
Muß auf dem Kinn ausruhn,
So welk und kalt;
Sein Rücken beugt sich her;
Trübselig, ächzend schwer
Sein Lachen schallt.

Und kommt er vor ein Haus,
Man lacht ihn gar noch aus.
Der putzige Rock,
Der Hut, dreispitzig, breit,
Kniehosen kurz und weit,
Sind zu barock!

Bin einst ich altersmatt,
Am Baum das letzte Blatt
Vom Frühlingstag,
Ein Andrer gern mich dann,
Mich alten, morschen Mann
Belächeln mag!

Ganz ähnlich wie Holmes ist John Saxe (geb. 1816) besonders als Meister der Sprache hervorzuheben, sein Vers ist oft onomatopoetisch, von so erstaunlicher Reimvirtuosität und mit so häufigen Wortspielen angefüllt, daß eine Verdeutschung vieler seiner Gedichte zur Unmöglichkeit wird. Die amerikanischen Kritiker, die selten einen Unterschied zwischen Humor und Satire zu machen verstehen, nennen ihn oft einen Satiriker; doch ist Saxe weit mehr Humorist und zwar wie der vorhin erwähnte im derb-realistischen Genre. In seinem „Fortschritt" verspottet er den gewaltsamen, abspringenden und ans Groteske streifenden Hang unserer Zeit, mit den Errungenschaften alter Zeit und ihren überwundenen Standpunkten aufzuräumen; in dem Gedicht „die stolze Miß Mac Bride" belächelt er das Treiben der Modenärrinnen, die Putzsucht, an der ein großer Theil der Amerikanerinnen krankt, das inhaltlose, leere Leben der „fashionablen" Kreise. Saxe singt gern im Volkston.

Alle Wortwitze und Kalauer der Periode finden sich bei Saxe; er geißelt auch den Spiritualismus. Den Drang der Herzen nach etwas Mystischem, das Begehren derjenigen, die keinen Geist haben, nach Geistern fertigt, er aufs Köstlichste ab. Es gab in Amerika eine Zeit, da es etwas Alltägliches war, daß in den Geistersitzungen große Männer auftraten und rasselten und klopften, diese Manier verherrlicht er in den folgenden Versen:

In alter Zeit, wenn Klassiker uns melden,
Was wahr ist, wie die heut'gen Dichterhelden, —
Da Charons Seelenkahn hinüberfuhr
Den Höllenstyx zur elysä'schen Flur,
Betrug das Fahrgeld einen Obolus;
Ein mäß'ger Preis, laut stygischem Beschluß.
Für einen Dollar wird man lebend jetzt
Mit Dampfkraft über'n Geisterstrom gesetzt,
Und aus dem Hades wird durch Zaubermacht
Ein Heer von Wesen erdenwärts gebracht,
Mehr Geister, als das Boot von Brooklyn faßt,
Und als von Hoboken die Fähre faßt.
Sonst war der Mensch, dem aus der Athem ging,
Gar still, wenn ihn die Todtenluft umfing,
Wenn seinen Leib die Flamme aufgezehrt,
War Alles aus; kein Einz'ger wiederkehrt,
Der einmal fuhr zu Pluto's düsterm Strand,
Und keiner flüstert' je vom Geisterland
Geheimnißreiche Mär; nur selten wacht'
Ein Geist am Kirchhof auf zur Mitternacht, —
Meist wohlerzogne Seelen, die zum Strahl
Des Mondes seufzten auf sentimental,
Die Ruhe nicht in Grabestiefen fanden
Und weißgekleidet schwebten, stöhnten, schwanden
Und dann sich harmlos duckten, wenn der Schein
Der bleichen Morgendämm'rung brach herein.
Verändert Alles hat die neue Zeit;
Die Todten plaudern manche Heimlichkeit,
Die sonderbarsten Zwiegespräche dringen
Ans Licht hervor von ganz abstrusen Dingen,
Doch ach! je mehr aus Geistermund man hört,
Nur um so wen'ger ist man aufgeklärt!

Ihr großen Todten, voll von Geistesmark,
Bacon und Newton, Adams, Adam Clarke,
Clay, Webster, Franklin — o ihr Geister all',
Die einst mit Ruhm erfüllt den Erdenball,
Könnt ihr in euren Grüften still nicht ruhn,
O wollt dies Eine für die Menschheit thun:
Kommt würdig, edel, eures Namens werth,
Den ihr hienieden selber euch bescheert;
Gebt klare Zeichen, daß ihr groß dort bliebt,
Schreibt gutes Englisch, wie ihr's früher schriebt;
Zeigt, daß die Welt im Geist auch vorwärts geht,
Daß schwülstiges Gewäsch ihr nicht versteht!

Um Eines bitten wir euch, große Meister:
Schreibt dicke Lügen nicht, seid wahre Geister,
Und wenn euch selber solche Schuld nicht trifft,
O leiht dem Geistbeschwörer nicht den Stift;
Und ist's von Nöthen, daß ein Jeder klopf',
O klopft aufs Haupt dem Geisterseher tropf,
Und geht mit Pochen ihr und Rasseln um,
Verschont den Tisch und schlagt das „Medium“! —

Zu den Humoristen läßt sich auch der Pfarrer W. Lord rechnen (geb. 1818), dessen von Strodtmann meisterhaft verdeutschtes Gedicht von der Liebe einen naiven und schalkhaft-graziösen Ton anschlägt:

Reime

welche dennoch vernünftig sind und auf leichte Manier eine ernsthafte Lektion in dem Kapitel der Liebe ertheilen.

Unter dem Baume einst die Liebe saß,
Da kam ein Ritter entlang die Straß',
Er war ein rüstiger, schlanker Genoß,
Mit Federn und Mantel, auf stolzem Roß;
Eine Klinge schwang er, wie blitzte die! —
„Komm mit mir, Liebe,“ frohlockt' er und schrie.
Doch Liebe schüttelte stolz ihr Haupt,
Fort zog der Reiter, des Wahns beraubt —
Lieb' wird nicht gewonnen durch Chevalerie.

Dann kam ein Sänger, von Lust entfacht,
Sein Auge war blau wie des Himmels Pracht,
Und er sang so hell, wie der Fink im Strauch,
Von Lächeln und Thränen und Frauenaug',
Von Heldenruhm und Liebesmagie;
„Komm mit!“ dann sang er so süß wie nie.
Doch Liebe schüttelte trüb ihr Haupt,
Fort zog der Spielmann, des Wahns beraubt —
Lieb' wird nicht gewonnen durch Poesie.

Ein Bücherwurm dann trabte einher,
So weisen Gesellen gab's nicht mehr
In Arabien, Rom und Hebräerland;
Doch merkt, ihr Dämchen, ganz unbekannt
War ihm der Liebe Philosophie;
Denn als er: „Komm mit, o Liebe!“ schrie,
Da schüttelte gähnend die Lieb' ihr Haupt,
Fort schlich der Gelehrte, des Wahnes beraubt —
Lieb' wird nicht gewonnen durch Pedanterie.

Dann kam ein Höfling, geziert und fein,
Den Schlüssel trug er zu manchem Schrein;
Er stritt voll Schlauheit und stimmte doch bei
Mit honigduftender Schmeichelei;
Und mit süßlichem Worte beugt' er sein Knie:
„Erzeigst du die Ehre mir, Schätzchen, wie?“
Doch höflich schüttelte Lieb' ihr Haupt,
Fort huschte der Schmeichler, des Wahns beraubt —
Lieb' wird wird nicht gewonnen durch Courtoisie.

Dann kam ein Geizhals, ein dürrer Gauch,
Und schielte zur Lieb' mit zwinkerndem Aug',
Die Börse fest um den Leib gespannt,
Enthielt die Schätze von manchem Land;
Viel' Perlen wies er mit schlotterndem Knie,
„Komm mit,“ so schmunzelt' er leis, — doch sieh,
Laut lachend schüttelte Lieb' ihr Haupt,
Fort trollte der Filz sich, des Wahnes beraubt —
Lieb' wird nicht gewonnen durch Bijouterie.

Doch dann zur Liebe dort unter dem Baum
Kam Einer, so schön wie ihr schönster Traum,
Ihr gleich in Allem, doch anders auch,
Und schwang sein Gefieder im Morgenhauch;
Er umarmte die Liebe und küßte sie:
„Komm mit und zu glücklichen Thälern flieh!“
Wohl neckisch schüttelte Lieb' ihr Haupt,
Halb flog sie ihm nach, halb ward sie geraubt –
„Nur Liebe wirbt Liebe!“ jauchzte sie. —

Einer der größten jetztlebenden Dichter Amerika's ist James Russel Lowell (geb. 1817). Als Humorist trat er besonders in den Biglow-Schriften auf, die den letzten mexikanisch-amerikanischen Krieg im echten Neu-England-Yankee-Ton beleuchten und besprechen. Doch ist Lowell als tief gehaltvoller und ernster Lyriker noch bedeutsamer, als in seinen humoristischen Produktionen.

Nach ihm ist Charles Leland (geb. 1824) bemerkenswerth. Leland, der in Deutschland studirte, machte sich zuerst durch „Meister Karls Skizzenbuch“ vortheilhaft bekannt, in dem er Reiseerlebnisse, Gedichte und Anekdoten in bunter Reihenfolge, alle voll gesunden, blühenden Humors, veröffentliche. In einem späteren Werk, „Hans Breitmanns Balladen“, die ungemeine Verbreitung erlangt haben, griff er den Sprachjargon an, der sich im Lauf der Jahre durch die Vermischung des deutschen und englischen Idioms in Amerika herangebildet hat, und der als „Pennsylvania Dutsch Dialect“ für den Sprachforscher von nicht geringem Interesse ist. Leland bespöttelt und bewitzelt in beiden genannten Werken den Deutschen in Amerika; aber sein Spott ist nicht ungerechtfertigt, denn die Kinder der dortigen Teutonen sind sonderbare Früchtchen am Baum des Lebens, es gibt keinen Ort der Erde, an dem die Sprache mehr gemißhandelt und geradebrecht wird, als in Amerika unter den Deutschen und ihren Sprößlingen. Durch seine gewandten Uebersetzungen Heine's zeigte sich Leland als tüchtiger Kenner und Freund des Deutschen; den großen und genialen Lyriker verehrt er, aber gegen seine schwächlichen Nachbeter richtet er sicher treffende Geschosse des Humors. In dem folgenden Gedicht wendet er sich gegen die deutsche Toggenburgerei und phrasenhafte Liebessentimentalität:

Ein Liebestraum.

Mir träumt', ich läg' am dunkelblauen Rhein
Im alten Thurm, wo Roland einst gelebt,
Mir däucht', sein süßes Herzenslieb wär' mein,
Und mein die Sorg' und Pein, die ihn umschwebt;
Wie Wolken trüb zog manch Jahrhundert fort,
Bis jene Zeit der Lieder vor mir stand,
Als Rolands Lieb den Freier von sich wies,
Und lebensmüd' er zog ins Morgenland.

Mich dünkt', ich wär' gleich ihm gewandert lang'
Auf fremder Flur, von der die Märe spricht:
Ich kehrte heim zum Rhein ins Vaterland,
Im Kloster fand ich sie, mein Lebenslicht;
Ich wacht', wie er, gar manches trübe Jahr,
Dem Kloster nah wohnt' still ich, ungesehn.
Im alten Thurm, wo dicht bei Rolandseck,
Vom Fluß umsäumt, die Klostertrümmer stehn.

Ich harrte lang', ich sah im Morgenschein,
Am Gitterfenster lehnt' sie manches Mal,
Ich starrte lang', doch nichts erspäht' mein Aug',
Als ihre Hand, die weiß und zierlich schmal,
Und wenn des Abends Schatten niedersank,
Auf Fels und Thal, Weinhügel, Fluß und Schloß,
Dieselbe weiße Hand erblickt' ich nur,
Die leis zur Vesperzeit das Gitter schloß.

Und träumend saß ich, wenn die stille Nacht
Mit dunkelm Mantel hüllt' den Liebesschrein.
Und sah, wie flackernd ihrer Kerze Licht
Erglomm und fernhin widerstrahlt' im Rhein;
Doch lieber sah ich ihre Huldgestalt
Den Schatten nur, der vor dem Lichte stand,
Und ihre Züge schaut' ich, abgemalt
Im Schattenriß an dunkler Fensterwand.

So leb' in Lieb' ich fort, in Hoffnung nicht,
So harrt' der süßen Maid ich manches Jahr,
Bis eines Morgens kam der Trauerzug,
Es lag mein Liebchen auf der Todtenbahr',
Doch ob sie todt, nicht klagt mein Herz um sie,
Im Himmel schwebt sie, meiner Lieb' bewußt,
Die keine Zeit zerstört, die ewig treu,
Wie heil'ge Gluth am Heerd, bewahrt die Brust.

O holde Dame! 's war ein Traum ja nur,
Und träumend trug um dich ich Liebespein ....
Wenn so der Schlaf schon süße Qual mir weckt,
Wie wird im Wachen erst mein Lieben sein! —

Fast noch größeren Ruf als Leland erlangte Thomas Bailey Aldrich (geb. 1836) als humoristischer Essayist und Dichter. Sein Stil ist durchweg lebhaft, anmuthig, geschmackvoll und von glücklichen Einfällen der Laune und des Witzes gewürzt.

Wenn der Sultan nach Ispahan reist.

Wenn der Sultan, Schah Zaman,
Verreist in die Stadt, nach Ispahan,
Bevor er noch gekommen so weit,
Wo das Palmenwäldchen Schatten ihm leiht,
An des dreißigsten, letzten Palastes Thor,
Springt sein Liebling, die „blühende Rose", empor,
Und in des Sultans Lieblingsraum
Wird ein herrlich Fest bereitet;
Würfel von Eis sind ausgebreitet,
Syrupgetränkt, mit würzigem Schaum,
Scherbet und Datteln, mit Zucker umgossen,
Aepfel und Quitten, in Haleb entsprossen,
Köstlich schwellende Saftlimonen,
Mit Aprikosen reife Citronen,
Und des Weines röthlich schimmernde Fluth,
Den der Schah allein schlürft wohlgemuth.
Nubische Sklaven mit Schüsseln eilen,
Fische und leck'res Fleisch zu vertheilen.
Was nur den Gaumen kitzeln mag,
Wird gastlich gereicht an dem festlichen Tag.
Veilchen und Myrthen und Rosenpracht,
Daß dir das Herz im Leibe lacht,
Streut man über die Mosaik
Der Zimmer aus; es schallt wie Musik
Die Fontaine, die bunt und lustig springt,
Daß rings der Harem widerklingt,
Dem ein üppiger Farbenglanz sich entringt.
Und die sammtbraune Fürstin löst ihre Locken,
Mit Henna färbt sie die Nägel reich,
Und die Lippen beißt sie — sie schwellen so weich!
Vor der eignen Schönheit steht sie erschrocken —
O armer Sultan, du darfst nicht frohlocken,
Für dich nicht schmückt sich „die blühende Rose",
Ein Anderer kommt, daß mit ihr er kose,
Und nicht der Sultan, Schah Zaman,
Der vereist in die Stadt, nach Ispahan.

Und sie winkt mit der zarten, der rosigen Hand,
Und die tanzenden Sylphen aus Samarkand,
Sie schweben wie Nebel vom Feenland!
Und zur Musik, nach gefälligem Takt,
Hebt sich und senkt sich, von Lust gepackt,
Die schwellende Brust, wollüstig und nackt.
Des Orients blühendes, glühendes Blut
Scheint aus der Augensterne Gluth;
Doch inmitten des Edens, schön und stolz,
Wo der Wohlgeruch schwebt vom Sandelholz,
Wo die Myrrhe schwängert die laue Luft,
Und der Aloë wogt und des Moschus Duft,
Auf seidenem Divan sitzt die lose,
Die Haremsfürstin, die „blühende Rose“,
Und schlürft den Wein von Astrakhan,
Und ihr Schatz sitzt bei ihr, daß hold er kose —
So ist's, wenn der Sultan, Schah Zaman,
Verreist in die Stadt, nach Ispahan.

Seh' ich nun brennen ein glänzend Licht,
Das flackernd und funkelnd die Nacht durchbricht,
Wo drüben des Nachbars Wohnhaus steht,
Weiß ich so sicher wie mein Gebet,
Weiß ich so gut, als man sagen es kann —
Daß der arglose Sultan, Schah Zaman,
Ist verreist in die Stadt, nach Ispahan!

Von allen modernen Humoristen Amerika's scheint **Bret Harte** (geb. 1838) in kurzer Zeit der beliebteste geworden zu sein. Von den Küsten des Stillen Oceans, wo er in kalifornischen Journalen schrieb, erscholl sein Ruhm zum atlantischen Ocean hinüber und ist jetzt in England wie in Deutschland verbreitet. Bret Harte ist auf einmal der gehätschelte Liebling der Tagesliteratur geworden.

Neben seinen Gedichten hat Bret Harte zahlreiche Genrebilder veröffentlicht, ethnographische Skizzen, Novelletten und Studien, zu denen er im Goldlande Stoff genug vorfand. Bret Harte vereint in seinen Schriften Humor und Pathos; das Zusammenwirken dieser beiden scheinbar antagonistischen Kräfte schafft den Hauptreiz, der seine Produktionen so anziehend macht. Die bunt zusammengewürfelte Abenteurer- und Glücksrittergesellschaft in den Staaten am Stillen Meer, die sich neben solideren und abgeklärteren Elementen dort vorfindet, die sonderbare Mischung von Rohheit und Civilisation, die wunderbare Fülle und Schönheit, Rauheit und Lieblichkeit der Natur — Alles das spiegelt sich in seinen Dichtungen wieder. Eine nicht geringe Rolle spielt auch der Zukunftsmensch, der heidnische Chinese, in seinen Geschichten, und gerade in der Schilderung des Konfliktes, in den unser humanes Civilisationszeitalter gegenüber der Völkerfluth der Mongolen mit sich selber geräth, excellirt Bret Harte: zwischen den humorsprudelnden Zeilen mag man oft einen gewissen Ton pathetischer, versteckter Wehmuth herauslesen, der ihn bei der Schilderung des unterdrückten, geduldigen und kaum geduldeten Menschenbruders aus dem Reich der Mitte befällt. Bret Harte hat sich in kurzer Zeit besonders in Deutschland große Anerkennung erworben, weil ein frischer Born warmen und ungeschminkten Menschengefühls in seinen Dichtungen fließt. Für elegisches Pathos behauptet unser Alter keinen Sinn mehr zu haben, es schämt sich oft seines warmen Gefühls und sucht es unter Witzen zu verstecken, und darum ist der kalifornische Dichter eine zeitgemäße Erscheinung. In ihm findet sich ein gutes Theil der Orginalität, nach der man überall lechzt. Doch lassen wir einige seiner Dichtungen selber für ihn sprechen.

Der ältliche Fremdling.

„Ich war bei Grant — “ der Fremde sprach;
Sagt' der Farmer: „Sprich nichts mehr,
Erhol' dich in meiner Hütte hier,
Dein Fuß ist müd' und schwer.“

„Ich war bei Grant“ — der Fremdling sagt',
Sprach der Farmer: „Nein, nicht mehr,
Ich bitt' dich, rück' an den Tisch heran
Und iß, was gern ich bescheer'.

Was macht mein Jung', mein Soldatenjung'
Vom neunten Corps im Heer?
Ich sage dir gut, er schlug sich brav,
Wenn die Schlacht tobt' hin und her."

„Ich kenn' ihn nicht, sagt' der ältliche Mann,
Und, wie ich bemerkt vorher,
Ich war bei Grant —" „Nein, nein, ich weiß,
Sagt' der Farmer, sprich nichts mehr.

Er fiel in der Schlacht wohl — ach, ich seh's,
Verbirgst du mir's noch so sehr,
Doch sprich die Wahrheit, was es auch sei,
Ob's bitter mein Herz auch beschwer'.

Wie fiel er? die Brust zum Feind gewandt,
Und hielt er die Fahne in Ehr'?
O sag' nicht, daß mein Jung' entehrt
Sein Kleid, daß feig er wär'!"

„Ich kann's nicht sagen", so sprach der Mann,
„Und wollt dir sagen vorher,
Ich war bei Grant — in Illinois,
Drei Jahr' vor dem Krieg ist's her."

Der Farmer erwidert ihm nimmer ein Wort,
Die Faust hob er wuchtig und schwer
Und gerbte den ältlichen Mann, der bei Grant
Geschafft in der Gerberlehr'! —

Vom Antiquitäten-Verein auf dem Stanislaus.

Ich wohne auf dem Tafelberg, bin Ehren-James benannt,
Zu sünd'gem Spiel und Kleinbetrug bot nie sich meine Hand;
In schlichten Worten künd' ich euch die Mär von jenem Strauß,
Der unsres Bundes Band gesprengt, den Bund vom Stanislaus.

Zuvörderst aber schalt' ich ein', es ist ein schlechter Plan,
Die Menschen hinter's Licht zu ziehn, wie jene schnöd' gethan,
Und wenn des Andren Meinung nicht mit deinen Grillen stimmt,
Durch Schläge Wahrheit einzubläu'n, von blindem Zorn ergrimmt.

Nichts war auf Erden netter je, als unser Bund es war,
Harmonisch, einig, bildungsreich, das erste halbe Jahr,
Bis Braun aus Calaveras uns flossile Knochen bracht',
Die er zunächst an Jonson's Haus gefunden dort im Schacht.

Braun las' nen Aufsatz drüber vor und hat uns konstruirt,
Aus seinem Knochenfund ein Thier, das einst urexistirt',
Bis Johnson dann das Wort verlangt und unsern Traum zerstört',
Behauptend, seinem Esel hab' der Knochen angehört.

Da lachte Braun gar bitter auf und sagt'. es thät' ihm leid,
Daß Johnson's Erbfamiliengruft unwissend er entweiht' —
Sarkastisch war der stille Braun, der oftmals schon die Stadt
Mit schlagend deutlich feinem Witz gereinigt gründlich hatt'.

Nun mein' ich, schicklich sei es kaum für Männer bildungsreich,
Mit einem Esel einzugehn verletzenden Vergleich,
Auch sollt' das Individuum, das schändlich man verglich,
Durch Argumente, die von Stein, brutal nicht rächen sich.

Zur Ordnung rief Dean Abner dann, und das war recht und brav,
Allein ein Sandsteinklumpen kam, der vor den Leib ihn traf,
Er lächelte noch schmerzverzerrt und fiel zu Boden schwer,
Nachfolgende Erört'rungen bewegten ihn nicht mehr.

In Kürz'rem, als ich's schreiben kann, war heiße Schlacht entbrannt,
Die Knochen aus der Liaszeit zum Kampf ergriff die Hand,
Fast sündlich anzuschauen war's wie sie die Mammuthbein'
Bewegten, bis ein Saurierfuß schlug Thompson's Schädel ein.

Unziemlich fast und passend kaum ich diese Sitzung fand,
Ich wohne auf dem Tafelberg, bin Ehren-James benannt,
In schlichten Worten kündet' ich die Mär von jenem Strauß,
Der unsres Bundes Band gesprengt, den Bund vom Stanislaus! —

Pariser Theaterbriefe.

Von **Gottlieb Ritter.**

X. Ein Drama der Revanche.

Bei der letzten Seine-Ueberschwemmung sah ich am Quai von Bercy eine vom ausgetretenen Strom umspülte Gaslaterne, die man Tag und Nacht im Wasser brennen ließ. Traurig und matt leuchtete das Lämpchen mitten in der Zerstörung und diente so recht eigentlich dazu, das nasse Elend und die neblige Finsterniß nur noch fühlbarer zu machen.

An jenes Licht muß ich immer denken, wenn die Anschlagssäulen der Boulevards eine Wiederholung des Theaterstücks „La Fille de Roland“ des Vicomte Henri de Bornier anzeigen. Es ist die einzige neue Tragödie, die von der Comédie française vor und seit Jahresfrist gegeben wurde, das einzige Produkt im Drama des klassischen Stils seit Jahrzehnten, das auf Pariser Bühnen einen nachhaltigen Erfolg errungen und bisher hundert Vorstellungen erlebt hat. Obgleich die Aufführung unvergleichlich genannt werden kann und jenen künstlerischen Geist athmet, der allen Inscenirungen im Hause Molières eigen ist, so muß sich doch über diesen außerordentlichen Erfolg Jeder wundern, der die Indolenz und Abneigung nicht blos des Pariser, sondern des französischen Publikums überhaupt gegen die Schüler wie Meister des klassischen Dramas kennt. Apathisch und gelangweilt sitzen die Zuschauer im Théâtre français, wenn ein Alexandrinerstück gegeben wird: die Logenreihe ist leer, die obern Galerien sind schlecht besucht, die Abonnenten plaudern unter sich oder gehen nach — Verschlafung eines oder höchstens zweier Akte nach Hause, und kalt und dürftig hallt der Applaus der Claqueurs durch den öden Raum. „Nichts ist qualvoller, entmuthigender, als vor einem so blasirten Publikum Tragödien zu spielen,“ sagte mir der Doyen der Bühne; er sorgt auch wacker dafür, daß diese Pein ihm und seinen Kollegen nicht oft zugefügt wird. In den dreihundertfünfzig Theaterabenden der Comédie française wurde im vergangenen Jahr — abgesehen von neunzig Vorstellungen der „Tochter Roland's“ — blos zweiundzwanzigmal Tragödie gespielt, und dabei muß man bemerken, daß der französische Theaterabend fast um das doppelte länger ist, als der deutsche. Nicht selten werden im Théâtre français acht bis zwölf Akte mit durchschnittlich drei Pausen an einem Abend gegeben.

Die Abneigung des französischen Theaterpublikums vor einem Genre, worin Corneille und Racine die höchsten Spitzen ihrer Nationalliteratur erreicht haben, datirt weder von heute, noch von gestern. Nur zeitweilig gelang es künstlerischen Kräften, wie Talma und der Rachel, das längst erloschene Interesse für die großen Tragiker des siebzehnten Jahrhunderts wieder anzufachen, die steifen Rococo-Griechen aufs Neue zu Ehren zu bringen und die akademische Phraseologie der monotonen Alexandriner durch die Gefühlsgluth ihrer Individualität zu beleben. Mit diesen Bühnengrößen verschwand auch immer wieder das Interesse an jenen Gebilden, und jede klassische Reaktion scheiterte kläglich. Heute steht der Franzose den griechischen, römischen und türkischen Helden seiner alten Klassiker fremder und gleichgültiger gegenüber als je. Seine Tragödie ist für ihn

veraltet. Es sind übertriebene Leidenschaften, verzerrte Gefühle. Der Anflug von ritterlicher Höflichkeit und Courtoisie erscheint ihm jetzt so lächerlich, wie er früher bewundert wurde. Das bestätigt sogar George Sand. Und doch stand es einmal in der Macht der französischen Tragödie, sich zu verjüngen und neues, frisches Leben in die vertrockneten Kanäle zu leiten. Ich meine nicht den Versuch Victor Hugo's und seiner romantischen Schule. Wohl ging diese an den richtigen Jungbrunnen, aber bei ihrer Maßlosigkeit begegnete ihr dasselbe Mißgeschick, wie der alten Jungfer in „Flick und Flock", die zu viel von dem Verjüngungstranke kostet und — ein Kind wird. Statt Shakespeare in eigenem Geiste zu kopiren, karikirten sie ihn unbewußt, weil ihnen ein Lessing fehlte, oder vielmehr, weil sie ihren französischen Lessing, Diderot, vergessen hatten. Glaubt man nicht unsern großen Dramaturgen zu hören, wenn wir in Diderot's „Unterhaltungen über die dramatische Poesie" lesen: „Ich will nicht müde werden, unsern Franzosen zuzurufen: die Wahrheit! die Natur! die Alten! Sophokles! Philoktetes! Der Poet hat ihn auf der Scene gezeigt, wie er am Eingang seiner Höhle liegt und mit zerrissenen Lumpen bedeckt ist. Er wälzt sich auf der Bühne; dort empfindet er einen Anfall von Schmerz; dort schreit er; dort läßt er inartikulirte Laute hören. Die Dekoration war wild; das Stück ging ohne Apparat; wahre Kleider, wahre Reden, eine einfache und natürliche Handlung . . ." Und ein anderes Mal: „Wir haben nichts unterlassen, um die dramatische Kunst zu verderben. Wir haben von den Alten die Emphase der Versification beibehalten, die so sehr den Sprachen mit starker Quantität und markirtem Accent, den geräumigen Bühnen, einer gesungenen Deklamation mit Instrumentalbegleitung zukommt, und haben die Einfachheit der Handlung und des Dialogs und die Wahrheit der Darstellung aufgegeben!" Nur Lessing hat diesen Rufer verstanden, — zum Wohl der deutschen Tragödie.

Wie es nun vorkommen kann, daß ein längst gefällter Baumstamm gleichsam einer Caprice der Natur folgt und ein frisches Zweiglein treibt, so ist auch Bornier's Trauerspiel ein solch posthumer Sproß am dürren Stamme der Corneille'schen Dramatik. In den Augen des französischen Theaterbesuchers von heute ist eine neue, nach den klassischen Regeln des Boileau verfaßte Tragödie in Alexandrinern wirklich eine bloße Caprice, der man ohne inneren Antheil zusieht, wenn man ihr überhaupt Aufmerksamkeit schenkt. „Die Tochter Roland's" hat aber nicht nur Aufmerksamkeit, sondern Interesse, ja Begeisterung erweckt. Woran liegt das? Dies zu untersuchen, sei der Zweck meines heutigen Briefes, der sich umso eher mit der Würdigung der beachtenswerthen Novität des Théâtre français beschäftigt, als sie ihrer Tendenz halber schwerlich nach Deutschland gelangen dürfte.

Gerade die Tendenz ist es, was dieses in einer unsympathischen Form geschriebene und nach vielen Seiten hin schwache Stück auf der Bühne gerettet und zum Siege geführt hat. Bornier überarbeitete es nach dem letzten Kriege, unter dem lebhaften Eindrucke unerhörter Niederlagen und Bürgerkämpfe, die sein Vaterland betroffen hatten. Sein gut französisches Herz war voll Schmerz über das Unglück seiner Heimat, voll Haß gegen den Feind, voll Hoffnung in die Zukunft. Der Gedanke an eine glänzende Revanche war der einzige Trost jener Tage. In dieser Stimmung wurde „die Tochter Roland's" verfaßt, worin der Stolz über eine glorreiche Vergangenheit durch das Leid einer verhängnißvollen Gegenwart gedämpft wird. Es ist eine Tragödie nationaler Hoffnung und Erhebung. Alle Freuden und Schmerzen haben die Vaterlandsliebe zum Motiv. Die patriotische Tendenz schaut aus jedem Wort des Dialogs und zwischen jeglicher Zeile hindurch: sie erfüllt das Stück und macht ein Kunstwerk unmöglich. La Fille de Roland ist ein Drama der Revanche.

Ferne sei es von uns, dies dem französischen Schriftsteller zu verdenken. Diesseits wie jenseits der Vogesen wird im neutralen Gebiete der Kunst alltäglich in solcher Weise gesündigt. Kleist war in seinem dramatisirten Rachelied um nichts schonender, als es der Vicomte in dem seinigen ist. Die Verquickungen nationaler Tendenz mit den Bestrebungen der Kunst rächt sich auch immer durch den blos augenblicklichen Erfolg und die geringe Nachhaltigkeit, die solchen Erzeugnissen zu Theil wird. Ich bin fest überzeugt,

daß der feine Edelmann, der „Die Tochter Roland's“ schrieb, sich eines Gefühls der Scham und Reue nicht entschlagen kann, wenn er den rohen Beifallssturm der Galerien hört, welcher alle jene patriotischen Schlagwörter begrüßt, die nach dem Codex der Tendenzdramatik nothwendig die Wörter: Patrie, France, Gloire enthalten müssen. Bornier hat diese Schlagwörter um zwei vermehrt: Vengeance und Chance meilleure, Synonym und Umschreibung für: Revanche, das dem Neuklassiker wohl nicht vornehm und poetisch genug klingt. Immerhin hat man ihn nur allzu wohl verstanden. Auch nicht die leiseste Anspielung auf die letzte Invasion, auf den Fremden und auf Elsaß-Lothringen, das in diesem Stück eine hervorragende symbolische Rolle spielt, ließ das Publikum unbeachtet und unbeklatscht vorüber gehen. Neben den Herren im Paradies zeichneten sich namentlich die jungen Damen, vielleicht schon aus Freude, das seltene Vergnügen eines Theaterbesuchs in Ehren genießen zu können, als fanatische Beifallsspender aus. Mir will es scheinen, daß nur die Männer das Recht haben, patriotisch blutdürstige Phrasen zu beklatschen, denn nur sie allein sind berufen, sie unter eigener Lebensgefahr in That umzusetzen. Jene zukünftigen Mütter aber haben die Pflicht, den Krieg zu verwünschen, und sollten nicht großmüthig sein — mit dem Blut Anderer.

Heinrich Laube hat einmal die hervorragendste deutsche Repräsentantin schauspielerischen Virtuosenthums, das nur auf den gemeinen Effekt spielt, eine „Bumbum-Tragödin“ genannt. Mit derselben Angemessenheit kann man „Die Tochter Roland's“ und ähnliche patriotische Tendenzstücke: „Bumbum-Dramen“ heißen. Dem Vicomte de Bornier ist dabei noch eine ganz besondere Ungeschicklichkeit begegnet. Statt nämlich aus der glänzenden Geschichte seines Landes eine ihrer glorreichen Episoden auf die Bühne zu bringen, entnahm er seinen Stoff der gemeinsamen Vorgeschichte Frankreichs und Deutschlands, wo Historie und Sage in einander spielen und für seinen Gloire-Dusel am wenigsten unbestritten nationale Nahrung zu holen war. Er wählte den Sagenkreis Karl des Großen, nach dessen Tod erst die Geschichte von Deutschland und Frankreich beginnt. Aber Bornier ignorirt dies Factum, wie denn auch seine Landsleute insgesammt Karl den Großen als ebenso unbestrittenen Vollblutfranzosen ausgeben, als den Erfinder der Buchdruckerkunst, welcher bekanntlich den eminent französischen Namen Gutenberg, genannt Johannes Gensfleisch, führte. Der Karl oder besser Charlemagne Bornier's ist also durch und durch Franzose im Stil des Scribe'schen Monsieur Chauvin: die Gloire seines geliebten Frankreichs und seiner herrlichen Franzosen geht ihm über Alles in der Welt, und wenn er von dem „Fremden“, dem Feinde, dem Barbaren spricht, so pflegt er von seinem französischen Schlosse zu Aachen oder richtiger zu Aix-la-Chapelle einen drohenden Blick an das gegenüberliegende Ufer des Rheins zu werfen. „O mein Frankreich!“ ruft er einmal aus:

„O möchte doch dein Ruhm in nahen Zeiten
Gedeihn und wachsen, eine Rieseneiche,
Und Schutz und Schatten bieten allen Völkern,
Die einst entstehn, o Mutter-Nation!
Auf daß man, hoff' ich, eines Tages sage:
Ein doppelt Heim hat Jeder, seins und Frankreich!“

Dem Dichter ist der große Karl also nicht König der Franken, sondern König von Frankreich und Kaiser von Deutschland; er spricht ferner sehr unverblümt von der Oriflamme, welche doch erst beinahe dreihundert Jahre nach Karl's Tode die französische Reichs- und Kriegsfahne wurde, und vergißt nur, uns zu erklären, ob er unter den „nationalen Bannern“, die er einmal schwingen läßt, die Tricolore meint. Aber fast hat es den Anschein, als hätte sich die Nemesis der Geschichte für alle diese und andere „poetischen Freiheiten“ an dem Verfasser rächen wollen, indem sie ihm die Fähigkeit nahm, weder einen französischen, noch überhaupt möglichen Karl den Großen zu zeichnen, sondern ihm einen der erbärmlichsten Kartenkönige schaffen ließ, die jemals über das bretterne Gerüst der Scene geschritten sind. Doch ziehen wir nicht zu voreilig die geistige Bilance über diese Schöpfung, die doch auch wieder unleugbare Schönheiten hat, und untersuchen wir sie genauer.

Die Handlung spielt um das Jahr 813, also kurze Zeit vor dem Tode des greisen

Herrschers, der sich nach seinem geliebten Aachen, wo wahrscheinlich auch seine Wiege gestanden, zurückgezogen hat. Eine lange Reihe von siegreichen Feldzügen gegen die Sachsen, die Avaren und die Dänen ließen die Niederlage von Roncesvalles fast vergessen, wo Roland den Heldentod fand. Wer denkt noch an den großen Kämpen und seine wackern Mitstreiter, die der Uebermacht erlagen? Die Todten reiten schnelle! So viele Siege haben seither den großen Eroberer über jene Niederlage getröstet, welche so gewaltig und unerwartet war, daß man in gewohnter Weise einen Verräther ausfindig machte, — und nur die Wittwen und Waisen beweinen noch jene todten Schaaren. Ganelon, dem die Sage den Verrath zur Last legt, ist todt, aber sein verfluchter Name lebt noch.

Der Poet tritt herein und beweist jedoch, der Verräther sei weder in Laon noch anderswo hingerichtet worden, im Gegentheil: er lebe. Er führt uns ins Schloß von Montblois, wo soeben der Burgherr, der edle Graf Amaury, nach monatlanger Abwesenheit zurückkehrt. Warum ist der alte Mann so düster und so bleich? Wir erfahren es bald, denn er hat vor dem alten Mönch, der die Burg in des Gebieters Abwesenheit verwaltete, kein Geheimniß. Er kommt von Roncesvalles, wohin er eine Pilgerfahrt unternommen; er ist auf dieser geweihten Erde, wo das blutgetränkte Gras üppiger empor sprießt, in brünstigem Gebet niedergekniet. Drei Tage und Nächte irrte er in dem wilden Pyrenäenthale herum und flehte die beleidigten Schatten der hingemordeten zwölf Paladine um Gnade und Verzeihung und beschwor mit bebender Stimme den großen Schatten Roland's. Denn Graf Amaury ist der Verräther Ganelon. Wohl hatte König Karl damals mit der Absicht, die Erde von einem Scheusal zu befreien, die beliebte Todesart der australischen Regenten über ihn verhängt: an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, sollte der Verräther zu Tode geschleift und ein Fraß der Wölfe werden, aber Mönche fingen das Pferd auf und brachten den Sterbenden wieder ins Leben zurück. Der Mönch Radbert, dem er seine Pilgerschaft erzählt, ist gerade der Retter, der seinen Körper wieder belebt hat, ohne seither seiner Seele den Frieden zurückgeben zu können. Der Geheilte trat hierauf in den Dienst des Grafen Amaury als einfacher Rittmeister, rettete seinen Herrn aus Lebensgefahr und erhielt von dem kinderlosen Sterbenden seinen Namen und seine Güter als Erbe. Aber Ganelon-Amaury hat einen edlen und tapfern Sohn, der ohne Zweifel zu Großem berufen ist. Sein Lebensziel hat sich der muthige Gerald bereits gesteckt: er will Roland's Nachfolger und Rächer werden. Wie aber, wenn Gerald eines Tages die Wahrheit erfährt, daß sein Vater der vielverfluchte Ganelon, der Verräther Roland's ist? Und er wird es erfahren, das wissen wir im Voraus. Was wird alsdann Gerald beginnen, auf dessen unschuldiges Haupt die Schande des Vaters fällt? Hier steckt der dramatische Kern des Gedichts.

Aber Gerald ist nicht der Einzige, der das erhabene Andenken an Roland immer vor Augen und im Herzen hält. Der berühmte Paladin hat eine Tochter hinterlassen, die ebenfalls ganz von der Erinnerung an ihren Vater erfüllt ist und geschworen hat, seinen schmählichen Tod zu rächen und alle Ritter der Christenheit anzufeuern, das Schwert Roland's, den berühmten Durandal, den Heiden zu entreißen, die ihn den Händen des Todten entrissen hatten. Die Tochter Roland's und der Sohn Ganelon's, die pietätvollen Paladinskinder, sind überflüssiger Weise auch noch verwandt mit einander, und wir thun gut, wenn wir uns gleich mit ihrer verzwickten Genealogie befreunden. Ganelon hat nämlich in zweiter Ehe die Mutter Roland's geheirathet, so daß Gerald also überdies Roland's Bruder, Ganelon dessen Schwiegervater und Bertha Gerald's Nichte ist. Man weiß in der That nicht, warum der Dichter so verwickelte Blutsbande um seine Helden geschlungen hat, deren Motive der Liebe und des Hasses zu Roland dadurch um nichts an Gewicht gewinnen.

In Montblois treffen sich die drei Personen. Gebrochen kehrt Ganelon von seiner Pilgerfahrt zurück, denn das Echo von Roncesvalles hat auf seine Frage, ob Roland dem Verräther verzeihe, mit einem verdammenden: Nie! geantwortet. Gleichzeitig kehrt Gerald von seinem ersten Siegeszuge heim und bringt zwei lebende Trophäen mit: Ragenhardt, einen sächsischen Heerführer und Neffen Wittekind's und Bertha, die Tochter

Roland's, welche er aus den Händen der Sachsen befreit hat. Bescheiden sagt der junge Triumphator:

„Ich that nur meine Pflicht, mein Vater.
Zähl' erst den Feind, wenn er am Boden liegt,
Hast Du mir oft gesagt. So that ich denn.
Doch führ' ich selbst auch Klage gegen mich.
Als rings die Sachsen flohn vor meinem Schwert,
Und meine Hand von ihrem Blut sich färbte,
Schien mir, der tödtete zum ersten Mal,
Daß Herz und Sinn, Gesicht und Stimme mir
Sich wandelten. Wie übt so eigne Macht
Der Sterbende auf seinen Mörder aus!
Von neuem Geiste fühlt ich mich ergriffen,
Ein rother Dampf stieg heiß mir ins Gehirn.
Wenn auch das Werk gerecht, ist es doch seltsam,
Wie noch im Mann ein Rest von Kain lebt.
So schlug ich Hieb auf Hieb und Schritt für Schritt,
Nicht mehr wie gestern Wölfe oder Bären,
Nein: Menschen, Menschen! Fleisch, dem meinen gleich."

Es ist nicht zu verwundern, daß sich die Tochter Roland's und Gerald sofort in einander verlieben, obschon sie es sich erst im zweiten Aufzug gestehn. Ragenhardt wählt unter einem ziemlich faulen Vorwand — „Gott kann meiner vielleicht noch bedürfen!" — zwischen dem Tod und dem Christenthum das kleinere Uebel: er läßt sich von dem Schloß-pfaffen taufen. Nur Ganelon mit seinem bösen Gewissen ist über den weiblichen Gast nicht sehr erbaut: er zittert wider Willen vor der Tochter Roland's und verräth jeden Augenblick seine innere Bewegung.

Im zweiten Akt geht es ihm noch schlimmer. Nicht etwa, daß die Entdeckung schon jetzt erfolgte, denn das Stück hat ja vorgeschriebene vier Akte und muß logischer Weise zu Ende gehen, sobald Ganelon entlarvt ist: aber die schweren Prüfungen Ganelons kommen, die Sühne der Schuld nimmt ihren Beginn, mit ihm der Anfang vom Ende. Gerald gesteht ihm seine Liebe zu Bertha und will sie an den königlichen Hof begleiten, um sein Schwert dem Regenten zur Verfügung zu stellen. Ganelon geräth darob in Bestürzung und beredet den thatendurstigen Jüngling, auf alle seine hochfliegenden Pläne seinem Vater zu Liebe Verzicht zu leisten. Eine zweite Gefahr folgt der halb abgewendeten ersten auf dem Fuße nach. Man meldet die Ankunft eines Trupps Ritter vom kaiserlichen Hofe.

„Ihr Führer ist der Herzog Nayme; man trägt
Sein Banner ihm voraus, dem König Bayerns!"

Neue Furcht Ganelons, von seinem alten Kriegsgefährten und dessen Genossen er-kannt zu werden. Aber nein, seine Haare sind gebleicht, seine Stirn ist von Falten und Narben gefurcht, sein Gesicht vom Alter und Seelenschmerz entstellt. Ahnungslos zechen die Kämpen des großen Karl mit dem Verräther, der verlegen ist und jedesmal erschrickt, wenn die Rede auf Roland und sein glorreiches Andenken kommt. Und dies ist mehrere Male der Fall. Ja, des Verräthers Sohn selbst recitirt die Chanson des Epées, wo der Tod Roland's besungen wird. Dies Lied hat seine Schönheiten, ist überaus populär geworden und trug zum Erfolg des Stücks nicht Geringes bei. Die hier folgende Ueber-setzung dürfte willkommen sein.

„Das Frankenreich besaß zwei wackre Degen
In Karl's des Großen und in Roland's Hand;
Der Himmel selber weihte ihre Klingen
Und taufte sie Joyeuse und Durandal.
Roland trug Durandal und Karl Joyeuse,
Des Ruhmes Zwillingsschwestern, Eisenbräute;
In ihnen lebte wunderbare Macht,
Die Gott zu seinem Werkzeug auserkor.
Im Kampfe warfen Beide ringsumher
Die hellen Blitze ihrer heilgen Klingen,
Und Sternenbanner folgten flatternd nach.
Indessen zitterte vor Wuth der Feinde
Blutgier'ge Meute. Hei, wie stürzten heulend

Die Saracenen, Sachsen, Dänen hin
In rothen Sand beim gräßlichen Turnier!
  Hispanien ward von Durandal erobert,
Es hat die Lombardei Joyeuse bezähmt,
Und Jedes durfte stolz dem Andern künden:
Mein Waffenbruder hier — hier ist mein Heil!
Denn Beide haben durch die weite Welt
Verfolgt, gerichtet Schande und Verbrechen
Und überall die Heiden unterjocht;
Und nach vieltausend Schlachten steht ein Jedes
Noch scharf und glänzend da, wie Gottes Schwert.
  Ein gleiches Ende ach! war nicht beschieden.
Joyeuse ist stolz und frei nach allen Kämpfen,
Doch als Roland am düstern Tage starb,
Ward Durandal gefangen von den Heiden,
Und ist es noch, und Franken weint um ihn.
Ungleiches Glück läßt doch die Ehre gleich,
Und wir erharren günstiger Geschick
Und lieben gleich Joyeuse und Durandal!"

Der Reihe nach stimmen alle Theilnehmer an diesem Gelage einen wahren Fluch-Kanon gegen das Andenken Ganelon's an; Nayme, Bertha, Gerald, sie Alle brandmarken jenen verabscheuten Namen. Aber Ganelon's kritische Lage verschärft sich noch mehr. Der Herzog Nayme erzählt, wie er vor Zeiten in einer Schlacht dem nachmaligen Verräther Ganelon, welchem der Sachsenkönig Morglan und sein junger Sohn hart zusetzten, leider zu Hülfe gekommen sei, so daß Ganelon nicht nur von dem Tode errettet wurde, sondern seinen Gegner tödten konnte. Ragenhardt, denn er gerade ist Morglan's Sohn, bemerkt mit Erstaunen Ganelon-Amaury's kaum bemeisterte Aufregung; er faßt ihn besser ins Auge und erkennt nun sofort in ihm jenen Ganelon, der seinen königlichen Vater erschlagen hat. Ganelon ist entlarvt, doch bewahrt der Sachse vorläufig noch sein Geheimniß, um sicherer Rache nehmen zu können. Aber noch nicht genug. Bertha und Gerald erklären sich ihre zärtlichen Gefühle und bestimmen nach großem Wortkampf den Vater, sein Liebesverbot aufzuheben und Gerald auf Abenteuer ausgehen zu lassen, um als würdiger Freier vor den römischen Kaiser und seine Nichte hintreten zu können. Die Fanfaren der Reisigen des Herzogs, welcher Bertha an den Hof zurückgeleitet, und des scheidenden Gerald verschmelzen sich und bezeichnen den Aktschluß.

Im dritten Akt sind wir in Aachen im kaiserlichen Schlosse. Neue Exposition. Bevor Gerald, mit Siegesbeute beladen, als großer Ritter der Christenheit und des heiligen römischen Reichs vor dem Thron erscheint, um den Lohn seiner Thaten zu fordern, müssen wir die Klagen des alten Kaisers anhören. Ach, die schönen ritterlichen Zeiten sind längst vorbei! Wohl üben sich die jungen Edelleute, die berufen wären, Roland's würdige Nachfolger zu werden, täglich in der Vorhalle zum Zweikampf mit Schild und Schwert, aber trotz allen guten Willens reichen sie nicht an die Größe des Heldenthums, und der greise Karl paraphrasirt in endlosen Alexandrinern, was Byron in den prägnanten Ruf: „Mir fehlt ein Held!" zusammengefaßt hat. Karl der Große ließ vor langen Jahren eine silberne Glocke am Schloßthor anbringen, die jeder heimkehrende, ruhmbedeckte Ritter läuten durfte, um von seinem König den Lohn der Heldenthaten zu empfangen, aber seit zwanzig Jahren blieb die Künderin fränkischen Ruhmes stumm. Es fehlt ein Held, — und gerade in der Stunde größter Noth. Ein maurischer Feldherr, der Roland's Durandal besitzt, fordert seit dreißig Tagen die fränkischen Edlen zum Kampf um das berühmte Schwert heraus, und schon dreißig Ritter wurden von dem fürchterlichen Saracenen besiegt und getödtet. Wie vorauszusehen ist, endet Gerald alle Bedrängniß. Der Heide steht im Begriffe, zum einunddreißigsten Mal Karl's Ritter mit höhnischer Rede zum Zweikampf zu fordern. Alle wollen, freilich ohne Hoffnung, mit ihm kämpfen. Aber Karl ist entschlossen, dem unfruchtbaren Blutvergießen ein Ende zu machen; er selbst, ein Greis, stellt sich dem Barbaren als Gegner.

„Ich kann nicht überleben solche Noth:
Dem König ohne Ruhm bleibt nur der Tod!"

Diese Sentenz wird auf der Bühne mit bedenklichem Schütteln des Kopfes, im Zuschauerraum aber mit namenlosem Beifall aufgenommen, denn die guten Pariser erinnern sich schnell gewisser Vorgänge in Sedan. Aber Karl's Opfer ist nicht mehr nöthig. Die Glocke ertönt. Ruhmbedeckt und von der ewig hoffenden Bertha mit offenen Armen empfangen, naht Gerald und verlangt, um Roland's Flamberg zu kämpfen. Kaiser Karl gibt ihm Joyeuse, sein berühmtes Schwert, als Waffe, aber er scheint nicht viel Hoffnung zu haben,

„Denn ach, der Gegner, den ihr tödten wollt,
Ist stark und unbesiegt im Kampfe.
Ermeßt schon seine Kraft an seinem Wuchs!"
Gerald. Sein Wuchs! Ich meff' ihn lieber in den Schranken,
Wenn er besiegt zu meinen Füßen liegt."

Dem Zweikampf im Hofe sehen Karl und Bertha von einem Fenster aus zu; ein Seitenstück zu jenem reizenden Kapitel in Scott's Ivanhoe über den Angriff auf Torquilstone oder dem anologen Auftritt in Hebbel's Nibelungen. Natürlich wird der wilde Sohn Mohameds besiegt und Durandal gewonnen. Während Alt und Jung den Helden beglückwünscht, schleicht Amaury-Ganelon durch die Burg. Längst hatte ihn der Kaiser beschickt, aber dem Manne mit dem üblen Gewissen eilte es nicht sonderlich, nun endlich kommt er und — wird von Karl sogleich erkannt. Diese Unwahrscheinlichkeit soll durch die sehr fragwürdige Sentenz motivirt werden:

„Der Könige Unglück ist, daß sie erkennen,
Doch oft zu spät, das Antlitz des Verräthers."

Der Kaiser, dessen Rolle eines Komikers wider Willen nunmehr beginnt, ist über seine Entdeckung ebenso entrüstet, als bestürzt. Er hat völlig seinen gesalbten Kopf verloren. Jemehr Ganelon sich mit wenig stichhaltigen Gründen aus der Verlegenheit zu ziehen sucht, um so tiefer geräth sein kaiserlicher Richter in dieselbe, besonders als er erfährt, daß Gerald Ganelon's Sohn ist. Dieselbe Verlegenheit scheint auch den Verfasser ergriffen zu haben, denn weder er, noch sein Charlemagne weiß, was etwa mit dem höchst unbequem aufgetauchten Verräther anzufangen wäre. Nun kommen zwei ungemein possierliche Züge. Das Unglück will, daß der Dichter das einzige Mal, wo er sich an die Geschichte halten will, einen entschiedenen Fehlgriff thut. Er hat aus seinen Quellen erfahren, daß Karl der Große ab und zu in Astrologie dilettirte, — oder ist es eine Reminiscenz aus „Wallenstein"? denn Bornier kennt seinen Schiller sehr genau, wie sein mißlungener Demetrius-Operntext beweist. Kurz, sein Karl frägt in seiner Verblüfftheit die Sterne um Rath. Nachdem er einige Augenblicke die Augen gen Himmel gekehrt, im Gebet verweilt hat, scheint er richtig inspirirt worden zu sein: er läßt Gerald rufen und bittet ihn, von seinem Vater, der nach Palästina pilgern wolle, Abschied zu nehmen. Das ist noch nicht Alles. Gerald findet mit Fug die plötzliche Abreise des Brautvaters Angesichts der nahen Vermählung sehr übel motivirt. Karl, der ihm aber aus übergroßer Delikatesse die Wahrheit nicht anvertrauen will, ist nun plötzlich auch wieder dieser Meinung und verschiebt die anbefohlene Abreise vorläufig noch auf morgen. Man muß mit Recht befürchten, daß die himmlischen Rathgeber des Kaisers über dies Mißtrauensvotum erzürnt sein werden und daß Herr Karl morgen gerade so klug sein dürfte, als heute.

Für die Hinfälligkeit dieses Aktschlusses, die Monotonie, Leere und Schwäche der ersten drei Aufzüge, deren jeder zu drei Viertheilen Exposition ist, nimmt der Dichter in seinem letzten Akt eine ehrenvolle Revanche. Hier zeigt sich erst das unbestreitbare Talent Bornier's, woran man bisher zweifeln konnte. Leben und Spannung kommt jetzt in das Stück, die Handlung erstarkt zusehends, und das Drama nimmt wirklich seinen Anfang, um in durchaus befriedigender Weise auszuklingen.

Gerald erfährt die Wahrheit an seinem Hochzeitstage, so lange wartete also Monsieur Charlemagne mit der Entdeckung. Ja, er würde sie höchst wahrscheinlich ganz verschweigen, wenn nicht unvorhergesehener Weise ein Dritter dem grausamen Spiel ein Ende setzen würde. Es ist Ragenhardt, der gefangene Sachsenprinz. Er hat von einem verschwundenen Sohne des todtgeglaubten Ganelon vernommen und schnüffelte so lange

herum, bis er ihn in Gerald, seinem Besieger, entdeckt hat. Auf das stereotype: „So jemand wäre“ u. s. w., das in Stellvertretung des Priesters der „König“ von Bayern vor der Vereinigung der beiden Liebenden in feierlichen Alexandrinern ausruft, legt Ragenhardt sein Veto ein und protestirt gegen diese unziemliche Heirath. Alles ist in Aufregung, Ganelon in Zerknirschung, Karl der Große in gewohnter Verlegenheit. Statt nun Ragenhardt in öffentliche Versammlung und vor allem Volke dem Grafen Amaury den furchtbaren Vorwurf entgegenschleudern und die Maske von dem Verrätherantlitz reißen zu lassen, wie es im englisch-deutschen Drama geschehen würde, bleibt der Dichter den Regeln der französischen Klassicität getreu und verzichtet auf die gewaltige, durch und durch dramatische Scene eines solchen öffentlichen Protests und einer gleich darauf folgenden Entlarvung Ganelon's coram populo zu Gunsten einer delikateren Familien-Rührscene zwischen Vater und Sohn. Sieht man von diesem Grundfehler ab, so kann man sich mit der folgenden Scene schon befreunden. Ragenhardt will, daß Gerald von seinem Vater selbst die Wahrheit erfahre, und verspricht der Versammlung, „draußen“ das Geheimniß des sogenannten Grafen Amaury zu enthüllen. Unterdessen werden Vater und Sohn allein auf der Bühne gelassen.

Gerald. Mein Vater ... dieser Mensch ist toll, nicht wahr?
Ganelon. Nein.
Gerald. Doch um Dich so furchtbar anzuklagen,
Kennt er Dich nicht genug! ...
Ganelon. Er kennt mich.
Gerald. Wie,
Und er beleidigt Dich?
Ganelon. Mit Recht.
Gerald. O Gott!
Entsetzen packt mein Herz!
Ganelon. Gerald, sei stark!
Wer diesen Mann verrieth, was liegt daran?!
Vernimm, mein Name ist nicht Amaury,
Es ist ein Name, der verflucht von Allen;
Der Mann, der ihn einst trug und ihn entehrte,
Man hielt ihn lang für todt ...
Gerald. Wohlan?
Ganelon. Er lebt!
Der Sachse und der König wissen's wohl,
Daß Ganelon nicht todt ...
Gerald. Und Ganelon? ...
Ganelon. Bin ich!
Gerald. O Bertha!
Ganelon. Großes Dulderherz!
Sein erster Schrei war nicht ein Fluch auf mich!
Gerald. Dir fluchen? Nein, selbst nicht in dieser Stunde!
Wie viel hast Du gelitten, leid' ich so!
Ganelon. Ach, lieber sprich mit Haß und mit Verachtung, —
Mich sehnt nach Haß, wenn er Dein Weh erleichtert.
Gerald. Dich hassen, Dich verachten? Nimmermehr!
Von Dir als Kind schon lernt' ich Recht und Pflicht,
Hingebung, Ehre, Stolz und Tapferkeit:
Nichts Gutes ist in mir, was nicht Dein Werk.
Wer auch der Dämon sei, der Dich verführte:
Ich bin und bleib' Dein Sohn! ... Doch laß mich weinen!
Ach, als an jenem Schreckenstag die Mutter
Alles erfuhr, wie hat sie wohl geweint!
Ganelon. Gerald!
Gerald. O schweig'! Entreiße nicht das Schwert!
Laß seine Schärfe mir im Herzen wühlen!
Ich, der stets eingedenk des Stolzes, Muthes,
Der Treue, Ehre war! ... O schweig' mein Stolz!
Nun weiß ich, was ich stets im Herzen fühlte,
Das unnennbare große Weh! Das war's!
Verhängnißvolles Erbe, dem kein Mensch
Entfliehen kann! ... Auch Du hast's wohl geerbt ...
Ja, es ist wahr, 's ist wahr! Ich fühl mit Schrecken

Den fremden Dämon stets in mir versteckt,
Der plötzlich mir mein altes Dasein stiehlt,
Der mir die Seele raubt und seine gibt!
Red' ich, ist's seine Stimm', geh' ich, sein Schritt ...
Ach, es ist fürchterlich! Nein, ich will nicht! ...

Ganelon. Gerald, zur Antwort hab' ich nicht das Recht,
Dein Blick allein genügt, mich zu verwirren.
Der König ohne Zweifel ist zu gnädig:
Gott weniger, — Dein Schmerz ist meine Strafe!

Gerald. Mein Schmerz! ... Wohl wahr, ich habe schlecht gehandelt.
Das rohe Schicksal hat mich feig gefunden,
Sein Schlag war gräßlich! Als ich ihn empfing,
Da klagte, weinte, litt' ich wie ein Kind,
Doch jetzt bin ich ein Mann. Von stärkrer Seele
Halt ich hinfür die feige Klage fern.
Dein Fehl, Dein Unglück hätt' ich ehren sollen,
Ersticken in der Brust mein Leid vor Dir;
Jedoch die volle Sühne muß ich finden
In diesem Augenblick und in mir selbst.
Um mein' und meines Vaters Ehr' zu retten,
Verleih', o Himmel, Kraft und Beistand mir!
Gibt es für meine Wunde noch ein Mittel,
So fürchterlich es sei: ich thu's! Gott helfe!

Ganelon. Gott helfe Dir, Gerald! Ich kann hinfort
Gutheißen, was Du thust, mich Allem fügen.
Ich wähl' mein Loos und gehe, — es muß sein!
Der Schatten, den ich auf Dich warf, wird schwinden!

Auf diese Art geht das Hin und Her der Zwiesprache noch ein Weilchen fort, bis Vater und Sohn sich gerührt in die Arme fallen. Dadurch wird die Scene, die so gut begann, gründlich verdorben. Nimmt man die echt französische Melodramastelle aus, wo Gerald durch die berüchtigte Erinnerung an die Mutter auf die Thränendrüsen der Zuschauer wirken will, so wird in der mitgetheilten Dialogprobe dem Erstaunen, dem Abscheu und der Verzweiflung Gerald's, wie der Reue, der Vaterliebe und dem Seelenschmerz Ganelon's beredter und naturgetreuer Ausdruck gegeben. Die Wahrheit leiht dem Dichter tragische Accente, die schon darin liegen, daß Gerald in seiner halben Verzweiflung doch nicht den Respekt vor seinem Vater vergißt. Sobald sich aber Gerald in Ganelon's Arme wirft, wird die Situation banal, schwach und lächerlich, und von der tragischen Höhe rutschen wir gemächlich in die Sphäre des Rührstücks hinunter. Ganelon selbst, der so aufrichtige Reue fühlt, sollte es vermeiden, seinen Sohn zu umarmen, dessen Ruhm und Ehre so sehr mit seiner eigenen Schande und Niedertracht im Widerspruch steht.

Glücklicherweise verfällt der Verfasser im Finale nicht abermals in diesen Fehler, wie wir in der folgenden Schlußscene sehen, wo der schlotterichte König wieder einmal eingestehen muß, daß er Unrecht hatte, Amaury's Geheimniß verbergen zu wollen und den guten Entschluß faßt, seine Paladine über das Schicksal Gerald's und Bertha's entscheiden zu lassen. Ein Ritter nach dem andern tritt als Richter vor und gibt sein Votum ab.

Nayme. Gerald, am Tag nach Roncesvalles, als
Wir schon die Nacht durchkämpft, Zehn gegen Einen,
Verwundeten, besiegten mich die Mauren.
Hier ist die Narbe, — noch kannst Du sie sehn.
Preis Dir, Gerald! Es hat Dein Sieg von gestern
Ganz ausgetilgt die Schande Deines Vaters.
Sei stolz, denn sieh! Ein greiser Fürst, wie ich,
Beugt sich vor Dir, Du gottgesandter Held!

Hardré. Preis Dir, Gerald! Vieledler Rittersmann,
Ich bin der Sohn des Grafen Angelier,
Der für das Kreuz in Roncesvalles fiel.
Vergönn', daß meine Hand die Deine faßt.

Geoffroy (mit seinem Bruder). Am Tag von Roncesvalles, als die Schlacht
Zu Ende ging, fiel Erzbischof Turpin
An Roland's Seite. Dieser barg die Thränen,
Hob auf die Leichen seiner Waffenbrüder
Und legte zu des Bischofs Füßen sie:

Den Herzog Sancho, Anseïs und Andre.
Turpin drauf weihte Gott die Hekatombe
Und segnete die Märtyrer und starb.
Hugo und ich, wir sind des Bischofs Neffen:
Gerald, sei unser Bruder, wenn Du willst!
Richard. Herr Gerald, ich, ein alter, rauher Kriegsmann,
Führ' schlecht das Wort . . . die Thränen . . . ach, ich kann nicht . . .
Doch laßt mich auf den Knien die Hände küssen,
Die meinen Roland rächten — und uns Alle!
Kaiser Karl. Am Tag nach Roncesvalles, unter Bäumen
Folgt' ich den Spuren Durandal's im Felsen
Und fand Roland. Ich nahm ihn auf die Arme
Und schwor, um ihn zu weinen bis zum Tod.
Dann in den blutgefärbten Kräutern sucht' ich
Rings um den todten Helden seinen Degen
Und fand ihn nicht, und große Trauer war's.
Denn immer war sein höchster Stolz und Wunsch
An seiner Seite einst im Grab zu ruhn:
Doch ach, die Heiden hatten ihn geraubt!
Dank, mein Gerald, daß jetzt am schönern Tage
Das Schwert zu seinem Herrn im Sarge kehrt!
Drum sei geehrt, Du Rächer Deines Landes,
Sei stolz im Schmerz, in Deiner wunden Seele,
Und nimm den Platz, wie ich es einst versprach,
Bei meinen Söhnen auf des Thrones Stufen.
Nayme. Sei stolz, Gerald!
Alle. Sei stolz!
Karl. Bertha, mein Kind,
Du, die des Hauses Ehre rein erhält,
Sprich, denn ein Jedes richte und bezeuge
Des Helden Ruhm!
Bertha. Wozu, mein hoher Ohm?
Ein Wort genügt: der Altar harrt, ich auch.
Komm, komm, Gerald! Was senkest Du das Haupt?
Was wendest Du den Blick, Gerald? Was soll
Dies bange Schweigen? Zweifelst Du an mir?
Willst Du, daß ich es laut noch einmal künde?
Ich liebe Dich, so wie ich Dich verehre,
Ich liebe Dich mit tiefgerührter Seele,
Denn was Dich traf, es hat Dich nicht erniedrigt;
Dir bleibt die Ehre rein in grauser Prüfung,
Denn nicht vergiftete der Quell den Strom.
Dein sei mein Herz, hier wie in Montblois,
Um Deines Siegs und neuer Thaten willen,
Und feig wär's von mir, wenn ich wen'ger liebte
Dein Leid und Deine Schmach, als Deinen Ruhm!
Komm jetzt, Gerald!
Karl. Wohlan, mein Sohn, empfange,
Die Hand, die sie zum zweitenmal Dir bietet!
Gerald. Herr, meine wirre Seele segnet Euch,
Doch diese letzte Wohlthat will ich nicht,
Bertha. Gerald!
Gerald. O laßt mich, daß ich mich erkläre,
Vor unserm Kaiser, Bertha und Euch Allen!
Ja, Herr, der hohen Gunst und Güte zeig' ich
Mich würdig erst, wenn ich sie ganz verweigre.
Laut hör' ich in mir eine wahre Stimme:
Ich bin des Frevels, nicht der Reue Sohn.
Und daß die Lehre hocherhaben sei,
Sei auch die Sühne größer als die Schuld.
Dem Vater werde um so mehr vergeben,
Weil sich sein Sohn unschuldig selbst verdammte.
Sonst hieß' es wohl, wenn meiner man gedenkt,
Daß hier die Buße völlig nicht genügte.
Viel lieber noch entriss' ich mir das Herz,
Als daß ich einst mich sollte schmähen sehn!
Ihr Alle hier, die Ihr mein Loos beklagt,

Die Ihr mich trösten wollt in meinen Schmerzen,
Bald wohl erschlaffte Euer Herz voll Mitleid,
Wenn Ihr mich einstens glücklich sehen würdet.
Mein Vater zieht von dannen, ich mit ihm,
Denn das Geschick verbind' uns bis zum Ende.
O möcht' Euch dies mein Loos zur Warnung dienen.
Vernichtet stets die Triebe des Verraths
Und denkt an Eure Kinder! Solch Verbrechen
Verdammt ein ganz Geschlecht zum ew'gen Opfer,
Und alle Reu und alle ird'schen Thränen
Und alle Himmel löschen es nicht aus!

Bertha. Du gehst, Gerald?
Gerald. Ja, Bertha.
Bertha. Liebst Du mich,
Sei einzig nicht so grausam gegen uns!
Gerald. Ich wag' es nimmer, Dich zu lieben.
Bertha. Wie?
Und ich? Was that ich Dir? Warum so grausam?
Gerald. Das Schicksal schlägt uns.
Bertha. Und Du stehst ihm bei!
Dein Glück bewahr'!
Gerald. Soll ich mich seiner schämen?!
Bertha. Der Zukunft denk!
Gerald. Zu viel Vergangnes seh' ich!
Bertha. Wohlan, wenn nur für Dich es nicht vergangen,
Wenn Dir des Kaisers Gnade nicht genügt,
So sprech' der Tod, befehle Dir der Himmel!
Gerald! Im Namen meines Vaters . . .
Gerald. Leiser!
Der meine könnt' es hören!
Bertha (fällt in die Arme einer Dienerin). Keine Hoffnung!
Gerald. Herr, kommt vor diesen Thränen mir zu Hülfe!
Mich hindert mein Gewissen nachzugeben,
Und jede Hoffnung macht mich selbst verächtlich.
Die Tochter Roland's für den Sohn . . . O Gott!
Nein, nein! Ihr Mitleid sieht mein Opfer nur
Noch heut, doch morgen! . . . Ihr versteht mich, Herr.
Karl. Wohl wahr, Gerald. Dein Fürst, Dein Herr und Richter
Darf Deiner Ehre Uebermaß nicht schmähen, —
Doch hör' mein letztes königliches Urtheil:
Ich lieh Dir, um für Durandal zu streiten,
Joyeuse, — heut aber thue Beff'res ich,
Denn Deinem Muth gebührt ein höh'rer Preis.
Ich will, daß Durandal Dir angehöre,
Denn Roland würde selbst ihn Dir verleihn.
Das stolze Schwert hat Durst nach Feindesblut:
Du, sein Befreier, laß es Rache nehmen!
Und wenn Du thatst, was noch zu wagen ist,
Wenn Du verjagt vom Abend bis zum Morgen
Die letzten Feinde bebend vor Dir her:
Dann bringe Roland's Schwert zu Roland's Grab!
Gerald. Ja, Herr, zu seiner Gruft in Aquitanien,
Und dann geh' ich, den Tod zu suchen, weiter! . . .
Bertha. Und wenn der Tod Dich flieht, Gerald?
Gerald. Dann geh' ich
So weit, so schnell, bis ich ihn finden werde.
Bertha. Wohlan, es sei! Dir gleiche, wer Dich liebt!
Gott schuf uns gleich, — uns eine Gott allein!
Lebwohl, Gerald!
Karl. Ihr Großen, beugt Euch ihm,
Der geht: denn er ist größer, als wir Alle!

(Während Gerald, Durandal in der Hand, durch die Mitte abgeht, alle Schwerter sich vor ihm senken und Bertha gen Himmel weist, fällt der Vorhang.)

Mit dieser heroischen und ebenso überraschenden, als einzig möglichen und naturgemäßen Lösung, die dem Drama die tragische Größe sichert, endet dieses Stück, das in Frankreich einen um so ehrenvolleren Erfolg erzielte, als der Sinn für die klassische Tragödienform fast ganz erloschen ist. Noch größer wäre freilich der Beifall der Kritik,

wenn der Dichter auf die bereits gerügte Revanche-Tendenz verzichtet hätte, und das müßte ihn wohl für den Applaus der Menge entschädigen, welche sein Stück nicht als Kunstwerk, sondern als einen dramatischen Epilog zum Prozeß Bazaine willkommen hieß. Diese leidige Tendenz hat dem Drama unendlich geschadet; sie verlieh dem Ganzen eine ätzende Schärfe und etwas Rohes, Gewaltsames, das es beinahe in die Klasse der Boulevarddramen hinabdrückt, während doch die Form höheren Zielen zustrebt. Zu viel ist darin Tirade, Bumbum, Fanfaronnerie. Alle Figuren des Stücks sprechen denselben patriotischen Jargon, und das benimmt ihnen Farbe und Relief und macht das Ganze monoton. Empfindlicher wirkt diese Einförmigkeit noch dadurch, daß die Diction einen unleugbaren Coulissengeruch hat, welcher Schlegel's Wort über die französische Alexandrinertragödie überhaupt: „Es sollte heißen: der Schauplatz ist auf dem Theater!" auch für die „Tochter Roland's" gültig macht. Bornier's Diction ist wohlklingend, aber hohl und aufdringlich. Wohl hat er sich fast durchgängig vor langathmigen Tiraden gehütet, denen seine großen Muster und auch noch Victor Hugo sich allzu gerne hingaben, dafür aber fehlt ihm ihr Schwung und jener tragische Lakonismus, welchen wir bei Corneille und Racine und ihrem italischen Schüler Alfieri finden. Die Fehlerhaftigkeit der Komposition ist schon eine Folge des Stoffes. „Die Tochter Roland's" ist wie „Madame Caverlet" von Augier ein Drama der verjährten Schuld, die gesühnt werden soll. Wie Lessing es vorschreibt, weiht uns Bornier gleich von vornherein in das Geheimniß Amaury-Ganelons ein, und nun sehen wir, wie eine Person des Stücks nach der andern die Wahrheit erfährt, bis sie zuletzt auch Gerald erreicht. Sobald derselbe reagirt hat, ist das Stück zu Ende, und diesen Augenblick sehen wir schon im ersten Akt langsam, aber unerbittlich aus der Ferne kommen. Bornier hat aber diesen Moment zu sehr verzögert, unsere Spannung überspannt. Das Stück ist mit einem Wort: zu lang. Die beiden ersten Akte enthalten nichts anderes, als Expositionen einer und derselben Situation. Und was sind endlich die Träger der Handlung für verwachsene Figuren! Ganz abgesehen davon, daß das Stück zwei Helden hat, daß in der ersten Hälfte des Stücks Ganelon und in der zweiten Gerald alleinige Hauptperson ist. Gerald, diese Abstraktion von Rittertugend, hat einen Vater, der, bereuend und gereinigt durch Gewissensbisse, der anständigste, ehrlichste und edelste Mann geworden sein soll. Seine fortwährende und darum monotone Reue ist wohl am Platz, besonders weil er sieht, daß sein Sohn für ihn büßen muß. Aber sein einstmaliges Verbrechen war nicht die plötzliche That eines jähzornigen, doch im Grunde braven Mannes, sondern die lang und reiflich prämeditirte Handlung eines Schurken von Haus aus. Er selbst schildert sie so. Wie ist nun diese Umwandlung seines innersten Ich zum Musterhaften, dieser Zwiespalt der Natur möglich, ohne daß auch nur einmal etwas von seinem früheren Wesen zu Vorschein kommt? Schurken in ihrer Reue zeigen noch oft genug unterm Mantel der Tugend den Pferdefuß, und Ganelon ist falsch gezeichnet, weil er zu loyal, zu aufrichtig, zu sehr Ideal ist. Die Titelheldin spielt eine undankbare und nebensächliche Rolle, und aus Ragenhardt wird man erst recht nicht klug. Im Beginn drängt er sich zwar vor und scheint im Stück Zukunft zu haben, weil er der Erste ist, der Ganelon erkennt. Sobald er ihn aber nicht selbst vor den Augen des Zuschauers entlarvt, sondern harrt, bis auch Karl klar sieht, sinkt er zur überflüssigen Episodenfigur herab. Von Bornier's Kaiser Karl, an dem blos seine eigene Benamsung „Charlemagne" großartig ist, wissen wir schon mehr als nöthig. Dieser vortreffliche Herr, der wie Faust's Gretchen zu allen Sachen Ja sagt, will sich erst mit dem Türken schlagen, dann beruhigt er sich bei Gerald's Vertreterschaft; er will erst den Henker für Ganelon rufen, dann verzeiht er ihm gerührt; er will erst dem Hofe Gerald's Herkunft verschweigen, dann aber, als Ragenhardt ausplaudert, ist er es zufrieden; er will erst höchst ungern Roland's Tochter dem Sohne Ganelon's zum Weibe geben, dann aber, als die Hofleute hierin nichts Unstatthaftes erblicken, ist er ganz mit ihnen einverstanden und endlich will er erst diese Heirath, aber dann, als Gerald es verweigert, findet er wieder, dieser habe eigentlich doch nicht so ganz unrecht. Einen solchen Karl den Großen schenken wir den Franzosen herzlich gerne.

Ihrer Tendenz halber ist „Die Tochter Roland's" von den deutschen Bühnen aus-

geschlossen. In der einfachen und stellenweise interessanten und dramatischen Handlung steckt aber ein gesunder Kern, der in anderer Form auch in Deutschland gefallen würde. Es ist ein prädestinirter Operntext. Und da es in deutschen Landen genug strebsame Komponisten gibt, die seit Jahren nach einem guten Libretto fahnden, so sei ihnen hiermit Bornier's Tragödie empfohlen. Nichts dürfte leichter sein, als daraus einen brauchbaren und interessanten Text zu schaffen, und der Zweck dieses Briefes wäre reichlich erfüllt, wenn dessen Anregung und kritische Noten hierbei förderlich sein könnten. Eine gute deutsche Oper: „Die Tochter Roland's" wäre die glänzendste Revanche für dieses französische — Drama der Revanche.

Kritische Rundblicke.

„Sonderlinge aus dem Volk der Alpen." Von P. K. Rosegger. 3 Bände. Preßburg und Leipzig. Verlag von Gustav Heckenast.

Gesegnet die Bücher, bei denen der Titel das schlechteste ist! Die Signatur nämlich, mit welcher die neuesten Erzeugnisse unseres Autors zu Markte kommen, läßt nicht entfernt den wahren Werth des Gutes vermuthen, welches sich unter ihr birgt. Um vieles mehr als das, was wir unter Sonderlingen zu verstehen pflegen, weit mehr als seltsame Menschen, „die entweder von Natur aus oder durch außergewöhnliche Geschicke eigenartig angelegt, ihre besonderen Wege gehen, eine fremdartige Anschauungsweise hegen, seltsame Thaten vollbringen," — weit bedeutsamer als es diese vom Dichter selbst gegebenen Erläuterung des Titels ahnen läßt, erscheinen uns seine markigen Gestalten, sei es, daß sie in gemüthlicher, humorvoller Urwüchsigkeit vor uns treten, sei es, daß sie den finsteren, dämonischen Zug des menschlichen Charakters zur Geltung bringen. Freilich mag es schwer gewesen sein, einen passenden Titel für diese Sammlung eigenartiger Erzählungen zu finden. Die Helden derselben bewegen sich in Dorf, Wald und auf felsiger Höhe, in einfachen prosaischen Verhältnissen; sie entbehren ganz und gar der künstlichen Staffage und haben zum Hintergrund lediglich den natürlichen, der freilich in so wunderbarer Herrlichkeit aufgebaut worden. „Dorfgeschichten" sind es, die uns erzählt werden, jedoch nicht Historien jenes weinerlichen Genres das dereinst so beliebt war und das Publikum der Städte zu dem Glauben brachte, in jedem Bauernburschen sei das Zeug zu einem Werther vorhanden und in jeder barfüßigen Dirne stecke eine Mignon. Von jener falschen Sentimentalität, welche die Kuhmagd zur empfindsamen Salondame und den Ackerknecht zum larmoyanten Schmachtlappen machte, ist bei Rosegger auch nicht ein Körnchen zu spüren; die Figuren, welche er zeichnet, geben ein getreues Konterfei des Volkes der Alpen: starke, gesunde Männer, starke, herzhafte Dirnen, ein kerniges, freilich auch herbes Volk, aber der Bauer aller Arten, gleichviel ob sein Pflug die dünne Erdschicht des Felsgesteines oder die fette Scholle der Tiefebene durchschneidet, ist herber, spröder Natur, und wer ihn richtig schildern will, muß dieser seiner Eigenart gerecht werden, sonst ist er eben ein Sudler.

Nicht als ob Rosegger seine Aelpler des tieferen Gefühles entbehren ließe; im Gegentheile weiß er ihr inneres Wesen genau zu ergründen und die Fülle ihrer oft recht krausen Gedankenwelt uns verständlich zu machen. Die Beweggründe, nach welchen sich die Handlungen seiner Figuren bestimmen, sind die im Allgemeinen überall geltenden: Liebe, Sucht nach Erwerb, Religion, nur daß bei dem abgeschiedenen, bigotten Volke der Alpen der letzteren ein besonders großer Spielraum bleibt. Gesegnet der, welchem eine Religion inne wohnt, wie sie unseren Autor beseelt, eine Religion, die ihn, da er umbraust wird von den Schrecken des mächtigen Gebirgsgewitters, beten läßt: „Das ist der Ruf des Ewigen, der Natur, deren Kindlein wir sind, deren Herz wir sind, die uns küßt mit den Wonnen des Frühlingsmorgens, die uns umarmt mit den Schauern der Gewitternacht, — gleich treu und liebreich im Blicke der Sonne wie in dem Hauche des Blitzes, gleich mütterlich in dem Flüstern der Quelle und in dem Grollen der Donner. Die erhabene, die heilige Natur, die von Ewigkeit zu Ewigkeit ist, die ihre Bekenner segnet und ihre Verleugner straft, — sie sei verehrt außer uns wie in uns! Sie geleite uns immerdar, die getreue Schöpferin, die uns erlösen wird, wenn die Bande rosten und die Haare bleichen, die uns erwecken wird zur neuen Urständ!"

Ein wahrhaft weihevoller Ernst herrscht in vielen dieser Darstellungen; sie erfüllen uns mit tiefer Rührung und stimmen uns schier andächtig, gleich als läsen wir in der Bibel. Erzählungen wie der „Samenmann", die „Drachenbinderin", der „Fremde" ergreifen das Herz in wunderbarer Art, und ich wüßte keinen Schriftsteller zu nennen, der mit so wenigen äußerlichen Mitteln, mit so geringem Aufwand von rhetorischem Pathos so gewaltige Wirkungen erzielte, wie es Rosegger vermag. Es waltet eben in diesen Darstellungen ein Geist der Innigkeit, eine Gemüthstiefe, die uns anweht wie ein Gruß aus längst vergangener unschuldvoller Kinderzeit. An diese Erzählungen schließen sich andere, welche die Kehrseite des religiösen Lebens enthüllen. Dem Unwesen des Fanatismus und des Aberglaubens gegenüber weiß der Autor die Waffe der sittlichen Entrüstung wie des beißenden Spottes gleich wirksam zu gebrauchen; die Devise „Gottes Freund, der Pfaffen Feind" hat er zu der seinigen gemacht, und gar wuchtige Hiebe führt er gegen die verrotteten Institutionen der katholischen Kirche. Daß das Cölibat hierbei nicht am Besten fährt, läßt sich denken, und was der Autor nach dieser Richtung vorbringt, streift manchmal leicht an die schalkhafte Art des Boccaccio, so z. B. „Sankt Joseph der Zweite." Andere Bilder wiederum zeichnen uns den würdigen, edlen Priester; der „Prälat von Sankt Anna" beispielsweise, schildert uns einen jener prächtigen geistlichen Herren aus der alten Schule, wie sie leider heute nur noch in Büchern zu finden sind.

Sind also solche Darstellungen gewissermaßen als Tendenzschriften zu betrachten, so lernen wir in anderen Rosegger von der harmlos gemüthlichen Seite kennen. „Der Schäfer von der Birkenhaide", „Der verliebte Stephan", „Wie Luzian sein Bräutchen warb", „Der Jäger David", u. A. sind heitere Lichtbilder aus der Alpenwelt, die uns um so mehr anmuthen, als im Großen und Ganzen sich über den „Sonderlingen" ein gewisser Hauch der Schwermuth breitet. Erwähnt seien ferner noch jene Skizzen, welche einzelne Typen aus dem Bauernleben behandeln: „Der Schleiderer Hansel", „Der Wunderdoktor", „Die Hausfrau", „Die Godl" u. s. w. Von den im dritten Bande vereinigten größeren Erzählungen ist namentlich der „Geldfeind" hervorzuheben, ein kleines Meisterwerk, das allein hinreichen müßte, die heutzutage sonst noch vegitirenden Autoren von Dorfgeschichten sich beschämt an die Brust schlagen zu lassen: Gott sei mir Sünder gnädig! Leider befindet sich in diesem dritten Bande auch ein verfehltes Opus: „Erich in der Wildniß". Dasselbe macht — unbeschadet einzelner schöner Stellen, die wohl einer späteren Zeit ihre Entstehung zu verdanken hatten — ganz den Eindruck, als hätten wir eine unfertige Jugendarbeit vor uns. Mit dieser einen Ausstellung ist aber unser Tadel erschöpft, und für das große Ganze haben wir nichts als ein gerüttelt und geschüttelt Maß freudiger Anerkennung.

Die Sprache, deren Rosegger sich wie in seinen früheren Werken, so auch in den „Sonderlingen" befleißigt, ist, wie schon erwähnt, einfach und natürlich. Ohne Anwendung jener komplicirten Apparate, deren die Salonschriftsteller sich bedienen, um die Alpenwelt vor unsere Blicke zu zaubern, stellt unser Autor seine Worte schlecht und recht, wie ihm der Mund gewachsen; aber das ist es grade, was bewirkt, daß wir sehen mit seinem klaren Auge und fühlen mit seinem frischen Herzen, daß wir selber zu sehen glauben wie der Buchenwald im Morgenroth erglüht, wie der Wildbach durch die Schluchten braust und die Schneelawine zu Thale stürzt. Es ist uns, als schritten wir selber durch die sonnigen Felder des Hügellandes, als stiegen wir empor zu den altersgrauen Ruinen, die über dunklen Tannenwipfeln uns entgegenwinken. Die Amsel hören wir schlagen und den Specht an die Bäume pochen, über unserem Haupte hoch im Blau des Himmels schimmert der Habicht, und kühle Lüfte tragen uns den Kuß der Gletscher zu ...... Fürwahr: mag man klagen über den schnöden materiellen Zug unserer Zeit, der heilige Geist der Poesie stirbt nicht aus, so lange nur die rechten Apostel sich finden, seine Herrlichkeit zu predigen.

Ernst Schubert.

*

Auf Wiedersehn. Gedichte von Anton Theobald Brück. — Osnabrück 1876 (Rackhorst'sche Verlagsbuchhandlung).

„Auf Wiedersehn" ist eigentlich ein ominöser Ausruf bei der Versendung eines neuen Bandes, denn der Buchhändler denkt dabei unwillkürlich an das mißliche Wiedersehn unter den Remittenden der Ostermesse! Wir glauben indeß nicht, daß der kleine anspruchslose Band, den der Dichter unter diesem Titel in die Welt gesendet hat, das angedeutete Schicksal erleiden wird. Denn er enthält, so gering auch sein Umfang ist, des Sinnigen und Anmuthigen sehr viel. Der

Dichter hat offenbar stets mit seinem Ohr ins Leben hineingelauscht und es scheint, daß dann das Erhorchte sich unwillkürlich in metrischen Formen befestigte. Einige Beispiele werden dies Urtheil auf die überzeugendste und zugleich gefälligste Weise bestätigen. Wie treffend glossirt Brück z. B. in den folgenden Zeilen einen bekannten Goethe'schen Spruch:

Schicksal.

„Ein Jeder hat, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.“ —
Der Arme hat, er thu' auch, was er mag,
Sein erstes Glück an seinem letzten Tag!

Von rührendem Inhalt ist die nachstehende kleine Ballade:

Die barmherzige Schwester.

Am Krankenbett in letzter Nacht
Hielt die barmherz'ge Schwester Wacht.
Ihr Betbuch hatte sie vergessen
Und nahm zum Schlafvertreib indessen
Aus ihrer Kranken Bücherschrein
Ein Buch. Kein böses konnt' es sein:
Möcht' es dem Dichter sonst gelingen,
Die heil'ge Schrift in Reim' zu bringen?
Der Doktor früh am Morgen find't
Die Augen von dem lieben Kind
Verweint, geröthet und entzündt.
Sie hatte noch den ersten Band
Von Friedrich Rückert in der Hand
Darin der „Liebesfrühling“ stand ....
— — — — — — — —
Ach mög' ihr Aug' und Herz genesen!
Sie hat die Nacht zuviel gelesen.

Ein Spruch des Verfassers lautet:

Hast Du Neues vorzutragen,
Thu' es schnell, sonst thut's ein Andrer.
Denn es geht in unsern Tagen
Gleichen Weg gar mancher Wandrer.

Das hätte Brück selbst aber auch beherzigen sollen, dann wären manche Reminiscenzen zu vermeiden gewesen. So finden wir S. 52 ein Epigramm: „Die Wünsche“. Es lautet:

„Was in der Jugend man wünscht, das hat man im Alter die Fülle?“ ...
Was in der Jugend man hat, wünscht man im Alter umsonst.

Derselbe Gedanke findet sich bei Grillparzer:

Was in der Jugend man wünscht, hat man im Alter genug —
Das sagen die Reichbegabten mit Fug.
Wir aber, mindern Pfunds Verwalter,
Was wir jung hatten, wünschen wir im Alter.

Im Ganzen hat Brück's kleine Gedichtsammlung einen großen Vorzug: Sie stellt wenig Ansprüche, aber sie bietet mehr, als sie beansprucht.

O. Bl.

So recht in die Hexenküche der modernen Buchmacherei führt uns Ernst Eckstein, von welchem eine neue Humoreske vorliegt: „Die Mädchen des Pensionats“ (Leipzig Hartknoch). Ich weiß nicht, die wievielte Humoreske das ist, die der Verfasser seit Jahresfrist in die Welt geschickt hat. Die Produktivität dieses Schriftstellers übertrifft aber jedenfalls noch die Fruchtbarkeit der Kaninchen. Denn fast in jeder Woche „wirft“ Eckstein einen Band — und wie man in vielen Leipziger Wirthshäusern das Plakat findet: „Jeden Donnerstag Schweinsknöchel mit Klößen“, so wird man wohl auch bald in den Leipziger Buchhandlungen die Affiche entdecken: „Jeden Freitag ein neues Buch von Ernst Eckstein“ .... aber beide Ankündigungen wenden sich nicht an Feinschmecker! Mit besonderem Eifer hat Eckstein das Gebiet der „Gymnasial-Humoreske“ gepflegt. Er hat hier nicht ohne Erfolg den Versuch gemacht, die Taschengelder harmloser Secundaner markweise dem deutschen Buchhandel zuzuführen. Inzwischen ist ihm jedoch der profunde Gedanke gekommen, daß auch Backfische nicht ganz ohne Taschengeld sind, und dieser Entdeckung verdanken offenbar die „Mädchen des Pensionats“ ihre Entstehung. Der ganze Witz dieser langweiligen Geschichte kommt darauf hinaus, daß ein junger Mann, der in safrangelben Handschuhen und „kreischenden“ Lackstiefeln ein Mädchenpensionat besucht und in den sich sofort der Reihe nach sämmtliche Backfische verlieben, sich zuguterletzt als Hühneraugenoperateur entpuppt. Diese höchst dürftige Intrigue hat Eckstein mit unglaublicher Mühe durch 55 Druckseiten hindurchgereckt und zur Ausfüllung des Raumes den jungen Mädchen Gespräche und Scherze in den Mund gelegt, die ebenfalls mit dem Hühneraugenoperateur in einem gewissen Zusammenhang stehen: denn sie sind, wie der vulgäre Ausdruck lautet, „zum Stiefel-Ausziehen“! Ob Eckstein übrigens auch diese Humoreske, wie den „Besuch im Carcer“ dramatisiren wird, ist abzuwarten. Vielleicht verwandelt er sie diesmal in einen Sonettenkranz oder in ein idyllisches Epos. Kaum lohnte es sich, über das ganze Ding ein Wort zu sagen, wenn es nicht eben gar zu verletzend wäre, ein so schönes und berufenes Talent, wie es Eckstein besitzt, in den Untiefen der gewerbsmäßigen Büchermacherei versumpfen zu sehen.

O. Bl.

Miscellen.

Unserem geschätzten Mitarbeiter Gottlieb Ritter ist es gelungen, für seine nächsten Pariser Theaterbriefe bereits Probescenen aus den Novitäten der kommenden Saison zu erlangen. So wird der Augustbrief Scenen aus „Fromont jeune et Risler aîné“ enthalten, die unser Correspondent aus dem noch ungedruckten Originalmanuscript von Daudet und Bélot für die „Monatshefte“ übersetzt hat. Für das Septemberheft ferner stehen Scenen aus dem neuen Drama: „L'Inconnu“ von Octave Feuillet in Aussicht, das erst im December am Théâtre français zur Aufführung gelangen wird, das der Dichter aber schon jetzt unserm Mitarbeiter zur Verfügung gestellt hat. Wir glauben, unsern Lesern mit diesen Ankündigungen eine erfreuliche Ueberraschung zu bereiten.

*

Die Faustaufführungen in Weimar haben einem Freund unseres Blattes, Herrn M. G. Conrad in Neapel, zu einem drolligen Vorschlag Veranlassung gegeben. Bekanntlich ist in Weimar nicht gestattet worden, daß im „Prolog im Himmel“ der Herr in Person auf die Bühne komme. Das hat die Regie in absonderliche Verlegenheiten gestürzt, bis sie endlich zu dem Auskunftsmittel griff, dem Erzengel Michael die Rolle des Herrn zu übertragen. „Warum aber dem Erzengel Michael?“ schreibt uns nun Herr Conrad. „Mußte einmal für den Herrn ein autorisirter Stellvertreter gefunden werden, was lag näher, als seine Verse dem — — Pabst zu übertragen, der ja als Stellvertreter Gottes schon seit Jahrhunderten in der Uebung ist.“ — Wir empfehlen diesen Vorschlag der Weimarer Regie!

*

Wir erhalten aus Leipzig folgende dankenswürdige Zuschrift:

Gestatten Sie mir in Bezug auf Reinhold Bechstein's Aufsatz über die Nibelungendichtung der Neuzeit die Bemerkung, daß schon im Jahre 1780 in Straßburg ein Singeschauspiel „Siegfried“ erschienen ist, welches ich in der bibliographischen Zusammenstellung des Verfassers vermisse. Auch Koch, Rehorn und v. Wolzogen scheint dasselbe unbekannt geblieben zu sein. — Zugleich möchte ich hier auf eine der neuesten Bearbeitungen der Nibelungensage aufmerksam machen, welche, obwohl nicht der heimatlichen Literatur angehörend, der Vollständigkeit halber in B'.s Aufsatz Erwähnung verdient hätte, zumal der Verfasser derselben, der junge talentvolle englische Dichter Charles Grant, seit einiger Zeit als deutscher Schriftsteller über deutsche Literatur aufgetreten ist. Die Dichtung betitelt sich: „The Charm and the Curse. A Tale dramatized from the Edda.“ Die bestrickende Macht der Liebe als Zauber und die wilde entfesselte Leidenschaft als Fluch bilden die Hauptfabel des Doppeldramas, zu dem der Dichter, wie der Titel sagt, aus der Edda geschöpft hat.

Herm. Heller.

*

Eine Leserin der „Monatshefte“ macht uns auf ein seltsames Versehen in der Novelle: „Maler Schönbart“ von August Becker aufmerksam. Der Anknüpfungspunkt der Hauptbegebenheiten ist hier der Zufall, daß Schönbart, am Seeufer sitzend, im Wasserspiegel die Gestalten der Mädchen sieht, die in seinem Rücken herannahen. Das ist nun aber eine optische Unmöglichkeit und August Becker selbst, den wir darüber befragten, schreibt Folgendes: „Ich fürchte sehr, die eifrige Leserin hat Recht! Ich werde mich in dieser Angelegenheit an meinen Gewährsmann, den Maler Schönbart wenden, um ihn zur Verantwortung zu ziehen, daß er einen harmlosen Schriftsteller durch falsche Angaben und optische Unmöglichkeiten vor dem

Publikum blosstellt. Denn die Sache geht mir zu Herzen! Wahrscheinlich wird er sich auf ein Mißverständniß meinerseits herausreden, wie diese Leute, denen wir Novellisten vertrauensvoll nacherzählen, immer zu thun pflegen. Vielleicht schützt er vor, ich habe statt Malerspiegel — Wasserspiegel verstanden und das Weitere in meiner Weise . . ausgemalt — kurz, es sei meine eigne Schuld. Ach, das sind wir gewöhnt und müssen es uns gefallen lassen!" — —

*

Aus Paris erhalten wir folgende Mittheilung:

Im Ambigu comique wird gegenwärtig ein Schauspiel von George Thalray: „die Gladiatoren" gegeben, das wenig Publikum herbeilockt, doch findet der Direktor trotzdem dabei seine Rechnung. Der Verfasser gehört nämlich der höchsten Aristokratie an und läßt das Stück auf seine eigenen Kosten spielen. Während der Vorstellung sitzt er in einer Loge und sieht sich wonneselig sein Werk an. Aber o weh! am Schluß jeder Vorstellung erscheint der Direktor, erkundigt sich freundlich lächelnd, ob der Autor mit den Darstellern zufrieden sei, und wenn Monsieur Thalray mit Ja antwortet, so versäumt der Direktor niemals, ihn um ein sogenanntes Darlehen von 10 Napoleons zu bitten. Der glückliche Verfasser wird am Ende genöthigt sein, aus Furcht vor weiteren Vorstellungen sein Drama — zurückzuziehen. Es ist gewiß der erste Theaterdichter, der jeder Wiederholung seines Stückes mit unangenehmen Gefühlen entgegensieht, und seinen Erfolg verwünscht.

*

Von Karl Braun, der bekanntlich auch in seinen Schriften der Annexionspolitik huldigt und nebenbei den Freuden der Tafel sehr ergeben ist, behauptete kürzlich Jemand:

„Das Einzige, was Braun noch niemals abgeschrieben hat, ist — eine Einladung zu einem guten Diner."

*

In der Nähe von D. lebt ein Schriftsteller, der einen Weinberg besitzt und ihn selbst bepflanzt.

Das gab Anlaß zu dem Witzwort:

„Die Weintrauben sind seine einzigen Erzeugnisse, die . . . gelesen werden!

*

Epigrammatisches.

Von Oscar Blumenthal.

Verschiedene Auffassnugen.

A. Ich sag' es zu der Frauen Ruhme:
Die Ehe ist des Lebens Blume.
B. Doch soll ich mich der Blume freu'n,
So muß sie erst — gebrochen sein.

Folgerichtig.

Weß Lobspruch mich nicht adelt,
Deß Schimpf mich auch nicht tadelt.

Des Kritikers Rache.

Der Fluch wird mich zerschmettern
Womit er jüngst gedroht:
Er schweigt in seinen Blättern
Mich lebenslänglich todt!

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.

Neue Romane

aus dem Verlage

von

Ernst Julius Günther in Leipzig.

Erschienen 1875.

Zu haben in jeder Buchhandlung und Leihbibliothek.

Braddon, M. E., Verbrechen und Liebe. Aus dem Englischen von A. v. Winterfeld. 3 Bände. 10 Mark.

Bulwer, Edward, Kenelm Chillingly. Aus dem Englischen von E. Lehmann. Billige Ausgabe. 3 Bände. 6 Mark.

Byr, Robert, Quatuor. Novellen. 4 Bände. 12 Mark.

Collins, Wilkie, Die Frau in Weiß. Dritte billige Auflage. Preis 3 Mark.

Collins, Wilkie, Ein tiefes Geheimniß. Zweite Auflage. 6 Mark.

Emilie Flygare-Carlén, Schattenbilder. Novellen. 4 Bände. 12 Mark.

Frenzel, Karl, Silvia. Roman in 4 Büchern. 12 Mark.

Heigel, Karl, Neue Novellen. 2 Bände. 5 Mark.

Leben, ein edles, Von der Verfasserin von John Halifax. Zweite Auflage. 1 Band. 4. Mark.

Mels, A., Unsichtbare Mächte. Historischer Roman aus der Gegenwart. Zwei Abtheilungen. 9 Bände. Preis 22 Mark.

Oliva. Von der Verfasserin von John Halifax. 3 Bände. 9 Mark.

Raabe, Wilhelm, Christoph Pechlin. Eine internationale Liebesgeschichte. Zweite billige Ausgabe. 2 Bände. 4 Mark.

Raabe, Wilhelm, Meister Autor, oder die Geschichten vom versunkenen Garten. Zweite billige Ausgabe. 1 Band. 2 Mark.

Sacher-Masoch, Galizische Geschichten. Erster Band. 3 Mark.

Schlägel, Max von, Graf Ketlan der Rebell. Roman aus dem ungarischen Tieflande. 2 Bände. 6 Mark.

Scherr, Johannes, Die Pilger der Wildniß. Histor. Novelle. 2 Bände. 9 Mark.

Scherr, Johannes, Blätter im Winde. 1 Band. 5 Mark.

Schwartz, Sophie, Novellen. Aus dem Schwedischen von E. Jonas. 3 Bände. Preis 9 Mark.

Schwartz, Sophie, Das Mädchen von Korsika. Aus dem Schwedischen von E. Jonas. 1 Band. 4 Mark.

Vacano, E. M., Am Wege aufgelesen. Novelle. 3 Mark.

☛ Für Haus und Schule! ☚

In **Julius Imme's Verlag (E. Bichteler) in Berlin, Königgrätzer Straße 30,** ist soeben erschienen und direkt, sowie durch jede Buchhandlung und Postanstalt zu beziehen:

„Allgemeine pädagogische Rundschau."

Populär-pädagogische Zeitschrift für die Interessen des gesammten Lehrerstandes nach Innen und Außen und dessen Vertretung im Volke nebst Gratisbeilage **„Blätter für Haus und Schule"** mit Illustrationen.

Unter Mitwirkung von Autoritäten der Schule und Wissenschaft

herausgegeben von **Toselowski.**

Jährlich 24 Nummern von 2—3 Bogen. Preis vierteljährlich nur 2 Mark 25 Pfge.

„Blätter für Haus und Schule"

mit Illustrationen,

welche im 1. Quartal eine höchst interessante Erzählung: **„Der Visionär"**, aus dem Norwegischen übersetzt von Emil J. Jonas, bringen, auch apart zu beziehen.

Preis vierteljährlich nur 1 Mark.

Probenummern franco und **gratis** von der Expedition, sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen. [47



Im Verlage von **Gustav Heckenast** in Preßburg und Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sonderlinge aus dem Volke der Alpen

von

P. K. Rosegger.

3 Bände 8° (I. 245 S. II. 256 S. III. 260 S.)

Preis: Eleg. geheft. 12 Mark.

Wir verweisen auf die in diesem Hefte auf Seite 82 befindliche Besprechung über dieses neueste Werk des beliebten steierischen Dichters.

Im Verlag von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien:

Gedichte.

Von Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Neunte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden in Goldschnitt. Preis 6 Mark.

Fünf Treppen hoch.

Erzählung in Liedern.

Von Ada Christen.

I.

Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch
Dem Himmel nah, dem blauen —
Die Tauben nur vermögen noch
In unser Heim zu schauen.

Tief unten liegt die Welt, es dringt
Nur in verlornen Tönen
Herauf, was so betäubend klingt,
Ihr Jubeln und ihr Stöhnen.

Wenn es auch oben einsam ist,
Du sehnst Dich nicht hinunter —
Und wie Dein kleiner Vogel, bist
Du immer froh und munter.

Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch,
Halt' ich Dich treu geborgen:
Was gilt die Welt mir unten noch,
Mit ihren grauen Sorgen? . . .

II.

Ich frage Dich nimmer
Ob Du mich liebst,
Ob Du mir Deine
Seele giebst . . .

Wer fragt die Knospe
Wie bald sie sprießt,
Wie bald sie ihren
Kelch erschließt . . .

Wer fragt die Blume,
Wenn ihren Duft,
Sie hauchet in die
Blaue Luft?

III.

Bald jährt sich unser Hochzeitstag,
Wo ich durch Nacht und Kälte,
Die halb in meinen Armen lag
Heraufstrug, die Erwählte.

Wie bist Du demuthsvolles Kind
So hilflos dort gesessen!
Im Schornstein wimmerte der Wind.
Ich kann es nie vergessen . . .

Mein heißes Blut begehrte Dich,
Doch rührte mich Dein Bangen,
Und einem tiefen Mitleid wich
Mein liebendes Verlangen.

IV.

Jetzt schlägt die Uhr —
Ei schelte nur
Sonst geh' ich nicht hinaus!
Mein liebster Platz,
Ist immer, Schatz!
Bei Dir im stillen Haus.

Viel Pracht und Glanz
Im Wirbeltanz
Vorbei da unten jagt.
Nach all der Macht
Und Kleiderpracht
Hab' sonst ich nie gefragt.

Jetzt aber schleicht
Sich schmeichelnd-leicht
Gar mancher Wunsch zu mir:
So hohe Schuh,
Ein Kleid dazu
Brächt' ich so gerne Dir.

Ei lächle nicht!
Ein armer Wicht
Träumt viel den langen Tag.
Fern muß ich sein, —
Und Du allein . . .
Das ist die größte Plag'!

Die dumme Uhr! . . .
Ja schelte nur
Und jage mich hinaus.
Viel Arbeit harrt,
Für mich bewahrt,
In meines Meisters Haus.

V.

Die Arbeit geht mir von der Hand
Aber mein Sinn ist trüb,
Ich liebe Dich und bau auf Sand
Denn Du . . . hast mich kaum lieb.

Ich füge fleißig Rad zu Rad . . .
Doch thut das Herz mir weh!
Ich muß dran denken früh und spat
Bis ich Dich wiederseh'.

Dann sagt mir: „Ich gehör Dir an!"
Dein liebliches Gesicht,
Es küßt mich wohl Dein Mündchen dann,
Doch . . . Deine Seele nicht . . .

VI.

Ich muß die Menschen immer wieder segnen,
Die gütevoll mir einst mein Handwerk lehrten.
Bin ich doch Einer von den Vielbegehrten!
Und jedem Meister kann ich stolz begegnen.

Nur Träge schreien stets von Müh' und Frohne . . .
Nach Willkür kann mit meiner Zeit ich schalten.
Um ihrentwillen nur mag ich es halten,
Als ob ich stünde noch im kargen Lohne.

Bald will ich Meister sein und nicht Geselle,
Und darum heißt es frisch die Hände rühren,
Dann kann ich bald in jenes Haus sie führen,
Das sie erinnre an die liebste Stelle.

VII.

Die liebste Stelle . . . arme kleine Waise!
Die liebste Stelle, war im fremden Haus . . .
Doch dankbar hängt Dein treues Herz an Menschen,
Die dort einst lebten, und Dich sorglich pflegten,
Als Du noch klein und schwach und hülflos warst . . .
Wenn Du im Dämmerlichte des Erinnerns
Mir sprichst von alten frohen Kindertagen,
Dann wird lebendig mir die holde Zeit.
Ich sehe mich, den unbeholfnen Buben —
Mit sonnverbranntem Antlitz, großen Ohren, —
Den heißen Kopf durch eure Büsche stecken
Und schüchtern ausspähn, ob des Nachbars Kleine
Sich noch herumtreibt in dem großen Garten.
Und meinem Lockruf folgst Du rasch!
Du warst mir eine kluge Spielgefährtin,
Und denke ich wie Deine kleinen Füße
Frischweg mit mir durch Feld und Wald gelaufen,
So faß ich kaum wie schnell die Zeit verrann.
Mir wird zu Muth, als ob wir wieder schritten
Durch alle Räume in dem kleinen Haus,
Als ob erstünden jene guten Menschen
Und mich begrüßten aus der Ferne schon.
Die Tauben weiß ich alle herzunennen,
Die auf dem First sich blähen, schnäbeln, zieren,
Und sich im Kreise drehend bücken, stolz
Gleichwie die Hofherrn vor geputzten Damen.
Die kleinen Zicklein machen tolle Sprünge,
Doch ihre Mutter, die bedächtige Ziege,
Schloß Freundschaft mit mir für ein Stücklein Brod,
Das ich gesalzen ihr als Köder gab.
Der schwarze Haushund mit dem Zottelpelz,
Liegt vor der eichnen Thür und bellt sich heiser,
Wenn Vagabundenvolk des Weges kommt;
Die Hühner, die lang für verloren galten,
Von einer Küchleinschaar umgeben plötzlich
Dort aus den hohen dichten Büschen kommen,
Wo sie gebrütet still und wohlversteckt.
Und erst die Bäume, die breite alte Linde,
Die längst mein Liebling war! . . .

Der Fliederstrauch, der seine hohen Zweige
Bis an das Dach des niedern Hauses streckt,
Und mit den blauen Blüthenbüschcheln leise
Im Winde an die schmalen Scheiben pocht —
Die Schlehenhecken die den Garten säumen
Vermengt mit manchem wilden Rosenstrauch. —
Die rothen Hagebutten, und die blauen Schlehen,
Die aufgereiht an alten Wollenfaden,
Gar köstliches Geschmeide für Dich gaben.
Und draußen vor der Hecke rechts und links,
Da stehen bei der morschen Gitterthüre
Die beiden steifen schattenlosen Pappeln,
Die immer staubbedeckt und ängstlich scheinen,
Weil niemals frisches Grün die Blätter schmückt,
Und weil ein stetes Zittern sie durchirrt.
Am besten doch gefällt mir stets das Häuschen.
Statt einer Flur hat es die große Küche.
An beiden Seiten sind zwei Stuben nur.
Die haben Raum für karges Hausgeräthe.
Ich sehe Alles ganz genau wie einst:
Den grünen Ofen mit der plumpen Bank,
Den schweren Tisch mit festgefügten Bänken,
Darüber dann, dort in der Fensterecke,
Mit Tannenreis umkränzte Heiligenbilder,
Das Messingherz mit blanken Flügeln dran,
Und mitten drin das rothe Seelenlämpchen;
Das grobgeschnitzte Bettgestell voll hoher Kissen,
Die buntbemalte Truhe mit dem Sonntagsstaat . . .
Die kleinen, bleigefaßten Scheiben,
Ja selbst das wurmdurchbohrte Holzgesimse,
Die festgestampfte sandbestreute Diele,
Das Alles steht vor mir, bekannt und lieb
Als wär ich dort gewesen all' die Tage.
Ganz unterm Dache aber steckt ein Stübchen
Viel kleiner noch als unser stilles Nest . . .
Da steht auch nur ein schlichtes Kinderbett,
Auf dem ein schläferiges Mägdlein kniet,
Das seine schmalen Hände folgsam faltet,
Und mühsam nachlallt, was die alte Frau —
Mit ihrem Wackelkinn und tausend Runzeln —
Ihm vorspricht, jedes lange Wort betonend,
Als müßte Gott das ganz besonders hören.
Am Fenster lehnte ein weißgelockter Mann
Mit klugen starken und doch gütigen Zügen;
Er regt die Lippen nicht, er betet leise . . .

Und seine rauhe schwielenvolle Hand
Legt federleicht er auf des Kindes Köpfchen,
Als übermannt vom Schlaf es flüsternd umsinkt
Und tiefe Athemzüge durch das Stübchen wehn . . .
. . . .

VII.

Ich zog dann fort, und als ich wiederkam
War leer das Haus . . . die Alten längst gestorben,
Das blonde Kind weit in die Welt gegangen . . .
Ich mußte lange — lange — lange suchen
Bis ich es fand . . .

Bei harten Menschen fand ich wieder Dich,
Bei harter Arbeit . . . ohne Wunsch und Klage,
So müd und einsam, ohne Glück und Jugend . . .
Bald kam die Stunde, wo Dich innig liebte
Mein starkes Herz!

Wo ich der Armuth und der Arbeit Sohn,
Um Dich, Du blasses Kind des Elends, freite,
Das mich nicht liebte, aber mir vertraute
Und vor mir stand voll Schreck und scheuem Zagen
Und weinend schwieg . . .

Doch als Du später Deine kleine Hand
Vor dem Altar gelegt hast in die meine,
Als ich fünf Treppen hoch Dich junges Wesen
Heraufstrug in die luftige Hochzeitskammer,
Da war ich stolz!

Viel stolzer als ein mächtiger Fürst
Der seine Braut heimführt in goldne Säle . . .
Du blinzelst, schüttelst kichernd Deine Locken,
Weil ich von jenem Tage wieder träume
Im Vollmondlicht . . .

Weil wieder ich die hehre Seligkeit
Die damals mir geworden, ganz durchschwelge?
Doch horche nur, Du blonde Ueberkluge:
Das Häuschen, wo als Kinder wir oft spielten,
Schenk ich Dir einst!

Vielleicht schon morgen kommt das Glück herauf,
Und schüttet gelbes Gold in unsere Hände . . .
Vielleicht bleibt es noch fort die kurze Weile,

Und kommt einst ungesehen angeflogen
Ganz ohne Gold.

Und doch das ganze Glück! . . . ich höre oft
Den leisen Flügelschlag in solchen Nächten,
Und eine feine Kinderstimme flüstern:
Bald wirst Du mich in Deinen Armen halten —
Ich bin das Glück! . . .

Bis dahin aber laß mein dunkles Haupt
An Deine Knie lehnen, laß mich träumen
In meine Zauberwelt entzückt versunken,
Umwoben von geheimnißvollen Mächten
Im Vollmondlicht.

VIII.

Ei lache nicht! es werden wohl
Noch einmal meine Träume wahr,
Wenn es nicht morgen kommen soll,
Kommt alles Glück doch übers Jahr.

Du bist die Jugend, ich bin jung,
Wir sehen weit, wir gehen weit,
Wir haben Muth und Kraft genung,
Vor uns liegt eine lange Zeit.

Ei lache nicht! und sage nicht
Ich sei ein Träumer . . . ein Poet . . .
Du selber bist mir ein Gedicht
Wie keines in den Büchern steht.

IX.

Horch einmal auf den Glockenschlag, —
In meine Augen schau!
Vor einem Jahr, mit Stund und Tag
Wurden wir Mann und Frau.

Hoch oben saßen wir allein
Und draußen war es grau . . .
Heut' sitzen unten wir beim Wein,
Der Himmel ist so blau!

Wo werden übers Jahr wir sein? . . .
Ich weiß es schier genau!
Da führ ins eigne Haus ich ein
Die junge Meistersfrau.

X.

Du kannst tanzen? . . .
Dich zierlich schwingen!?
An meiner Hand
Den Reigen schlingen,
Ich dachte nie dran,
Daß ich es kann, —
Mit einmal fand
Dein eitler Mann
Daß er tanzen kann! . . .

Du kannst tanzen!
Dich flüchtig heben
An meiner Brust
Und weiter schweben.
Ich dachte kaum
Es wäre Raum
Für solche Lust.
Jetzt lacht Dein Mann
Daß er tanzen kann.

XI.

Du tanzest so schön! mit neidischen Blicken
Verfolgen Dich Alle, mein vielfüßes Weib!
Die Frauen, sie zischeln, fragen und nicken,
Ich aber umspanne den blühenden Leib.

Geliebte, nur ich will Dich leiten und führen,
Nur ich will Dich pressen fest an das Herz.
Es darf Dich kein Andrer zum Tanze erküren,
Mich streife Dein Athem, mir lächle Dein Scherz.

XII.

Das ist der Frühling, mein junges Weib,
Er macht das Herz Dir klopfen.
Auf Deinen Blumenwangen glänzt
Der Thau in hellen Tropfen.

Das ist die Liebe . . . mein junges Weib
Die still Dich überkommen . . .
Und die Dein zitterndes scheues Herz
Im Frühling Dir genommen.

XIII.

Nein! . . . Nein! . . .
Es ist kein Traum.
Was jetzt wie einer Braut
Dir bang den Busen hebt,
Aus Deinem Auge schaut,
Durch Deine Glieder bebt —
Es ist kein Traum,
Nein! . . . Nein . . .

Ja? . . . Ja? . . .
Es ist das Glück!
Was Du mir anvertraut
Verschämt=geheimnißvoll,
Was ich nicht überlaut
In die Lüfte jubeln soll,
Es ist das Glück —
Ja! . . . Ja . . .

XIV.

Viel schneller als ich es gedacht,
Viel heller kam das Glück uns noch,
Wir wohnen ja fünf Treppen hoch —
Da hat der Storch es rasch gebracht.

Vom Kirchthurm flog er durch die Nacht
Mit seiner schlafbefangnen Last,
Nun küsse sanft den kleinen Gast
Und harre bis das Glück . . . erwacht.

XV.

Wenn das weiße Mondenlicht
Durch die klaren Scheiben rinnt,
Und Dein holdes Angesicht
Sacht mit Schleiern überspinnt,

Wenn des Frühlings Athemzug
Sanft um Deine Stirne schwebt,
Und zuweilen nur im Flug
Deine lichten Locken hebt,

Wenn das Kind an Deiner Brust
Träumt von einer fernen Welt —
Ahnt mir, daß es unbewußt
Mit den Engeln Zwiesprach hält.

XVI.

Deine Locken sind es,
Dein Gesicht,
Nur bleich wie Du
Ist das Kindchen nicht.

Deine Stirne ist es
Und Dein Mund,
Und Deine Augen
So kindlich-rund.

Dein Lächeln ist es,
Dein Zucken gar,
Das immer
Heimliches Weinen war.

XVII.

Doch schärfer als sonst ist der Schmerzenszug
Auf Deinem Antlitz ausgeprägt.
Du gönnest Dir nicht Ruh genug,
Zu treu hast Du das Kind gepflegt.

Doch weißer als sonst ist heute Dein Mund,
Und Deine Augen glänzen erregt.
Du redest mühsam? . . . Thu mir nur kund
Ob einen Wunsch Deine Seele hegt.

Doch schwerer als sonst Deine kleine Hand
Sich jetzt auf meinen Scheitel legt,
Du wirst so kalt! . . . Sag, was entschwand
Aus Deinem Aug wie fortgefegt? . . .

Doch reglos . . . starr wie Dein holder Leib,
Dein Herz nicht rasch an meinem schlägt . . .
Herrgott! . . . Mein Weib!! . . . Mein Weib! . . . Mein Weib . . .
Wach wieder auf . . .

XVIII.

Anzünden das Licht . . .
Warum? — Wozu
Beleuchten
Die öde Ruh —
Die feuchten,
Einsamen Kissen,
Das eigene Leid,

Das helle Kleid,
Das im Fenster schwebt,
Und bewegt vom Wind
So sachte weht,
Als trüg es das Kind
Das gestern . . . gelebt.

XIX.

Vorbei . . . .
Für allezeit.
Nichts blieb zurück.
Dahinter weit
Das Glück . . .
Dahinter fern

Alle Freud,
Jeder Stern!
Wohin ich seh,
Hilfloses Leid
Und Weh . . .

XX.

Durch die frostige schweigende Nacht
Scholl dumpfes Klopfen
An meiner Thür . . .
Da hab ich gedacht
Du bist erwacht!
Und sie haben mir
Dich heimgebracht . . .
Oh! . . . Kalte Tropfen
Fielen auf diesen Traum der Nacht.

XXI.

Ich habe mich heute redlich gemüht.
Die Schläfe pochen, die Stirne glüht,
So lange bin ich gesessen.
Und fügte Rad und Rädchen geschwind,
Und sprach mit Meister und Gesind, —
Lern' ich also vergessen? . . .

XXII.

Wie draußen Alles vorübertreibt
Und wie sie Alle lustig sind . . .
Zuweilen staut es sich, dann bleibt
Am Werkstattfenster stehn ein Kind.

Das hebt sich auf den Zehen und schaut . . .
Oh wären doch die Scheiben blind!
Es lacht mich an vertraulich-laut. —
Mein junges Weib! . . . Mein kleines Kind . . .

XXIII.

Ein holdes Wort, ein weicher Ton
Zog seltsam durch mein Leben,
Im Vollmondlicht als Knabe schon
Hört ich sein leises Weben.

Doch jählings ist der Zauber fort
Der mich so lang umsponnen,
Der weiche Ton . . . das holde Wort . . .
Im Vollmondlicht zerronnen.

XXIV.

Dahin ist sie — — —
Ich lebe noch!
Das Mondlicht fällt herein . . .
Fünf Treppen hoch . . .
Fünf Treppen hoch!
Vereinsamt und allein. —

Der Tulpenprinz.

Novelle nach dem Dänischen

von Max Heinzel.

Unter allen den Landhäusern, die sich gleich einem Blumengürtel um das südliche Haarlem schlangen, war das van Geldern's wohl das prächtigste; denn van Geldern entsprach seinem Namen und, — wenn man von einem gewissen Rivalen absah, — konnte man ihn wohl für den reichsten Mann in der ganzen Provinz Nordholland erklären.

Drin in Haarlem, wo er eine große Fabrik besaß, klapperten über hundert Webstühle; draußen vorm Thor dehnten sich, bedeckt mit dem schimmerndsten Linnen, riesige Grasflächen hin .... und alles Dies gehörte dem reichen van Geldern, dem ersten Senator der Stadt, dem Mitgliede der Provinzialstaaten, vor welchem Alle ehrerbietigst den Hut zogen — mit Ausnahme eines Einzigen, über dessen Mißachtung sich van Geldern aber mehr ärgerte, als er sich über den unterthänigen Gruß der Andern freute.

Van Geldern war nicht blos Fabrikbesitzer und Kaufmann, er war auch Gärtner und zwar in einer so weiten Ausdehnung des Begriffs, daß man ihn schon Blumen-Fabrikant nennen konnte. Da wo die Bleicherei aufhörte, begannen die schnurgeraden Reihen seiner Tulpenbeete, die wie Linien in einem Schreibebuch aussahen, und wenn der Frühling kam, da gabs einen Duft und einen Farbenglanz dort, daß Jeder, der vorüber ging, entzückt wurde. Auch van Geldern war entzückt; aber nicht so über den lieblichen Duft und das blendende Farbenspiel der Blumen, als vielmehr über den Klang der guten holländischen Dukaten, die ihm der Garten einbrachte; denn damals kaufte man eine auserlesene Tulpenzwiebel nicht bei Hinz oder Kunz für winziges Geld, sondern man mußte einen gar tiefen Griff in den Geldbeutel thun, wenn man etwas Besonderes haben wollte.

Nun kommen uns diese Preise ganz märchenhaft vor und doch sind sie vollkommen historisch.

Es herrschte damals eine Manie, eine wahnsinnige Begier nach seltenen und eigenartigen Tulpen und man spekulirte in Zwiebeln, wie man jetzt in Papieren spekulirt. Man bezahlte für eine „Semper Augustus“ 13000 und für drei Zwiebeln bisweilen 30000 Gulden. Das war eine Epoche für Kaufleute und van Geldern wußte sie zu benützen!

Die wirklich hervorragenden Arten, die „Pinzen“, wie van Geldern sie zu nennen pflegte, wurden nicht in den gewöhnlichen Linienbeeten auf dem Felde angebaut,

sondern wie Prinzen ihre Paläste und ihren ausgewählten Kreis haben, zu welchem gewöhnliche Sterbliche keinen Zutritt erlangen, so hatten diese kostbaren Prachtblumen auch ihren Palast und zwar ein großes Pflanzenhaus in van Geldern's Privatgarten, welcher sich von dem reizenden Landsitz bis zum Haarlemer Meer erstreckte. Damals rauschten die Wogen desselben noch frisch und klar bis zu dem Bollwerk heran, auf dem van Geldern jedes Mal, wenn die Schiffe ihre theuere Fracht in sich aufnahmen, die bezaubernbste Aussicht genoß.

Dieser Garten war van Geldern's Stolz und wenn fremde Reisende nach der Stadt kamen, so wurde er ihnen von dem alten Diestler, der van Geldern's hochmögenden Gärtner vorstellte, stets wie eine besondere Merkwürdigkeit gezeigt. Und Diestler war ein sehr geschäftseifriger Führer, wenn er mit seinen krummen Beinen und mit der großen Hornbrille auf der spitzen Nase durch die Gänge des Gartens wackelte. Von jedem Baum wußte er eine Erzählung, welche in der Regel ihren Ursprung von den geheimnißvollen Wäldern Ceylons oder Sumatras nahm, um dann mit dem Preise, den van Geldern dafür bezahlt, abzuschließen. Von jeder seiner Tulpen wußte Diestler auf das Genauste, wie viele Exemplare vorhanden waren, welche Könige und fürstliche Personen van Geldern mit ihren Bestellungen beehrt .... und dann kam der unausbleibliche Preis, welcher für den alten Diestler erst den eigentlichen Duft der Blume bildete ... und die Fremden zogen fort, überwältigt von der Tulpenpracht des van Geldern'schen Gartens, und bewunderten den alten Diestler wie einen orientalischen Zauberer.

Eines schönen Maimorgens schien die Sonne klar und umgoldete all diese Blumenpracht, unter der bunte Schmetterlinge und emsige Bienen sich in beständiger Flucht hin und her tummelten.

In dem langen Gange, welcher auf der einen Seite von einer hohen Mauer begränzt wurde und auf der andern von einer dichten Taxushecke, aus deren eingeschnittenen Nischen Marmorfaune und nackte Nymphen hervorguckten, sah man zwei Gestalten gleich langsam und gleich steif mit abgemessenem Schritt sich bewegen, so daß der rothe Strandkies mit seinem glimmernden Licht fast taktmäßig unter ihnen knisterte. Diese zwei Gestalten waren sehr verschieden.

Der erste war ein hoher, breitschulteriger Mann mit einem stolzen, ernsten Gesicht, ruhigen, wasserblauen Augen und einer krummen Nase, die in einem wunderlichen Gegensatze zu dem kleinen, runden, vollkommen bartlosen Kinn stand.

Er war von Kopf bis zu Fuß in stahlgrauen Sammet gekleidet, wenn man nämlich die Beine ausnahm, die von den Knien an mit weißseidenen Zwickelstrümpfen bedeckt erschienen, welche ihrerseits in ein paar hochhackigen Schuhen steckten, auf deren Oberleder zwei Diamantschnallen leuchteten. Seinen dreikantigen, mit einer Agraffe geschmückten Hut trug der Mann nicht auf dem Haupte, sondern schwang ihn mit einer gewissen koketten Zierlichkeit in der linken Hand, denn die unförmliche Allongeperücke, die in schweren Locken das Gesicht umschloß, gestattete keine andere Kopfbedeckung. In der rechten Hand hielt der Mann ein blankpolirtes japanisches Rohr, dessen Griff und Knopf mit getriebenem Goldzierrat geschmückt war, und mitten in der knitternden, ausgezackten Busenkrause funkelte eine mächtige Nadel, welche, mit einer doppelten Reihe ächter Perlen eingefaßt, in der Mitte das Bild einer jungen Dame trug. Jeder, der damals dieser imponirenden Gestalt begegnet wäre, würde augenblicklich — mit Ausnahme, wie gesagt, eines Einzigen, — sein unterthänigstes Kompliment gemacht haben;

denn dieser Mann mit den Diamanten, den Perlen, dem goldbeschlagenen Stock und dem grauen Kostüm war kein Andrer, als van Geldern, der seinen gewohnheitsmäßigen Morgenspaziergang im Garten unternahm.

Hinter ihm, genau 14 Schritt entfernt, nicht mehr und nicht weniger, kam eine andre Gestalt, von der man im ersten Augenblick schwer hätte sagen können, was sie sei, ein Kobold oder Ungeheuer, ein Mensch oder ein Affe. Auf seinem großen, unförmlichen Kopfe, der über und über mit schwarzem, krausem Haar bedeckt war, trug er einen bunten seidenen Turban, an dessen linker Seite ein Paar metallglänzender Pfauenfedern in die Höhe stand. Den kurzen, ungestalten Körper umhüllte ein blau- und weißgestreifter Seidenkaftan, welcher indeß die Säbelbeine und den Buckel seines Eigenthümers nicht zu verbergen vermochte. Ein Paar papageiengrüne Pluderhosen, ebenfalls seiden, fielen in großen Falten um seine welken Beine und die ungeschlachten Füße staken in hackenlosen, zinnoberrothen Schuhen, die seinen beschwerlichen Gang nur noch mehr hervortreten ließen. In seiner Linken hatte er ein dreikantiges, silberbeschlagenes Etui und in der Rechten einen gewaltigen Stock, in dessen kugelrundem Silberkopfe er mit sichtlichem Wohlbehagen sein häßliches Gesicht spiegelte. Auch diese Person würde Jeder, der in der Umgegend von Haarlem gewohnt, sofort erkannt haben; denn es war Palembang, der ostindische Diener van Geldern's, welcher, außerordentlich mit sich selbst zufrieden, im buchstäblichen Verstande den Fußspuren seines Herrn folgte. Wie van Geldern seinen goldknöpfigen Stock trug, so trug er auch den seinen, und wie van Geldern sich vorwärts bewegte, fest, ruhig und majestätisch, so humpelte Palembang hinter ihm her ganz mit demselben Ausdruck geldbeschlagener Ueberlegenheit in dem schwarzen, breiten, stumpfnäsigen Gesicht. Van Geldern war stolz, denn er hatte Geld, Webstühle und Blumenzwiebeln für viele hundert Gulden das Stück; Palembang war stolz, denn er hatte Pfaufedern, einen Seidenkaftan und zinnoberrothe Schuhe .... und so wanderten die beiden Größen neben einander, genau in 14 Schritt Distance, indem der reiche van Geldern immer über den „Einen" nachtiftelte und Palembang seinerseits vollkommen davon überzeugt war, daß nach seinem Herrn keiner mehr Respekt verdiene, als er selbst.

Endlich naheten sie zu gegenseitiger Zufriedenheit dem Ende ihrer Gartentour, einer Taxushecke, welche einen halbkreisförmigen Platz umzirkte, in dessen Mitte eine Venus in die Arme des kriegerischen Mars sank, dem der schelmische Amor hinterlistig die Waffen geraubt hatte. Ein wenig zur Linken sprang ein kühler, blinkender Wasserstrahl in einer mit seltenen Conchylien ausgelegten Grotte empor und hier, auf der Marmorbank vor derselben, beliebte es van Geldern mit einer gewissen vornehmen Nonchalance nieder zu sinken und Palembang zu sich heran zu winken, der mitten in der brennenden Sonnenhitze, 14 Schritte entfernt, in größter Devotion stehen geblieben war. Bei diesem Wink schien es, als wenn ein Strahl in den Pfauenturban hinein geschlagen wäre und die darunter befindlichen Beine elektrisirt hätte. Mit kleinen, hastig watschelnden Schritten schoß er zu seinem Herrn hin und öffnete ohne weiteren Befehl das dreikantige Etui, aus dessen sammetausgeschlagenem Raum er zwei lange Thonpfeifen, einen Feuerstahl und einen perlengestickten Beutel von Saffian mit dem feinsten holländischen Tabak herauslangte .... Gleich nachher saß van Geldern da, einem zweiten Jupiter ähnlich, von duftigen Wolken umwirbelt, welche lieblich im leisen Frühligswinde emporschwebten, um wieder neuen blauen Ringen Platz zu machen, die der Raucher in scheinbarer Geistesabwesenheit, immer einen größer als den andern, von sich fort pustete.

Aber van Geldern war nicht geistesabwesend. Mitten in diesem scheinbar gedankenlosen Spiel grübelte er tief nach und ließ seine Hirnfibern abwechselnd mit den davon schwebenden Tabaksringen arbeiten, aber kein Mensch auf der ganzen runden, rollenden Erde würde auf seinem Gesicht zu errathen vermocht haben, was ihn so beschäftigte. Seine Züge waren ganz ruhig, ganz glatt und leidenschaftslos . . . . und erst, als Palembang ihm mit ergebenstem Bückling die andere Pfeife hinreichte und Feuer schlagen wollte, machte van Geldern eine hochmüthige Bewegung mit der Hand und flüsterte kaum hörbar:

„Diestler“!

Palembang's Ohren waren wunderbar geschärft und, indem er schnell das Etui unter seinen linken Arm nahm, schlug er sich in den nächsten Seitengang und verschwand hinter der Hecke. Kaum war ihm der Diener aus dem Gesichte, so nahm van Geldern's Haltung ein ganz anderes Gepräge an. Er lehnte sich gemächlich auf die Bank zurück, klopfte mit einer gewissen Zufriedenheit die Pfeife aus und murmelte: „Hat der alte Diestler nun seine Kunst verstanden, so ist van Eichel geliefert . . . . gründlich geliefert!“ und mit diesen Worten brach van Geldern den Stiel der ausgerauchten Thonpfeife langsam, Zoll für Zoll, entzwei, bis er beim Kopfe angekommen war, den er mit einer übermüthigen Miene am Fuße der Venus zerschlug, indem er vor sich hinsagte: „Geliefert . . . . gründlich geliefert!“

Inzwischen war Palembang seinen Weg gehumpelt, so eilig er konnte; aber nun, da er in eine halbdunkle Haselnußhecke einbog, die zwischen frisch entfalteten Blättern zu dem Hause des alten Diestler führte, ging plötzlich die Geschwindigkeit des schwarzen Sendboten in ein langsames Schlürfen über. Mit einem Male stand er still, stellte seine beiden Säbelbeine möglichst weit auseinander und brachte seinen großen Kopf nach und nach so in die Nähe seiner zinnoberrothen Schuhe, daß der Gipfelpunkt seines Buckels zur Spitze einer Pyramide wurde. Palembang hatte offenbar, trotz seiner Mißgestalt, Anlagen zur Akrobatik; aber warum er gerade in diesem Augenblick Gebrauch davon machte, war nicht leicht zu begreifen.

Allerdings lag mitten im Gange ein todter Maulwurf, eine Ruchlosigkeit, die van Geldern sicher schon gerügt haben würde; aber daß ein todter Maulwurf diesen schadenfrohen, triumphirenden Ausdruck sollte hervorbringen können, der in häßlichster Weise Palembang's Gesicht entstellte, das war doch kaum denkbar.

Im behaglichsten Gefühl bewegte er sich dann vorwärts, bis er eine „Braut von Haarlem“ fand, die von den Frühjahrswinden von ihrem Stocke losgerissen und auf die Erde geworfen worden war. Und während seine kleinen, steinkohlenschwarzen Augen von boshafter Freude blitzten, sagte er zu sich:

„Großer Mynheer van Geldern sein sehr großes Rajah. Großer Mynheer kennt sehr wenig; großes Rajah weiß Nichts!“

Mit diesem philosophischen Raisonnement watschelte Palembang hastig weiter, um das Versäumte einzuholen.

Es ist sehr zweckmäßig und weise im Leben eingerichtet, daß man nicht so weit hört, als man sieht; denn hätte van Geldern blos die letzte Bemerkung Palembang's vernommen, so würde es dieser schwarzen Kreatur übel ergangen sein. Nun aber hörte der Würdige weiter nichts, als den Gesang der Vögel, das Summen der Bienen und das Plätschern der Fontaine und in Folge dessen befand er sich überaus wohl, so wohl, daß seine

gemächliche Lage, die er auf der Bank eingenommen, nach und nach zu einer noch gemächlicheren überging und seine wachen Träume sich zu Etwas verwandelten, was wir bei gewöhnlichen Sterblichen eine starke Neigung zum Schlafen nennen würden. Aber van Geldern war ja Geschäftsmann und für einen Geschäftsmann ist es unmöglich, zu schlafen, bevor die dafür bestimmte Zeit erschienen. Kaum hörte er den rothen Strandkies knistern, als er hastig die Hände aus der Tasche nahm und die Beine von der Bank .... und siehe! da saß er wieder, der große, steife, ernste Matador des Handels, dem es ganz gleichgültig, ob einige hundert Menschen Hungers sterben, wenn blos die nöthigen Austern und Ananas für ihn nicht fehlten. Mit der einen Hand riß er an den Spitzen seiner großen Busenkrause, mit der andern ergriff er seinen goldbeschlagenen Stock und, indem er langsam den Kopf zurückbog, als wenn er nach den Sternen gucken wollte, sagte er mit scheinbar gleichgültiger Stimme:

„Nun, Diestler, was hat er zu Stande gebracht?"

Der alte Diestler, der, genau besehen, ganz einem klugen und listigen alten Staare glich, dessen graue Federn die Stürme des Daseins zerzaust und in Unordnung gebracht, zog ehrerbietigst seine breitschirmige Mütze ab, blinzelte listig über die Hornbrille hinaus und sagte mit verschlagenem Blick:

„Das Höchste, was Sie verlangen können, Mynheer van Geldern!"

„Ein großes Wort, mein guter Diestler", antwortete van Geldern mit einer gnädigen Handbewegung. „Er weiß, was ich wünsche; aber Er weiß auch, daß die Aufgabe schwer ist."

„Und die Belohnung groß," erwiederte Diestler mit einschmeichelnder Betonung.

„Bah," sagte van Geldern. „Glaubt Er, daß bei mir zehntausend Gulden eine Rolle spielen, wenn diese Aufgabe gelöst ist?"

„Sie ist gelöst!" schnarrte Diestler heraus, indem er die Absätze zusammenschlug und einen unterthänigen Bückling machte. „Will Mynheer sich davon überzeugen?"

„Wovon?" fragte van Geldern, mit einer gewissen Ueberraschung, die er indeß mit einer gleichgültigen Miene und dadurch zu verbergen strebte, daß er den Deckel seiner großen Schnupftabakstose aufklappte.

„Ich meine „le prince noir" die Frucht von zehnjähriger unermüdlicher Anstrengung, eine Varietät von unschätzbarem Werthe, mit einer Blüthe so schwarz wie, wie — Palembang", erdreistete Diestler sich mit einem leichten Schreck über diese Hindeutung auf Mynheers Lieblingsdiener hinzuzufügen.

Van Geldern sah den alten Diestler mit einem Gesichtsausdruck an, der alle Uebergänge vom Erstaunen bis zum vollkommenen Unglauben durchlief. Dann richtete er die schwere Allongeperücke in die Höh', knipste ein Schnupftabakskörnchen aus den Falten der Busenkrause und sagte: „Unmöglich, mein guter Diestler! Solch eine Varietät läßt sich nicht herstellen. Das ist gegen die Ordnung der Natur und ich bin ganz überzeugt, daß sich etwas Roth oder Gelb auf dem Grunde des Kelches findet."

„So schwarz wie Palembang, wenn man den Turban, den Kaftan und die ganze übrige Garderobe von seinem wohlgeschaffenen Körper zieht", versicherte Diestler, der seine Ueberlegenheit bei van Geldern's Mißtrauen wachsen fühlte. „Würde ich denn eine meiner Varietäten „le prince noir" nennen, wenn sie nicht so schwarz wie ein Rabe, so schwarz wie die Nacht wäre? Würde ich so mir nichts, dir nichts das Vertrauen aufs Spiel setzen wollen, welches der Prinz von Oranien mir erzeigte, bevor ich

in Mynheers Dienste trat? Soll man mich auslachen dürfen und sagen, daß ich ein Pfuscher und daß meine Zwiebel ein Schwindel? O nein! Mynheer van Geldern! Was der alte Diestler bezüglich der Botanik behauptet, das ist so sicher, als wenns der große Aristoteles selber gesagt hätte .... „Le prince noir“ entspricht vollkommen dem Namen, ich lege einen Eid darauf ab!“

„Nun, so zeig' Er mir die Tulpe!“ rief van Geldern, indem ein leichtes Roth sein sonst so ruhiges Gesicht färbte. „Zeig' Er mir sie und wenn's damit ist, wie Er sagt, beim Himmel, ich gebe Ihm fünfzehntausend Gulden und das Haus an der Schiffsbrücke, quitt und frei zum ewigen Eigenthum.“

„Mynheer van Geldern weiß die Kunst und ihre Jünger königlich zu belohnen!“ antwortete Diestler, welcher schmunzelnd die außergewöhnliche Wirkung beobachtete, die seine Worte hervorgebracht. Darauf wandte er sich um, klopfte in die Hände und einen Augenblick nachher sah man Palembang mit einem verdrossenen Gesicht auf die Haselnußhecke zuwatscheln, in seinem Arm eine vergoldete Porzellanvase tragend, deren oberster Theil mit einem Futteral von buntem Papier umgeben war, so daß der Inhalt völlig verborgen wurde. Aus Palembangs Händen wanderte die Vase in die von Diestler, der sie wieder mit einem tiefen Bückling seinem Prinzipal überreichte, welcher seinerseits mit einem hastigen Ruck das Papier zur Seite riß.

Van Geldern hatte einen Wahlspruch, der in hohem Grade dazu beitrug, ihn zu den unsterblichen Göttern zu erheben, und dieser hieß: „Nil admirari!“ Van Geldern wunderte sich über rein Nichts, und wie wär' es auch möglich gewesen, daß er Etwas bewunderte? Sein ganzes Leben ging in jener überlegenen Seelenruhe dahin, die niedre Geister mit einem geschacklosen Ausdruck „Phlegma“ zu nennen pflegen, die aber, davon abgesehen, daß sie national-holländisch war, Mynheer van Geldern wie einen Gott kleidete. Der alte Diestler hatte daher, obgleich er ihm schon ins siebenundzwanzigste Jahr diente, seinen Herrn niemals in irgend einer Spannung, Gemüthsbewegung, oder einem ähnlichen irdischen Zustande gesehen, und man wird deßhalb seine Ueberraschung begreifen, als van Geldern, der reiche van Geldern, beinahe mit einem Sprunge aus seiner imponirenden Ruhe emporfuhr, den Blumentopf mit seinen Inhalt gegen das Licht hielt, ihn mehrere Male rundum drehte und endlich wieder zurücksank, indem er mit einem Uebermaaß von Entzücken ausrief:

„Bravo, Diestler, das Ziel ist erreicht!“

Und in der That, das war auch Etwas, was man bewundern mußte. Aus feinem, silberweißem Moos hob sich eine Tulpe, so ausgezeichnet in Farbe und Form, daß man eher glauben konnte, sie sei unter der glühenden Sonne der Tropen aufgeblüht, als auf den nebligen Ebenen Hollands. Der fleischige Stempel war fast zimmetbraun und trug keck und herausfordernd die atlasschwarzen, nur oben halb auseinander gefalteten Blüthenblätter, deren jedes einzelne für sich das reinste Oval bildete. Palembang äußerte sein Entzücken und Erstaunen, indem er beide Hände quer über die Brust legte, und sich vor der Blume verbeugte, als van Geldern sie ihm überreichte, und nachdem das auf echt orientalische Weise besorgt war, trug er „le prince noir“ in das Zimmer seines Herrn hinauf mit einer Vorsicht, als wäre ihm ein krankes Kind, um es in das Hospital zu bringen, übergeben worden.

Van Geldern schien den Anfall menschlicher Schwäche zu bereuen, in welche ihn die seltene Blume gebracht hatte. Er knöpfte seinen inneren Menschen wieder zu, legte sein

Gesicht in ernste Falten, schloß seine Augen zur Hälfte und sank auf mehrere Minuten in ein stummes Grübeln. Endlich fragte er: „Wie viele Blumenzwiebeln hat Er von dieser Varietät?"

„Bis jetzt nur drei Hundert und neun," antwortete der alte Dienstler mit lobenswerther Genauigkeit; „aber zum nächsten Frühjahr mache ich mich anheischig, drei Tausend zu liefern."

„Laß' Er Alles, was vorhanden ist, noch heute Abend auf das kleine Magazin bringen," sagte van Geldern und rieb sich vergnügt die Hände. „Nein, besorg' Er die Sache selbst, damit Niemand davon erfährt. Es gilt da reinen Mund zu behalten. Apropos, Er ist doch gewiß, daß kein Andrer außer Ihm diese Varietät gezogen hat?"

Diestler stierte über seine große Hornbrille mit einem gewissen unruhigen Blicke und antwortete flüsternd: „Ich habe meinen Spion gehabt; van Eichel mangelt diese Zwiebel."

„Gut", sagte van Geldern und nickte mehrere Male nachdenklich mit seinem großen Kopfe. „Das paßt ausgezeichnet .... Diestler, wenn ich todt bin, so will ich von dieser Tulpe jedes Frühjahr einen Kranz auf meinen Sarg gelegt haben. Vergeß' Er das nicht!"

Diestler fuhr mit einem Ausdruck zurück, als wenn ihn Jemand plötzlich an den Magen gepufft hätte. Nicht ohne Mühe brachte er den halb offenen Mund soweit in Ordnung, daß er stammeln konnte:

„Mynheer wollen in Betracht ziehen, daß jede dieser Tulpen einen Preis von fünfzehnhundert Gulden hat?"

„Bah!" antwortete van Geldern, „was thut das?"

„Ja, aber das wird ja gar nicht mit der schwarzen Farbe des Sarges harmoniren!" wandte Diestler verzweifelt ein.

„Dummerjahn!" schnarrte van Geldern heraus und stieß mit seinem Stock in die Erde. „Mein Sarg soll vergoldet werden. Thu' Er, was ich ihm gesagt habe!" Und mit diesen Worten machte van Geldern eine imperatorische Handbewegung, welche Diestler in den alten Haselnußheckengang, wie eine Schnecke, die Etwas auf die Fühlhörner bekommen, verschwinden ließ.

Van Geldern sandte seiner magern Gestalt noch einen zermalmenden Blick nach und murmelte halblaut: „Tölpel!" Nachher nahm er die andere Pfeife aus dem Etui, zündete sie an und fuhr mit dem goldbeschlagenen Stocke in dem hellrothen Sande umher. Höchst seltsame Figuren kamen da zum Vorschein. Zuerst waren es Tulpen und Tulpenblätter, dann formirten sie sich zu Kränzen, die großen runden Kränze wurden zu Nullen und erhielten Einer, so daß sie in Reihe und Glied standen, wie Soldaten, und dann begann ein Addiren, Subtrahiren, Multipliziren und Dividiren, daß der ganze Platz rund um den reichen van Geldern schier aussah, wie eine einzige ungeheure Rechentafel, unfaßbar und unbegreiflich für Jedermann, außer für ihn, der in schweigsamem Grübeln bei seiner Arbeit blieb. Hin und wieder glitt ein eigenthümliches, triumphirendes, man könnte beinahe sagen dämonisches Lächeln über sein breites, energisches Angesicht; er warf den Kopf zurück mit einem Zuge von Stolz, als ob er Zeus wäre, der blos seine ambrosischen Locken zu schütteln brauche, um die Erde zittern zu machen. Was dachte van Geldern während dieser scheinbar müssigen Beschäftigung? Nein, müssig war van Geldern keineswegs und die Ziffern im Sande waren für ihn dasselbe, wie der Feldzugsplan, den der große Condé am Abende vor einer entscheidenden

Schlacht in die Erde zeichnete. Auch van Geldern führte ein Heer an, ein Heer von blanken, schimmernden Dukaten. Die Armee war bedeutend; sie zählte nach Millionen und kämpfte gegen ein anderes, fast ebenso großes Heer, das sich verzweifelt wehrte, bis van Geldern neue Hilfstruppen sandte und es vollständig aufrieb. Van Geldern rechnete so: „Ich werfe dies Frühjahr nach und nach tausend Zwiebeln von „Le prince noir“ auf den Markt, zu einem Preise von fünfzehnhundert Gulden das Stück. Van Eichel's Agenten werden diese Zwiebeln aufkaufen, um zu verhindern, daß meine Tulpen den Vorrang erhalten. Er wird dabei eine Ausgabe von fünfzehnhunderttausend Gulden haben und kann erst gegen den Sommer hin verkaufen, wenn die Kurse für Zwiebeln am höchsten stehen. Zu dieser Zeit werde ich mit Diestler's Hülfe zweitausend ausgezeichnete Zwiebeln in Reserve haben, die ich dann für achthundert Gulden das Stück ausbiete. Ich habe da meine Betriebsunkosten gedeckt und van Eichel ist ruinirt."

So weit war van Geldern gekommen, als er in der Haselnußhecke die melodischen Triller einer Nachtigall zu hören glaubte. Van Geldern war kein Schwärmer, aber auf Nachtigallen hielt er etwas, denn es kam ihm vor, als ob man bei ihrem einförmigen Schlage schneller in Schlaf sinke. Außerdem verwunderte es ihn, daß die Nachtigall noch so spät am Morgen schlüge und, indem er mit einem langen Strich seine ganze Rechentafel abschloß, richtete er sich langsam empor, um nachzusehen, ob besagter Vogel schon sein Nest gebaut habe. Würdig und majestätisch wanderte er durch den hellgrünen Haselnußheckengang und war erstaunt, daß die Nachtigall plötzlich zu schlagen aufhörte. Würdig und majestätisch war sein Schritt, bis er an den todten Maulwurf heran kam, welchen Diestler nach der erhaltenen Demüthigung übersehen haben mußte. Dieser Maulwurf zog sich natürlich seine ungnädigste Ungnade zu. Es war schon seltsam genug, daß ein solches Vieh überhaupt sich unterstehen konnte, in van Geldern's Garten umher zu wühlen; aber daß es sich noch obendrein so dummdreist mitten in den Gang hinlegte, das fand van Geldern mehr als unverschämt. Um sich von der Realität dieses schwarzen Wesens zu überzeugen, rührte er es mit seinem Stocke an; aber in demselben Augenblick blieb er mit offenem Munde und starren Auges stehen, als wenn ihm ein Geist erschienen wäre. Langsam und beschwerlich beugte er seinen Oberkörper tiefer und tiefer, bis er zuletzt fast dieselbe pyramidale Stellung annahm, wie sein schwarzer Sklave sie wenige Minuten vorher eingenommen, — nur das triumphirende Lächeln fehlte ihm.

Im Gegentheil, er richtete sich auf, purpurroth im Gesicht, und mit einem Ausruf, der eine Mischung von wahnsinniger Wuth und Ueberraschung schien. Gerade an der Seite des todten Maulwurfs, sah man in der frischen, feuchten Erde die Spur von einem kleinen, koketten Absatz und somit lag da nichts Besonderes vor. Aber hart neben dieser kleinen niedlichen Mädchenspur lief genau in derselben Richtung die Spur eines festen, breiten männlichen Fußes, welche weder von Palembang's hackenlosem Saffianschuh, noch von Diestler's Holzschuh herrühren konnte, sondern von einem Dritten, einem Unbekannten. Niemand hatte zu diesem Theile des Gartens Zugang, außer den Personen, die wir bereits genannt haben, und Doris, der „schönen Doris," wie Alle in Haarlem sie nannten, und die schöne Doris war van Geldern's einzige Tochter. Ihre Kammerjungfer lag krank, ihr Hofmeister war in England, um seine Eltern zu besuchen, und die koquette Spur — van Geldern wurde ordentlich aufgebracht über den Gedanken — konnte keinem Anderen angehören, als seiner Tochter. Bedächtig und gebeugten Kopfes ging er den Haselnußheckengang entlang, beständig der unseligen Spur folgend,

und beständig sich mehr und mehr davon überzeugend, daß der breite Fuß dem spitzen so genau folgte, als wenn zwei Personen Arm in Arm mit einander spaziert wären.

Endlich kam er an die geknickte „Braut von Haarlem“ und hier blieb er in einem Zustande alberner Verwirrung stehen und starrte bald auf die Spuren, bald auf ein kleines blankes Ding, welches aus dem Grase hervorstach. Die Spuren liefen hier nicht mehr nebeneinander hin, nein, die Zehenspitzen gingen aufeinander zu, und die feinen niedlichen Füße waren an ihrem vordern Theil so tief in den Sand eingedrückt, daß die ganze Wucht des Körpers darauf geruht haben mußte. Der Gedanke an einen Kuß fuhr auf eine wunderlich unbestimmte und doch zugleich überzeugende Weise durch van Geldern's Hirn und indem er anscheinend ganz phlegmatisch sich bückte, nahm er das blanke Ding vom Boden auf und betrachtete es mit komischer Stupidität. Es war dies eine Schuhschnalle, eine Damenschuhschnalle, und van Geldern erinnerte sich in nebelhafter Gedankenlosigkeit, einmal eine ähnliche an dem kleinen Fuße seiner Tochter gesehen zu haben. Einer Ohnmacht nahe taumelte er, bis er endlich Kraft zum Stehen gewann. Dann blickte er in die leere Luft empor, als wenn er von dort her Etwas erwartet hätte — und wenn Jemand in diesem Augenblick gesagt haben würde, daß van Geldern einer Kuh gliche, die eine Windmühle anglotze, so würde dieses Gleichniß, wie unpassend es auch scheinen möchte, doch vollkommen zutreffend gewesen sein. Plötzlich hörte er den Schlag der Nachtigall, aber diesmal kamen die Triller ganz deutlich von der anderen Seite der Gartenmauer. Van Geldern spitzte die Ohren, ja er spitzte die Augen mit, wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen darf. Er hob sich auf den Zehen, so hoch er konnte, und reckte den Hals, so lang er vermochte, während die Thonpfeife wie ein weißer steifer Schnabel empor stand und eine Rauchwolke in die Luft sandte. Dann trippelte er in vorsichtiger Eilfertigkeit lautlos den Gang weiter fort, bis er zu einer in der Nähe der Mauer befindlichen Buxbaumhecke kam. Hier postirte er sich hin, wie ein Aar der auf Raub lauert, und in demselben Momente geschah das Unglaublichste. Ein schwerer Gegenstand kam plötzlich aus den Wolken gefahren, prallte zunächst an seine Allongeperücke an, fiel von da auf seine Pfeife, die in mehrere Stücke zerbrach, und blieb endlich vor seinen Füßen als ein frisches, duftiges Bouquet von halb aufgesprungenen Rosen liegen. Van Geldern war, wie wir wissen, Blumenliebhaber, namentlich Enthusiast für Tulpen zu funfzehnhundert Gulden das Stück; aber solch ordinäres Zeug, wie Rosen, war nicht nach seinem Geschmack. Man darf sich deßhalb nicht wundern, daß er in einem Anfall von Wuth das Bouquet mit dem Fuße wegschleuderte und daß sich sein Herz gleich darauf in einem Fluche Luft machte, den wir wohl nicht zu wiederholen brauchen. Aber der Fußstoß, der gegen die vom Himmel gefallenen Rosen gerichtet ward, hatte eine Wirkung, welche van Geldern nicht im Entferntesten ahnte. Einige duftende Blätter waren über den Gang hin zerstreut worden und mitten unter denselben sah er ein andres Blatt, auch duftig und rosenroth, aber von Papier. Van Geldern wollte seinen Augen nicht trauen; langsam ging er darauf zu, beugte sich mit Beschwerlichkeit und hob den abscheulichen Verräther vom Boden auf. Auf dem Siegel stand ein Amor, der einen Schmetterling an den Flügeln hielt, und auf der Adresse stand: „An Doris!“

Alles drehte sich vor van Geldern's Augen; der Zorn übergoß, wie ein purpurfarbener Strom, sein breites Gesicht und in diesem Strome wirbelten alle seine Gedanken, Pläne und Hoffnungen zusammen. Doris? Wer anders konnte das wohl sein, als seine

Tochter, des reichen van Geldern's Tochter, zu welcher irgend ein Wurm — nein, das Ganze war nur ein Traum, ein niederträchtiger, infernalischer Traum, welcher sich ihm wie ein Alp quer über die Kehle legte und das Blut verhinderte, aus den pochenden Schläfen wieder zurück zu treten. Es mußte ein Traum sein, es sollte ein Traum sein, und doch vermochte van Geldern nicht, aus ihm zu erwachen; festgebannt, wie im Schlafe, stand er fortwährend an demselben unseligen Platze und fortwährend stierte sein großes, wasserblaues Auge auf die beiden verhaßten Worte: „An Doris". Mit einem Seufzer, der fast einem Stöhnen gleich kam, sank er auf die nächste Bank nieder und las die folgenden ganz „sinnlosen" Linien, welche von einer ihm ganz unbekannten Hand geschrieben waren.

Nimm die Verse, verborgen von Rosen;
Bald wird kommen die glückliche Zeit,
Wo die Verliebten sich herzen und kosen
Nicht mehr verborgen in Heimlichkeit.
Traue dem Himmel, er lenkt unsre Loose,
Lenkt unser Schiff zum blumigen Strand:
Doris, Du süße, Du herrliche Rose,
Bleibe nur treu und halte nur Stand!

Gab es etwas, was van Geldern auf den äußersten Gipfelpunkt der Raserei versetzen konnte, so waren es Verse. Er verachtete, er haßte Verse. Er hielt sie für den Ausdruck der Zahlungsunfähigkeit eines vollendeten Lumps, und wenn man ihm würde die Wahl gelassen haben zwischen falschen Wechseln und ächter Poesie, so würde er unbedingt den ersteren den Vorzug eingeräumt haben.

Schäumend vor Aufregung ergriff er das Bouquet, faltete das Papier zusammen und steckte es wieder unter die verrätherischen Rosen; dann machte er einige Schritte gegen seine „Villa" zu, wendete sich aber plötzlich wieder um und ging, gleichsam getrieben von einer unsichtbaren Macht, von Neuem in den Haselnußheckengang. Warum liefen die Spuren von Palembang's Pantoffeln nicht gerade über die anderen hinweg? Weßhalb hielten sie sich immer an der Seite und weßhalb war Palembang nicht in der Mitte des Ganges hinabgehumpelt, nachdem er des todten Maulwurfs ansichtig geworden? Das waren Fragen, die sich bei van Geldern, der nur mit schwer erkämpfter Fassung den Weg fortsetzte, unwillkürlich aufdrängten. Ohne daß er sich selbst gehörig darüber Rede stehen konnte, wurde ihm doch mehr und mehr klar, daß der Schwarze die beiden Spuren zum Gegenstande der Beobachtung gemacht und daß er sich gehütet hatte, sie zu verwischen, aber weßhalb? War Palembang ihm treu, oder stand er im Einvernehmen mit seiner Tochter? Beides konnte möglich sein und die Untersuchung dieses Problems brachte seine Gedanken in eine andere Richtung, sodaß er im Zustande scheinbarer Ruhe, — das Bouquet unter dem dreikantigen Hut verborgen — sein Landhaus erreichte.

In van Geldern's Sommersitz befand sich ein Zimmer, genannt das „chinesische Gemach", welches eine reiche Sammlung von allerhand chinesischen und ostindischen Raritäten enthielt, die aus den fernen Kolonien Hollands stammten. Ueber dieses Museum hatte Palembang die Oberaufsicht, ja er bildete gewissermaßen einen lebenden Theil desselben und vermehrte es in seiner freien Zeit mit den wunderlichsten barbarischen Bildern, die mit farbiger Tusche auf das feinste Seidenpapier hingeworfen, oft von einer in der That überraschend komischen Wirkung waren. Da van Geldern endlich mit schlecht copirter Gleichgültigkeit in das chinesische Gemach eintrat, wohin er „le prince

8*

noir" hatte bringen lassen, fiel sein Auge sogleich auf Palembang, welcher zusammengekauert auf einem Stuhle saß und hastig ein Blatt Papier unter einer der chinesischen Vasen verbarg.

Die Begebenheit im Garten hatte van Geldern urplötzlich in einen vollkommenen Argus verwandelt. Alles, was da Mißtrauen, Argwohn und Zweifel hieß, war nun so lebendig in ihm, daß Nichts, auch nicht die geringste Bewegung, ihm entging. Vorsichtig legte er den Hut mit seinem Inhalte neben le prince noir nieder, welche Blume übermüthig prahlend mitten auf dem Tisch stand, und befahl in durchaus nicht unauffälligem Tone, seine Tochter zu rufen. Palembang schnellte wie ein großer Gummiball vom Stuhle auf und trollte sich unter der Sammetdraperie zur Thür hinaus. Kaum war er fort als van Geldern auf die Vase zusprang wie eine Katze, sie beiseite setzte und das Papier, das Palembang versteckt, mit heißhungrigem Blicke musterte. Es war auch wirklich der Betrachtung werth; man sah darauf eine Zeichnung in ächt chinesischem Stil, ganz danach angethan, Lachen und Heiterkeit zu erwecken.

Zu unterst auf dem blaßgelben Papier, das in mehrere Felder getheilt war, sah man zwei Maulwürfe, die scheinbar überrascht aus ihrem unterirdischen Schlupfwinkel hervorguckten. Sie schienen eine kleine Chinesin zu betrachten, welche mit ihren kleinen verkrüppelten Füßen einem eklen, alten Drachen aus dem Wege ging, der, mit einem menschlichen Kopfe geziert, sich auf etwas sonnte, was eine große Aehnlichkeit mit Geldsäcken hatte. Auf der anderen Seite zeigte sich ein junger Chinese mit einem Saitenspiel, und vor dem Drachen befand sich ein offenes Wasser mit einer gewölbten Brücke, unter der ein Kahn lag. Ueber diesem Felde kam dann ein großes Wasser mit sturmgepeitschten Wogen; im Vordergrunde erblickte man wieder eine Brücke und hier stand der alte Drache mit einem krummen Säbel in der linken Vordertatze und holte mit grimmigem Gesicht gegen die Beiden aus, die im Boot saßen und von den Wellen fortgetrieben wurden. Oben darüber war eine Insel mit Klippen, Grotten, Glockenthürmen und Tempeln gezeichnet; dort unter säuselnden Palmen befand sich wieder das Fahrzeug. Mit der letzten Partie, die ein phantastisches Gebäu bildete, war Palembang offenbar nicht fertig geworden. Da erschien der Kopf des Drachen abgehauen und unter einer Reihe von Stufen befestigt, welche zu der Vorhalle dieses Gebäu's emporführten. Die in demselben sich zeigenden Personen waren nur leicht skizzirt; aber sie schienen einander umschlungen zu halten.

Van Geldern betrachtete Palembang's Kunstwerk mit immer größerer Verbitterung; denn je länger er es ansah, desto klarer wurde ihm, was der Schwarze mit seiner Allegorie gemeint hatte. Der Drache konnte gar kein Andrer als er selbst sein; frech und gemein erschien sein Kopf, aber er war umgeben von einer riesigen Allongeperücke und die Züge in seinem Gesicht hatten trotz ihrer thierischen Wildheit eine karrikirte Aehnlichkeit mit ihm. Daß Palembang mit der Chinesin seine Tochter Doris gemeint hatte, war ebenfalls nicht schwer zu errathen; aber wer war der Musikant, der Lautenspieler? Van Geldern faßte sich einen Augenblick an die Stirn und, als ob ein Blitz plötzlich in sein Hirn eingeschlagen hätte, streckte er die geballte Hand in die Luft, schüttelte sie mehrmals hin und her und sagte mit einer vor Erbitterung bebender Stimme:

„So wahr mir Gott helfe, Niclas van Dyk! Ist das nicht eine Orgel, die der verdammte schwarze Schlingel da drauf gezeichnet hat? Und dieser lumpige Organist, dieser jämmerliche Kerl von einem Leiermann wagt seine Augen zu meiner Tochter zu erheben? Nein,

welcher Thor ich bin, sie über vier Wochen hier auf dem Lande allein zu lassen! Aber warte nur, Monsieur Niclas, ich werde Dir aufspielen, daß du die Lust auf der alten Orgel in der Domkirche herumzupauken wohl verlieren sollst! Ein Organist, ein Klimperer, der für schofle zehn Gulden rund um die Stadt läuft. Und meine Tochter! Nein, 's ist zu lächerlich!"

Und van Geldern brach in ein hohles, hypochondrisches Lachen aus, wovon der leere Kopf einer vor ihm stehenden chinesischen Pagode in tiefsinnige Bewegung versetzt wurde, als wenn sie sagen wollte: „Du hast Recht, Mynheer van Geldern! Ein miserabler Organist! Vollständig lächerlich!"

Ein Rascheln der faltenreichen Sammetgardine, welche die Thür im Hintergrunde verdeckte, brach van Geldern's Betrachtungen ab und ließ ihn, während er seinen Blick fest und scharf auf den Eintretenden richtete, die Zeichnung rasch unter der Vase verbergen. Es erschien eine junge ziemlich üppige Dame mit einem Haar so reich und golden, daß es beinahe das Band von ächten Perlen verdunkelte, welches durch ihre Flechten geschlungen war. Ihre großen, tiefblauen Augen hatten den eigenartigen Ausdruck träumender Wehmuth und aufrichtiger Treue, wie man ihn bei den Holländerinnen zu beobachten öfter Gelegenheit findet. Die breite offne Stirn, die nicht gerade kleine aber fein gebaute Nase, die vollen Lippen, der halboffne Mund, alles deutete darauf hin, daß sie van Geldern's Tochter war, und wie sie da über die Diele hinschritt, langsam, aber frei und leicht in allen ihren Bewegungen, mit einer prachtvollen Laute in der Linken und der aufgerafften Schleppe ihres hellblauen Seidenkleides in der rechten Hand, glich sie dem Bilde eines sonnigen Lenzmorgens in all seiner Frische und Anmuth. Aber van Geldern bemerkte das nicht. Mit einer barschen Handbewegung schickte er Palembang, der dienstfertig herbeigesprungen, wieder fort, und indem er sich dann zu Doris wandte, fragte er in einem strengen Tone: „Warum ist Fräulein denn gar nicht zu sehen? Kann sie dem Vater nicht einen „guten Morgen" bieten?"

„Papa ist wirklich zu vergeßlich!" antwortete Doris mit einem hinreißenden Lächeln, „Papa mögen sich erinnern, daß ich Monsieur van Dyk um neun Uhr erwarte; ich mußte also doch vorher Toilette machen."

„So? Toilette mußtest Du machen?" wiederholte van Geldern höhnisch. „Kannst Du mit dem Menschen nicht im Morgenkleide spielen?"

„Nein, das kann ich nicht!" antwortete Doris ernst, indem sie mit einem schmerzlichen Ausdruck ihre großen blauen Augen auf dem Vater ruhen ließ.

„Und weßhalb nicht, wenn ich fragen darf?" rief van Geldern aufgebracht.

„Weil ich weder Monsieur van Dyk noch Dich durch ein unpassendes Aeußere verletzen will," erwiederte Doris, leicht erröthend.

„Ah!" sagte van Geldern mit einer nadelspitzen Betonung und drehte sich rasch gegen den Tisch um.

„Hat Papa sonst noch etwas zu befehlen?" fragte Doris, die sich verwunderte, daß der Vater ihr so barsch den Rücken kehrte.

„Blos eine Bagatelle," entgegnete van Geldern, indem er langsam sich wieder ihr zuwandte. „Ich wünsche, daß Du diese Rosen ins Wasser setzest, bevor Du gehst!"

„Gott, welch reizenden Rosen!" sagte Doris lächelnd, indem sie ihr blühendes junges Gesicht über die Blumen neigte.

„Ja, sehr reizend, sehr reizend, richtige fleurs d'amour, nicht wahr?“ schnarrte van Geldern heraus und bebte vor Ungeduld.

„Was meinst Du?“ fragte Doris, welche gerade eine prachtvolle venetianische Rose ergriffen hatte und den klaren Wasserstrahl hinein perlen ließ.

„Was ich meine? Hm! Hm! Ich meine ... Na, das kann Dir ja ganz gleich sein, was ich meine!“ rief van Geldern und stieß mit dem Stocke auf die Diele.

„Papa hat heute einen schlimmen Humor,“ sagte Doris mit einem Seitenblicke, während sie das hellrothe seidene Band löste, wodurch das Bouquet zusammengehalten wurde. „Sind schlechte Nachrichten von Amsterdam gekommen oder hat der alte Diestler wieder Dummheiten gemacht? Wenn man so kostbare Rosen erhielt, so müßte man sich doch mehr mit dem befassen, der sie geschickt hat.“

„Oh, ich befasse mich auch, ich befasse mich außerordentlich!“ ... versicherte van Geldern, welcher merkte, daß er sich beinahe verschnappt hätte ... „Ich bin in einem vortrefflichen Humor, Kindchen! in einem richtigen humeur de rose! ... Nun, sput' Dich, die Blumen ins Wasser zu thun.“

Es war etwas so Beißendes in der Art, womit van Geldern diese Worte aussprach, daß Doris aufmerksam wurde. Eine leichte Röthe fuhr über ihre Wangen und während sie die duftigen Blumen eine nach der anderen zu einem loseren Strauße zu vereinigen suchte, schien eine bittre Antwort auf ihren Lippen zu schweben. Van Geldern achtete auf jede ihrer Bewegungen mit derselben Aufmerksamkeit, wie eine Katze, die auf eine nichts ahnende Nachtigall lauert. Plötzlich stieß Doris einen Schrei aus und ließ eine Rose auf den Fußboden fallen.

„Was ist das?“ frug van Geldern und hob sich auf den Zehenspitzen in die Höhe.

„Die abscheulichen scharfen Dornen,“ stammelte Doris. „Ich jagte mir eben einen in den Finger. Papa möge mich einen Augenblick entschuldigen; ich muß auf mein Zimmer, um ihn mir herauszuziehen.“

„Das ist nicht nöthig,“ sagte van Geldern; ich kann das sehr gut selbst machen ... Weshalb ballst Du die Hand zusammen?“

„Es blutet und thut weh! ... Ach, mein neues Seidenkleid!“ stieß Doris hervor und wurde leichenblaß.

„Laß das dumme Kleid!“ sagte van Geldern und ergriff sie beim Handgelenk. „Zeig' doch wo der Dorn sitzt.“

Doris riß hurtig ihre kleine gedrungene Hand zurück und schlüpfte mit einer blitzschnellen Bewegung hinter den Vater. In demselben Moment fiel ein rothes Blatt zur Erde, und im nächsten Moment war es schon verborgen durch eine niedliche Fußspitze, die koquett aus den Falten des Seidenkleides hervorguckte. Van Geldern drehte sich um wie ein Krokodil, vor welchem der leichte Vogel grade im Augenblick des Verderbens flieht.

„Sieh', da sitzt der Dorn!“ sagte Doris.

Van Geldern sah mit einem stumpfen Gesichtsausdruck auf einen kleinen schwarzen Punkt in Doris' entgegengestrecktem Finger; aber von dem Punkte aus ging sein Auge langsam nieder zu dem rothen Schuh.

„Du hast Etwas verloren!“ rief er mit heiserer Stimme.

„Was denn, Papa?“ frug Doris, die ein eisiger Schauer überlief.

„Deine Schuhschnalle, mein Kind!“ antwortete van Geldern mit unheimlicher

Freundlichkeit. „Wie kann ein so großes Mädchen wie Du so legèrement gekleidet gehen? Begieb Dich gleich hinauf und ersetze das Fehlende. Du kannst Dir auch bei dieser Gelegenheit den Dorn herausziehen."

Doris machte eine Bewegung zum Gehen, aber der kleine rothe Schuh blieb wie festgenagelt auf derselben Stelle haften.

„Nun spute Dich," rief van Geldern. „Wie lange soll das dauern?"

Doris drehte sich mit der Energie der Verzweiflung um, sodaß die lange Seidenschleppe rings um sie herum fegte. Sie that ein paar rasche Schritte gegen die Thür, stand aber plötzlich mit einem Rucke still, als van Geldern ihr nachschrie: „Was ist das?"

„Was?" fragte Doris verwirrt.

„Nun, das Billet da auf der Erde!" antwortete van Geldern und berührte es mit seinem Stocke.

„Das gehört nicht mir," stotterte Doris. „Ich weiß wahrhaftig nicht, wie es dahinkommt."

„Ah, Du weißt es nicht!" donnerte van Geldern, dessen Zorn plötzlich alle Dämme durchbrach. „So will ich mir das Vergnügen machen Dir's zu erklären. Dieses Billet, das Du mit so großer Schnelligkeit zu verbergen suchtest, dieses Geschreibsel, das Du Dich nicht entblödest zu verleugnen, siehst Du, das war der Rosendorn, der Dich verwundete ... Und willst Du wissen, wie diese reizenden Rosen in meinen Besitz kamen? ... ich werde Dir's sagen! An meinen Kopf wurden sie mir geschleudert von irgend einem Vagabonden, der wahrscheinlich jetzt auf der Landstraße sich umhertreibt und die Nachricht erwartet, wann er wieder die Ehre haben soll mit van Geldern's Tochter in der Haselnußhecke zu promeniren. Da ist Deine Schuhschnalle! ... Nimm doch den Wisch auf und laß' mich hören, was er schreibt! ... ich will doch nicht umsonst Deinen postillon d'amour gespielt haben!"

Doris stand da als wenn der Blitz vor ihr eingeschlagen hätte. Die wachsartige Bleichheit, die ihren Zügen eine fast todtenähnliche Blässe verliehen, wich einer flammenden Purpurröthe, die selbst Hals und Stirn mit ihrem Feuer färbte. Das schöne Haupt senkte sich, die großen dunkelblauen Augen füllten sich mit einem hastig hervorbrechenden Thränenstrom und während sie niederfiel vor van Geldern's harter, unbeweglicher Steingestalt, schluchzte sie:

„Vergieb mir, Vater! Du weißt nicht, wie sehr ich ihn liebe!"

„Nein, wahrhaftig nicht," entgegnete van Geldern mit spottender Betonung. „Es freut mich zu hören, daß ich endlich Aussicht habe einen Schwiegersohn nach Deinem Kopfe zu finden. Lies was er schreibt, das ist mein bestimmtes Verlangen!"

„Verschon' mich, Vater!" bat Doris und schlang ihre schönen Arme um ihn. „Verschon' mich; ich kann es nicht!"

„Ei, Du kannst es nicht?" wiederholte van Geldern höhnisch. „Du kannst Deinem Vater nicht vorlesen was dieser Straßenjunker schreibt? Aber ihn hinter meinem Rücken treffen, Rendezvous mit ihm verabreden, herumspazieren im Mondschein, das kannst Du! Augenblicklich nimm das Billet und lies!"

„Erbarm' Dich, Vater, erbarm' Dich, wenn Du kannst! Verstoß' mich, wenn Du willst, aber den Brief, nein, den kann ich nicht lesen!" sagte Doris seufzend und ihre Stirn auf des Vaters Knie stützend.

„So kann ich's, trotziges, entartetes Kind!" rief van Geldern außer sich und bückte sich beschwerlich nach dem Billet.

„Beim lebendigen Gott, bei meiner Mutter, welche Dich so sehr liebte, lies diese Zeilen nicht!" schrie Doris und klammerte sich noch fester an des Vaters Knie.

Aber van Geldern war unbeweglich. Mit der ganzen Kaltblütigkeit eines Geschäftsmannes faltete er das Billet langsam auseinander und indem er mit dem Rücken der Hand dem Papier einen boshaften Schlag gab, um es glatt zu bekommen, begann er mit einförmigem Tonfall die ersten Verse zu lesen. Da hörte er einen dumpfen Fall. Es war Doris, die zu seinen Füßen lag.

Van Geldern verstand es in allen Verhältnissen, die bei einem Geschäftsmanne vorkommen, sich mit großer Kaltblütigkeit zu benehmen, aber daß ein junges Mädchen, und noch obendrein seine Tochter, durch einen Brief in Ohnmacht fiel, das ging ihm über den Horizont. Er kam dabei aus seinem Concept und zwar in einem so hohen Grade, daß er in einem Ausbruche von plumper Hilfebereitschaft das Glas mit den Rosen gerade über seiner Busenkrause ausgoß. Da das nicht half, so stierte er in dem fatalen Bewußtsein, daß er in diesem Augenblick keinen Menschen um Beistand anrufen könne, nach der Thür, als wenn von dort Hilfe kommen sollte. Und es kam auch welche; aber freilich andre, als van Geldern sie erwartete.

Es war klar, dieser Tag war der Tag der Ueberraschungen.

Eine kecke und sichre Hand riß mit einem einzigen Griff die sammtne Gardine zurück und herein trat ein Mann, der schon auf den ersten Blick mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit wecken mußte. Es war eine hohe, breitschulterige Gestalt, gekleidet in kohlschwarzen Sammet vom Kopf bis zum Fuß. Er trug keine Perücke, wie es damals Sitte war; ein dunkles, reichgelocktes Haar fiel ihm auf beide Schultern nieder und verbarg fast den breiten Spitzenkragen, der in ungezwungenen Falten sein Wamms umsäumte. Innerhalb dieses Rahmens von schwarzen Locken zeichnete sich in breiten, bestimmten Zügen ein festes, männliches Gesicht ab, eins von jenen Gesichtern, denen man es anmerkt, daß ihr Besitzer sich nicht vor Reichthum und gleißender Macht beugt.

Ohne ein Wort zu sagen stürzte der schwarzlockige Mann, der von Palembang, welcher gelauscht hatte, über das Vorgefallene unterrichtet worden, auf die ohnmächtige Doris zu, trug sie wie ein Kind auf das nächste Sopha und indem er ihre Hand faßte flüsterte er halb kniend:

„Doris, wach' auf! Ich bin ja bei Dir!"

Doris schien den Druck seiner warmen Hände zu merken; sie umfaßte sie beide und öffnete ihre großen, dunkelblauen Augen, um bald wieder die Hand davor zu decken, indem sie wie abwehrend flüsterte: „Niclas van Dyk!"

Van Geldern stand da wie aus allen Himmeln gefallen. Niemals in seinem Leben war er so über die Achsel angesehen worden, als eben jetzt. Wie gelähmt blickte er vor sich hin mit völlig unbeweglichen Augen, und diese Machtlosigkeit über sich selbst ging zu einer Art von Starrkrampf über, als er van Dyk die lilienweißen Hände seiner Tochter Doris an die Lippen drücken sah und ihn flüstern hörte: „Fürchte Nichts, Doris! Ich nehme Alles auf mich!"

„So, das thut Er? Er unverschämter Narr von Bälgetreter!" rief van Geldern, der mit diesen Worten sich aus seiner widerlichen Verzauberung befreite.

Van Dyk richtete sich auf mit einem einzigen Sprunge und betrachtete van Geldern's

leidenschaftlich glühendes Gesicht mit einem überlegenen durchbohrenden Blicke. Doch Doris mahnte ihn mit halbgeöffneten, bittenden Augen. Van Dyk ging mit ruhigem festen Schritt nach der Thür und rief: „Palembang!“

Nie hatte der schwarze Sklave zu van Geldern's unendlichem Erstaunen sich so überaus hurtig gezeigt, als bei dieser Gelegenheit. Gleich einem Kreisel schnurrte er dann wieder hinaus, um im nächsten Moment mit der Kammerzofe von Mynheer's Tochter zu erscheinen, welche van Dyk mit den Worten anredete: „Fräulein ist unwohl geworden. Sie will auf ihr Zimmer!“

Indem er das sagte, öffnete er selbst die Thür und wandte sich dann mit einem stolzen Blicke zu van Geldern, welcher noch immer wie halb gelähmt ob all der Freiheit stand, welche dieser „Bälgetreter“ in seinem Hause sich herausnahm.

„Sie brauchten vorhin einen Ausdruck, Mynheer van Geldern, für welchen ich Sie jetzt zur Rechenschaft ziehen muß!“ sagte Niclas van Dyk, die Augen fest auf van Geldern's erhitztes Gesicht geheftet. „Ich lasse Bälge treten von meinen Leuten; ich selbst aber spiele die Orgel in Haarlems alter Kirche und wer so spielt, wie ich, den wird wohl Niemand für einen Lumpen halten, es müßte denn ein Geldprotze sein, der so stolz ist, daß kein Bälgetreter der Welt ihn von seiner Aufgeblasenheit befreien kann.“

Der reiche Fabrikherr trat erbleichend einen Schritt zurück. In seinem Innern gährte und kochte ein Strom von unversöhnlichem Hasse. Er fühlte eine unmenschliche Lust, den frechen Musikanten zum Fenster hinaus zu werfen, aber es lag in der Art, wie Niclas van Dyk die starken Arme über der Brust faltete und dann unter den schwarzen, buschigen Augenbrauen hervor ihn von der Allongeperücke herab bis nieder zu den Schuhschnallen maß, etwas so Niederschmetterndes, daß er in seinem Entschluß bald wankend wurde. Van Geldern fühlte, daß er so noch Niemand vor sich gesehen hatte und er war so erstaunt darüber, daß ihm schier die Augen davon trüb wurden. Es senkte sich wie ein Spinngeweb über seine Stirn.

Es war dies ein unbehaglicher Zustand, von dem er sich durch ein gewisses höhnisches Brummen zu befreien suchte, das er mit den Worten beendigte:

„Er hat gewagt an meine Tochter zu schreiben?“

„Die Kühnheit ist nicht groß, da ich der Liebe Ihrer Tochter gewiß bin,“ antwortete van Dyk. „Durch meine Kunst, durch die göttliche Kunst des Gesanges, habe ich ihr Herz gewonnen. Wenn aber von einem Wagstück die Rede sein soll, so kann der Vorwurf allein Sie treffer, Mynheer van Geldern! Sie öffneten mir Ihr Haus, Sie gaben es zu, daß ich Ihre liebenswürdige Tochter Doris unterrichtete, Sie .....

„Kunst! .... göttliche Kunst!“ fuhr van Geldern auf und stampfte mit dem Fuße. „Nenne Er es lieber schlecht und recht Betrug! Er hat mein unerfahrenes Kind mit seinen leichtfertigen Liedern und thörichten Reimereien verwirrt. Ja, ja! Er hat ein recht artiges Spiel hinter meinem Rücken gespielt. Aber ich werde ihm das Handwerk legen! Verlasse Er sich darauf!“

„Das bezweifle ich!“ antwortete van Dyk.

„Ist er bei Sinnen, Mensch, will er gegen mein Haus Gewalt gebrauchen?“ rief van Geldern rasend. „Hat Er sich wohl den Unterschied in Stand und Verhältnissen schon klar gemacht, welcher zwischen Doris und Ihm besteht? Van Geldern's Kind verheirathet mit einem Organisten in Haarlem! Nein, das ist gar zu lächerlich! vollkommen verrückt! Ich habe Mitleid mit ihm, junger Mann, sonst würde ich Ihn wegen seiner

Faseleien ins Narrenhaus sperren lassen.“ Und van Geldern schlug ein trocknes Lachen auf, ein Lachen, wie es gewisse Leute als überzeugendes Argument zu benutzen pflegen.

Eine düstre Zornröthe färbte das Gesicht des jungen Mannes. Es war augenscheinlich, daß ihn dieses Lachen in Verbindung mit van Geldern's Stolz tief erbitterte und seine Lippen erbeben machte; bald aber war er wieder Herr seiner Bewegung und, indem er seine prächtigen schwarzen Locken keck zurückwarf, sagte er: „Sie haben unser Geheimniß errathen, Mynheer van Geldern! Keine Macht der Erde wird im Stande sein, uns zu trennen, uns auseinander zu reißen! Ihre Doris hängt an mir mit aller Gluth einer unvertilgbaren Leidenschaft! Ueberlegen Sie, wohin es führen könnte, wenn Sie ihr verwehrten, mir für alle Zukunft anzuhören! Ueberlegen Sie's scharf und klar und . . . geben Sie uns Ihre Zustimmung!“

„Nun, ich will sie geben, aber nicht eher, als bis Er mir die alte Orgel in Haarlems Kirche mit Gold belegen kann!“ antwortete van Geldern mit beißendem Hohne.

Van Dyk blickte ihn verächtlich an und erwiderte: „Sie scheinen Seelen auf derselben Wage zu wiegen, auf welcher Sie den Werth Ihrer Dukaten bestimmen. Sie sind ein reicher Mann, van Geldern, der reichste vielleicht in Haarlem; aber, was will das sagen? Wenn Ihr Lebenstag vorüber, wenn die Papiere, womit Sie Ihren nun so lauttönenden Namen sich erkauft haben, der Wurm vernichtete: wer, frage ich, wer wird dann noch wissen, daß einmal ein van Geldern existirte? Sie haben Ihre Spur in Sand getreten und, selbst wenn es goldener Sand ist, die Wogen der Zeit rollen drüber hinweg und löschen Ihren Namen aus für ewig!“

„Meint Er?“ frug van Geldern. „Hm! Er ist wohl besser dran auf seiner Orgelbank?“

Van Dyk richtete sich in die Höhe und mit einem Lächeln voller Verachtung entgegnete er:

„Kennen Sie das Geschlecht der van Dyk? Es gab schon ein solches, bevor es ein Gelderland gab und bevor Jemand den Namen der Provinz zu seinem eigenen machen konnte. Sie meinen, daß ein Unterschied zwischen unserm Stande und Range ist! . . . . In der That, Sie haben Recht! . . . . . Als Ihr Vater noch ein armer Weber in Haarlem war, webte er für meinen Vater die Leinwand, worauf Anton van Dyk seine Bilder malte. Sie kennen doch wohl diesen Meister? Er ist Gold werth und Gold verstehen Sie ja zu würdigen. Ich habe zwar nicht das leuchtende Metall, welches in Ihren Taschen klimpert; aber ich besitze anderes Gut . . . . Ich habe meine Schätze nicht geizig für mich selbst behalten. Ich habe das Gold des Gesanges über Hohe und Niedere ausgestreut; es hat seinen Weg überall hin gefunden und wenn Sie in die ärmste Hütte treten, so werden Ihnen Niclas van Dyk's fröhliche Lieder entgegen tönen. Licht und Leben habe ich ausgesät, indeß Sie dem Götzen Mammon Ihre Opfer darbrachten, und wenn die alte Orgel in Haarlem ihre Tonwogen zum Himmel wälzt, so ist das nur ein schwacher Wiederklang von hundert anderen, die ich gebaut, und die jeden Sonntag meine Hymnen emporbrausen lassen zur Ehre für Gott und zur Freude für die Menschen!“

„Ei, das läßt sich hören“, bemerkte van Geldern spottend und von einem plötzlichen Einfall ergriffen. „Ich muß also wohl meine Forderung etwas herunter schrauben, da ein so geringer Unterschied zwischen uns ist. Gut! . . . . Ich verlange nicht, daß Er Haarlems alte Orgel mit Gold belegt, mit Dukaten oder mit Liedergold, woran Er so

reich zu sein sich rühmt. Nein, ich verlange es nicht, ich verlange nur eine Kleinigkeit. Kann er in acht Tagen mir ein Exemplar von dieser Tulpengattung da verschaffen, so ist er meiner Tochter Gemahl, kann er's nicht, dann muß Er sich's gefallen lassen, wenn ich ihn vor die Thür werfe, wie einen ganz unverschämten Prahlhans, der sich innerhalb der Grenzen, die seine Stellung ihm anwies, nicht zu halten wußte."

„Rasen Sie?" rief van Dyk mit einem flammenden Blicke.

„Er findet vielleicht die Sache zu leicht und den vorgeschlagenen Tausch zu ungleich?" frug van Geldern ironisch.

„Das durchaus nicht!" antwortete Niclas van Dyk, der bisher „le prince noir" nicht aus den Augen gelassen hatte. „Ich kenne vollkommen den Werth dieser Prachtblumen und weiß, daß es unendlich schwer, ja, daß es vielleicht unmöglich sein wird, sie zur Stelle zu schaffen. Aber hüten Sie sich, Mynheer van Geldern, am Ende halte ich Sie doch beim Wort!"

„Glaubt Er?" sagte van Geldern. „Nun, Er kann ja sein Glück versuchen!"

Niclas van Dyk beugte sich über „le prince noir" nieder und betrachtete sie aufmerksam. Nachher erhob er sich rasch und sagte: „Ich nehme von Ihnen Abschied, Mynheer van Geldern, und erinnere Sie noch einmal an Ihr Versprechen. Aber ehe ich die Thür ergreife, will ich Ihnen nur Eins noch sagen. Setzen Sie nicht Ihr ganzes Vertrauen in diese Blumen, die wie bunte Lakaien nur an Höfen und in den Prachtsälen der Großen gefunden werden. Aller unechte Glanz, aller aufgeblasene Hochmuth hat seine Zeit, und wenn der Frosch zerplatzt, wer, glauben Sie wohl, wird seine Haut kaufen wollen? Nehmen Sie sich in Acht! Es gährt und glimmt in allen Ecken; überall läuft Betrügerei und Schwindel bei diesen Geschäften mit unter, welche Einzelne reich machen, während sie Tausende an den Bettelstab bringen. Die Provinzialstände werden diese Verhältnisse in Erwägung ziehen und Niemand weiß, wie die Sache ausfällt. Nehmen Sie sich in Acht und denken Sie an den Frosch in der Fabel!"

„Ei, ei! Ich wußte bisher nicht, daß Er auch etwas vom Handel verstünde!" sagte van Geldern mit trockenem Lachen. „Ich danke Ihm für seinen Rath; aber befolgen werde ich ihn nicht! Glaubt Er denn, van Geldern zittert, wenn die Erde unter seinen Füßen bebt?"

„Ich habe Ihnen eine Warnung ertheilt", antwortete van Dyk „und ich will derselben noch Etwas hinzufügen! .... Wie stolz Sie sich auch emporthürmen, Sie bleiben nur ein Mensch, ein Mensch, der sich dem vergänglichen Loose der Sterblichen nicht zu entzieh'n vermag. Wie hoch Sie heute fliegen, so tief können Sie morgen fallen! Der Adler braucht nur einen Pfeil und er stürzt zur Erde. Fürchten Sie diesen Pfeil, van Geldern! Er ist vielleicht heimlich schon für Sie geschmiedet und harrt blos des Bogens, der ihn abschießt. Sie fordern mich heraus mit einer „Kleinigkeit", wie Sie sagen. Wohlan denn! Ich setze mein und Ihrer Tochter Glück auf die Karte des Zufalls! Nehmen Sie sich aber selbst in Acht vor den tausend kleinen Zufälligkeiten, wovon manchmal eine einzige einen Mann zu vernichten im Stand ist! Können Sie sich vor ihnen allen schützen, dann will ich feierlich erklären, daß Sie ein Recht haben, sich zu überheben, wie Sie es thun; denn Der, welcher alles Kleine zu besiegen die Kraft hat, der verdient es wohl, den Namen des „Großen" zu tragen. Aber Sie können sich davor nicht schützen! Sie können es nicht!"

Mit diesen Worten brach Niclas van Dyk plötzlich die Blüthe von „le prince noir"

ab, steckte sie in sein Wams und verließ das chinesische Gemach, indem er dem Matador des Handels noch zurief: „Wir sehen uns wieder, Mynheer van Geldern!“

Van Geldern war von Sinnen. Niemals hatte man gewagt, so zu ihm zu sprechen, niemals hatte man sich ihm gegenüber so frech gezeigt .... die kostbare Blume brach man ihm direkt vor der Nase ab .... es war unerhört, es überstieg alle Begriffe! .... Einige Augenblicke blieb er, wie bewußtlos, stehen und blickte nach der Thür; dann schlug er sich vor die Stirn und klingelte Palembang herbei. Der schwarze Sklave erschien, lautlos und unterthänig, wie immer; aber kaum hatte van Geldern seine häßliche, demüthige Gestalt erblickt, als er den Stock ergriff und ihn mit so gewaltiger Wucht auf Palembang's Rücken niedersausen ließ, daß dieser auffuhr, wie ein Gummiball, und, laut heulend, den Tisch umwarf, hinter dem er sich zu verbergen suchte. Aber nun kam van Geldern erst recht in Zug. Schlag auf Schlag folgte und, während Palembang, einem Brummkreisel ähnlich, in dem Zimmer umherschnurrte, flogen die Scherben von einem venetianischen Spiegel, von chinesischen Vasen und ostindischen Pagoden rings umher, bis es Palembang gelang, aus dem Fenster zu springen und unter langgedehntem Geheul zu verschwinden. Van Geldern hatte sein Müthchen gekühlt; er klingelte der alten Haushälterin in der Tiefe und befahl ihr, das „Fräulein“ in den nächsten acht Tagen nicht aus dem Zimmer zu lassen. Als er diese Vorsichtsmaßregel getroffen hatte, ließ er „le prince noir“ von einem Diener auf sein Zimmer bringen und ging an seine Geschäfte.

* * *

Die Arbeit gleicht einer Uhr. In der Regel geht sie von selbst; aber es gibt gewisse Tage, wo sie nicht von der Stelle rücken will, und das erfuhr nun van Geldern. Der Paroxismus, der sein chinesisches Museum in so klägliche Unordnung gebracht hatte, wich allmählig einer fatalen Schlaffheit, über die der gewaltige van Geldern nicht Herr werden konnte. Vergebens brachte ihn seine prächtige Equipage von den schimmernden Blumenbeeten nach seinem Comptoir, vergebens ging er vom Comptoir nach der Fabrik, von der Fabrik nach den Bleichplätzen; es war, als wenn das schneeweiße Leinen ihn wegen seiner Weißheit ärgerte, und als wenn die rasselnden Spindeln ihn bei jeder Umdrehung, die sie machten, verspotteten. Selbst der Mittag, der sonst den Glanzpunkt in van Geldern's Dasein bildete, ließ ihn gleichgültig; es schmeckte ihm nicht. Einsam und allein saß er an seinem Tische, bedient von den stummen, respektvollen Dienern: Doris' mildes Lächeln mangelte ihm und ihr holder Blick bot ihm kein Willkommen. Gegen Abend, als van Geldern die Zeit theils damit zugebracht hatte, seine Papageien zu drillen, theils damit, in feierlicher Muße das Muster in den ostindischen Fußteppichen zu studiren, ließ er Palembang rufen, damit er ihm die bereits zu seiner Gewohnheit gewordenen Taschenspielerkunststücke vormache. Da erhielt er denn zur Antwort, daß Palembang fortgelaufen sei .... wohin? wußte man nicht. Van Geldern zündete sich nun mit höchsteigener Hand eine Pfeife an und zog eine Spieldose auf, die ebenfalls zu seinen liebsten Zerstreuungen gehörte.

Die Spieldose spielte ein paar Stücke, wie sie nun eben von einem solchen kleinen Klimperkasten gespielt werden können, dann gab es einen Knicks, und alle Anstrengungen van Geldern's, sie wieder in Bewegung zu setzen, erwiesen sich als fruchtlos. Van Geldern schlug seine Pfeife in drei Stücken, warf die Stücke dem grünen Papagei an den Kopf und befahl, den Wagen anzuspannen.

Als er Haarlem erreicht hatte, ging er rasch auf sein Comptoir, sah noch schnell vor Thorschluß einige Rechnungen durch und theilte darauf einem alten Buchhalter, seinem Faktotum, in verdrießlichem Tone mit, daß er nach Amsterdam reise und daß man ihn vor acht Tagen nicht zurück erwarten solle. In einer halben Stunde rollte er denn auch in einer bequemen Postchaise der Hauptstadt zu.

Wie der Wagen so dahin rasselte, durchkreuzten verschiedene Gedanken van Geldern's Kopf. All die höhnische Verachtung, womit ihn der unverschämte Niclas van Dyk überschüttet hatte, gährte noch auf dem Grunde seiner Seele wie ein Giftstrom; aber neben den Rachegedanken, die wie Pestblumen an der Oberfläche schwammen, wiegten sich andere, die ihn selbst blos angingen und die ihn mehr und mehr aufregten.

Zwar hielt er van Dyk für keinen besonders gefährlichen Feind, außerdem glaubte er auch nicht, daß er in seine Geschäftsgeheimnisse eingeweiht sei und doch ängstigte ihn das räthselhafte Wort von den Provinzialständen und machte ihn bedenklich. Mit wie großer Verachtung er auch die Warnung van Dyk's abgewiesen hatte, so viel stand fest, daß der Schwindel mit den Blumenzwiebeln endlich einmal aufhören mußte und van Geldern war durchaus nicht so sorglos, um das nicht lebhaft zu fühlen. Die Verpflichtungen, die „auf Vorhand" für den nächsten Haarlemer Markt eingegangen worden, grenzten ans Ungeheure. Sie drehten sich um Millionen und van Geldern sah sehr gut ein, daß damit der Ruin und das Fallissement zahlreicher Firmen verknüpft sein werde.

Er wußte außerdem, daß eine bedeutende Anzahl von Kaufleuten, welche mehr oder minder in die Geschäfte mit verwickelt waren, sich an die Generalstaaten mit einer Petition gewandt hatte, worin ausgesprochen wurde, daß, da die letzten Transactionen für „auf ganz unhaltbaren Preisen beruhend" angesehen würden und die abgeschlossenen Contracte entschieden zu einem allgemeinen commerciellen Verderben führen müßten, daß, sagen wir, die Verpflichtungen, die man auf dem letzten Haarlemer Markt eingegangen, für null und nichtig erklärt werden möchten, ähnlich denen, die man beim Hazardspiel oder bei Gelegenheit einer Wette auf sich genommen.

Die Worte, die Niclas van Dyk von einem möglichen Eingreifen der Provinzialstände in diese Sache hatte fallen lassen, konnten doch mehr Stichhaltigkeit für sich haben, als van Geldern im ersten Moment geglaubt hatte; denn es war ihm ja nicht unbekannt, daß van Dyk's schönes Talent ihm häufig auch in solche Kreise Zutritt verschaffte, wo es selbst ihm, trotz seines Reichthumes, Schwierigkeiten machte, hinein zu kommen. Auch bei van Eichel konnte der „unverfrorne" Organist etwas aufgeschnappt haben; denn van Eichel besaß mächtige Freunde und, wie die Verhältnisse augenblicklich lagen, konnte es ihm nur den weitgehendsten Vortheil gewähren, wenn die eingegangenen Verpflichtungen für ungültig erklärt wurden. Für van Geldern dagegen kam es darauf an, sie mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht aufrecht zu erhalten .... und nun kutschirte er nach Amsterdam in der Absicht, eine Liga unter den einflußreichsten Handelsherren der Hauptstadt zu Stande zu bringen und dieselben zu vermögen, mit einer Adresse, worin sie strenge Aufrechterhaltung der Contracte verlangten, bei den Generalstaaten vorstellig zu werden.

Er war kaum eine viertel Meile von Haarlem entfernt, als ihm plötzlich ein Gedanke, oder besser ein Verdacht durch den Kopf schoß. Hatte Diestler auch alle Zwiebeln auf das kleine Magazin gebracht und waren sie dort auch gut verwahrt? Der Gedanke peinigte ihn fast, und er machte sich Vorwürfe, daß er so vergeßlich gewesen und sie nicht

einmal gezählt habe, bevor er sich auf die Reise begeben. Der nächste Gedanke war der, daß Niclas von Dyk durch List, Bestechung, oder gar durch Diebstahl sich in den Besitz von einer dieser kostbaren Zwiebeln setzen konnte und dieser Gedanke änderte seinen Fahrplan. Mit einem raschen Ruck riß er das Wagenfenster auf und befahl dem Postillon umzudrehen, und kurz vor Haarlem zu halten. An der bezeichneten Stelle angekommen, stieg er aus und nahm eiligst seinen Weg durch abgelegene Gassen, bis er ein großes Haus auf dem Markte erreicht hatte.

Das kleine Magazin, welches die Etage über den Comptoirlokalen einnahm, im ersten Stockwerk belegen, war van Geldern's Heiligthum. Hier verwahrte er nämlich die seltensten und theuersten Blumenzwiebeln und, wenn er mit dem Einfluß prahlen wollte, den er auf den Blumenmarkt ausübe, so pflegte er die fremden Agenten durch die verschiedenen Räume zu führen, wo auf unzähligen eichenen Regalen all die Zwiebeln bis zu vielen hundert tausend Gulden Werth aufgespeichert lagen. Wollte er indeß recht überraschen und imponiren, so öffnete er mit einer gleichgültigen Miene die Thür zum Magazincomptoir, einem Zimmer, das mit wahrhaft königlicher Pracht ausgestattet war und wo die Proben der edelsten Arten in bunten Marmorschalen aufgestellt worden, welche eine Angabe der Preise und den Namen von gekrönten und fürstlichen Personen enthielten, die sie bei van Geldern gekauft hatten.

Dies Mal freilich konnte er keinem Menschen imponiren; alle Räume erschienen ihm öde und unheimlich in dem düstren Lichte des Wachsstockes, den er in der Hand hielt, und erst, als er sich in dem Magazincomptoir mit seiner komfortablen Traulichkeit befand, wurde er dies Gefühl los. Er zündete die Wachskerzen des schweren silbernen Armleuchters auf dem Ebenholz-Schreibbureau an und, indem er sich dann auf die Suche begab, sah er, daß der alte Diestler die kostbaren Zwiebeln eine nach der andern auf einem kleinen Tischchen außerhalb des Comptoirs aufgespeichert hatte. Van Geldern betrachtete mit stillem, zufriedenen Blick die vielen rothen Papierhüllen, von welchen jede eine so bedeutende Vermehrung seines Vermögens enthielt, und trug endlich das Tischchen in das reizende Prunkgemach, dessen Thür er vorsichtig verschloß. Hierauf zündete er den anderen Armleuchter an und begann mit der ganzen Glückseligkeit eines Geizhalses die Zwiebeln zu zählen .... ihre Zahl stimmte, der alte Diestler hatte ihn nicht um eine einzige betrogen. Van Geldern zog seine schwere, mit Diamanten besetzte goldne Uhr und lehnte sich mit einer übermüthigen Miene auf seinem Stuhle zurück. Es war halb Elf und er hatte noch Zeit, denn erst um Mitternacht sollte ihn der Postillon an derselben Stelle abholen, wo er ausgestiegen war. Er zündete sich also eine Pfeife an und ruhte sich in aller Gemüthlichkeit von den unbehaglichen Vorkommnissen des Tages aus.

Als van Geldern die Pfeife ans Licht hielt, hörte er einen scharfen, klirrenden Klang, wie von einer stählernen Feder, welche zurückspringt.

Van Geldern fuhr zusammen.

Ohne zu wissen, weßhalb, dachte er an den Pfeil, womit ihm van Dyk gedroht hatte, und eine unwillkürliche beklemmende Angst ergriff ihn. Er schöpfte Verdacht. Es konnte da oder dort irgend Jemand verborgen sein und ohne sich zu bedenken, ergriff er den Armleuchter, öffnete die Thür und starrte mit unruhigem Blick ins Magazin hinaus.

Das flackernde, im Zugwinde qualmende Licht überzeugte ihn bald von der Ursache des verwunderlichen Klanges, den er gehört hatte. Er rührte nämlich von dem Fallschloß an der Magazinthür her, das nicht hinlänglich eingeschnappt und nun zurückgesprungen

war. Van Geldern schloß die Thür und fand zwar, als er wieder zurückging, seine Gemüthsruhe wieder, indeß hatte ihn doch dieser Vorfall aufmerksam gemacht und er beschloß, seinen Schatz an einem Orte zu verbergen, wo sich ein verrätherisches Fallschoß nicht so leicht öffnen konnte. Unter dem Flügel, der an das kleine Magazin stieß, hatte van Geldern ein feuerfestes Gewölbe anlegen lassen, welches durch eine schmale Treppe mit dem Magazincomptoir verbunden war. Ein solches Gewölbe war damals, bei dem Mangel an Banken und Sparkassen, ein sehr zweckmäßiges Ding. Es kam blos darauf an, seine Existenz mit einer gewissen Heimlichkeit zu umgeben und, was van Geldern anbetraf, so wußte sonst Niemand etwas davon, als sein alter Buchhalter. Van Geldern packte alle Zwiebeln in einen Korb, öffnete einen eisernen Schrank, nahm einen künstlich gebildeten Schlüssel heraus und schlich sich dann, nachdem er wieder den Wachsstock angezündet, wie ein Dieb nach dem großen Kamin. Dort schob er ein Feld des polirten Eichengetäfels beiseit, kroch nicht ohne große Beschwerde durch die enge Oeffnung, und stieg dann pustend die schmalen Treppenstufen nieder, die sich wanden, wie die Windungen in einem Schneckenhause. Mit einer Sicherheit, die den Beweis lieferte, daß er nicht selten an diesem Orte einen Besuch abstattete, fand er die Platte, die das Schlüsselloch in der dicken Eisenthür verbarg, und da dieselbe sich ganz lautlos in ihren Angeln drehte, so fühlte van Geldern eine stille Freude über das treffliche Versteck, wo Alles finster war, kalt und verschlossen, wie er selbst.

Gleichwohl war in der düstren, einsamen Stille der Nacht, in der feuchten, eingesperrten Luft, in den Schatten, die sich wechselsweise bald da, bald dort abzeichneten, etwas Geister-, etwas Gespensterhaftes, welches bewirkte, daß er mit weit größerer Sorgsamkeit als sonst, die schwerfällige eiserne Thür hinter sich abschloß. Erst als er sich überzeugt hatte, daß Schloß und Riegel in Ordnung, schöpfte er erleichtert Athem und öffnete langsam den großen Geldschrank, der den ganzen Hintergrund des Gewölbes einnahm. Dieser Geldschrank war van Geldern's Herzblatt. Beutel mit abgezählten Dukaten standen Reihe um Reihe, kalte, fühllose, unbarmherzige Dukaten, und doch konnte durch einen von diesen Beuteln mancher Seufzer gedämpft, manche Thräne getrocknet werden. Aber dergleichen sentimentale Träumereien kamen van Geldern nicht in den Sinn.

Er ließ blos sein Auge vergnügt über die Reihen dahin schweifen, sah nachher, ob sie mit der Ziffer stimmten, die inwendig an der Thür angebracht war, und schickte sich endlich an, den obersten Raum auszuräumen, damit der Korb noch Platz finden könne.

Das war nun keineswegs eine leichte Arbeit; die goldgefüllten Beutel hatten ihr Gewicht und van Geldern mußte sich sputen, um den Wagen noch zu rechter Zeit zu erreichen. Just, als er den letzten in ein benachbartes Fach zu andern Beuteln legen wollte, zerriß das Band, womit derselbe zugebunden worden, und ein Strom klingender Dukaten rollte über die Fliesen des Gewölbes. Van Geldern griff nach dem Wachsstock, um sie aufzusammeln; aber ungeduldig, wie er war, warf er ihn auf den Fußboden und eine plötzliche, rabenschwarze Nacht umgab ihn.

Aergerlich fühlte er sich bis zu dem kleinen Tische fort, wo das Feuerzeug stand; leider aber war in der betreffenden Schachtel blos Stahl und Stein und kein Zunder vorhanden. Zornig warf er sie von sich und tastete sich gegen die Thür hin mit dem unbehaglichen Bewußtsein, daß er zum ersten Mal in seinem Leben das goldreiche Gewölbe in einem Zustande verließ, der durchaus nicht mit seiner sonstigen kühlen Geschäftsmäßigkeit

übereinstimmte. Vertraut mit seiner Umgebung fand er rasch die Thür, steckte den Schlüssel ins Loch und drehte ihn um; aber es war, als stünde er vor einer Mauer .... die schwere eiserne Thür machte keine Miene, sich zu öffnen. Van Geldern kannte das Schloß zu genau, als daß er hätte annehmen können, irgend ein Fehler desselben sei daran Schuld; es mußte an den Riegeln liegen, die in der Finsterniß nicht gehörig zurückgeschoben worden; aber das war nicht der Fall und trotzdem ging die Thür nicht auf. Vorsichtig zog er den Schlüssel aus der Oeffnung, steckte ihn von Neuem wieder hinein und drehte ihn ganz langsam um, indeß griff der Bart zu seinem Entsetzen nicht fest. Es war, als drehte er den Schlüssel in der leeren Luft um, als wenn eine unsichtbare Hand das Schloß von seinem Platze entfernt hätte.

Eine quälende Angst, ein gespensterhaftes Entsetzen ergriff ihn und der kalte Schweiß perlte ihm von der Stirn. Woran lag es, daß das Schloß sich nicht öffnete? Welche dämonische Macht hatte die stählerne Feder schlaff und dieses Meisterstück der Schmiedekunst plötzlich untauglich gemacht? Waren rächende Geister dabei im Spiel, oder war es nur eine Täuschung seiner erhitzten Phantasie? Diese Fragen schossen blitzartig durch den Kopf van Geldern's, der müde von seiner fruchtlosen Arbeit auf den einzigen Stuhl niedersank, welchen das Gewölbe besaß.

Es war dies ein bequemer, weich ausgepolsterter sammtener Lehnstuhl, und doch saß van Geldern auf ihm wie auf glühenden Kohlen, während er in tiefem Nachdenken seinen Kopf in beide Hände stützte. Plötzlich fuhr er mit freudiger Erregtheit in die Höhe .... nun wußte er, woran die Sache lag. Er hatte den Schlüssel, einen Hohlschlüssel, in seiner Westentasche gehabt. Irgend Etwas mußte in seine Höhlung hineingekommen sein und nun verhindern, daß er fest griff. Van Geldern riß deßhalb seine diamantenbesetzte Nadel aus der Busenkrause und fuhr mit ihr in den Schlüssel hinein. Leider erwies sie sich als zu kurz. Er grübelte einen Augenblick nach, dann riß er eine Weidenruthe aus dem Korbe, fuhr damit in den Schlüssel und überzeugte sich wirklich, daß ein harter Gegenstand in der Höhlung saß. Mittags beim Dessert hatte er einige Zuckerkugeln genommen und den Papagei damit gefüttert. Eine davon mußte in die Weste und von da in den Schlüssel gekommen sein, sodaß er nun nicht fest greifen konnte. Welch erstaunliche und unbegreifliche Kleinigkeiten können doch für einen Mann entscheidend sein, der selbst, wie er, van Geldern heißt und Millionen sein Eigenthum nennt .... hier war es eine Zuckerkugel, welche eine Thür schloß, eine Eisenthür, die zwischen einem mit allen Glücksgütern gesegneten Dasein und — dem Hungertode eine Scheidewand aufstellte. Hungertod! Van Geldern erhielt eine dumpfe, widerliche Empfindung davon; er fühlte sich tödtlich krank und fiel mehr, als er sich setzte, in den weichen Lehnstuhl, auf dem er so manche Stunden in stolzer Freude über seine zusammengescharrten Schätze zugebracht hatte. Er, van Geldern, Hungers gestorben! Gestorben wie ein Bettler, während die gleißenden Goldstücke zu seinen Füßen lagen? Nein, das war unmöglich! Da mußte es ja keine Gnade mehr geben, keinen Himmel, keinen milden und barmherzigen Richter. Hatte er mild gerichtet, war er barmherzig gewesen gegen die Menschen in ihrer äußersten Noth? Der Gedanke trat blitzklar und mit unabweisbarer Gewalt vor ihn hin; es war gleichsam als ob Jemand in der Finsterniß ihn darum fragte und er, er mußte antworten „nein!“ und „nein!“ und ewig „nein!“ Und weiter gingen seine Gedanken. Es war ihm peinlich an Gott, oder eine Rettung durch Gottes Hand zu denken. Praktisch, wie er war, stellte er eine Wahrscheinlichkeitsberechnung

darüber an, wie lange es wohl dauern würde, ehe man ihn vermißte? Aber diese Berechnung ergab ein ganz hoffnungsloses Resultat. Die Tochter, die zuerst und vor allen Anderen ihn vermissen konnte, hatte er eingesperrt. Palembang war davon gelaufen, weil er von ihm gemißhandelt worden und der alte Buchhalter hielt sich an seine „acht Tage" und frug nicht nach ihm. Acht Tage! Van Geldern bebte! Er erinnerte sich, gehört zu haben, daß Leute bei einer Hungersnoth wohl allenfalls sieben Tage ohne Nahrung gelebt hätten, daß sie aber meist am fünften Tage schon so ermattet gewesen, daß Hülfe zu spät gekommen wäre. Also fünf Tage! Van Geldern ließ seinen Kopf sinken, verbarg das Gesicht in seinen Händen und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus, welches von den harten Wänden und der Wölbung des Gemäuers unheimlich zurückgeworfen wurde. Aber das focht ihn nicht an; er fühlte eine Erleichterung im Weinen und er fuhr fort, gleich einem Kinde, zu schluchzen.

Auf einmal fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf — van Dyk. Wie seltsam hatte dieser junge Mann mit seiner feurigen Energie auf ihn eingewirkt.

„Nur der, der im Stande ist, das Kleine zu besiegen, ist würdig, den Namen des „Großen" zu tragen" ....

Das hatte er gesagt. War es nicht möglich, diese unbedeutende Bagatelle zu überwinden, die ihn verhinderte, wieder hinaus, ins Leben, zu kommen, von dem er so ungern, so schwer sich trennte? Van Geldern besann es hin und her; sein Hirn arbeitete unverdrossen, aber es war ihm nicht möglich, ein Mittel zur Freiheit zu finden. Plötzlich sprang er empor .... nun hatte er es! Mit zitternder Hand tastete er nach dem Korbe und suchte sich eine passende Weidenruthe aus. Dann nahm er seine Busennadel und brach sie entzwei, um sie in die Weidenruthe hinein zu bohren und so eine Waffe zu gewinnen, womit er sich empor kämpfen konnte zu Licht und Leben. Vorsichtig begann er sein Werk, aber die Finsterniß war so dicht und die Spannung, unter der er arbeitete, ließ seine ohnedies unbehülflichen Hände unaufhörlich zittern.

Plötzlich brach die Weidenruthe mitten auseinander, ein schmerzlicher Stich in den Daumen ließ ihn eine heftige, unwillkürliche Bewegung machen und mit einem leis klingenden Laute fiel die Nadel auf die Fliesen. Van Geldern saß eine Zeit lang wie verstummt. Dann suchte er das Verlorene, indem er auf Händen und Füßen kriechend über den eiskalten Fußboden des Gewölbes hinfuhr; aber er fand nur Gold, Gold und wieder Gold, nur diese nutzlosen Dukaten, womit er sich sein ganzes Leben lang geplagt hatte. Die Nadel dagegen war verschwunden. Sie mußte in einen Ritz gefallen sein — alle Hoffnung war aus! Van Geldern nahm sein seidenes Taschentuch und trocknete den Schweiß vom Gesicht. Er ergriff dann wieder den Schlüssel, fuhr damit ins Schloß, prüfte ihn auf's Neue und überzeugte sich wieder und wieder, daß nichts mit ihm anzufangen. Er seufzte, suchte den alten Lehnstuhl zu gewinnen und sank in einem Zustande stumpfer Ermattung nieder, welcher ihm kaum noch zu denken erlaubte. Er schlief nicht, er wachte nicht, er hatte nur die Empfindung von einem unerträglichen Zustande, welche sich in der grenzenlosen Größe seines Unglücks verlor. Wie lange er so saß, darüber wußte er Nichts. Die Zeit schien stille zu stehen und nicht ein Laut, nicht ein Ton drang durch diese unförmlich dicken Mauern. Die tiefe Stille, die öde Finsterniß wurde ihm nach und nach entsetzlich; die feuchte Kälte, die er bisher nicht beachtet hatte, drang ihm durch Mark und Bein und in einem Anfalle von Verzweiflung sprang er auf und tobte mit Händen und Füßen gegen die eisenbeschlagene Thür, indem er van

Dyk verfluchte, seine Tochter, sich selbst und die Mutter, die ihn geboren. Aber der Paroxysmus war nur von kurzer Dauer. Van Geldern fühlte mit einem Male einen gräßlichen schneidenden Schmerz, als wenn Jemand ihm seinen Kopf spalte, und stürzte mit einem Angstschrei rücklings zu Boden.

Wie lange er so lag, was mit ihm geschehen und wie er auf dem harten, eiskalten Steinboden wieder erwacht war, darüber hatte van Geldern schließlich nur eine sehr unklare Vorstellung. Es schien ihm, daß ganze Tage, ja ganze Wochen inzwischen hingegangen sein müßten, daß er ein alter Mann ohne Spannkraft und Willen geworden und außerdem fühlte er einen nagenden Hunger, einen brennenden Durst, der ihm bewies, daß die durch den Fall verursachte Gehirnerschütterung nicht ohne Folgen geblieben. Nach einigen Versuchen glückte es ihm, sich aufzurichten, und schwach, sich kaum auf den Füßen haltend, taumelte er auf den Stuhl und sah ein, daß er nun alle Kraft anwenden müsse, um nicht in einen neuen Schlaf zu sinken, welcher leicht sein letzter sein konnte.

Er war gebrochen, gelähmt, vernichtet!

Sein einst so stolzer Sinn mit den hochfliegenden Plänen richtete sich jetzt mit der Gier des Thieres nur auf Eins — auf Futter, Nahrung, Erhaltung des Lebens. Seine Hände griffen unsicher in allen Richtungen umher; plötzlich stießen sie auf den Korb, seine Handflächen glitten über die runden, frischen Zwiebeln hin und unwillkürlich schlossen sie sich über ihnen, wie die Krallen des Geiers über einer todten Beute. Was kümmerte es ihn nun, daß jede dieser kostbaren Zwiebeln denselben Preis kostete, den er um seiner Tochter Hand ausgesetzt hatte? Was lag ihm daran, daß er in wenigen Minuten Tausende von Gulden verzehrte, wenn er nur die verzehrende Pein, den nagenden Hunger zu stillen vermochte? Wie ein Wolf warf er sich darüber her; eine Zwiebel nach der andern verschwand, die Vertiefung im Korbe wurde stets größer und größer und nur mit einem Seufzer stellte er ihn wieder hin, indem er überlegte, daß seine Gefangenschaft vielleicht längere Zeit dauern könne und daß es darauf ankomme, das Leben bis zur äußersten Möglichkeit zu erhalten.

War nun auch seine Nahrung sehr kostbar, so schien sie ihm doch neue Kraft zu geben und mit den Kräften kam wieder die Hoffnung auf baldige Befreiung. Er zog nun wieder Ruthe um Ruthe aus dem Korbe und indem er in seiner Angst ein Gebet an Gott richtete, der ihm in den Tagen seiner Herrlichkeit wie ein absurder Gedanke vorgekommen war, begann er einen neuen Versuch, den Schlüssel auszubohren, den Schlüssel zu dem Leben, das er nun und nimmer fahren lassen wollte. Und so saß der reiche van Geldern betend und arbeitend, Ruthe um Ruthe prüfend, bis Alles in Stumpf und Stücke gerissen war, ohne irgend ein Resultat zu ergeben. Endlich fiel er auf die Knie, verbarg sein Gesicht in den Lehnstuhl und bat den Himmel, seine Qual kurz zu machen.

* * *

Inzwischen ging über ihm Alles seinen gewöhnlichen ruhigen Gang.

Der alte Buchhalter strich jeden Morgen einen Tag vom Kalender aus und ging, wenn das besorgt war, mit aller Seelenruhe an seine Arbeit.

Doris dachte mit heimlicher Angst daran, wie der Vater mit ihr ins Gericht gehen würde, wenn er wieder nach Hause käme, betete jeden Abend ein Gebet für sein Wohlergehen und guckte jeden Morgen durch die hellrothen Seidengardinen zum Fenster hinaus, ob nicht etwa doch Niclas van Dyk vorbeikäme . . . aber er kam nicht!

Was Palembang anbetraf, so war er vielleicht von Allen am Besten daran, denn ihm blies ein frischer, kräftiger Seewind ins Gesicht und wenn er zeitig in der Frühe sein schwarzes Haupt aus der schwarzen Schiffsküche steckte, aus welcher stets eine so liebliche Eßluft emporstieg, so dachte er in seinen Gedanken an Java's Palmenwälder und an das Bambusdach auf seiner Eltern Hütte. Ach, was hätte van Geldern darum gegeben, sein eigener Sklave sein zu können!

Wenn indeß Doris stets vergeblich nach Niclas ausschaute, so beruhte das keineswegs auf Furcht von seiner Seite. Niclas van Dyk kannte überhaupt keine Furcht und der Conflict, in den er mit van Geldern gerathen, diente nur dazu, ihn zu ganz besondrer Thätigkeit anzuspornen. Mit der Zauberblume in der Hand eilte er nach Haarlem zurück und machte mit verzweifelter Hast Alles, was er an Werthsachen besaß, zu baarem Gelde. Nachher bestellte er Courierpferde nach Amsterdam und als er dort angelangt war, wanderte er von Blumenhändler zu Blumenhändler, von Amateur zu Amateur, überall „le prince noir“ vorzeigend, ohne indeß eine andre Auskunft zu erhalten, als die, daß diese wunderbare Blume unbekannt sei und daß man Tausende von Gulden geben würde, wenn man im Stande wäre, sie aufzutreiben. Verzweifelt und abgemattet erreichte van Dyk am Abend sein Logis wieder und war beinahe im Begriff sich zur Ruhe zu begeben, als plötzlich an seine Thür geklopft wurde. Van Dyk machte auf und vor ihm stand ein kleiner beweglicher Mann, welchen er, wie er sich dunkel erinnerte, bereits einmal gesehen. Der kleine Mann mit den wunderlichen großen Augen begann zu erzählen, daß er Blumenliebhaber sei, daß er eine große Sammlung der seltensten Tulpen besitze und zufällig in Erfahrung gebracht habe, daß van Dyk im Besitz einer Varietät wäre, durch welche allgemeines Erstaunen in ganz Amsterdam hervorgerufen worden. Müde, wie er war, wünschte er den kleinen Mann zu allen Teufeln, aber gleichwohl öffnete er das kleine Kästchen, worin „le prince noir“ sich befand, wie ein Prinz in seiner Wiege. Der kleine Mann hatte sie kaum gesehen, als er einen Schrei der Ueberraschung ausstieß; er ging ein paar Mal unruhig auf und nieder und fragte zuletzt, sichtlich bewegt, wo van Dyk die Blume her habe?

„Weßhalb wollen Sie das wissen?“ antwortete Dieser.

„Sie kennen mich nicht!“ sagte der kleine Mann. „Aber ich kenne Sie und besser, als Sie es ahnen. Sie sind Niclas van Dyk, Organist an Haarlems Domkirche. Ich... Sie erlauben, daß ich mich Ihnen bekannt mache! . . . ich bin Jean Mylius, Gärtner bei van Eichel, wo ich Sie mehrmals gesehen habe. Diese Tulpe aber, die Sie mir hier zeigen, ist zugleich mit dreihundert Zwiebeln aus unserm Blumenhause gestohlen worden!“

„Unmöglich,“ rief van Dyk und trat einen Schritt zurück.

„Es ist, wie ich Ihnen sage,“ entgegnete Mylius ruhig. „Ich kann mich doch wohl bei einer Varietät nicht irren, zu deren Kultur ich so lange Zeit gebraucht habe. Sagen Sie mir, von wem Sie diese abgerissene Tulpe erhielten und ich mache Ihnen sofort eins der schönsten und kostbarsten Exemplare zum Präsent!“

„Nun denn,“ antwortete van Dyk, „so mögen Sie's erfahren. Diese Tulpe ist aus van Geldern's Treibhaus.“

„Ah! dachte ich's doch!“ rief Mylius mit funkelnden Augen, „so hat also doch der alte Diestler seine Hand dabei im Spiel!“

„Das glaube ich nicht, Diestler ist ein ehrlicher Mann!“ bemerkte van Dyk.

„Ehrlich, ehrlich! Wen halten Sie für ehrlich bei unserm Geschäft?“ fragte Mylius

und zuckte mit den Achseln. „Ich bin es nicht und Diestler ist es noch viel weniger. Er ist nur ein zu geriebener Fuchs und weiß jede Falle zu umgehen. Sehen Sie, Diestler ist mein Gegner, mein Concurrent, und ich lege einen Eid darauf ab, daß er diese Zwiebeln aus der zweiten oder dritten Hand hat, natürlich ohne zu wissen, daß sein guter Freund Mylius sie züchtete."

„Was denken Sie nun zu thun?" frug van Dyk, etwas unruhig über die Wendung, welche die Sache genommen hatte.

„Das will ich Ihnen sagen," erwiderte Mylius mit listigem Blick. „Ich lasse den Vogel ganz ruhig in die Dohnen gehen. Der alte Diestler glaubte sicher, daß die dreihundert Zwiebeln mein ganzer Besitz, weil man eben nicht mehr vorgefunden. Er glaubt es, denn er kennt meine Reservefonds nicht. Es wird ihm mehr Zeit kosten als mir, neue Zwiebeln zu ziehen und bevor er „le prince noir" auf den Markt bringt, werde ich alle Agenten van Eichel's damit versehen haben. Er kann seinen Preis so niedrig setzen als er will, ich laufe ihm den Rang ab!" Und Mylius heftete seine klugen, glänzenden Augen scharf auf van Dyk, während ein verächtliches Lächeln um seine Lippen schwebte.

Am andern Morgen zeitig rollte van Dyk und der kleine bewegliche Gärtner nach Haarlem zurück, wo der Postwagen vor van Eichel's prachtvollem Landhause anhielt. Van Dyk wendete mehrere Male vergebliche Mühe an, sich von dem überredseligen Mylius los zu machen. Derselbe führte ihn von Treibhaus zu Treibhaus und es gab Augenblicke, wo er beinahe glaubte, der koboldhafte Gärtner treibe einen schlechten Scherz mit ihm. Endlich öffnete Mylius die Thür zu dem letzten langen Blumenhause. Eine schwüle, warme Luft und zugleich ein kräftiger berauschender Wohlgeruch schlug ihm entgegen und siehe da, plötzlich erblickte der ungeduldige van Dyk „le prince noir" in ihrem sammtschwarzen Gewande, ganz so aristokratisch, so vornehm und gleißend, wie er sie in dem chinesischen Gemach gesehen hatte. Mit strahlenden Augen und mit einem Glücke, das nur der kennt, der geliebt hat, nahm van Dyk die kostbare Gabe, le prince noir, entgegen und in einer Stunde später war er vor van Geldern's Landhaus; aber da wehte ihm eine auffallend kühlere Luft entgegen.

Palembang öffnete nicht wie gewöhnlich, Doris war nicht zu sehen und noch weniger zu sprechen. Sie sei krank, hieß es, und könne Niemanden empfangen. Was endlich van Geldern anbetraf, so wäre er auf unbestimmte Zeit in Geschäften verreist und als van Dyk fragte, wohin, so schlug ihm der Diener die Thür vor der Nase zu und würdigte ihn keiner Antwort mehr.

Aber van Dyk ließ sich nicht so leicht abweisen. Die dampfenden Postpferde mußten umkehren und in einer Stunde darauf stand er in van Geldern's Comptoir, festentschlossen seinen Willen durchzusetzen. Der alte Buchhalter theilte ihm mit einem geschäftsmäßigen Bücklinge mit, daß Mynheer van Geldern schon vor einigen Tagen nach Amsterdam gereist sei und daß er ihn im Laufe einer Woche zurückerwarten solle. Van Dyk dankte, bestellte neue Postpferde und jagte stracks nach Amsterdam damit. Aber hier begannen die Schwierigkeiten. Niemand wußte etwas von einer Ankunft van Geldern's in der Hauptstadt, Niemand hatte mit ihm gesprochen, oder ihn gesehen und auf der Post erklärte man, daß er ein Postgefährt von Haarlem nicht benutzt haben könne, da ein solches nicht angekommen wäre.

Ein dumpfer Verdacht stieg in van Dyk auf, als er gegen Abend müde und abgespannt in denselben Gasthof zurückkehrte, wo vor einigen Tagen die Begegnung mit Mylius stattgefunden, und da er in der Dämmerung gedankenvoll in dem großen, öden und unheimlichen Zimmer, das ihm angewiesen worden, auf und ab wanderte, so wuchs dieser Verdacht immer mehr und mehr, wie ein Pilz, der im Dunkeln wuchert und sich ausbreitet. Van Geldern führte in der Regel große Geldsummen bei sich, wenn er sich geschäftlich auf Reisen befand, und die Landstraßen zwischen Haarlem und Amsterdam waren damals ziemlich unsicher. Konnte er nicht ermordet worden sein? Eine peinliche Unruhe, die der Angst ziemlich gleichkam, erfüllte van Dyk; aber im nächsten Augenblick schon war alle Müdigkeit, ja sogar der Gedanke daran verschwunden, und mitten in der Finsterniß der Nacht fuhr er wieder zurück nach Haarlem.

Hier auf der Post erhielt er die überraschende Erklärung, daß van Geldern allerdings vor einigen Abenden eine Courierbeförderung nach Amsterdam bestellt habe, daß er aber bei den „drei Pappeln" umgekehrt und vom Postillon vergeblich erwartet worden sei. Man hatte diese Unregelmäßigkeit keiner besonderen Beachtung für werth gehalten, da van Geldern dergleichen launische Bestimmungen öfter traf und in diesem Punkte hinlänglich bekannt war. Hier stockte die Spur, und wieviel Mühe sich auch van Dyk gab, sie weiter zu verfolgen, er fand keine Fortsetzung derselben. Aufgeregt und bestürmt von allerlei Einbildungen wanderte er in der nachtstillen Stadt herum, bis der Tag anbrach. Das in den Straßen allmählig erwachende Leben verwirrte ihn dann: Er schlenderte weit hinaus vor Haarlems Thore.

Es ist solchen unbestimmten Wanderungen eigenthümlich, daß eine wunderbare Macht der Gedanken uns stets wieder, ohne daß wir selbst es merken, zu der Stelle führt, die den Mittelpunkt unsres Sinnens, unsrer Unruhe, unsrer Gemüthsbewegung bildet. So war es wenigstens bei van Dyk .... Nachdem er eine ganze Zeit lang planlos umhergeschweift, stand er mit einem Male vor der bekannten Gartenmauer, öffnete eine kleine Pforte und gelangte dann auf dem Haselnußheckengange an Diestler's Haus. Es machte einen frappirenden Eindruck. Thür und Fenster standen offen ... van Dyk spionirte überall umher und erblickte nirgend eine Seele ... selbst nicht einmal den bösen, dicken Mops, der ihn bei seinen heimlichen Spaziergängen oft angeknurrt hatte. Oede und still lag Alles, auf eine eilige, überstürzte Flucht deutend, deren Grund van Dyk allerdings wohl ahnen konnte.

Van Dyk ging die Taxushecke entlang, an den Faunen vorüber, an den Nymphen und dem plätschernden Springbrunnen. Endlich stand er vor der Villa; ihre grünen Läden waren geschlossen bis auf ein Fenster, dessen blanke Scheiben roth und golden in der Morgensonne schimmerten, die überaus prächtig aus den Wogen des Haarlemer Meeres hervorgestiegen war. Plötzlich flog das Fenster auf und eine noch lichtere, wärmere und lachendere Sonne strahlte über dem thaufrischen Garten. Doris blickte zu ihm hinab, van Dyk's geliebte, angebetete Doris, und breitete die Arme gegen ihn aus; sie war es, deren sanfte jubelnde Stimme in den zwitschernden Morgengruß der Vögel tönte, sie war es, die Vermißte, die Schmerzlich-Ersehnte, deren blitzende Augen die seinen suchten, und ehe er wußte wie? lag er in ihren Armen, an ihrer treuen Brust. Aber im nächsten Augenblick fuhr sie ängstlich zurück. Der „Vater", flüsterte sie, als ob sie aus einem Traum aufschrecke und suchte sich gewaltsam seiner Umarmung zu entreißen.

Dieses eine Wort, so klein und einfach, weckte auf ein Mal van Dyk aus seinen seligen Empfindungen. Er erzählte Doris, welche Bedingung ihm ihr Vater gestellt, über seine Begegnung mit Mylius, über sein Glück mit der schwarzen Blume, über die Hoffnung, die er daran knüpfte ... und Doris Wangen glühten. Da er ihr jedoch seinen Verdacht offenbarte und ihr erzählte, wie vergeblich er van Geldern's Spur gesucht habe, da bleichten sie mehr und mehr, bis sie endlich, einer Ohnmacht nahe, in seine Arme sank.

Zwischen van Geldern und seiner Tochter war nie ein herzliches Verhältniß gewesen. Stolz und gebietend, wie es in seiner Natur lag, den Kopf gefüllt mit kalter Geschäftsklugheit, hatte er niemals einen Gedanken für das zarte Seelenleben übrig behalten, das wunderbar leuchtende Blumen in das Denken und Trachten eines jungen Mädchens einflicht. Er hatte sie wie ein Kind bisher behandelt, sie überhäuft mit Luxus, und dafür stets als ausgleichendes Geschenk verlangt, daß sie in einem und allen Dingen ihm gehorche und sich ihm füge, selbst wenn er die leuchtenden Blumen ihres Innern zu zerpflücken Lust bekommen sollte. Und doch hatte sie jetzt eine quälende Angst um ihn, wie nur ein liebendes Herz sie zu empfinden vermag.

Als Kind besaß sie zwei Freunde, ihre todte, unvergeßliche Mutter und den alten Buchhalter, der nun, mürrisch und wunderlich, sich in ehrerbietigem Respekt von der jungen Dame entfernt hielt, die er als eine Art höheren Wesens betrachtete. Und doch hatte er sie auf seinen Knien geschaukelt, er hatte sie eingeführt in die Wunderwelt der Sagen und Märchen, sodaß sie manchmal, wenn ihr gruselig wurde, sich fest an seine Brust drückte. Unter diesen Märchengestalten nun war ein Königssohn, den ein Zauberer in eine goldene Höhle gelockt hatte, wo er sicher vor Hunger in all dem gleißenden Tande gestorben wäre, wenn die Prinzessin, welche sehr viel auf ihn hielt, die Thür nicht mit einer Wunderblume geöffnet und ihn ins Leben zurückgerufen hätte.

Die Mutter hörte damals das Märchen mit an; sie wurde ganz entsetzt dabei und riß das Kind dem alten Buchhalter aus den Armen. Von diesem Augenblicke an war es tief in des Mädchens Sinn gedrungen, daß in dem finstren unheimlichen Hause auf dem Markt eine Höhle sein müßte, wo der Zauberer lauere, damit er mit seinem Gelde die Seele in den Abgrund locke. Einmal hatte sie das der Mutter gesagt, und da hatte diese auf eine sanfte, bekümmerte Weise genickt, sie auf den Kopf geklopft und ihr erwiedert, daß Gott, der ja doch mächtiger als der Goldzauberer sei, die Seele wieder erlösen könne. Doris versenkte sich in diesen Kindheitstraum und wie in einem Zustande von Hellsichtigkeit sah sie vor sich die finstre Wölbung, den sterbenden Vater und ..... Schrecken übermannte sie; aber im nächsten Augenblick war sie ganz wieder sie selbst, ganz Leben und rasche Thätigkeit.

Sie ließ anspannen und fuhr risch und frisch nach Haarlem, wo die bereits mobilen Kaufleute von ihren Comptoirfenstern aus sie bemerkten und es fast für eine Vision hielten, daß van Geldern's vergoldete Equipage mit Fräulein Doris und — dem Organisten durch die Straßen rassele.

Der alte Buchhalter, der sich soeben auf seinem knarrenden Schreibstuhl emporgeschraubt und zu den Arbeiten des Tages vorbereitet hatte, fiel fast auf den Rücken vor Ueberraschung, als Doris und van Dyk plötzlich in sein Allerheiligstes hereinstürzten. Kaum aber hatte er Doris angehört, als er weiß wie Kalk wurde. Mit zitternden Händen, taumelnd fast, öffnete er einen großen eisernen Geldschrank und nahm aus einem ganz

zu hinterst stehenden Kästchen einen Schlüssel, den er Doris überreichte. Zwei Minuten nachher war man in dem kleinen Magazincomptoir. Die Lichter in den Armleuchtern waren zu ihren Dillen niedergebrannt, die Thür zu der verborgenen Treppe stand offen, eine dumpfige, erdig duftende Luft drang empor und hier, an der Schwelle zur Goldhöhle, sank Doris nieder, nicht im Stande, der fürchterlichen Angst Widerstand zu leisten, welche die Grabesluft in ihr hervorgerufen.

Van Dyk bat den alten Buchhalter, ihm beizustehen, brannte mit fester Hand ein Licht aus dem Magazin an und stieg dann, ohne zu säumen, in die Tiefe nieder. Wenige Augenblicke nachher hatte er sein Ziel erreicht .... die eiserne Thür drehte sich in ihren Angeln und das Licht flackerte im Zugwinde auf .... Aber Himmel, was war das, was er zu seinen Füßen ausgestreckt liegen sah? Eine bleiche, anscheinend leblose Gestalt auf Haufen von Dukaten, die in wilder Unordnung über den Fußboden hingestreut waren .... Van Dyk stürzten die Thränen aus den Augen, seine Knie zitterten und kaum seiner Sinne mächtig, stürzte er die Treppe hinauf, um Hilfe zu holen, wenn Hilfe noch möglich.

* * *

Zwei Stunden später fuhr still und langsam ein geschlossener Wagen durch Haarlems Straßen. Alle wandten die Köpfe, um ihm nachzusehen, denn sie wußten, darin lag der reiche van Geldern, der trotz seines Reichthums und seiner Herrlichkeit schlimmer gestorben war, als der ärmste Bettler in Haarlem. Die Neuigkeit fuhr wie ein Lauffeuer durch Straßen und Gassen und bald folgte dem Wagen eine ganze Anzahl Menschen, sodaß schließlich am Thor das Gedränge so groß ward, daß der Kutscher kaum noch durchkommen konnte. Dies Mal war, merkwürdig genug, Niemand zu sehen, der den Hut abzog. Nur ein Einziger näherte sich dem Wagen mit entblößtem Haupte, hieß den Kutscher halten, sprach einige Worte mit dem Arzte und ging dann mit aufrichtiger Theilnahme wieder von dannen .... es war van Eichel!

Die Mittheilungen, die der im Wagen sitzende Arzt ihm gab, waren ganz andrer Natur, als die, welche in der gaffenden Menge von Mund zu Mund gingen. In einer Stadt wie Haarlem, ist man gleich dabei, die Leute todtzuschlagen, und da van Geldern's tragisches Schicksal von der rächenden Nemesis dictirt zu sein schien, so zweifelte man an dem Tage nicht, daß van Geldern todt sei. Und für todt wurde er auch in seiner prächtigen Equipage nach Hause geschafft, begleitet von einem Arzte und van Dyk. Für todt wurde er die blanke Fayencetreppe zu seiner Villa hinauf und durch das chinesische Gemach hindurchgetragen. Erst Abends, als Doris in stiller, stummer Verzweiflung sich über ihn beugte und ihre weichen warmen Lippen auf seine eiskalte Stirn preßte, erst da stieß er einen tiefen Seufzer aus, öffnete seine matten, so lange geschlossenen Augen und starrte auf die Tochter mit dem Ausdruck wilden Entsetzens.

Aber im nächsten Augenblick, welch seliges Entzücken strömte über ihn! Das war nicht mehr die unheimliche Finsterniß, nicht mehr die feuchte, eiskalte Kellerluft, nicht mehr des Grabes und des Todes Grauen, was ihn hier umgab .... nein, das waren herzliche strahlende Blicke, warme Lippen, freundschaftliche Händedrücke, milder Blumenduft und die süßen Thränen des Entzückens, die ihn nun ins Leben zurückführten. Doris kniete vor seinem Bett, hielt seine Hände zwischen den ihrigen und bedeckte sie mit Küssen, während sie ihn mit den zärtlichsten Namen nannte.

An ihrer Seite indeß stand eine hohe, dunkle Gestalt mit einem Federbaret in der Hand und sah auf van Geldern nieder mit einem so theilnahmvollen und besorgt forschenden Blicke, daß dieser, obgleich er seine Gedanken nicht recht in Zusammenhang bringen konnte, doch immer mehr von dem dumpfen Gefühl erregt wurde, er habe hart, rauh und unrecht gegen den Mann gehandelt. In der Nähe dieses Mannes, auf einem kleinen Tische, stand eine schwarze, duftige Blume, welche van Geldern, wie er sich einbildete, vor langen, langen Jahren gesehen und mit einem hohen, nun ganz unfaßbaren Preise kaufen gewollt hatte. Plötzlich beugte der junge Mann sich zu ihm nieder, flüsterte einen Namen und zeigte auf die seltsame Blume mit der grabschwarzen Farbe. Da fiel es wie Schuppen von van Geldern's Augen; seine bleichen Wangen erhielten Farbe, er stieß einen leichten Schrei aus und erhob sich mit aller Anstrengung, um Doris seidenweiche Hand mit der Hand des Organisten zu verschlingen.

Sechs Wochen nachher ging ein überraschendes Gerücht durch Haarlem. Van Geldern, der inzwischen wieder gesund geworden, hatte seine Tochter Doris mit van Dyk verlobt. Einzelne glaubten nun ganz bestimmt, daß das auf beginnende Gehirnerweichung bei ihm schließen lasse, Andere indeß fanden die Verlobung ganz vernünftig und rechneten sie van Geldern zur Ehre an. Diese letztere Meinung wurde bald eine ganz allgemeine, als man erfuhr, daß van Dyk ihn nicht allein durch seine energischen Bestrebungen vom Hungertodte gerettet, sondern daß er ihm auch außerordentlich wichtige Aufklärungen über die schwarze Wunderblume gegeben hatte.

Ein noch weit größeres Aufsehen, als die Verlobung, machte die Verheirathung der schönen Doris. An diesem merkwürdigen Tage sah man nämlich van Eichel's Equipage hart neben der van Geldern's halten und die beiden alten Handelsherren im Streit begriffen, wer von ihnen zuerst durch die Kirchenthür treten solle. Was van Geldern betraf, so behaupteten Leute, die ihn ganz genau kannten, daß er nach seiner Krankheit ein ganz Anderer als vorher war. Das Unglück hatte ihn geläutert, veredelt.

Als endlich im folgenden Jahr das Dekret erschien, womit die Generalstaaten mit einem Schlage dem Tulpenschwindel ein Ende machten, so beging er eine Reihe von „Dummheiten", welche ganz genau bewiesen, „daß er bei seinem Aufenthalt im dunklen Grabeskeller einen Theil seines Verstandes eingebüßt." Obgleich diese schicksalsschwangre Verordnung bestimmte, daß Alle, die an den Spekulationen Theil genommen, als Debitoren bis zum letzten Heller verhaftet sein sollten, so benahm sich van Geldern doch so, als ob diese Verordnung gar nicht existirte. Und da er so gleichgültig geworden gegen die Reizungen des Mammon, so fand man es ganz in der Ordnung, daß er seine Firma auflöste und bei seiner Tochter wie ein Mann wohnte, der durch einen unglücklichen Zufall völlig vergessen, was Handel und Geschäft. Da van Geldern endlich gestorben war und der große Leichenzug sich durch Haarlems Straßen bewegte, der alten Domkirche zu, war sein Sarg nicht einmal vergoldet und anstatt jenes Kranzes von kostbaren Tulpen lagen auf demselben die duftenden Rosen des Sommers. Das Gefolge war nicht so vornehm und prachtvoll, wie man es hätte erwarten können, aber zur Entschädigung dafür strömten die Armen der Stadt und Umgegend den ganzen Tag auf den Kirchhof, um an dem Grabe van Gelderns zu beten und schlichte Wiesenblumenkränze hier nieder zu legen. In Zukunft hieß van Geldern auch nicht mehr der „reiche", sondern der „gute."

Gedichte.

Von C. Ferdinand Mayer.

I.

Wachend in des Jahres letzter Stunde
Fühlt' ich mehr wie sonst mich noch vereinsamt,
„Niemand, seufz't ich leis, bescheert mich morgen!
Keiner denkt an mich, wenn nicht die Götter
Mich mit einem Angebind bedenken."

Mitternacht! Zwölf dumpfe Schläge hallten
Her vom nahen Thurm — da glomm ein Lichtstrahl.
Durch die helle Kammer sah ich schweben
Ein geflügelt leichtgeschürztes Mägdlein,
Sie, des jungen Jahres erste Hore —
Unter halbgeschlossnen Lidern lauscht' ich
Freudevoll hervor, bescheerungslustig! —
Auf den Tisch — mit Büchern lag bedeckt er —
Setzt sie mir ein Lämpchen — jetzt erschrak ich:
„Nicht des mitternächt'gen Fleißes Ampel,
Etwas Freud'ges schenk mir, fleht' ich, Holde!"

Schon entschwebend wandte sie das Antlitz
Und ich sah das feine Haupt im Umriß,
Freundlich spottend öffnet es die Lippen:
„Erst vernimm wozu die Götter schenken
Dir die stillen Strahlen dieser Ampel:
Mit den stillen Strahlen dieser Ampel
Wird dir Eine, die dich liebt von Herzen —
Eh' wir unsern neuen Lauf vollenden —
Dunkle Wendeltreppen oft erhellen,
Auf die letzte Stufe setzt sie nieder
Sacht das Lämpchen, daß sie zärtlich scheide." —
So geschah's. Die Götter trügen niemals.

II.

Mit dem Tode schloß ich Kameradschaft:
„Gib, so lang ich athme, Kraft und Ruhe,
Sprach ich, gib den unbestochenen Blick mir —
Winkst du dann, gleich bin ich reisefertig."
Und so standen wir auf gutem Fuße,

Oft erschien der Freund, mit mir zu plaudern.
Da bescheerte mir die Erde plötzlich
All' ihr Glück in ungeahnter Fülle,
Und, von Lust und Leben stets begleitet,
Mied ich meines Freundes weisen Umgang.

Neulich, wie das Liebchen mir am Hals hing
In der trauten stillen Dämmerstunde —
Ueber ihre Schulter weg erblickt' ich
Meinen Freund, den Tod, im Abenddunkel,
Ungehalten schien er, finsterlaunig
Und ich hörte den Verstimmten murmeln:
„Bin ich dir verleidet? Schöne Treue,
Die des alten Freundes schlichten Namen
Abergläubisch von den Lippen fern hält!
Ist das hübsch von einem Kameraden?"

In demselben Augenblick umarmte
Liebchen mich und rief: „So möcht' ich sterben!
Nahst du jetzt dich, Tod, du bist willkommen!"
Und der Tod, von schwellend warmen Lippen
Hört' er seinen Namen ausgesprochen
Freudebebend, ohne Furcht und Schauder.
Ueber sein geheimnißvolles Antlitz
Glitt ein Licht und, sieh, er schied begütigt.

III.

Wohnungsnoth! Das letzte Blatt der Zeitung
Ueberlas ich, mit den Angeboten —
Das Gemach zu klein, das zu geräumig,
Das zu nah der Stadt und das zu stadtfern —
„Keines taugt uns!" rief ich ungeduldig.

Aber Liebchen steigt auf einen Sessel,
Langt herunter von dem hohen Schranke
Ein mit Staub bedecktes altes Kästchen,
Oeffnets — o das liebe Kinderspielzeug!
Mauern, Thore, Häuser, grüne Pappeln
Sammt der Kirche — kurz ein ganzes Städtchen.
Schnell und zierlich baute sie die Stadt auf
Und nicht allzufern der Mauer stellt sie
Abseits hin ein allerliebstes Landhaus,
In die Händchen klatscht sie jetzt und jubelt:
„Alles ist bereit! Gleich laß uns einziehn!"
In der Wonne des erworbnen Heimes
Preßt' ich also ungestüm ans Herz sie,
Daß den Arm sie streckte wie ertrinkend —
Sieh, da hascht' sie mit behenden Fingern
Ein Gebäud' am Thurm und setzt es nieder
Neben unser allerliebstes Landhaus —
Und! die Kirche mit dem rothen Dach war's!

Zu Goethe's Geburtstag.

Von S. Heller.

Hundert Jahre mögen es sein, seit aus dem wilden und unabsehbaren Gigantenheere des Sturms und Dranges zuerst das helle Jovishaupt auftauchte, welches ganz Deutschland und zuletzt das ganze geistige Universum mit einem Meer von Licht übergoß, vom Horizonte immer höher emporrückte und noch heute, ein unwandelbarer Fixstern erster Größe, uns immer im Zenith bleibt, die Centralsonne all unsers Denkens und Fühlens, mit geheimnißvoller Influenz auf den Gang unserer Entwickelung, mit magischem Banne auf alle die Wandel- und Irrsterne, die wirr und wechselnd unser Firmament durchziehen. Lessing ist für die gewöhnliche Lesewelt zum Theil ungenießbar geworden und wird selbst von vielen Schriftstellern mehr genannt als gekannt; Schiller, der Abgott der Nation, ist im Munde derselben fast nur zur Phrase geworden, seine bahnbrechenden ästhetischen Arbeiten läßt man liegen, von seinen Dramen wird höchstens die äußere Form nachgeahmt, und unter seinen Gedichten sind gerade die gehaltvollsten und künstlerisch gediegenen völlig vergessen: nur Goethe steht noch in unnahbarer Jungfräulichkeit vor uns da. Er wird zwar vielleicht noch weniger gelesen als Schiller und Lessing, ganze Bände seiner sämmtlichen Werke prangen in unsern Bücherschränken ohne daß wir jemals darin auch nur geblättert, zudem ist und bleibt Goethe unpopulär für die Menge; allein keine von seinen Ansichten ist ein überwundener Standpunkt, keine ist darnach angethan, es jemals zu werden. Wie an den Bildwerken von Herculanum und Pompeji, als sie nach mehr denn anderthalb Jahrtausenden aus ihrer Verschüttung hervorgezogen wurden, alles noch so frisch und farbenprächtig glänzte, als hätte der Meister soeben die Staffelei verlassen, so webt um Alles, was er geschaffen, ein eigener Zauberduft, der Jeden, welcher es in die Hand nimmt, wie mit süßem Grauen durchbebt. Es ist mit Goethe's Schriften wie mit denen des neuen Testaments: wir können viele davon halb auswendig, und doch überraschen sie uns immer aufs Neue durch ihre Schlichtheit und durch ihren Tiefsinn, durch eine gewisse sittliche Grazie, durch das Mustergiltige und wie aus der Ewigkeit für die Ewigkeit Geoffenbarte ihrer Aussprüche.

Auch darin gleichen diese ewigen Genien den ewigen Gestirnen, daß wir an ihnen als an unverrückbaren Leuchten, unsern jeweiligen Abstand von ihnen auf das Genaueste bemessen können. Daß dies von Zeit zu Zeit nothwendig ist, wenn nicht das höhere Ziel all unsres Strebens und Arbeitens ins Schwanken gerathen soll, wird wohl Niemand in Abrede stellen. Heutzutage aber dürfte es mehr als jemals geboten sein, uns ernstlich von dem Rechenschaft zu geben, was wir wollen und was wir zur Ausführung dieses unsres Willens bisher ins Werk gesetzt haben. Hier stoßen wir nun aber gleich auf einen höchstbefremdlichen Umstand. Seit nämlich die deutsche Literatur den ersten Anlauf zur Selbständigkeit genommen hat, finden wir jederzeit — fast nachweisbar von je 10 zu 10 Jahren — auf das sorgfältigste verzeichnet, wohin die Gedanken und die Kunstbemühungen der jeweiligen Epoche steuern. Die Leipziger und Schweizer, die Göttinger und Klopstock erließen in ihren Streitschriften und zum Theile in selbständigen Werken förmliche Manifeste; Herder und Lessing fühlten in kurzen Zwischenräumen

ihrer Wirksamkeit das Bedürfniß, sich über den Weg, den sie nahmen, klar zu werden, und die kritischen Wälder wie der Laocoon, die hamburgische Dramaturgie wie die Adrastea sind nichts als grandiose Programme mächtiger Herrscher im Geisterreiche. Goethe's und Schiller's Arbeiten auf diesem Gebiete sind männiglich kund, und wie ausführlich haben die Romantiker im Athenäum ihre weitaussehenden Plane dargelegt, mit welchem Ueberschwall und Ueberschwung von Beredsamkeit hat selbst noch das junge Deutschland, das im Grunde gar nichts zu sagen hatte, sich bald polemisch und kritisch, bald lehrhaft und in ruhigem Tone über seine Anschauungen und Meinungen ausgesprochen. Nichts von alledem ist bei uns zu bemerken. Jeder thut, was ihm gut dünkt; jeder Autor hat seine Manier und sein Publikum; in den Recensionen wird viel gelobt und getadelt, aber über die Grundsätze der Kritik erfährt man in der Regel nicht das Mindeste. So vermöchten wir aus uns selbst heraus kaum zu einem Urtheil über das Ersprießliche oder Verfehlte unserer Thätigkeit zu kommen. Glücklicherweise steht uns noch ein zweiter Weg offen. Wir können, die Principien jener Meister im Auge, vergleichen, welche von den Forderungen, die sie stellen, von den Leistungen unserer Zeit erfüllt werden und welche nicht. Ich möchte zu diesem Zwecke in diesem Aufsatze die schriftstellerische Persönlichkeit Goethe's zu zeichnen versuchen, das Unvergängliche und für die Dauerhaftigkeit einer für die große Welt bestimmten Arbeit Unerläßliche seiner Conceptionen hervorheben, und dabei immer auf die Art Rücksicht nehmen, wie man in unseren Tagen producirt, wie unsere Männer des Tags „die dichterischen Geschäfte" betreiben.

Goethe ist Gelegenheitsdichter und nur dieses. Ehe noch Jemand eine Ahnung davon hatte, hat er selbst mit beispielloser Offenheit das Geständniß abgelegt, und seitdem ist es von unzähligen Federn nachgeschrieben worden. Die Düntzer und Consorten sind denn auch nicht müde geworden, in Allem und Jedem nach der ursprünglichen Veranlassung peinliche Nachforschungen anzustellen und ihre Bemühungen sind auch in der Regel vom glücklichsten Erfolge gekrönt gewesen. In der That, das Original zu den Gartenanlagen in den Wahlverwandtschaften hat sich fast Zug für Zug in der Nähe Weimars gefunden, die Scenerie des Spazierganges im Faust ist richtig die Frankfurter'sche, und die verschiedenen Figuren seiner Gedichte haben gelebt, sind zum Theil im innigsten Verkehr mit ihm gewesen; ja der ursprüngliche Briefwechsel zwischen Goethe, Lotte und Kestner ist fast noch schöner und ergreifender als der später daraus gewordene Roman von den Leiden des jungen Werther. Hierin läge jedoch eher eine Schwäche als ein Vorzug; hätte die Thatsache keinen weiteren Sinn, als daß Goethe alles Erlebte und nur das Erlebte in Dichtung verwandelte, so würde dies einen bedenklichen Mangel an Erfindungsgabe verrathen. Allein nicht was er erlebte, sondern wie er's erlebte, kommt hier in Betracht. In der Erscheinung nicht das Flüchtige und Vorübergehende, sondern das Typische und Bleibende zu sehen, alles Zufällige und Wesenlose von den Dingen abzustreifen und das, was sie sind, nicht was sie scheinen, in ihnen zu erkennen, das was Spinoza die adäquate Idee nennt, überall ins Auge zu fassen und Alles unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit (sub specie aeternitatis) anzuschauen, das war Goethe zu eigen und darin besteht sein Werth als Gelegenheitsdichter. Mit dem Kriegszahlmeister Merck sind Hunderte umgegangen und mögen ihn mit dem Pinsel oder in biographischer Skizze porträtirt haben, aber den Mephistopheles verstand doch nur ein Goethe aus ihm herauszugestalten. Den Lauf des Baches von der Quelle zur Mündung haben gar Viele beschrieben und gesungen, aber nur Goethe sah in ihm das Walten des Geistes in der menschlichen Gemeinschaft, der sein Jahrhundert um einen Schritt vorwärts bringt.

Ueberblicken wir die Tonangebenden unter unsern Scribenten, so möchte zunächst eine gewisse Aehnlichkeit angenehm auffallen. Sie sind so ziemlich sammt und sonders Gelegenheitsdichter; man sieht es ihren Romanen, ihren Dramen u. s. w. an, daß das Meiste dabei persönliche Erfahrung des Verfassers ist, die Hauptcharaktere zum Mindesten sind durchwegs selbsterlebt. Andererseits aber, so frappant, markant, interessant, und wie alle die modernen technischen Ausdrücke lauten, diese Wesen sein mögen, geht ihnen im Allgemeinen die Fähigkeit ab, uns tiefer zu bewegen, und jener kostbare Zoll, den

jedes edlere Dichtergemüth uns zu entlocken versteht, die heilige Thräne des Mitgefühls, wird ihnen niemals von uns, sie bringen es höchstens zu einer momentanen Rührung, deren wir uns bald schämen. Hier gilt Goethe's Wort vom Dichter, das sie aber niemals beachtet haben:

„Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt,
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgiltig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durch einander klingt:
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Accorden schlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüthen?
Das Abendroth im ernsten Sinne glühn?
Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüthen
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart."

Jedes Wort dieser herrlichen Stelle ist ein Dolchstoß für unsre Scribenten. Sie haben alle ein scharfes Auge, sie sehen viel und zeichnen das Gesehene auf; sie sind geistreich, und manche hübsche Reflexion, manche feine Pointe wandert aus ihrem Tagebuche und Notizenhefte in ihr gedrucktes Werk, aber der innere Einklang fehlt, es fehlt das Weltbild in ihrem Innern. Darum spinnen sie ihre Fäden so lang wie die Natur, darum klingt bei ihnen alles unrhythmisch und verdrießlich durcheinander, darum ist ihnen jedwedes Ding eben nur das Ding, nicht aber, was es bedeutet, von photographischer Treue, aber ohne Spur selbständiger Auffassung, darum haben sie Figuren wie das Schach, hundertmal dagewesene Schablonen, aber keine Gestalten, keine Individuen, die unvergeßlich bleiben, wenn man sie einmal gesehen, Zigeunermädchen aber keine Mignon, Virtuosen aller Art, aber keinen Harfner, liederliche Frauenzimmer in Hülle und Fülle, aber beileibe keine Philine.

Was Goethe rein und klar empfangen und in sich bis zur Reife ausgebildet hatte, das hatte er mit allen Fasern seines Gemüthes in sich gesogen, das löste er nur schwer und widerstrebend aus sich los, darein versenkte er sich mit der ganzen Kraft seiner Seele. Hier im tiefsten Dunkel einer fast indischen Beschaulichkeit nährte er jene stille, aber verzehrende Gluth, die dann auch alle seine großen Schöpfungen durchdringt und durchläutert, jene wundervolle Stimmung, die unsichtbar um alle seine Dichtungen schwebt und ihnen das unsagbare Etwas verleiht, die thauige Frische, welche ihr reizvolles Blumenantlitz lieblich anhaucht und sie in unverwelklicher Schönheit erstrahlen läßt. Hier wob sich jener goldene Dämmer um sie, den auch die nüchternste Kritik nicht ganz zu beseitigen vermag; hier reihte sich Wort an Wort und Reim an Reim, hier entstand jene innere Melodie, die mit memnonischem Klange den Hörer bestrickt. Diesen Versen von tadellosem Gusse und perlendem Wohllaut merkt man es sofort an, daß sich das zarteste Träumen und Sinnen des Sängers in sie verloren hat, weßhalb er sich denn auch nur nach langem, oft aufreibendem Kampfe von ihnen trennte, um sie aufs Papier zu entlassen und mit noch größerer Selbstverleugnung sich entschloß, sie dem Drucke zu übergeben. Jahrelang trug er so die Iphigenie, den Tasso mit sich herum, dem Faust erging es fast wie dem Schüler im ersten Theile desselben, den die Mutter gar nicht von sich lassen wollte. Die Nausikaa, in welcher vielleicht wie in keinem andern Drama die ganze holde Weiblichkeit von Goethe's Muse sich abgedrückt hätte, ist nur wegen dieses schmerzlichen Widerstrebens der Phantasie, ihr Eigenstes preiszugeben, leider gar nicht geworden. War das Buch endlich in die Oeffentlichkeit gekommen, das Horazische

nonum prematur in annum buchstäblich erfüllt, dann lag Goethe an dem äußern Erfolge nicht das Mindeste, sein sehnlichster Wunsch ging dann nur dahin, daß das Buch den Freunden gefalle, die er in sein Herz geschlossen hatte und denen er in der italienischen Reise den köstlichen Traum von der Fasaneninsel erzählt. Hermann und Dorothea war zwei Jahrzehnte schon im Buchhandel, Goethe schon tief in den Sechzigen, als der schreibselige Dr. Töpfer in Hamburg, der bekannte Lustspieldichter, der erst vor wenigen Jahren verstorben ist, sich es einfallen ließ, ein Schauspiel auf Grundlage des Goethe-schen Epos und unter gleichem Namen an die Bühnen zu versenden. Da ist denn die Zuschrift des greisen Dichters an den armseligen Poetaster gar rührend, worin er ihm dankt, seinem Hermann zu einiger Anerkennung verholfen zu haben.

Von dieser Art des dichterischen Hervorbringens wüßte ich aus unsern Männern der Feder kaum ein Beispiel anzugeben. Paul Heyse in seinen ersten Novellen erquickte durch das Satte und Ruhevolle der Stimmung, seit vielen Jahren ist es auch ihm weniger um die Ausführung als um das Fertigbringen zu thun; Gottfried Keller in einigen Erzählungen seiner Leute von Seldwyla besitzt den vollausklingenden Ton des epischen Behagens in der Ausmalung von Begebenheiten und Seelenzuständen; auch in Jordan's kleinem Lustspiele „Durchs Ohr“ ist alles auf das Feinste ausciselirt. Solche Exempel stehen indessen ganz vereinzelt da. Im Ganzen und Großen will man jetzt Ruhm und Ehre und vor Allem ein möglichst großes Publikum; die Quelle der Begeisterung sprudelt jetzt nicht mehr im Poeten, sondern außer ihm in irgend einem praktischen Ziele, das zu erlangen er sich vorgenommen. Ein Stoff muß also zunächst ausfindig gemacht werden, der, wie man zu sagen pflegt, den Leuten die Augen aufreißt. Dieser Stoff, nicht seine Gliederung und Durchbildung, ist und bleibt unter allen Umständen die Hauptsache, je auffälliger und sensationeller, desto besser. Daraus erklärt sich denn auch das leichte und rasche Produciren unserer Tageslöwen, daraus auch das Massenhafte dieser Produktion. Denn wie der Photograph im Handumdrehen mit seiner Arbeit fertig ist, seine Existenz aber nur durch vielfache und ausgebreitete Thätigkeit zu gewinnen vermag, so wird es unsern Modeschriftstellern wunderleicht, ein vier- oder sechsbändiges Werk rasch zusammenzubringen; da aber der Leser höchstens seine Neugierde darin befriedigt findet, seelisch aber mit nichten angezogen wird, so muß der Verfasser, da er sein Publikum nicht ergreifen kann, es zu betäuben versuchen, er muß Schlag auf Schlag führen, kein Jahr darf vergehen, ohne daß der Meßkatalog etwas von ihm ankündigt. Allerdings bleibt ihm noch das dunkle Bewußtsein zurück, daß dieses nicht genüge. So wissen auch alternde Mädchen, die sich auf ihren Geist nicht verlassen können, daß ihre Reize und Formen nicht mehr die Elasticität besitzen, ohne Fischbein und kosmetische Mittel sich zu halten. In unserem Falle muß die Annonce, das Plakat sogar, die Kameraderie und leider in höchster Instanz die Kritik herhalten.

Aus dem Vorangegangenen wird es nicht erst der Ausführung bedürfen, daß in der Goethe'schen Künstlerschaft das lyrische Element obenan steht. Nur das Selbstempfundene hat für ihn Werth und Bedeutung. Bis auf Goethe konnte man in der deutschen Literatur den pompösesten Schilderungen und Gleichnissen begegnen, ohne daß die Herren Poeten das Ding, von dem sie schrieben, auch nur jemals zu Gesichte bekommen hätten. An der Pleiße, im Vaterlande der Spatzen und Stieglitze, besang man den Adler (oder den Aar, wenn man recht groß thun wollte); allenthalben hörte man von Tigern und Löwen (von Leuen, wenn man noch gewaltiger imponiren wollte), Claudius pries den Rheinwein als mild und sanft und war entsetzt, als ein Bäuerlein, von diesem Rheinweinliede entzückt, ihm ein Fäßchen des kostbaren Saftes schickte und er zum erstenmale das Getränk kennen lernte, das ihm über die Maßen sauer schien. Goethe hat diesem Unwesen, wonach unsere ganze Literatur ein exotisches Treibhaus oder eine Menagerie vorstellte, das verdiente Ende gemacht. So hat er auch dem Roman alles Wunderbare und Abenteuerliche benommen; die Menschen seines Meisters und seiner Wahlverwandtschaften sind meist von einer verwunderlichen Gewöhnlichkeit, das Wichtigste ist ihm die Darstellung des Lebens, das allmählige Sichentwickeln der Charaktere, die Nothwendigkeit

des Geschehenden, mit einem Worte die innere Wahrheit. Genau so hat er aus dem Epos die ganze Göttermaschinerie sammt dem heroischen Aufputz weggelassen und sich einer Schlichtheit befleißigt, in der man fast Absichtlichkeit sehen könnte. Wilhelm von Humboldt mußte eine breite Abhandlung schreiben, um nachzuweisen, daß Hermann und Dorothea überhaupt zu den großen Epen gehöre. In die Kategorie des rasenden Roland und des befreiten Jerusalem kann man es freilich nicht einreihen, denn es ist nichts Gekünsteltes darin, aber es darf kühn neben Homer stehen, es spricht daraus dieselbe Einfalt, derselbe Naturzauber, dieselbe Unmittelbarkeit. Als Dramatiker will man wegen eben dieser Natürlichkeit Goethe nicht gelten lassen: Götz und Faust seien wilde regellose Poeme, der Egmont halb opernhaft, die Iphigenie zu kalt, von Tasso sagt sogar Lewes: it is a series of poetical lines, but no drama at all. Ich will die Frage hier nicht ausführlich untersuchen, weil die Beantwortung für meinen Zweck ganz gleichgiltig ist. Worauf ich, als auf ein unverbrüchliches dramatisches Gesetz, aufmerksam machen möchte, das Goethe mehr befolgt hat als selbst Shakespeare, das ist die feine psychologische Begründung an einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Verhältnissen, der strenge Sinn für das Wesentliche und das Weglassen alles Beiwerks, das Charakteristische des Sprachausdruckes und dessen völlige Identität mit Zeit und Ort des jeweiligen Dramas. So sehen wir ihn aus einem einzigen Kunstprincipe heraus, das hinwiederum aus seinem Urselbst geschöpft ist, unbestrittener Meister in fast allen poetischen Gattungen.

Was die Literatur der Gegenwart in besonderem Grade kennzeichnet, das ist ihr erschreckender Mangel an Lyrik und an Innerlichkeit überhaupt. Was uns an die Poesie fesselt, das ist durchaus nicht ihre Fiktion, sondern im Gegentheile ihre höhere, von keiner Wirklichkeit zu erreichende Wahrheit. Woran ist nun aber die Wahrheit eines Gedichtes zu erkennen? An nichts anderm, als daß es, gleichviel ob Roman oder Theaterstück, von einer lyrischen Ader durchzogen ist, oder wie man noch vor zehn Jahren zu sagen pflegte, daß der Dichter es mit seinem Herzblute geschrieben hat. Auch darf man, ohne Furcht durch ein einziges Beispiel aus der allgemeinen Literaturgeschichte widerlegt zu werden, zuverlässig behaupten, daß wer kein gutes lyrisches Gedicht machen könne, unter keinem Falle den Dichtern beizuzählen sei. Nur der goldene Faden, der aus der Seele des Dichters sich um dessen Dichtung schlingt und die Verbindung zwischen beiden aufrecht hält, ist der einzige Beweis von der Nothwendigkeit einer solchen Dichtung. Wir besitzen aber in Deutschland Autoren mit sämmtlichen Werken von 80 bis 100 Bänden, die immer Stümper in der Lyrik geblieben sind oder sich lyrisch nie versucht haben. Von unserer Lyrik ist überhaupt wenig Erfreuliches zu melden, sie ist fast allerorten zur blanken Prosa geworden. Der Roman weist manchen guten Autor auf, der es versteht, der Wirklichkeit den Spiegel vorzuhalten, dagegen fängt die bei weitem größere Anzahl unserer Romanciers an, der Erzählung einen pikanten Beigeschmack zu geben durch die Schilderung von exceptionellen Persönlichkeiten, die man gerne für dämonisch ausgeben möchte, hinter welchen aber gewöhnlich nur die platteste Alltäglichkeit oder gar die gemeinste, raffinirteste Sinnlichkeit steckt. Im Epos dagegen sind seit dem letzten Jahrzehnt manche Anläufe zum Guten zu verzeichnen; bedauerlich bleibt nur, daß gerade die bedeutendsten Vertreter auf diesem Gebiete sich beikommen ließen, das allgemein Menschliche aufzugeben und sich in Form wie in Inhalt zu allerlei Seltsamkeiten und Bizarrerien zu versteigen. Indessen verdient diese Richtung beachtet zu werden, ein Keim zum Bessern scheint jedenfalls in ihr verborgen zu liegen und von der Blasirtheit unserer Romane unterscheidet sie sich sehr zu ihrem Vortheile. Desto heilloser sieht es in unserm dramatischen Schriftthum aus. Schriftthum ist nicht das richtige Wort, denn aus Furcht, ein Buchdrama zu liefern, wird bei uns Alles abscheulich bühnengerecht gemacht. Umsonst sucht man nach einer dichterischen Schönheit, nach einer Stelle, in welcher der Dichter etwas von seiner Lebensweisheit niedergelegt, nichts als der nackte Effekt wird herausgeklügelt. Da ist keine Spur von einer durchdachten Charakteranlage, von einer psychologischen Begründung, da gilt es blos bei den Aktschlüssen, ja selbst bei den einzelnen bedeutenden Abgängen das

donnernde Brouhaha der Galerien zu bekommen — das sind wahrlich beklagenswerthe Zustände!

Freilich reicht das zarte, seelische Element allein zum großen Dichterwerke nicht aus, es gehört dazu noch eine mächtige Energie, um das Gegebene in seiner massenhaften Unendlichkeit zu bezwingen und sich geistig anzueignen. Hier ist nun aber ein Zuviel wie ein Zuwenig gleich vom Uebel. Blos im Grase liegend und in den Aether starrend, darauf hat schon Hegel aufmerksam gemacht, bringt man noch kein gutes Gedicht zu Stande. Andererseits wird allzugroße Gelehrsamkeit den poetischen Genius in den meisten Fällen beeinträchtigen. Hier das rechte Maß zu treffen ist schwer und nicht immer der Einzelne für seinen Bildungsgang verantwortlich zu machen. Goethe besaß mehr als Lernbegierde, sein rastloser Arbeitsdrang ging bei ihm geradezu bis zur Ferocität im unaufhörlichen Studium. Er sagt es uns selbst, wie sauer er sich's habe werden lassen, um etwas zu wissen, wie er sein reiches väterliches Erbe und Alles, was seine schriftstellerischen Arbeiten ihm getragen, daran gesetzt, um diesen faustischen Trieb zu befriedigen; es wird kaum zu viel gerechnet sein (und es wundert mich, daß Düntzer den Calcul noch nicht angestellt hat), wenn man annimmt, daß Goethe eine halbe Million diesem Zwecke geopfert hat, wogegen es eigen absticht, wenn ein Casanova dem König Friedrich II., der ihn mit einer kleinen Besoldung anstellen wollte, verächtlich zurief: Sire, j'ai mangé une million! So gab es denn auch kaum eine Disciplin, wo Goethe nicht zu Hause gewesen wäre; auch sein bescheidenes Ablehnen eines Verhältnisses zur Geschichte, Musik und Mathematik war eben allzubescheiden; freilich aber war es Goethe mehr um ein harmonisches Abrunden seiner Weltanschauung als um irgend ein Fachwissen zu thun, und trotzdem dürften zu ihm in der Naturwissenschaft auch Fachmänner mit bewundernder Ehrfurcht emporblicken; in der Morphologie war er Darwin's Vorläufer und was die hohe Intuition dieses Götterblickes in der Morphologie und Anatomie anbelangt, wird auch Darwin nie ihm gleich kommen. Ohne Philologe zu sein, besaß Goethe ein reiches Sprachwissen, von seinen mythologischen Kenntnissen gibt des Faust zweiter Theil Zeugniß, der allerdings viel an dichterischem Werth eingebüßt hat, aber weniger durch seine Gelehrtheit als durch das Alter Goethe's. Und so steht denn Goethe auch hier auf der Höhe seiner Zeit und nichts Menschliches ist ihm fremd geblieben.

Aus der Gegenwart ist Mancher zu nennen, dem ein solides und umfangreiches Wissen nicht abzusprechen ist: ich brauche nur einen Gustav Freytag und in allererster Reihe Wilhelm Jordan zu nennen, allerdings Goethe's großartige Universalität findet sich auch bei diesen nicht. Ein anderer Umstand indeß ist zu vermerken. Das Sichherablassen zum Geschmack des Publikums, das Weihrauchstreuen der leidigen Durchschnittsbildung hat so lange gedauert, daß das Publikum nunmehr Alles von sich stößt, was bei seiner Lektüre Nachdenken und Mitdenken beim Leser voraussetzt. Alles muß so glatt wie möglich sein, Gelehrsamkeit und Dichterbegabung gelten allgemein für unvereinbare Gegensätze. Daß man keine Zeile im Dante ohne Commentar versteht, daß Byron, wahrlich ein moderner Dichter im besten und kühnsten Sinne des Wortes, seinem Child Harold ein ganzes gelehrtes Notenwerk angefügt hat, wird dabei nicht in Erwägung gezogen, ebensowenig, daß es noch keinen wahrhaft großen Dichter gegeben hat, der nicht das gesammte Wissen seiner Zeit inne gehabt hätte, das ist schon bei dem harmlosen Homer nachweisbar, das war bei Pindar der Fall, das ist Shakespeare und Calderon nicht abzusprechen. Schon zu Goethe's Zeiten muß dieses Vorurtheil bestanden haben, denn er läßt sich also vernehmen:

„Denn bei den alten lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verstehn,
Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehn.“

Ja, diese Denkscheu geht soweit, daß ein Gedicht, ein Aufsatz, ein Buch, worin man eine Stelle mehr als einmal lesen muß, um sie völlig zu verstehen, als schwerfällig, als stylistisch uncorrect angesehen wird, so werden denn auch in unserm Sprachgefüge die schwierigern Konstruktionen aufgelockert, ein Satz womöglich in kleine Sätzelchen zerhackt,

alles soll niedlich und zierlich, alles wasserklar und wasserhell sein und da gibt es ein Tänzeln und Schaukeln, ein Gekritzel und Gewitzel, daß es seine Art hat. Namentlich kann der sonst ehrenwerthen Journalistik und insbesondere der Feuilletonistik der Vorwurf nicht erspart bleiben, diesen ausschließlichen Standpunkt der Liebenswürdigkeit zuerst aufgebracht und festgehalten zu haben. So ist es gekommen, daß man in deutschen Landen jetzt überall nur dem Leser nach dem Munde reden will.

Als Goethe seine dichterische Laufbahn begann, war es Mode, um des Beifalls der Deutschen sicher zu sein, sich nach Möglichkeit seiner Deutschheit zu rühmen und das Vaterland als das Heilichste und Erhabenste zu verherrlichen. Klopstock hatte diesen Ton, der ihm vom Herzen ging, zuerst angeschlagen, das Bardengeheul der Denis, Gerstenberg, Kretzschmann folgte nach, selbst Schiller wollte aus Deutschland eine Republik machen, gegen welche Athen und Sparta nur Nonnenklöster gewesen wären. Nur Lessing hatte das Vaterlandsgefühl viel zu eng und beschränkt gefunden, um eine Mannesbrust ganz auszufüllen. Auch Goethe hielt es für würdiger, an der innern Erhebung Deutschlands zu arbeiten, an dem rauhen deutschen Idiom zu meißeln und zu feilen, bis er es zu klassischem Gedankenausdrucke gebändigt. Oft genug hat er daran verzweifelt („Ein deutscher Dichter wär' ich geworden, hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt"), endlich aber ist es ihm im Verein mit den andern außerordentlichen Männern, welche damals um die Wette sich die Vervollkommnung unseres Schriftwesens angelegen sein ließen, gelungen, die deutsche Literatur den andern Literaturen der gebildetsten Nationen Europa's ebenbürtig zu machen. Niemals aber hat er sich auf den Patrioten gespielt, nie ist er in die politische Arena hinabgestiegen, und die Menzel und Börne haben ihn in ihrem thörichten Feuereifer oft genug darüber verketzert. Auch Schiller wurde nach und nach durch Goethe's Beispiel in diese Bahn gelenkt. Und als am Abende seines Lebens die stille Hoffnung und das gewaltige Streben seiner Jugend in vollreife Erfüllung ging, als die deutschen Klassiker in die fremdländischen Sprachen übersetzt wurden, als Thomas Carlyle von Schottland seine und seiner Landsleute begeisterte Grüße schickte, da gab denn auch Goethe diesem seinem erreichten Ziele den weihevollen Namen und sprach das große Wort aus: Weltliteratur. Eine gemeinsame Aufgabe, die Veredlung des Menschengeschlechtes, war für Alle aufgefunden, gegenseitige Anerkennung und Aneignung des allenthalben geleisteten Vortrefflichen sollte die Grundlage dieser sich anbahnenden allgemeinen Verbrüderung bilden. Damals war es, wo Goethe voll Glück und Lust, nachdem er die dichterischen Schätze des Orients dem Abendlande zugeführt, für Manzoni in Deutschland das Wort ergriff, Byron bei uns einbürgerte, aus dem Böhmischen, Neugriechischen 2c. ins Deutsche übertrug und eine heilige Allianz im erhebendsten Sinne des Wortes stiftete. Deutschland möge es aber nie vergessen, und das heutige vor Allem nicht, daß Goethe damals den Ausspruch that, wir würden noch 500 Jahre brauchen, bis wir es zu einer Kultur gebracht haben.

Von dieser stolzragenden Höhe ist Deutschland — es ist bedauernswerth, dies zugeben zu müssen — seit Goethe's Heimgang tief herabgestiegen. Wenn man gerecht sein will, darf man nicht vergessen, daß gerade unsere literarische Größe den Grund zu unserm literarischen Verfall gelegt hat. Geistig vielleicht am weitesten vorgeschritten, fühlten wir uns materiell bis zu schmählicher Bedeutungslosigkeit zurückgesetzt; es konnte nicht anders kommen, als daß wir mit aller Macht darnach verlangten, auch im Völkerrath eine maßgebende Stimme zu bekommen, und insofern sind alle Verirrungen der Romantik mit ihren christlich-germanischen Velleitäten, alle Tölpeleien des jungen Deutschlands mit seinem liederlichen Freiheitsrausche zum Theile wenigstens gerechtfertigt und Gervinus' Rath, sich von der Literatur ab — und der Constituirung Deutschlands zuzuwenden, vollkommen erklärlich. Seit einem Lustrum sind nun aber die kühnsten Dichterträume Wirklichkeit geworden, Deutschland hat das entscheidende Wort über die Geschicke Europa's, Deutschland steht geeinigt da und hat die Feinde nach außen und innen gedemüthigt. Man sollte nunmehr erwarten, daß es sich zufrieden geben, daß es den seit mehr als 40 Jahren abgebrochenen Faden seiner geistigen Entwickelung wieder aufnehmen werde. Allein es sieht nirgends darnach aus, als wollte es endlich besser

werden. Die nationale Richtung wird noch energischer betont als je vorher, und doch hat die Literaturgeschichte keine große National-Schöpfung zu verzeichnen. Dem Volke wird in den jüngst erschienen Büchern in einer Weise geschmeichelt, die ganz unerhört ist; in Romanen und Schauspielen, welche ganz allgemein angelegt sind, werden gegen den Schluß Situationen bei den Haaren herbeigezogen, um den Wendepunkt der Handlung durch die glorreichen Ereignisse von 1870—71 eintreten zu lassen, so in Paul Heyse's „Im Paradiese", so in Wilbrandt's „Wer sucht, der findet". Und doch, wen feiert die Nation? Welche sind ihre nationalen Dichter? Es sind die Kosmopoliten. Und haben die deutschen Schriftsteller noch wie vor hundert (nein, wie vor dreißig) Jahren die Führerschaft Deutschlands? Ich fürchte, daß selbst die optimistischesten unserer Autoren die Frage mit keinem herzhaften Ja beantworten werden.

Die Schatten der homerischen Unterwelt müssen erst Blut trinken, bevor sie auf einen kurzen Moment zu einer Art Scheinleben gelangen. Mit den Manen großer Männer ist es anders. Je länger ihre Urbilder dem Reiche des Lichtes entrückt sind, desto tiefer, desto unwiderstehlicher sind ihre Wirkungen. Als im Jahre 1849 Goethe's hundertjähriges Jubiläum gefeiert wurde, war die Theilnahme Deutschlands, welches damals eben die modernen Geleise betrat, eine auffällig geringfügige. Heute sind wir durch zahllose Enttäuschungen eines Bessern belehrt. Möge Goethe's Geist, der sich am nachhaltigsten der Nation eingeprägt, uns wieder mit milder Klarheit leuchten und der deutschen Kultur aus der wirren Gegenwart in eine verheißungsreiche Zukunft die Wege zeigen.

Eine literarische Reise.

Plaudereien

von **Hieronymus Lorm.**

Der Anhänger des Propheten will nicht sterben, ohne einmal in seinem Leben in Mekka gebetet zu haben. Ein gebildeter Deutscher will nicht sterben, selbst wenn er kein Poet ist, also nicht auf Unsterblichkeit Anspruch macht, ohne einmal in seinem Leben in Weimar die klassische Literatur-Periode angebetet zu haben.

So dachte ich lange schon und harrte des günstigen Augenblicks, der es auch mir vergönnen sollte, die fromme Pilgerfahrt anzutreten. Ich prüfte Wind und Wetter, Meer und Himmel, sowie das Fahrzeug, das mich tragen sollte, oder, um diesen Anfang einer romantischen Epopöe in die historische Wahrheit des literarischen Realismus zu übersetzen: ich zählte meine Barschaft. Sie eignete sich insofern zu dem Unternehmen, als sie das Maß des von deutschen Eisenbahnen zugestandenen Freigewichtes keineswegs überstieg.

Ich kam mir sehr edel und großartig vor, als ich mit so leichten Schwingen zum Flug ansetzte, weil ich nicht im geringsten im Sinne hatte, die Reisemittel durch die Reise selbst zu vermehren d. h. über diese zu schreiben. Eifere ich doch seit Jahren gegen die gewerbsmäßig betriebene Pietät jener Bücherschreiber, die in Goethe und Schiller „machen". Jeder bedeutende Mann häutet sich von Zeit zu Zeit und läßt die abgelegten Lebensmomente in Gestalt von Briefen oder auch nur als die Erinnerung zufälliger Zeugen in irgend einem Winkel zurück. Diese Bälge mit ihrer eigenen werthlosen „Commentaren" auszustopfen und sie uns dann für den bedeutenden Mann selbst auszugeben, ist das Geschäft der Herren Düntzer und Consorten. Im Naturalien-Cabinet läßt man sich den ausgestopften Tiger wohl gefallen, weil es einige Schwierigkeiten hätte, bis nach Bengalen zu laufen, um ihn in seiner lebendigen Wirklichkeit kennen zu lernen. Der Verstand einiger Leute ist aber von jenen Bücherschreibern in dem Grade verdünnt und verdüntzert worden, um allen Ernstes zu glauben, der Klassiker wäre nicht anders mehr als todt und ausgestopft und nicht in lebendiger Wirklichkeit im nächsten Buchladen aufzutreiben.

Auch über Weimar speziell sind Bücher genug vorhanden. Man hat Goethe, Schiller, Herder, Wieland topographisch nicht weniger als ästhetisch ausgebeutet. Adolf Stahr hat zwei Bände „Weimar und Jena" auf dem Gewissen; „Weimar's Musenhof" ist unzähligemale bald selbstständig, bald episodisch in Memoiren, Correspondenzen und Touristenschriften behandelt. Ich war fest entschlossen, nicht mehr über denselben Gegenstand zu schreiben, um nicht in eine Kette unabsehbarer Citate zu gerathen. Wie jeder Zweig literarischer Thätigkeit, ist in Deutschland auch das Citiren zu wuchernder Fruchtbarkeit getrieben worden und hat ganz überflüssige Bücher und zahlreiche unnütze, um nicht zu sagen nichtsnutzige, Feuilletons hervorgebracht. Und doch ist jedes Citat eigentlich das naive Bekenntniß, daß man schweigen könnte, weil schon ein Anderer gesprochen hat.

Ich war also entschlossen zu reisen und zu schweigen. Wenn ich nun, heimgekehrt, dennoch der Versuchung nicht widerstehe, meine Reise von Dresden nach Weimar zu

beschreiben, nicht blos in Anbetracht des Zweckes, sondern auch der Mittel eine literarische Reise, so hat diese Inkonsequenz denselben Beweggrund wie jede Geschichtsschreibung überhaupt: die Auffassung im Sinne des Augenblicks. Jede Zeit schreibt sich von neuem die schon hundertmal geschriebene Geschichte einer vergangenen Zeit, und was ich heute in Weimar sah, ist gestern noch nicht gesehen worden, weil das Auge, womit es betrachtet wurde, dem gegenwärtigen Moment angehört. Und da ich nur diesen im Gedanken habe, so vermag ich konsequent zu bleiben, d. h. alle Citate aus den Eindrücken früherer Besucher der geweihten Dichterstätten werden sorgfältig vermieden werden.

Mit derselben nachdenklichen Langsamkeit, mit welcher der Entschluß zur Reise gereift war, trat ich sie auch an, indem ich mich von einer Droschke an den Bahnhof bringen ließ. Hätte ich aber ahnen können, daß sich diese nachdenkliche Langsamkeit auf der Eisenbahn selbst fortsetzen werde, so würde ich auch diese Fahrt lieber mit der Droschke gemacht haben. Bei Riesa ist schon seit langer Zeit die Brücke zerstört. Die Reisenden werden gezwungen das Coupé zu verlassen und einen langen Weg bis zur „Dampffähre" und von dieser wieder bis zur Haltestelle des Zuges zu Fuße zurückzulegen. Niemand kümmert sich, wie sie, auf die Karavanen-Wanderung nicht vorbereitet, die Last ihres Handgepäckes über die lange Strecke schaffen werden, denn Träger und hilfsbereite Schaffner sind nicht zur Hand und lassen sich nicht im Traume einfallen, daß bei dieser Gelegenheit etwas zu verdienen wäre, so wenig, wie es der Eisenbahn-Direktion einfällt, daß sie im modernen Kulturleben auch eine allgemein menschliche Mission hat und nicht blos für couponschneidende Banquiers, sondern auch im Gegentheil für die Humanität sorgen muß! Ist es aber nicht unmenschlich, Frauen und Kindern, alten schwachen Männern ungewohnte Bürden aufzunöthigen?

In Leipzig hatte ich die Reise abermals zu Fuße fortzusetzen, um mich erst auf dem thüringischen Bahnhof wieder in einem Waggon niederzulassen. Nach der Fahrt von kaum einer Stunde mußte auch dieser Ruhesitz wieder verlassen werden; der aus Halle zu erwartende Zug war zu besteigen. Dieser dreimalige Waggonwechsel mit inzwischen zurückzulegenden Fußwanderungen zwischen Dresden und Weimar, also auf einer Strecke von fünf Eisenbahnstunden, in einer Zeit, in der man in Venedig das Coupé besteigen kann, um es erst in Paris wieder zu verlassen, ist eine Vorbereitung auf das kleinstädtische und kleinstaatliche Ziel der Reise. Bevor es erreicht wird, hat man noch im Preußischen herzerquickende Eindrücke. Naumburg sieht sich vom Bahnhof aus so hübsch an, Kösen wird vom Nimbus der Vorstellung umgeben, daß es ein modernes Bad sei und Weißenfels, das seine reizenden Gärten und romantischen Flußpfade bis an die Bahn vorschiebt, erweckt literarische Reminiscenzen an Adolph Müllner, der dort als grimmiger kritischer Höllenrichter hauste und so stolz war auf seinen Doktortitel, daß er einst dem Buchhändler Vieweg in Braunschweig, der in einem Briefe an Müllner jenen Titel vergessen hatte, ganz entrüstet antwortete: „Ich verlange mit allen meinen Würden angesprochen zu werden, ich lasse, wenn ich Ihnen schreibe, auch niemals das Vieh weg."

Nun aber kamen wir ins Weimarische. Symbolisch für die Kleinheit der Verhältnisse war mir das Gespräch einer mitreisenden Frau, die überall den Diminutiv anwendete. Sie hatte in Leipzig ein „Droschkchen" bestiegen, sie wäre gerne in Kösen geblieben, um ein altes „Krankheitchen" los zu werden, allein sie hatte im Weimarischen ein „Cousinchen". Ich hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken, wie sie die schon vom Sprachgebrauch in diese Liebkosungsform eingefügten Substantive behandeln würde, z. B. Mädchen oder Märchen denn bald nahm mich die reale Wirklichkeit der Umstände in Beschlag, unter welchen ich vom Bahnhof in Weimar bis in das Hotel „zum Erbprinzen" gelangte. Hier, wo alles Kleinliche in der Größe der Preise überwunden ist, genoß ich vor Allem „die beste Speise an des Lebens Tisch", den Schlaf, glücklich im Bewußtsein, daß die Athemzüge nicht auf die Rechnung kommen.

Menschenleer und denkmalsvoll ist es auf den schönen großen Plätzen Weimars. Ueberall erheben sich wie Pyramiden in der Wüste die hehren Gebilde aus Stein und

Erz und nicht selten ist man der Meinung, daß es besser gewesen wäre, hier und dort statt eines Denkmals einen Menschen zu setzen! Einst hieß es von Weimar, es hätte 10,000 Poeten und einige Einwohner. Jetzt hat es die Poeten nicht mehr, aber wie es scheint auch die wenigen Einwohner nicht. Früher hatte ich keine Ahnung, daß solche Einsamkeit, die sonst nur versteckte Thäler und Gebirgsdörfer aufsucht, auch in einer Haupt- und Residenzstadt wohnen könne. Ein Engländer könnte hier auf den Gedanken kommen, ein Verbrechen auf öffentlicher Straße zu begehen, um es vor der ganzen Welt verborgen zu halten. Einem poetisch gesinnten Fremden ist jedoch diese Stille und Verlassenheit auf den Straßen und Plätzen Weimars nichts weniger als unangenehm. Die Stadt wird dadurch aus dem Verkehrsleben und Markttreiben der realen Gegenwart hinausgehoben und ein durch und durch stimmungsvoller Rahmen für die Gedenkbilder der hingeschiedenen Dichtergeister.

Einen andren Vortheil gewährt diese Vereinsamung dadurch, daß sie die wenigen Gestalten, die dennoch auftauchen, in ihrer Vereinzelung die Anmuth und Kraft des thüring'schen Menschenschlages um so deutlicher erkennen lassen. Wer namentlich aus Sachsen kommt, dem nur eine zufällig zur Tradition gewordene Bosheit den Reim angethan haben kann, daß dort „die schönen Mädchen wachsen“ — aus Dresden, wo jedes weibliche Wesen über die Existenz dessen, der es gerade betrachtet, unversöhnlich pikirt zu sein scheint, dem lacht hier die Frische und Fröhlichkeit der Frauen und Mädchen aus dem Volke, ihr elastischer Gang, ihr kräftiger Gliederbau gewinnend in das Herz. Ja, in Weimar ist es leicht und ist es auch gut, sich zu verlieben. Denn man hat es überall so bequem, mit der Geliebten einsam und allein zu bleiben. Wenn ich nur wüßte, was hier die Spatzen auf den Dächern zwitschern! Wo nehmen sie Stoff dazu her? Beharrlich fliegen sie um die Nasen der steinernen Dichtergestalten und ich zweifle nicht, daß sie sich noch heute von den Geheimnissen des Verkehrs zwischen Goethe und Frau von Stein als vom Allerneuesten unterhalten ....

Bei so totalem Mangel an Lärm und Leben der Gegenwart schien es mir „wunderlich“, daß hier doch auch nach dem Erlöschen der klassischen Periode und bis in unsere Tage hinein Dichter leben und wirken mochten. Dies ist nicht die Einsamkeit, welche den Dichter berauscht und beflügelt, weil er neue Gestalten in sie hinein schafft; dies ist die Einsamkeit, die ihn ernüchtern und lähmen muß, weil sich die alten, längst überkommenen Gestalten wie Gespenster in ihr bewegen. Ist man täglich an die Weltbedeutung und die Welterfolge der klassischen Schöpfungen erinnert, wie kann man den Muth haben, nach Gleichem zu streben — und besonders in einer Zeit, die sich an den Lesetisch setzt, wie sich ein Monarch nach aufgehobener Hoftafel bei einem Besuch in der Kaserne an den Tisch der Soldaten setzt, um ihr Commißbrot zu verkosten. Es geschieht mit demselben Appetit, den das Publikum in Deutschland den meisten neuen Erscheinungen in der Literatur entgegen bringt, nachdem die klassische Hoftafel aufgehoben ist. Wenn es dennoch seitdem Dichtungen genug gegeben hat, die „Glück“ machten, so muß man bedenken, daß in der Welt der Eleganz und der Mode auch sehr häufig — ohne Appetit gegessen wird.

Was ich mir in Weimar mit Lust und Liebe geschrieben denken könnte, wären eben nur dichterische Verherrlichungen unserer Klassiker. Hier könnte Gutzkow seinen „Königslieutenant“, obgleich der Schauplatz Frankfurt, Laube seine „Karlsschüler“, obgleich der Schauplatz Stuttgart ist, gedichtet haben. Und die Stoffe, zu denen ein Dichter die richtige Stimmung von einem Wohnsitz in Weimar empfangen könnte, sind keineswegs erschöpft. Vor einem Jahre etwa, und wie geschaffen, um bei der Säcularfeier des Goethe'schen Eintritts in Weimar gelesen zu werden, erschienen Familien- und Geschäftsbriefe des ehemaligen Ministers von Friesen, mit Unterstützung des großherzoglichen Archivs von einem Freiherrn von Beaulieu herausgegeben, dessen Gattin, wie ich erfuhr, direkt von jenem Minister abstammt. Für den aufmerksamen Leser entwickelt sich der Hergang, wie Goethe endlich unangefochten in Weimar bleiben konnte, fast von selbst in dramatischer Gestalt.

Da ist der junge Herzog Karl August, energisch und hochgesinnt, den Geist verehrend und die Welt verachtend. Er hat eben erst die Zügel der Herrschaft aus den

Händen seiner Mutter empfangen, die bis zu seiner Mündigkeit die Regentschaft geführt hat. Gerne legt sie die Last und die Verantwortlichkeit der Staatsleitung nieder und zieht sich auf ihren Wittwensitz zurück, weil — „der Doktor Goethe" am Hofe mächtig zu werden droht. Ihre Gesinnung theilt und vertritt dem Herzog gegenüber der langjährige und verdienstvolle Minister v. Friesen, der seinen ganzen Abscheu vor dem hergelaufenen Genie in die Betrachtung zusammendrängt, daß der Mensch, den der Fürst ohne weiteres dem „Conseil" beizieht, bisher noch nicht einmal Amtmann gewesen ist. Horreur! Was kann v. Friesen Anderes thun, als seine Demission einreichen? Der Herzog möchte um keinen Preis dem Lande einen so nützlichen Staatsdiener entzogen wissen, andererseits ebensowenig den jungen Freund aufgeben. In diesem Zwiespalt entwickelt der junge Regent eine sonst bei Fürsten ungewöhnliche Einsicht, Charakterstärke und geistige Kraft. Allein der betagte Minister besteht hartnäckig auf Entlassung, womit er ja insgeheim weiß, im Sinne seiner alten Gönnerin, der Herzogin-Mutter, zu handeln. Eine letzte Erklärung dem Herzog gegenüber soll diesem keinen Zweifel darüber lassen und v. Friesen ist dazu um so mehr entschlossen, als die Herzogin wieder einmal in Weimar erschien und ihn dabei unterstützen wird. Allein sie hat bei dieser Gelegenheit den Doktor Goethe kennen gelernt — und nun sieht sich der Minister mit Eins auch von ihr verlassen. Sie will nicht mehr, daß der junge Freund des Herzogs ausscheide. Friesen bleibt, Goethe bleibt. Jenen hat nicht lange darauf das Alter beseitigt; dieser — wird seine Stelle niemals verlieren.

An diese Geschichte dachte ich bei meinem ersten Ausgang in Weimar, während ich noch ziellos umherwanderte, um die Physiognomie der Stadt kennen zu lernen, ohne einen bestimmten Gegenstand seiner Bedeutung nach ins Auge zu fassen. Die Inschriften an den Häusern aber sorgen für rechtzeitige Erinnerung an das Einzelne. Am bequemsten hat es sich der todte Herder eingerichtet, um dem Gedächtniß der Nachwelt, den Wanderfüßen des aus Pietät Reisenden nicht beschwerlich zu fallen: seine Wohnstätte, sein Grab und sein Denkmal stehen dicht beisammen. Die Wohnung ist noch bis heute die seiner Amtsnachfolger, der Oberhofprediger und Superintendenten; das Grab ist in der Stadtkirche und hinter derselben das Standbild. Es ist ein weiter Weg zwischen Weimar und Königsberg, dennoch stellt die Phantasie dem Denkmal Herder's das Kant's gegenüber, dem Traum nachhängend, daß sich die Gebilde der großen Feinde über ihre gegenseitige Existenz-Berechtigung unterhielten. Könnte ihr Geist in diese Form ihrer Leiblichkeit fahren, die beiden Denkmäler würden sich jetzt die Hände reichen und der kleine lebendige Mann der Gegenwart, der zu diesem Akt verspäteter Freundschaft emporsähe, hätte daran ein Wahrzeichen für die Einseitigkeit und Hinfälligkeit der Meinungen, Urtheile und Richtersprüche auch in den Größten des Menschengeschlechtes.

Ein Haus, ein Platz und ein Denkmal tragen den Namen Wieland's, der gewiß jedem sinnigen Deutschen theuer ist, so lange er der lateinischen und französischen Sprache nicht mächtig ist. Wenn man einmal zum Horaz keine Uebersetzung mehr braucht und einige Franzosen des 18. Jahrhunderts gelesen hat, dann bleibt von Wieland wenig mehr übrig als der „Oberon", der König der Elfen ohne Weber'sche Musik. An diesem aber wahrlich genug! Der literarische Himmel scheint einige Gerechtigkeit in sich zu schließen. Er gab den Deutschen zur Entschädigung für das langweilige Ungeheuer, die „Messiade", den „Oberon", und wenn es wahr ist, was Einige behaupten, daß Wieland dadurch der deutschen Poesie den Reim gerettet hat, indem er ihn den vernichtenden Händen Klopstock's noch glücklich entriß, so hat er uns im Grunde ein deutsches Epos überhaupt erst geschaffen. Wenn die deutschen Literaturzeitungen den Muth hätten, statt ausschließlich den Novitäten des Buchhandels zu dienen, die meist schon gestorben sind, wenn der Kritiker erst ihr Leben anzeigt, dem Publikum in jedem Quartal die alten Sachen in Erinnerung zu bringen, die es wieder lesen soll, so würden Tausende, die „Oberon" nur literaturgeschichtlich kennen, mit herzinnigem Behagen das Gedicht Wieland's in den Kreis ihrer lebendigsten Unterhaltung ziehen. Wie entzückt von dem Gedicht war nicht Goethe, der unter seinen mannichfachen großen Eigenschaften auch die hatte, lesen zu können, was, um einen Vorzug auszumachen, weder ein Blättern noch

ein kritisches Prüfen sein darf, sondern vorerst nur eine naive, kindliche Hingebung an den Gegenstand.

Mich faßte bei diesen Gedanken Sehnsucht nach den Weimarischen Goethe-Erinnerungen. Dennoch brachte ich es nicht über mich, um den Eintritt in das Goethehaus mich zu bewerben, das nicht wie das Schillerhaus Jedermann zu jeder Zeit offen steht. Scham und Stolz halten die wahre Pietät ab, zu der Huldigung, die sie leisten möchte, erst die Erlaubniß nachzusuchen. Wer würde bei der gestrengen Gouvernante der Geliebten erst „Permission“ erbitten, der letztern einen Liebesbrief schreiben zu dürfen? Ich begnügte mich also mit dem äußern Anblick des im Verhältniß zu der ganzen Straße, in der es liegt, der Schillerstraße, recht stattlich anzusehenden Hauses. Ich konnte mich auch mit den Empfindungen vollauf begnügen, die bei hinreichender Kenntniß von Goethe's Leben und Verkehr, der äußere Anblick des Hauses allein schon erweckt. Hier war er Excellenz, Dichter, Leser, Kritiker, Theaterdirektor, Gesellschafter und Freund und hier ist er gestorben. Ueber diese Schwelle traten Schiller und die beiden Humboldt zu ihm heran; jener hat hier auch einige Wochen gewohnt. Hinter diesen Fenstern tobte ein zwölfjähriger Knabe, der später Mendelssohn-Bartholdy hieß, dem die Stille über Alles liebenden Goethe eine seiner ihn entzückenden Ideen vor. Hier wurden unter Anderem „Hermann und Dorothea“ und „die Wahlverwandtschaften“ geschrieben. Wie oft stieg er vor diesem Hause in den Wagen, um in Begleitung Eckermann's die Erfurter Straße entlang zu fahren! Um aber erst vor diesem Hause all der Frauen zu gedenken, die hier aus- und eingingen, hätte ich von einem der Denkmäler Weimars die Geduld und die Dauer des Stehens entlehnen müssen.

Des braven Eckermann freute ich mich besonders, als ich vom Park aus Goethe's Gartenhaus erreichte. Eckermann hat die Lage, die Umgebung, die eigenthümliche Natureinsamkeit dieses tief zu Gemüthe sprechenden Erinnerungspunktes so vortrefflich geschildert, daß nur mein Vorsatz, nicht zu citiren, mich abhalten kann, mit seinen Worten zu sprechen. Sie würden aber auch nicht ausreichen. Denn der seltsame Ruhegenuß, der Wahn völliger Weltabgeschiedenheit an einer eigentlich noch zur Stadt gehörenden Stelle, sie lassen sich erst in der Gegenwart recht empfinden und begreifen, die der Dichterseele ein früher nie so heißes und intensives Bedürfniß nach der Flucht von Welt und Menschen zuführt.

In Wald, Wiese, Fluß und himmlisch reiner Luft stellt sich hier die Goethe'sche Lyrik gleichsam als Gestalt realer Elemente vor, wie nur wenige Minuten von dieser Stelle entfernt, die allen Reichthum irdischer und poetischer Lebensfülle spiegelt, ein kleines Plätzchen, die sogenannte Schillerbank, zum Schloßpark gehörend, vom erhabenen Pathos der Entsagung erfüllt zu sein scheint. Der Sitz aus Baumrinden ist so unbehaglich wie es das Dichterleben selbst war, an das er erinnert. Auf diesem Sitz hat man rechts tief unten, so entfernt wie den reichen Strom des Lebens selbst, die Ilm, im Angesicht aber die untergehende Sonne. Hier ist keine Zuflucht bei plötzlich eintretendem Unwetter zu sehen und wie ein solches, vom Schicksal herbeigeführt, konnte der lange Heimweg erscheinen in das unansehnliche Häuschen mit den kleinen Vorstadt-Fenstern, in welchem Schiller wohnte. An der Schwelle dieses Hauses standen Goethe und Schiller im Aprill 1805 zum letzten Male im Gespräch beisammen.

Ich stieg mit seltsamen Gefühlen die schmalen Treppen empor, über die man vor 71 Jahren die Leiche Schiller's bei Nacht und Nebel hinabgetragen hatte. Im ersten Stockwerk haust jetzt ein Zweig-Verein der deutschen Schillerstiftung; eine Treppe höher liegt das Arbeits- und Sterbezimmer des Dichters. Im düstern Winkel hinter dem Schreibtische steht noch dasselbe schmale Bett, auf welchem er den letzten Seufzer ausgestoßen, nachdem er erst noch ein Glas Champagner getrunken hatte, ein stillschweigendes Eingeständniß, daß für einen deutschen Dichter der Abschluß des Lebens ein Freudenfest ist!

Eine Frau, die hier den Fremden umherführt, ging über die gewöhnliche Ciceronen-Suade hinaus. Zufällig angeregt, von ihren persönlichen Schicksalen zu sprechen, nannte sie die Stätte, an der sie jetzt selbst wohnte, ein Unglückshaus.

In der That, die seltsamen Gefühle, deren ich oben erwähnte, bilden sich hier wesentlich zu solchen der Trauer heraus. Dürftig, klein und elend ist diese Behausung mit der niederen Decke, die über einem so hohen Haupte ruhte, mit den Fensterchen, durch die ein weltumfassender Blick hinausdrang. Es war nicht Geld genug zu einem anständigen Begräbniß im Hause. Lautlose Stille herrschte an dem Abende, als man den Hingeschiedenen von dannen trug, als hätte man eine üble That zu verbergen. Keine Trauermusik, keine Leichenrede, nichts ließ sich vernehmen, nicht einmal das Gewissen Deutschlands pochte. Aber drei Tage nach dieser Bestattung kam die Großherzogin in das Haus der Wittwe und weinte.

Ich gestehe, daß mir unter dem Eindrucke dieser Reminiscenzen der Sarkophag Schiller's in der Fürstengruft nicht mehr am rechten Platze zu sein schien. Im Tode ruht er neben den Betitelten, warum durfte er neben den viel Geruhenden nicht auch einmal im Leben ruhen, statt sich krank zu arbeiten, oder, wie Johannes Scherr sagt, der Küche das Geld zu entziehen, das er für die Apotheke brauchte. Ich hätte lieber den Holzsarg gesehen, aus dem man gerade vor fünfzig Jahren, 1826, seine Gebeine genommen hat, um sie in den Sarkophag der Fürstengruft zu legen. Sein Kopf wollte auch bei diesem Akt nicht mehr gegenwärtig sein. Man kennt die Geschichte von Schiller's Schädel. Der Dichter hätte volksthümlich würdiger, herzansprechender auf dem allgemeinen Weimarer Kirchhof neben Lucas Cranach und dem Märchendichter Musäus geruht.

Ueberhaupt wollte mir der Anblick der Dichtersärge in der Fürstengruft eine tragikomische Inschrift nicht aus dem Sinne bringen, die ich einst auf dem Grabstein eines Wiener Friedhofes las. In Wien waren bis zum Jahre 1848 die Juden im allgemeinen nicht geduldet. Nach dem Gesetze durften sie in dieser Stadt kein Haus besitzen und nicht einmal eine Wohnung zu bleibendem Aufenthalte miethen. Eine Ausnahme wurde jedoch mit einigen durch Reichthum oder Verbindungen bevorzugten Judenfamilien gemacht, sie durften in Wien ansässig sein. Diese Ausgezeichneten hießen die — Tolerirten. Und dieses demüthigende Wort, welches das ursprünglichste aller Menschenrechte, das zu existiren, als abhängig von gnädiger Duldung bezeichnet, das Schmachwort Toleranz war für die Wiener Juden ein Ziel des Ehrgeizes geworden, sie waren stolz wie auf einen Orden oder Adelsbrief, wenn man sie — Tolerirte nannte. Und so las ich denn auf einem Grabstein des Wiener Juden-Friedhofes unter dem Namen des Todten statt anderer Titel die merkwürdigen Worte: „Allhier tolerirt".

Auf dem Friedhof tolerirt: Wahrlich, man kann nicht bescheidener in seinen Ansprüchen an die Ehren der Welt sein. Und „Allhier tolerirt" kam mir auch bei dem Dichtersänger in der Fürstengruft nicht aus dem Sinne. Sie liegen nicht in gleicher Reihe mit den Särgen der großherzoglichen Dynastie, sondern in einer gewissen Absonderung. Gleichviel! Wer wird rechten darüber, wie sich Staub zu Staub gesellschaftlich verhält. Ich dachte vor diesen Särgen an eine geistreiche Aeußerung Grillparzer's, der ich auch dort in meinen Gedanken Vers und Reim gab:

> „Keinen zieh dem Andern vor,
> Beide sind zu loben:
> Schiller hob uns hoch empor,
> Goethe kam von oben."

Bin ich bisher den verlockendsten Citaten aus der reichen Literatur über Weimar sorgfältig aus dem Wege gegangen, so müßte ich bei Mittheilungen über die Dichterzimmer im großherzoglichen Schlosse, über das Karl-August-Denkmal, das erst seit einem Jahre sich erhebt, über den Theaterplatz mit dem Doppelstandbild aus Meister Rietschel's Hand zu Citaten aus dem „Fremdenführer" herabsinken. Das Theater hatte bereits seine Sommer-Ferien begonnen und der äußere Anblick des Hauses ist unansehnlich genug. Es ist nicht mehr dasselbe Haus, in welchem Goethe dem „Hund des Aubry" wich und das 1825 abbrannte. Allein es steht an derselben Stelle. Aus der Geschichte des abgebrannten Hauses ist ein kleiner Charakterzug Goethe's wenig bekannt geworden, denn der Zug gehört zu den Kinder-Erlebnissen eines alten Schauspielers, der seinen aufgezeichneten Erinnerungen keine große Verbreitung zu geben wußte. Als Junge von

zehn Jahren wohnte er der Aufführung eines Ritterschauspiels im Weimarer Theater bei und im Hintergrund des Parterre stehend bemühte er sich vergebens, die Herrlichkeiten auf der Bühne genau zu sehen. Er stieg endlich auf die letzte Bank, den Kopf an die Wand unterhalb der Mittel-Loge lehnend. Diese war für Se. Excellenz, den Staatsminister v. Goethe bestimmt, der auch im Laufe des Abends in Begleitung seines Sekretärs in die Loge trat und mit all der feierlichen Grandezza, die er in seine äußere Erscheinung zu legen wußte, Platz nahm. Als er aber den Jungen unter der Loge gewahrte, der noch immer halsverrenkende Anstrengungen machte, damit ihm von den Dingen auf der Scene nichts verloren gehe, da übermannte der Dichter den Minister. Goethe bog sich hinab, zog den Jungen an den Armen in die Höhe und setzte ihn auf die Brüstung der Loge, daß die Beine hinunterbaumelten. So saß der Junge den ganzen Abend, aller staatsministerlicher Würde zum Trotze, amüsirte sich prächtig und Goethe hatte daran sein Vergnügen.

Weimar hat, so viel ich in mehreren Tagen meines Aufenthaltes entnehmen konnte nur drei Droschken. Der Fremde muß sich zur Fahrt in die Umgebung eine besondere Equipage miethen. Man ist aber froh, zu dieser Vornehmheit gezwungen zu sein, denn vornehm ist auch der Eindruck, den man von Belvedère, Ettersburg und Tiefurt empfängt, diese Namen sagen dem Kenner Goethe'schen Lebens und Dichtens schon unendlich viel und die Gärten sind überall so feierlich schön, als wollten sie die Dekoration zu Goethe's „Tasso“ bilden. Besonders bewegt die Fahrt über Oberweimar nach Tiefurt das Gemüth, das hier die Schönheiten lebendiger Natur und unsterblicher Poesie in einander verschwimmen zu sehen wähnt. Man wird sich aber bewußt, daß die Augen, die der Poet nach Weimar bringt, nicht die der übrigen Welt sind, wenn man erfährt, daß der russische Czar, als er im vorigen Jahre den großherzoglichen Hof besuchte, nichts Besseres wußte, als im Park von Tiefurt — Tauben zu schießen.

Bayreuther Tagebuchblätter.

Von **Oscar Blumenthal.**

Es ist doch recht bedauernswerth, daß die Eisenbahn-Direktionen nicht im Interesse des Publikums die Verfügung getroffen haben:

„Den nach Bayreuth fahrenden Passagieren ist es strengstens verboten, Stöcke, Hausschlüssel und andre Waffen in den Waggon mitzunehmen.“

Mir ist es nämlich trotz meiner glühenden Wagner-Begeisterung auf der Fahrt recht übel ergangen. Im Gespräch mit zwei Patronen ließ ich die Bemerkung fallen:

„Richard Wagner ist nach meiner Ansicht neben Beethoven der größte Musiker, den Deutschland gehabt hat.“

„Was — Sie stellen Beethoven ihm gleich?“ schrien darauf die Patrone wie aus einem Munde und ehe ich mich wehren konnte, ließen sie ihre Stöcke dermaßen auf meinen armen Rücken niedersausen, daß mir zu Muthe war, als hörte ich die Walküren im Theater singen.

„Wie nennen Sie ein derartiges Verfahren?“ rief ich empört, als ich endlich zu mir kam.

„Eine Uebung im Stabreim“, war die ruhige Antwort.

Das besänftigte mich. Mein Körper allerdings war voll blauer Flecke, aber meine Begeisterung blieb ungetrübt: Ich erlitt ja auch das für Wagner und Vaterland!

* * *

Mein erster Gang in Bayreuth galt dem Wirthshaus zur „Sonne“, wo sich mir eine merkwürdige Scene darbot. Ein Gast hatte sich nämlich ein Stück Braten und einen Schoppen Wein bestellt, aber da ihm Beides nicht mundete, schalt er in grimmigen Worten den Kellner aus.

„Alberner Alp!“ schrie er ihn an . . . „Deinen Sudel sauf' selber! . . . Schwarzes, schwielichtes Schwefelgezwerg! . . . Fort mit dem Brei: Ich brauch' ihn nicht! . . . Mit Bappe back' ich kein Schwert! . . . Räudiger Kerl! . . . Was bist Du denn anders, als meines Willens blind wählende Kür!“

„Aber verzeihen Sie!“ unterbrach der Kellner. „Es ist guter Rheinwein — Rüdesheimer Gewächs“ —

„Das lügst Du, garstiger Gauch!“ fuhr der Gast fort. „Du sprichst wie ein zullendes Kind! . . . Garstiger Zwicker! . . Spähne briet'st Du im Tigel! . . . Den Nachttrunk richte mir drin und harre zur Ruh'! . . . Feuchtes Gezücht! . . . Kalter, grätiger Fisch! . . . Deinen Quark zergreif' ich mit einem Griff!“

Endlich nahm mich der Wirth zur Seite und frug: „Sie verzeihen — der Herr ist wohl ein Serbe oder ein Eskimo, der Sprache nach zu urtheilen?"

„Aber, Herr Wirth!" erwiderte ich mit überlegenem Lächeln. „Er citirt ja nur wörtlich aus dem ‚Ring des Nibelungen!'"

* * *

Die Herrenmode des nächsten Jahres werden wohl Hüte à la Tarnhelm sein. Man traut sich nur noch nicht recht heraus, weil sich das so verhängnißvoll auf Narr'nhelm reimt.

* * *

Wie man sich nur darüber wundern konnte, daß ein Erscheinen im Frack allgemein gewünscht wurde! Hat doch schon Anastasius Grün die Nothwendigkeit dieser Kleiderordnung für die Bayreuther Tage vorausgesehen, als er sein Buch schrieb:

„Die Nibelungen im Frack."

* * *

Gestern machte ich schon in früher Morgenstunde eine Wanderung nach dem Hause „Wahnfried", wo bekanntlich Wagner's „Wähnen Frieden fand". Zu meinem Erstaunen fand ich vor der Thür zwölf Patronatsherren in feierlichem Gala-Anzug.

„Worauf warten die Herren?" frug ich.

„Wir sind gekommen", antworteten sie, „um dem Meister . . . . die Stiefeln zu putzen!"

„Welch entzückender Gedanke!" rief ich begeistert. „Ich darf mich doch zu Ihnen gesellen?"

„Wie Sie wollen."

Und so standen wir denn einige Stunden lang in seliger Erwartung. Leider stellte sich später heraus, daß das Dienstmädchen bereits die heiligen Stiefeln gereinigt hatte, und so mußten wir tiefaufseufzend mit trockner Bürste wieder abziehen.

* * *

Von den Reisebegleitern, die mich durchgeprügelt haben, hat den Einen bereits die Nemesis ereilt: Er hat sich gestern den ‚Ring des Nibelungen' laut vorgelesen und dabei die Zunge gebrochen.

* * *

Neuester Beschluß der Wagnervereine:

„Wir befinden uns nicht mehr im Jahre 1876 nach Christi —, sondern im Jahre 63 nach Wagner's Geburt und also sei fortan die Zeitrechnung von Geschlecht zu Geschlecht."

* * *

Es ist mir nun doch klar geworden, daß man sich in Bayreuth gar nicht vorsichtig genug ausdrücken kann. Als der Meister nämlich in seiner offnen Equipage aus dem Theater fuhr, sagte ich zu einem neben mir stehenden Patron:

„Wie herrlich doch in diesem Augenblick der Vollmond auf Wagner herunter sieht!"

„Sie wollen wohl sagen: Zu ihm herauf!" entgegnete der Angeredete und begleitete seine Worte mit einem schmerzhaften Rippenstoß . . .

Aber ich kanns nicht leugnen. Er hatte Recht!

* * *

Wie man hört, wird der Bayreuther Magistrat bei den Wiederholungen der Festspiele im nächsten Jahr ans Stadtthor schreiben lassen:

„Wagnerianer ohne Begleitung eines Wärters haben keinen Eintritt!"

So schmäht man die Jünger des Meisters.

* * *

Ein tiefsinniger Erklärer hat herausgefunden, daß Wotan in Wagner's Dichtung eigentlich „den Willen zum Leben" und Erda „die Schopenhauer'sche Vorstellung" bedeutet. Hat je ein Dichter solche verkleideten Begriffe aufs Theater gebracht? — Nein! Aber Wagner hat's gethan und ich werde in seine Fußstapfen treten. Ich lasse als Opernheld nächstens den „Satz vom zureichenden Grunde" auftreten — die zehn Kategorien empfangen ihn mit einem Chorgesang — mit der dritten logischen Figur singt er dann ein Liebesduett — und im Zweikampf mit dem transcendentalen Realismus lasse ich ihn tragisch enden! Möge die Kritik auch dann behaupten, daß ich den Wagner noch überwagnert habe: Der Segen des Meisters wird über mir schweben.

* * *

Mit der musikalischen Bildung der hiesigen Berichterstatter schien es zum Theil übel auszusehen, und wenn es auch schon längst das anerkannte Vorrecht aller Bewunderer Wagner's ist, von der Musik nichts zu verstehen, so hat doch Mancher von diesem Vorrecht einen zu ausgedehnten Gebrauch gemacht. So hatte ich z. B. mit dem Berichterstatter eines Berliner Börsenblattes folgendes Gespräch:

„Was verstehen Sie unter einem schönen Accord?"

„Wenn Einer 50 Procent gibt."

„Wie umfangreich ist wohl Niemann's Stimm-Register?"

„Da müssen Sie einen Registrator fragen."

„In der mir vorliegenden Partitur sind mir übrigens einige falsche Noten aufgefallen."

„Ja, es cursiren jetzt viele."

„Wie denken Sie über Wagner's Verwerthung der Bässe?"

„Ich habe auf Hausse speculirt!" .....

Und das ist ein Apostel des Meisters! — — Ach, es haben sich Unwürdige in die eleusinischen Mysterien eingedrängt.

* * *

Unter den Patronatsherren befindet sich ein Banquier Meyersohn, den ich hoch verehre. Er hat nämlich seinen acht Töchtern — von welchen eine bereits an einen Herrn Abrahamsohn verheirathet ist — die Namen der acht Walküren beigelegt. Welch entzückender Zusammenklang in diesen Namen: Grimmgerde Meyersohn — Roßweiße Meyersohn — Schwertleite Abrahamsohn, geborene Meyersohn . . . Das ist nicht Judenthum in der Musik, das ist Musik im Judenthum!

* * *

Ein hämischer Witzling behauptete jüngst, daß Wagner auch seine Berühmtheit selbst instrumentirt und dabei besonders — die Posaunen beschäftigt habe. Perfide Verleumdung!

* * *

Ich habe die seligsten Augenblicke meines Lebens genossen — der Meister hat mich empfangen! Mein Herz klopfte wie Siegfried's Schmiedehammer, als ich in sein Zimmer trat.

„Was wünschen Sie?“ frug er und reichte mir huldvoll den Pantoffel zum Kuß.

„Nur wenige Augenblicke in Ew. Heiligkeit Nähe zu athmen!“ antwortete ich mit Schauern der Ehrfurcht.

„Dann bitte — knien Sie Platz!“ erwiderte er und bot mir wohlwollend eine Fußbank an.

Und da kniete ich denn! kniete in sprachlosem Entzücken! kniete mit enthusiastischer Innigkeit und meine Beine widmeten so dem Meister aus voller Kniekehle ein Hallelujah, wie es in keiner hörbaren Sprache so beredt möglich wäre!

Ein Wort wurde nicht weiter gewechselt, aber trunken schweifte mein Blick über die Grammatiken und die Lexika, aus welchen Wagner's Nibelungentext — ein Regenstrom aus Felsenrissen — unaufhaltsam hervorgequollen ist. Als ich mich satt gesehen, machte ich sieben Verbeugungen und rutschte dann bäuchlings zur Thür hinaus. Ich weiß jetzt, daß ich nicht vergebens gelebt habe.

* * *

. . . Soweit gehen die Bayreuther Tagebuchblätter, die mir mein Freund Cosimanticus Wagnerokorax zur Veröffentlichung anvertraut hat. Ich komme seinem Wunsche nach, ohne die weihevolle Wirkung seiner Zeilen durch profane Zusätze zu beeinträchtigen.

Wie englische Leitartikel entstehen.

Von H. Beta.

(Aus seinem Nachlaß.)

Mitten in unserem modernen Leben, welches uns täglich eine Menge von Luxusbedürfnissen so zu sagen frei ins Haus und auf den Tisch liefert, als könne es gar nicht anders sein, thun und beantworten wir wohl selten die Frage: wie die Menschen wohl gelebt und sogar Luxus getrieben haben mögen, als es noch keine Cigarren, keinen Kaffee, kein Bairisch Bier, keine Kartoffeln, keine Streichhölzchen und keine Leitartikel gab? Abgesehen von unzähligen anderen jetzt täglich verbrauchten Luxusgegenständen, wollen wir uns bloß an den letztgenannten halten. Bei uns in Deutschland ist der Leitartikel noch ein unentwickeltes und ziemlich unerzogenes, in die spanischen Stiefeln der Preßgesetze und der Polizeiaufsicht eingeschnürtes Kind der Zeit. Aber er macht auch noch nicht einmal von der ihm gestatteten Freiheit den richtigen Gebrauch und bewegt sich ziemlich lehrsam und trocken in Fesseln, die er sich selbst angeschmiedet. Wir müssen ihn wenigstens von letzteren zu befreien suchen und ihm dadurch zugleich die Kraft verleihen, sich die Freiheit vom Staatsanwalt und von gar zu demüthigenden Preßgesetzen zu erobern. Für diesen Zweck ist es gut sich den Leitartikel in dem Lande anzusehen, wo er in der größten Vollkommenheit producirt wird, in England.

Der „leader", wie er jetzt in der „Times" täglich in voller Glorie auf den besten Spalten in typographischer und sprachlicher Vollendung erscheint, ist auch dort noch eine wesentlich moderne Schöpfung. Wer etwa ein Exemplar der „Times" oder des „Morning Chronicle" aus dem Anfange dieses Jahrhunderts in die Hand nimmt, wird vergebens nach diesen stolzen Spalten suchen, die ihm jetzt jeden Morgen so massenhaft zum Frühstück aufgetischt oder sogar für einen Penny im Omnibus, auf allen Eisenbahn- und Dampfschiff-Stationen keck angeboten oder sogar aufgedrängt werden. In diesen alten Zeitungen, kleinen, dünnen, löschpapiernen Zwergen im Vergleich zu den jetzigen Giganten, findet man an Stelle der Leitartikel nur ein paar kahle Zeilen übersichtlichen Inhalts, die sich erst während des letzten Menschenalters zu den jetzt täglich in jeder großen Zeitung vierfach erscheinenden „Essays" ausgewachsen haben, die bei allen Fehlern doch fast immer mit großer literarischer Fähigkeit, mit Kraft, Klarheit und Eleganz geschrieben sind. Und hier wollen wir gleich den wesentlichen Vorzug der englischen Leitartikel vor den deutschen verrathen; letztere sind oft gründlicher, aber es fehlt ihnen der Reiz und die Leseappetitlichkeit der ersteren. Worin liegt das Geheimniß? Wesentlich darin, daß durch die englischen Leitartikel fast immer ein belletristischer Geist mit graciösem Humor spielt. Wir haben uns noch nicht aus dem Gröbsten herausgehauen, um mit Hegel zu reden; wir können es noch nicht wagen, uns in den schweren politischen Kämpfen mit den feinen Cavalierwaffen der Eleganz und Schöngeistigkeit zu schlagen; wir haben auch keine Zeit und keinen Sinn, um politische, sociale und sogenannte kleinere Tagesinteressen zum Gegenstand von Leitartikeln zu machen, wie es die englischen Blätter, namentlich die „Times", mit dem unerläßlichen vierten fast täglich thun.

Sehen wir uns nun das Geheimniß dieser merkwürdigen täglichen Produktion von je vier Leitartikeln in jeder großen englischen Zeitung etwas näher an.

Wer ist das majestätische „Wir" darin? Nur wenige werden glauben, daß der geheimnißvolle Redacteur immer dahinter stecke. Nein, dieses „Wir" ist eine literarische Thatsache und nicht bloß eine majestätische Phrase. Diese leaders sind nicht das Werk einer einzelnen Person, sondern Produkte einer oft ziemlich zahlreichen Association von allen möglichen Federn. Diese werden von Männern der verschiedensten Berufe und Stände geführt. Sie gehören nicht zu den Redacteurs, sondern füllen eine eigenthümliche Kluft zwischen dem Chef-Redacteur und dem sub-editor aus; letzterer nach englischer Manier, wo Alles möglichst kurz klingen muß, bloß „sub" genannt, wird von den Leitartikelschreibern als ein bloßer Mann des Ausschneidens und der Scheere, also als ein ziemlich untergeordnetes Wesen über die Achsel angesehen.

Sie haben nichts mit der Redaction zu thun und bekümmern sich selten darum, was dieser „sub" aus allen möglichen Zeitungen der Welt für den nächsten Morgen herausschneidet oder zum Uebersetzen anstreicht. Die Leitartikelschreiber haben fast gar keinen Einfluß auf die sonstige Haltung und den Geist ihrer Zeitung und sind sogar nicht selten politische Gegner.

Nun worin besteht also ihre eigentliche Arbeit?

Diese Frage beantwortet sich wohl am besten durch Schilderung der Art und Weise, in welcher die täglichen leaders entstehen. Die erste Scene zu diesem Drama eröffnet sich in dem Consultationszimmer der Redaction, die sich natürlich irgendwo in der City versteckt. Dort versammeln sich um die Zeit zwischen 1 und 2 Uhr Mittags etwa ein halbes Dutzend Gentlemen verschiedenen Alters und Berufes; ein Poet, dessen Verse Niemand kaufen wollte, ein Romanschreiber, dessen neuestes Manuscript kein Verleger haben will, der Sohn eines Lords, früher in einem Cavallerie-Regimente, ein Jurist ohne Praxis, ein literarischer Herumtreiber, Verfasser mehrerer touristischer Werke, ein Leitartikelschreiber von Profession, dessen Namen sonst Niemand kennt und der gleichwohl alle Tage Tausenden von Lesern gewissermaßen vorschreibt, was sie über dieses oder jenes Tagesereigniß denken sollen. Sie sitzen um einen runden Tisch und discutiren unter dem Vorsitze des geheimnißvollen, nie öffentlich genannten Chef-Redacteurs über die Wahl von Gegenständen des Tagesinteresses, über welche das Urtheil des Publikums am nächsten Morgen zum Frühstück oder auf dem Wege in die City unter und über der Erde, auf dem „top" eines Omnibus oder auf dem Deck eines Themse-Dampfers zur Wahrheit geleitet werden soll. Nur die, welche Tag für Tag, Monate und vielleicht Jahre lang alle vierundzwanzig Stunden über immer neue Tagesfragen ein leitendes Urtheil im besten Stile und nicht kürzer als eine Foliospalte niederschreiben müssen, können ein Liedchen davon singen, wie schwer eine solche Aufgabe ist, besonders nach dem Schlusse des Parlaments und während der dull-season, die oft vom August bis zu Weihnachten dauert. Das sind die Tage der Verzweifelung und wüthenden Hetzjagd nach gutem Wild auf leeren Feldern. Wie sie die Spalten der verachteten Provinzialblätter mit wölfisch-hungrigen Augen durchlaufen, mit welchem Eifer sie die kleinsten Sätzchen über eine der Berühmtheit fähige Polizeiverhandlung packen und in jeder Silbe untersuchen, ob sich daraus nicht wenigstens ein socialer „Leiter", humoristischer oder pathetischer Art fabriciren lasse!

Einmal bekam ein solcher Jäger von dem verzweifelten Chef den mürrischen Rath, er möge über „Nichts" schreiben, denn man wisse Nichts. Und er machte es richtig wie der Candidat bei Friedrich dem Großen, dem der König aufgab, er möge auf die Kanzel steigen und über das Thema predigen, welches er dort auf einem Blatt Papier finden würde. Das Blatt war auf beiden Seiten weiß. Der Candidat besah es sich und rief muthig aus: „Hier ist Nichts und da ist Nichts — aus Nichts hat Gott die Welt geschaffen!" — und hielt nun sofort eine wirkungsvolle Rede über die erhabene Idee, daß Gott diese schöne, große, wundervolle Welt ohne alle Mittel und Fonds geschaffen habe. Mein Freund, der Leitartikelschreiber, rasselte sofort einen der humoristischsten Artikel über die schläfrigen Tage zu Ende des August und über deren nichtigen Inhalt auf das

Papier, der am folgenden Morgen so viel Aufsehen machte, daß er noch jetzt nicht ganz vergessen ist.

Aber wir nehmen an, daß die Herren während einer Zeit der besten Leitartikelfülle um ihren Tisch sitzen und sechs ganz herrliche Themata herausfinden, alle von gleicher Wichtigkeit. Da aber nur vier gebraucht werden, beginnt jetzt ein Kampf, in welchem nothwendig zwei, obgleich alle mit gleicher Tapferkeit vertheidigt, fallen müssen, so daß der Chef in der Regel schließlich selbst zwei Stoffe hors de combat setzen muß.

Nun müssen die sechs Herren allerdings bloß vier Leitartikel liefern, so daß zwei von ihnen in die Lage kommen einen freien Nachmittag zu feiern und nichts zu verdienen, wenn sie nicht zu den Festbesoldeten gehören. Die vier zurückgebliebenen beginnen nun sofort ihre Arbeit, die um 5, spätestens um 6 Uhr für den Druckerburschen fix und fertig sein muß. Bei wichtigen Debatten im Unterhause oder wenn Bright oder sonst eine berühmte Persönlichkeit in einer Provinzialstadt eine Rede hält, welche sofort frisch Wort für Wort an elektrischen Drähten in das Redactionszimmer zu London zuckt, muß immer ein besonderer Virtuose des Leitartikels bis nach Mitternacht sitzen und die Rede schon Zeile für Zeile, während sie noch gesprochen wird, in einem Leiter für den nächsten Morgen dem Publikum je nach politischer Partei mundgerecht oder unausstehlich machen. Es ist der Mühe werth, uns eine solche complicirte, halsbrechende, kostspielige und an Geschwindigkeit und Hexerei grenzende Arbeit anzusehen, obgleich wir sie deshalb im lieben, bequemen Deutschland schwerlich begreifen oder nur für möglich und glaubhaft halten werden.

Die „Times“ hat ihre vier Stenographen zum Reform-Meeting nach Manchester geschickt, um Bright's Rede aufzufangen. Zwei schreiben abwechselnd stenographisch nach, die anderen Beiden übersetzen die Stenographie ins Telegraphische, das nun sofort an den Drähten nach London läuft, während Bright immer weiter spricht. In der versteckten Times-Office setzen die ankommenden telegraphischen Worte sofort mehrere Setzer in Bewegung, welche die Lettern der Reihenfolge nach blitzschnell an einander schleudern und kleine Theile der Rede, oft bloß je zehn bis zwölf Zeilen, zum Abzug abliefern. Diese Abzüge fliegen immer sofort in die Hände der Correctoren und unter die Augen des Leitartikelschreibers. Während dessen redet Bright in Manchester immer weiter, und wenn er nicht bis Mitternacht spricht, finden am nächsten Morgen um 8 Uhr Hunderttausende von Lesern bis Hunderte von Meilen um London herum nicht nur die Rede wörtlich abgedruckt, sondern auch den etwas spöttischen und vornehm-malitiösen Leitartikel darüber, vorn auf der mittelsten Spalte, mit großen, scharfen Lettern, druckfehlerfrei und mit pikanter Würze, so daß er ein gutes Nebengericht auf dem substantiellen Frühstückstische des kahlköpfigen Gentlemen in der heiteren, gartenumgebenen Villa bildet.

Die gewöhnlichen Leitartikel müssen, wie ich sagte, spätestens um 6 Uhr fertig sein, aber nur im Rohbau. Ehe der leader vor das Auge der Welt tritt, wird er sehr oft durch ein Fegfeuer getrieben, das nicht viel von seiner ursprünglichen Gestalt übrig läßt. Gesetzt und abgezogen, unterliegt er einer ersten Correctur, wobei es bloß auf Ausmerzung von wirklichen Buchstabenfehlern ankommt. Von diesen Fehlern gereinigt und nochmals auf eine sehr breite Fahne abgezogen, fliegt er auf den Tisch des Revisors, eines würdigen Mannes von vielseitiger wissenschaftlicher und literarischer Bildung und bewährter Stilvirtuosität. Dieser prüft, corrigirt und feilt den Sinn und Stil und schlägt sorgfältig nach, ob in etwaigen klassischen und historischen Citaten und Anspielungen auch keine Fehler und Ungenauigkeiten vorkommen. Außerdem markirt er solche Stellen und Perioden, die ihm nicht klar oder elegant genug erscheinen. Darnach aufs Neue gesetzt und auf eine Fahne abgezogen, die auf jeder Seite mindestens sieben Zoll weißes Papier enthält, wandert er nach 8 Uhr in das Allerheiligste des Zimmers, in welchem der Chef-Redacteur einem Manne gegenüber sitzt, den wir noch nicht kennen und der in deutschen Redactionen entweder ganz unbekannt ist oder in dem Chef-Redacteur selbst steckt. Dies ist der revising-editor (der Revisions-Redacteur). Diese beiden sitzen am Schreibtische einander gegenüber und arbeiten nun mindestens drei volle Stunden, um die vier Leitartikel gereinigt und geläutert nach dem feinsten Geschmack der höheren

Tagesstimmung und gewürzt mit mehr oder weniger eleganten und versteckten, nur dem Eingeweihten fühlbaren Anspielungen und vornehmen Malicen, noch einmal dem Setzer, Corrector u. s. w. und endlich der riesigen Form zu übergeben, welche etwa um 2 Uhr des Nachts geschlossen werden muß, um an langen Ketten hinunter zu rasseln in die ungeduldig brausende und zischende Hoe'sche Drehdampfmaschinenpresse: diese riesige Kreuzspinne, die nun nach allen Seiten hin in mehreren Etagen mit je einer Umdrehung zehn wie Scheunthorflügel große Bogen verschlingt, bedruckt, wieder von sich gibt und glatt und gerade über einander legt. Dies thut sie unter den geübten Händen der Bedienung und mit voller Dampfkraft in jeder Minute zwanzig bis dreißig Mal.

Doch zurück zur letzten Redaction der Leitartikel. Sie werden von den beiden Potentaten sorgfältig gelesen, miteinander und mit früheren Artikeln über denselben Gegenstand verglichen, danach geändert, remodellirt, umgeformt und gefeilt, welche Arbeit nicht selten bis zu einer vollständigen Umgestaltung in allen Theilen ausgedehnt wird, so daß der ursprüngliche Verfasser am nächsten Morgen kaum einen einzigen Gedanken und Satz als sein Eigenthum wieder erkennt. Junge Autoren gerathen darüber meist in Wuth und Verzweiflung und revoltiren gegen solche Schlächtereien, wie weiland egyptische Mütter gegen den Mord ihrer erstgebornen Kinder; aber die beiden Potentaten sind dies schon gewohnt und antworten dem wüthenden Revolutionär, daß er für seine Arbeit bezahlt werde und das ihm abgekaufte Eigenthum der Zeitung, nicht mehr ihm gehöre. Die Zeitung, das geheimnißvolle „Wir" in den Leitartikeln, ist der Geist der Zeit und der Tradition vieler Jahre, ja mehrerer Menschenalter, der von den beiden Potentaten vertreten, keine andere Rücksicht kennt, als in Uebereinstimmung mit dieser Tradition und den etwaigen geheimnißvollen Einflüssen einer Partei und zugleich der öffentlichen Meinung, an jedem Morgen mit neuer Kraft vor das Publikum zu treten.

Wie viel den Eigenthümern und Chef-Redacteurs daran gelegen ist, geht schon aus der Thatsache hervor, daß die „Times" für diese letzten Aenderungen der Leitartikel jährlich allein 15—20,000 Thaler an die Setzer bezahlt.

Man wird nun eine Vorstellung davon haben, durch welche Processe und Fegfeuer der täglich in jeder großen englischen Zeitung in vier Exemplaren erscheinende Leitartikel hindurchgetrieben wird, ehe er an jedem Morgen in sachlicher und formeller Vollendung frisch in alle Welt geht. Diese Arbeiten müssen durchweg vom Nachmittag bis etwa eine Stunde nach Mitternacht durchgemacht werden. Da nun daneben eine uns fast unmöglich erscheinende Masse von schriftstellerischen, typographischen und redactionellen Arbeiten erledigt werden müssen, um jeden Morgen eine frische Zeitung für unzählige Tausende von Lesern fix und fertig zu haben, so müssen wir, um dies zu begreifen, die betreffenden Redactionen und Druckereien, die kleinen Armeen von Spediteurs, fliegenden Buchhändlern, Speditionswagen, Eisenbahneinrichtungen u. s. w. schildern. Aber dies liegt über unser jetziges Thema hinaus, und wir schließen mit der genau zurechtgezählten und ermittelten Thatsache, daß die „Times" in ihren, jeden Morgen frisch erscheinenden sechsundneunzig Foliospalten so viel Buchstaben und Worte enthält, wie sie, ins Deutsche übersetzt und im Leihbibliotheksformat gedruckt, sieben bis acht Bände füllen würden.

Doch vor dieser Menge und Masse brauchen wir nicht zu erstaunen. Hier war uns bloß daran gelegen, auf die Masse von materieller und geistiger Arbeit hinzuweisen, welche die englischen Zeitungen auf die im höchsten Grade ausgebildete Industrie und Virtuosität der Leitartikelfabrikation verwenden. Vielleicht lassen sich dadurch deutsche Redactionen bewegen, ebenfalls etwas mehr Capital und Capacität für diese Produktion zu gewinnen und dadurch unserer Presse etwas mehr Frische und Kraft zuzuführen. Diese wird uns Allen zu Gute kommen, denn der echte Leitartikel hat mindestens die Kraft des Tropfens, dem es durch immer wiederholtes Fallen gelingt, endlich sogar den Stein auszuhöhlen, wenn er nicht überhaupt sogleich auf fruchtbaren Boden gleitet, um neues Leben hervorzurufen und das bereits vorhandene immer wieder zu erfrischen und zu stärken.

Pariser Theaterbriefe.

Von **Gottlieb Ritter.**

XI. Aristokratische Theaterdichter.

Die Saison morte ist für Niemand tödtlicher, als für das Theater, was wohl ein Beweis dafür sein dürfte, daß sie keineswegs so todt ist, als ihr Name besagt. Sie producirt nicht nur saure Gurken und Seeschlangen, sondern bringt auch — und das ist der Uebel größtes — die aristokratischen Theaterdichter an das Tages- und Lampenlicht. Ihrem Erscheinen geht eine ausgedehnte Regsamkeit voraus, die alle blaublütigen Kreise der französischen Hauptstadt in Mitleidenschaft zieht. Erst läuft es wie ein behutsames Zischeln durch die Salons und Boudoirs des Faubourg Saint-Germain und wird dort entweder mit neidischem Nasenrümpfen, weil ein Anderer oder eine Andere sich in den Vordergrund der allgemeinen Aufmerksamkeit drängt, oder mit freudigem Stolz aufgenommen, weil nun die bürgerliche Canaille der Theaterdichter von einem der „Unsrigen" in den Schatten gestellt werden soll. Dann wird eines Abends ein Glas Zuckerwasser auf den Tisch eines Salons gestellt; ein Herr oder eine Dame, von dem hochfeinen Auditorium mit bewunderndem Ah, voilà le poëte! begrüßt, pflanzt sich dahinter auf und setzt den Geladenen eine fünfaktige Tragödie in Versen oder eine Komödie aus der Gesellschaft des Faubourg meuchlings auf die Brust. Ist die Lesung beendigt, so folgt die nachgerade sehr wohlbekannte Fluth landläufiger Redensarten, Glückwünsche und Schmeichel-Apostrophen. Mit dem Bewußtsein, den Besten der socialen Gesellschaft genug angethan zu haben, und in der gehobenen Stimmung eines Correggio, der sein: Anch' io! jubelt, wird hierauf ein Theaterdirektor aufgesucht, dem man das kostbare Manuscript triumphirend überreicht. Nach einigen Wochen äußert sich der Bühnenleiter auf das Schmeichelhafteste über das Stück und erklärt sich bereit, die saure Gurkenzeit durch die Aufführung dieses großen Erfolg versprechenden Werkes zu versüßen. Abermals durchzieht es freudig das Pariser Adelsviertel, das sich eben anschickt, die Sommerwohnungen aufzusuchen, aber dem glücklichen Dichter verspricht, der Première selbstverständlich beizuwohnen. Schiller's edle Kunst des „weisen Verschweigens" wird natürlich von Seiten des Direktors wie des Dichters über die Bedingungen der Annahme aufs Discreteste geübt; um so verwunderlicher ist es, daß am Tage der ersten Aufführung halb Paris — die eine Hälfte übersommert in der Ferne — ganz bestimmt und aus der besten Quelle wissen will, es finde die Aufführung des Meisterstücks auf alleinige Rechnung und Gefahr des ebenso mit Geld, als mit Talent begabten Befassers statt. Während der Première bemerken die Schadenfrohen mit Vergnügen, daß kaum ein Viertheil des Hauses besetzt ist und rechnen es ihren Nachbarn vor, wie hoch sich die Forderung des Direktors für eine Vorstellung belaufen werde. Wieder Andere haben in Erfahrung gebracht, daß der Verfasser die Darsteller der Hauptrollen mit Schmuckgegenständen bedacht habe, daß er ferner bei den Hauptvertretern der Journalkritik vorgefahren

sei, um dieselben durch Geld und gute Worte günstig zu stimmen; daß er ferner die Claque um zwanzig Mann aus den handfestesten Kreisen verstärkt und eine große Menge Freibillets verschenkt habe, daß er im Weiteren das gesammte Personal zu einem großartigen Souper nach der Vorstellung geladen und daß er sich auf der Generalprobe in Fräulein X. — wenn er ein Mann ist — oder in Herrn Y. — wenn er eine Dame ist — so unsterblich verliebt habe, daß sich das ehrenwerthe Faubourg auf eine neue Mesalliance gefaßt machen müsse. Und so medisiren Neid, Bosheit, Haß und Dummheit, indessen der arme reiche Dichter dem Aufgehen des Vorhangs und seines Gestirns entgegenfiebert.

Viermal genossen die Pariser in diesem Sommer das fragwürdige Schauspiel einer solchen aristokratischen Première, und die Mißerfolge des Theaterjahres bereicherten sich naturgemäß um die gleiche Zahl. Zuerst erhob sich eine hohe Dame mit der Prätension, eine neue Kunstform entdeckt zu haben, von der sich unsere Zukunftsmusikdramatiker nichts träumen ließen, nämlich den Musikroman. „Le Mariage de Tabarin“ nannte sich dies musikalisch-novellistische Unding, das im Vorlesen einer dreitheiligen Erzählung bestand, welche ab und zu vom Vortrag von Solis und Chören unterbrochen wurde. Es war wie in einem Konzert, nur langweiliger. Der musikalische Theil sprach leidlich an, den „Roman“ verschlief man selig, und den Vorleser wünschte man ins Pfefferland.

Einige Wochen darauf öffneten sich sogar die Pforten der komischen Oper zu einem solchen Versuch. Ein geschwisterliches Verfasserpaar, welches zusammen keine vierzig Jahre zählte, brachte eine Episode des kaum verdauten „Bellum Gallicum“ in Form eines dreiaktigen dramatischen Gedichts auf die Bretter; an den Versen war der Herr Bruder, an der Musik die Fräulein Schwester schuld.

Ein Baron de Langsdorff aber beging nicht nur einen fünfaktigen „Spartacus“, der die römischen Heere mit hinkenden Alexandrinern bekämpfte — er machte sich zudem subtilen Menschenmordes schuldig, indem er den sträflichen Gedanken ausführte, die Pariser bei sengender Hitze in die schlechtgelüfteten Räume des Ambigu-Comique zu locken, um sie allda mit seiner Tragödie zu Tode zu langweilen. Er war und blieb der einzige Bewunderer seines Erstlings; einem unverbürgten Gerücht zufolge, soll er schon bei der dritten Aufführung auch der einzige Zuschauer gewesen sein.

Der vierte aristokratische Theaterdichter dieses Sommers ist einer jener Streber, auf denen der Fluch eines großen Namens lastet. Mögen sie schaffen, was sie wollen: der Glanz, der von ihrem berühmten Namensvetter ausstrahlt, verdunkelt die besten Thaten ihres Geistes, weil man sich bei den Epigonen unwillkürlich des Meisters erinnert und zu Vergleichen angeregt fühlt, die schon vorweg zu Ungunsten des Nachgebornen ausfallen müssen. Der Dichterin des dreiaktigen Dramas: „Châteaufort“ ist es ähnlich ergangen. Sie ist eine Enkelin Mirabeau's, und obwohl ihr glorreicher Ahn auf ganz anderem Gebiete thätig war, so schien es doch dem Publikum gewiß, daß der Name des Volkstribuns nicht zum zweitenmal berühmt werden könne. Ueberlegenes Lächeln, mitleidiges Achselzucken und jene entnüchternde Ironie, welche der sicherste Tod eines Theaterstücks ist, wurden von Seiten des sogenannten „tout Paris“, das im Theater und in Konzerten eine fürchterliche Kritikerrolle spielt, dem Erstling der Gräfin de Mirabeau entgegengebracht.

Ein Zwischenfall brachte die Novität noch vor der Aufführung in aller Leute Mund und machte eine erwünschte Reklame dafür. Fräulein Anastasie, wie man in Paris die Theatercensur nennt, die dort ebenso verbohrt ist als anderswo, nahm das Drama unter die Loupe und rasselte unwirsch mit der Scheere. Bald ging es durch alle Blätter, daß „Châteaufort“ beanstandet worden sei, da der Titelheld sein Schurkenthum nicht nur hinter einem hochangesehenen Wappen, sondern — und dies war das Bedenkliche — hinter dem Mandat eines Abgeordneten und dem Accreditiv eines Gesandten verberge. Obwohl der staatsmännische Beruf in keiner Weise durch das Gebahren Châteaufort's berührt wurde, mußte sich die Verfasserin, welche das ursprünglich fünfaktige Stück bereits um die Hälfte zusammengestrichen hatte, noch zu einer letzten Aenderung verstehen. Der Held wurde ein zukunftsvoller Diplomat ohne feste Anstellung, ein Gesandter

in spe, der vorläufig in diplomatischer Sendung ins Ausland geschickt werden soll. Hierauf bewilligte Dame Anastasie die Aufführung.

Wohl selten hatte das Gymnase Dramatique je eine so distinguirte Zuhörerschaft in seinen Räumen versammelt, als bei der Première des „Châteaufort". Dumas fils und Sardou, diese Hausdramatiker des Musentempels am Boulevard Bonne Nouvelle, vermochten sonst freilich mit Leichtigkeit, das Theater bis auf den letzten Sitz mit neugierigem Volk zu füllen, sobald sie etwas Neues brachten, aber eine so feine Gesellschaft hatten sie kaum jemals zusammengelockt. Ein aristokratischer Hautgout machte sich bemerkbar. Keine blauen Blousen, fast keine Halbwelt; die dritte Galerie stand zur Hälfte, die vierte ganz leer; einzig in den Orchesterfauteuils sah man profanes Volk, das meist aus Journalisten und Fremden bestand. Aber oben im ersten Range wiegten sich Adel, Reichthum und Schönheit auf den rothsammtnen Polstern und beherrschten mit souveränem Blick das Haus. Die starke Claque im zweiten Rang wagte es kaum, in dieser ungewohnten Gesellschaft ihres lärmenden Amtes zu walten. Aus dem Halbdunkel der unter den weit hervorspringenden Avant-scènes des ersten Ranges versteckten Baignoire-Logen, wo gewöhnlich nur scheue Liebespaare hinter aufgestecktem Holzgitter mehr auf sich selbst als auf die Vorstellung hören, zuckten helle Blitze von diamantenbesetzten Fächern auf, welche schöne, bis zum Ellbogen behandschuhte Arme in Schwingung setzten. Ging eine Logenthüre auf, so beleuchteten die Gaslichter des Corridors seidenumrauschte Damen mit blendenden Büsten, befrackte Herren mit wohlfrisirten Glatzen. Es war wie in einer Galavorstellung, wo sogar Plebejer sich leuchtender Wäsche und herablassender Mienen befleißen.

Jedenfalls ist die mit Kronen und Wappen gezeichnete Wäsche des Faubourg Saint-Germain, welche die Grafin Mirabeau in ihrem Stück zur Schau ausstellt, nicht sehr „reinlich und zweifelsohne". Wenn dieses dramatische Sittenbild eine so correcte Reproduction der Wirklichkeit ist, wie die Verfasserin behauptet, dann muß man freilich gegen die Studien aus Pariser aristokratischen Kreisen entschiedene Einsprache einlegen. Solch' socialer Schmutz gehört hinter die geschlossenen Thüren des Gerichtssaals, nie und nimmer aber auf die Bühne. Wir wollen zwar für die Ehre des Faubourg annehmen, daß die gräfliche Verfasserin entweder zu schwarz gesehen oder bloße Ausnahmszustände geschildert hat; dann aber wird entweder die Richtigkeit des Bildes aufgehoben, oder verdient die Autorin den Vorwurf, daß sie die typische Wahrheit außer Acht gelassen hat, und das Eine ist gerade so schlimm, wie das Andere. Es ist überhaupt etwas Eigenes um die aristokratischen Schriftsteller. Man sieht es gewöhnlich nicht ungern, wenn Personen aus der großen Welt die Feder ergreifen, denn einmal involvirt es ein Compliment für das Schriftstellerthum, dessen Lorbeeren auch jene begehrenswerth halten, die es — um mit dem jüdischen Bankier zu reden — „nicht nöthig haben"; dann aber freut man sich zumeist, einen Habitué des Salons, den unsere Dichter meist nur vom Hörensagen kennen, seine exclusive Umgebung nach der Natur schildern zu sehen. Nun ereignet es sich jedoch fast durchgängig, daß solch' legitime Photographen der hohen Gesellschaft Bilder produciren, die Einem durch ihre abschreckende Häßlichkeit den Ausruf abnöthigen: „Ist es denn wirklich so faul da oben?" Die Einzigen, welche eine Controlle ausüben könnten, nämlich die Kameraden und Basen des Autors, sind selbst Partei und haben ein Interesse, ihre Welt für so ideal wie möglich auszugeben; sie schreien immer am Meisten über den Ausplauderer, mag er Recht haben oder nicht. Wie hohl und oberfaul ist nicht die Gesellschaft Pelhams, der noch immer und gewiß mit Recht als Mustertypus des Highlife bis auf den heutigen Tag gilt und fast allen aristokratischen Roman- und Theaterhelden Modell sitzt! Sainte-Beuve machte sich vor Jahren mit Fug über einen andern Abkömmling eines französischen Staatsmannes, den Grafen Walewski, lustig, der auch einmal theatralisch dilettirte und im Théâtre français ein Lustspiel: „L'Ecole du Monde" aufführen ließ, dessen Weltmänner und -Damen an Lumpenhaftigkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Ich selbst habe früher einmal an dieser Stelle den jüngern Dumas angegriffen, weil mir die Sittenschilderung in seiner „Etrangère" unwahr und unmöglich schien. Da glaubte ich nimmermehr für Portraits

aus der Aristokratie acceptiren zu können und fragte mich, wo in aller Welt der Verfasser eine solche Welt studirt haben möchte. Nachdem nun freilich die Autorin des „Châteaufort“ mit dem Familienbild aus ihrem Faubourg hervortritt, bleibt mir nichts Anderes übrig, als die Wahrheit ihrer Studien dahingestellt sein zu lassen und gegen die Ablagerung einer solchen socialen Cloake auf dem Theater zu protestiren.

In aller Nacktheit verkünden schon die ersten Worte des gräflichen Stückes, daß die Verfasserin es versucht, in den Fußstapfen von Feuillet und Dumas fils zu wandeln, welche es wenigstens oft verstanden haben, schiefe Situationen annehmbar und selbst packend zu machen, abstoßende Figuren interessant aufzuputzen und in einer widerlichen Handlung mehr oder weniger fesselnde Streitfragen zu beleuchten. Von den Meistern verrieth der Erste Kraft und Originalität, der Zweite Gewandtheit und Geist und Beide einen gewissen Grad Erfindungsgabe und fast durchgängig den Ernst der Ueberzeugung: sehen wir zu, wie einer ihrer Schüler — im Interesse der Verfasserin wollen wir ihr Geschlecht ignoriren — die Nachahmung nicht weit genug treibt und bei offenbarem Mangel an Talent, Kraft, Phantasie und Ideen den abschreckenden Stoffkreis in ganzer Häßlichkeit enthüllt.

Comtesse Châteaufort hat ihren Mann schon seit Monaten im Verdacht, der Geliebte der Marquise de Ponteville, seiner — Schwiegermutter, zu sein. Ein ihr in die Hände gefallener Brief der Marquise an ihren Mann bestätigt nicht nur die Richtigkeit dieses Argwohns, sondern entdeckt ihr zugleich den Plan des sauberen Paares, die Erbschaft der Domäne Ponteville, das angestammte Besitzthum der Familie, und fast das ganze väterliche Vermögen dem einzigen Sohne des Hauses zu entziehen. Die Comtesse will diese Erbschleicherei stören. Sie läßt den Notar der Familie, den Maître Belval, rufen, welcher nach dem Tode ihrer Mutter, der ersten Frau des Marquis de Ponteville, ihr und ihres Bruders Vormund gewesen. Sie zeigt ihm den compromittirenden Brief und verlangt seinen Rath. Er ist der Meinung, sie soll sich des Briefes bedienen, um eine Scheidung zu erwirken. Sie weist es von sich, denn sie fürchtet zu sehr den Schlag, der ihren bejahrten Vater durch die Entdeckung des doppelten Verraths von Frau und Schwiegersohn treffen würde. Sie will den Brief der Stiefmutter vorläufig aufbewahren, um die beiden Ehebrecher in Respect und von dem Erbraub an ihrem in Algier weilenden Bruder zurück zu halten. Der Notar versichert sie seiner Hingebung und wird von einem andern Vertrauten abgelöst, dem Herrn de la Varenne, der ein Jugendfreund der Comtesse ist und erst neulich von einer langen Reise heimkehrte. Bei der Erinnerung an die Kindheit werden sie weich, und Varenne drückt eben einen Kuß auf der Gräfin Hand, als die böse Stiefmutter eintritt und sehr spitz bemerkt, sie sollte sich doch vor Ueberraschung sichern, wenn sie sich die Hand küssen lasse. Die Gräfin gibt zum Bescheid, sie habe weder ihre Worte, noch ihre Handlungen zu verheimlichen, und ihre Stiefmutter, welche die Maitresse ihres Gatten sei, könne jedenfalls das Nämliche nicht von sich sagen. Die Marquise protestirt gegen eine solche Verleumdung, worauf die Comtesse die Behauptung aufstellt, sie habe einen Beweis in Händen, mit welchem sie die unwürdige Stiefmutter sofort aus dem Schlosse könne jagen lassen. „Wagen Sie es!“ ruft die Marquise drohend und geht ab. Welch' seltsame Welt, wo man über eine Kußhand so in Harnisch geräth, und Mutter und Tochter sich vor Fremden die größten Gemeinheiten entgegen schleudern. Aber so etwas kommt vor, sagt der aristokratische Dichter, und wir müssen es ihm aufs Wort glauben: wir seufzen aber gleichwohl mit dem Notar der Barrière'schen Posse: „Quelle famille! mon Dieu! quelle famille!“

Herr de la Varenne bietet der Jugendfreundin seine Dienste an, aber sie will erst die Hülfe ihres Bruders in Anspruch nehmen. Unterdessen vernimmt man, daß der Graf Châteaufort, der in die Zeitungen schreibt und das Ministerium unterstützt, zum Dank für seine guten Dienste mit einer diplomatischen Mission betraut worden ist. Der alte Marquis de Ponteville ist darob so entzückt über seinen Schwiegersohn, daß er sofort den Notar kommen läßt und dem Ehepaar Châteaufort die Domäne Ponteville unter der Bedingung vermacht, daß der Sohn, der ohne Zweifel ihrer Verbindung entsprießen wird, den Namen Châteaufort-Ponteville annehme. Umsonst legt die Comtesse Ver-

wahrung dagegen ein, als just ihr Bruder als flotter Hauptmann der Chasseurs d'Afrique aus Algerien eintrifft. Während die Musik den Aktschluß begleitet, empfängt der alte Marquis seinen Sohn sehr kühl, wirft sich die Schwester dem unzweifelhaften Retter in der Noth an die Brust, und bezeugen ihm Schwiegermutter und Schwager eine heuchlerische Freude.

Die Gräfin beeilt sich, ihren Bruder über die väterlichen Verfügungen aufzuklären. Der brave Hauptmann aber ist der Meinung, daß der Vater über sein Vermögen nach Belieben disponiren könne. Auch die Marquise entfaltet eine gewisse Rührigkeit, sie hat eine Unterredung mit einem zweiten Notar, der in Châteaufort's Interesse agirt. Dieser sagt ihr, er habe ein nächtliches Stelldichein zwischen der Gräfin und Varenne belauscht. Schon triumphirt die Marquise. Hastig frägt sie: „Und was ging dabei vor?" — „Er war zu Fuß und sie zu Pferde." — „Das ist ungenügend", meint die Marquise, die bessere Beweise braucht. Darauf theilt sie Châteaufort mit, seine Frau wisse Alles und behaupte sogar, Beweise ihres sträflichen Verhältnisses zu haben, ohne Zweifel den letzten Brief der Marquise, den er ungeschickter Weise verloren habe. Sie sagt ihm auch, daß sie den Herrn de la Varrenne für den — Tröster seiner Frau halte, aber Châteaufort weist diesen Verdacht zurück, denn er hegt eine zu gute Meinung von seiner Gemahlin, als daß er sie des Ehebruchs fähig hielte. Ja, er sucht sie sogar zu bewegen, ihn auf seiner diplomatischen Reise zu begleiten. Sie schlägt es aus. Weiß er denn nicht, daß sie den Beweis seiner Untreue besitzt? Châteaufort zeigt sich entrüstet ob so schwerer Beschuldigung, trotzdem seine Untreue noch größer ist, als seine Frau ahnt. Er unterhält nämlich, da er ohne Zweifel von der Ansicht ausgeht, aller guten Dinge seien drei, noch ein drittes Verhältniß. Um sich darüber zu trösten, daß er seine Frau unglücklich gemacht und seine Schwiegermama als Maitresse beibehalten hat, nimmt er eine zweite Geliebte, bringt sie in der Nachbarschaft des Schlosses unter und stellt sie sogar der Marquise vor. Was ist da weiter? Ein so gewaltiger Unterschied zwischen den beiden Gesellschaften, die eine jede dieser Damen repräsentirt, existirt ja keineswegs, wenn wir der dichtenden Gräfin Mirabeau Glauben schenken dürfen.

Der Marquis hat Freunde und Verwandte zur Feier der Mission seines Schwiegersohns zu sich aufs Schloß geladen. Auch de la Varenne ist dabei. Die Gräfin nimmt ihn sofort bei Seite und sagt ihm, sie fürchte, ihre Schwiegermutter stehle ihr einen Brief von großer Wichtigkeit, denn sie habe entdeckt, daß man das Schloß ihres Sekretärs mit Dietrichen zu öffnen versuchte. „Quelle famille!" Sie wolle also diesen Brief ihm in Verwahrung geben und werde ihn zu diesem Zweck in ihr Arbeitskörbchen legen, das auf einem Tisch mitten im Zimmer steht, wo alle Leute circuliren. Dort wird der Freund den Brief finden. So ungefähr geschieht denn auch das sinnreiche Experiment, nur etwas anders. Die Gesellschaft versammelt sich um jenen Tisch mit dem Arbeitskörbchen. Der Marquis ist wieder einmal außer sich vor Wonne und beglückwünscht seine Tochter, daß sie einen mit so viel Ehren ausgezeichneten Diplomaten zum Gemahl habe. Die Gräfin gibt zur Antwort: „Ich will mich scheiden lassen!" — „Von Ihrem Mann?" frägt naiv der geladene Notar. Der Marquis ist versteinert. Die Marquise klärt ihn auf, indem sie coram notariis et testibus behauptet, ihre Stieftochter wolle sich nur deßhalb scheiden lassen, um mehr Freiheit in ihren Verbindungen mit Herrn de la Varenne, ihrem Geliebten, zu haben. Letzterer, sowie der Hauptmann, der doch am wenigsten competent ist, erklären es für eine Verleumdung. Diesen kritischen Augenblick erachtet der schaue Varenne für den geeignetsten, um den Brief aus dem Körbchen zu escamotiren. Die Marquise, die Varenne beobachtet und glaubt, es sei ein Billet der Gräfin an ihren Freund, kommt ihm zuvor, entreißt den Brief und gibt ihn dann dem Marquis: „Hier ist der Beweis, daß die Comtesse Châteaufort die Geliebte des Herrn de la Varenne ist! Lesen Sie!" Die Gräfin erbleicht, der Marquis bebt vor Aufregung. „Lesen Sie nicht, mein Vater!" ruft flehentlich die Gräfin. Aber der Marquis und sein Sohn lesen. Der Alte sieht, daß er von seiner Frau und seinem Schwiegersohn betrogen wurde, ruft wörtlich aus: „Endlich sehe ich klar, aber es ist vielleicht ein wenig spät!" und sinkt ohnmächtig nieder.

Drei Tage gehen vorüber. Der Marquis ist bei der liebevollen Pflege seines Sohnes und seiner Tochter wieder hergestellt worden. Châteaufort ist nach Paris geflohen, nur die Marquise hat die eiserne Stirn, auf dem Schlosse zu bleiben. Sie bedeutet sogar dem Marquis, daß sie mit der nämlichen Achtung wie früher behandelt werden wolle. Sie fürchtet nichts. Sie hat den Brief, der dem Ohnmächtigen aus der Hand fiel, verbrannt, wie sie selbst mit wunderlichem Cynismus eingesteht. Der Marquis ist soviel Spitzbüberei gegenüber wie auf den Mund geschlagen. Ihn beschäftigt auch noch ein anderer Gedanke: er hat seinem Schwiegersohn vor der Katastrophe baare fünfzehnhunderttausend Francs zum Anlegen übergeben und natürlich keine Quittung verlangt. Sein Notar beruhigt ihn, denn er hat bereits ein Mittel angewendet, um den durchgebrannten Edelmann mit dem Gelde nach Ponteville zurückzuführen: er hat ihm auf dem Drahtweg den Tod seines Schwiegervaters anzeigen lassen. Er hält es für gewiß, daß Châteaufort sich beeilen werde, augenblicklich zur Eröffnung des Testamentes einzutreffen und die anderthalb Millionen mitzubringen, die er im Moment seiner diplomatischen Reise wohl nicht in Paris zurücklassen dürfte. Die Voraussicht des geniereichen Natars wird verwirklicht. Châteaufort kehrt freudig zurück, gibt dem Notar das ganze Deposit ohne Schwierigkeiten in die Hände, denn er ist ja Universalerbe und wird also obige Summe und das Uebrige dazu von Rechtes wegen bald erhalten. Da tritt der Marquis ein. Der Todtgeglaubte erschreckt den Herrn Sohn nicht wenig durch seine Lebendigkeit: morgen soll das stereotype Duell stattfinden, wozu der Hauptmann bemerkt, es verstehe sich von selbst, daß er sich nicht mit dem Vater, sondern mit ihm schlagen werde. Der arme Don Juan von Châteaufort ist ganz damit einverstanden und verlangt eine letzte Unterredung mit seiner Frau. Er hat eine eigenthümliche Logik, um seinen Ehebruch, sein dreifaches Liebesverhältniß zu motiviren, es geschieht nicht sensualistisch, wie bei Lovelace oder Juan Tenorio, nicht spiritualistisch, wie es Trenmor und andere Helden der George Sand versuchen, sondern ganz nach den Regeln des ungesunden Menschenverstandes. Indem er seine Frau liebte und zugleich genöthigt war, die Zärtlichkeiten der Schwiegermutter zu ertragen, die als seine Wohlthäterin die Heirath mit ihrer Stieftochter ermöglicht hat, bedurfte er nothwendig noch einer dritten Herzensneigung, um sich dafür zu entschädigen, daß er in seinen legitimsten Gefühlen der Liebe und Dankbarkeit auf Hindernisse stößt. Es ist nur zu verwundern, daß dieser Widerstreit der Gefühle nicht eine vierte, fünfte, sechste Entschädigung, einen ganzen Harem erfordert. Die Gräfin beweist übrigens für die Spitzfindigkeiten des ehemännlichen Herzens ein sehr geringes Verständniß; sie verzeiht ihm zwar, aber erklärt rund heraus, daß sie ihm weder ihre längst verwirkte Liebe, noch ihre Achtung zurückgeben könne. Gleichzeitig erhält der edle Graf eine Depesche, welche die Nachricht bringt, daß ihm seine Mission entzogen worden sei. Wahrscheinlich hat die Regierung von den Vorgängen auf Schloß Ponteville Wind bekommen. Was soll jetzt aus ihm werden? Da ist die Marquise vielweniger in Verlegenheit, denn sie ist jung, schön, vorurtheilsfrei. Wenn man ihr nicht ein Jahrgeld von mindestens fünfzigtausend Francs ausbezahlt, so wird sie sich andere Ressourcen schaffen, und da man ihr den Namen einer Marquise de Ponteville nicht nehmen kann, so rächt sie sich, indem sie diesen schönen Namen entehrt und wieder zum Gewerbe der Galanterie zurückkehrt, dem sie der alte Narr auf Ponteville entzog, um sie mit dem Marquisat zu beehren. Châteaufort, der doch kein Muster von Feinsinnigkeit ist', schämt sich über den Cynismus seiner Helfershelferin und grämt sich über sein eigenes Unglück so sehr, daß er erklärt, sich eine Kugel durch den Kopf schießen zu wollen. Weder die Marquise noch irgendwer glaubt daran; aber da sie ihn verzweiflungsvoll abstürzen sieht, ruft sie um Hülfe. Man kommt; man hört einen Schuß; der Hauptmann verkündet den Tod Châteaufort's. Alle Welt ist zufrieden, denn der Edelmann mit den drei Frauen hat das Beste gethan, was sich unter solchen Umständen thun ließ; vielleicht dachte er an den Corneille'schen Vers:

— Que vouliez-vous qu'il fit contre trois?
— Qu'il mourut!

Er hätte allerdings füglich auch die Marquise mitnehmen können. So ist ihr Ge-

mahl genöthigt, vor Aktschluß der Hohnlachenden die Thür zu weisen. Die Gräfin Châteaufort wird ihren Jugendfreund heirathen, der Sohn des Hauses wird Erbe sein, und der alte Marquis bereut umsonst, seinen Namen der Abenteurerin gegeben zu haben, die aus seiner Welt bald in die Halbwelt übergehen dürfte. „O Gott, der Name meiner Ahnen!“ ruft er, indem er in den Lehnstuhl sinkt und das Stück beendet. Ich weiß ein Schlußwort: „Quelle famille! mon Dieu! quelle famille!“ —

Von jeher ist mir nichts unangenehmer, als das Froufrou in der Literatur, mag es durch die Schleppen dramatisirter Halbweltheldinnen oder aristokratischer Schriftstellerinnen hervorgerufen sein. Ich empfinde Mitleid mit den Blaustrümpfen aus Noth, welche die Woche durch blaue Strümpfe tragen, um Sonntags weiße anziehen zu können, aber kein Erbarmen übe ich gegen jene Hochwohlgeborenen, denen weder die Noth, die so oft Dichter schuf, noch ein innerer Drang die Feder in die Hand drückte, sondern nur Laune oder die Langeweile oder der Ehrgeiz oder die Mode. Zu diesen gehört die Enkelin Mirabeau's, und darum sei es ihr um so weniger verziehen, daß sie den „Châteaufort“ sündigte, der nicht nur von gänzlichem Talentmangel, sondern auch von einem durchaus unweiblichem Sinn der Autorin spricht. An Gefühlsrohheit läßt „Châteaufort“ bie berüchtigten Ehebruchsdramen der französischen Literatur weit hinter sich. Unbeholfen in der Mache, verschwommen in der Charakterzeichnung, kindisch in den Motiven, geschmacklos im Dialog, bietet dieses Stück auch nicht das kleinste Interesse und wurde vom Publikum entschieden abgewiesen; aber nicht nur die ungeübte Hand und der wenig wählerische Geschmack der Verfasserin sind an diesem Mißerfolg schuld, er muß auf zwei tiefer liegende Ursachen zurückgeführt werden. Der Ehebruch im Drama ist mißliebig geworden. Die betrogenen Ehemänner sind heute dem Publikum vollkommen gleichgültig. Es hat mit der Komödie des siebzehnten Jahrhunders zu viel über sie gelacht, mit dem Drama von 1830 zu viel geweint und mit den Sittenbildern des zweiten Kaiserreichs zuviel beides zugleich gethan. Der betrogene Spanarelle macht vielleicht noch lachen, aber er erschüttert nicht und ruft keine Thränen mehr hervor.

Endlich protestirte der Zuschauer gegen diese Musterkarte socialer Verkommenheit. Diese Marquise gehört nicht auf die Bühne und nicht vor das Publikum; sie mag im Spital besser am Platz und ein Object für barmherzige Schwestern, Aerzte und Philanthropen sein. Also fort mit ihr und ihrer schmutzigen Gesellschaft! Schließen wir eher das Theater oder wenn unsere Nerven denn doch gekitzelt sein sollen, führen wir lieber gleich die als roh verschrienen Stierkämpfe ein! Besser Blut als Eiter.

Die einzige Person, welche diese Ansicht der Kritik und des Publikums nicht zu theilen scheint, ist die Gräfin Mirabeau. Ich sehe die Verfasserin noch, wie sie in der Gesellschaft des Directors mit dem Ausdruck größten Bewunderns der dritten Aufführung ihres Dramas zusah. Ich will hier eine kurze Probescene, nicht aus „Châteaufort“ glücklicherweise, sondern aus der gräflichen Loge mittheilen, wie sie sich dort in jedem Zwischenakte mutatis mutandis abspielte, sie ist typisch für alle Aufführungen von Stücken aristokratischer Theaterdichter.

Director (sobald der Zwischenakts-Vorhang gefallen ist.) Gestatten Sie mir, Frau Gräfin, Ihnen von Herzen Glück zu wünschen. Ein vortrefflicher Akt! (Man zischt. Mit Nachdruck): Ein vortrefflicher Akt!

Dichterin. Ich glaube, man hat gezischt.

Director. Gott bewahre! Wo denken Sie hin! Man applaudirt ja. (Mit einem Blick auf die Claque.) Ja, Kunstverständige können ein Werk von so eminent literarischem Werthe schätzen. Die Kritik aber ....

Dichterin. Bah, käufliche Plebejer. Nur wir Blaublütigen können dies würdigen.

Director. O, auch ein Director von literarischer Bildung! ...

Dichterin. Wie Sie, aber Sie sind einzig. Sie haben mein Werk gleich verstanden.

Director. Mein Grundsatz heißt: das Genie muß unterstützt sein. Und dann imponirte mir Ihr persönliches Auftreten, Ihre siegesgewisse Kühnheit, Ihre liebenswürdige Energie, die ein Erbtheil ihrer erlauchten Familie ist. Wie ihr berühmter Ahn, so traten Sie in mein Bureau mit den Worten: Geht hin und sagt dem Director, daß ich hier bin aus eigenem Willen, um mein Stück spielen zu lassen, und daß ich von hier weichen werde nur vor der Gewalt der Bureaudiener!

Dichterin. Wie geistreich Sie sind! Der reine Châteaufort!

Director. Hm, hm ... Erlauben Sie ... das heißt ...

Dichterin. Ich bin sehr mit Ihnen zufrieden! . .
Director. Ich scheute auch keine Kosten. Die Salon-Dekoration ist ganz neu, — und sehr theuer.
Dichterin. Die Frau Präsidentin der Republik — fidonc die Frau Marschallin Mac Mahon, wollte ich sagen, geruhte meinen Dialog wirksam zu finden.
Director. Ja, der Pistolenschuß am Ende wird großen Effekt machen.
Dichterin. Die Fürstin Schubiakoff meinte, der Part der Marquise werde ohne Zweifel eine beliebte Virtuosen-Rolle abgeben.
Director. Ja, die Darstellerin hat auch bereits einen Extra-Zuschuß für ihre Robe verlangt.
Dichterin. Die Herzogin Mirliton ist der Ansicht, mein Werk werde auch über die Grenzen Frankreichs hinausdringen.
Director. Ja, deutsche Bühnen werden es jedenfalls kaufen!
Dichterin. Daß es ein Zugstück sei, wettete . . . .
Director. Zweihundert Freibillets habe ich ausgetheilt. Ich wendete aber unseren bekannten Kniff an und ließ auf jedem Freibillet als Entrée fünfzig Centimes angeblich für Control-Gebühren fordern. So schaut wenigstens noch ein Minimum heraus. Das Genie muß unterstützt sein.
Dichterin. Ich danke Ihnen. Auch die Marquise . . .
Director. Es klopft. Der Akt beginnt gleich. Ich will hinter die Coulissen und Alles überwachen.
Dichterin. Sie opfern sich ja auf, mein Director.
Director. Ach, es ist unsere Pflicht! (Die Musik beginnt. Er thut, als wollte er gehen, wendet sich aber gleich wieder.) Ach, ich habe vergessen . . . Können Sie mir nicht . . . Francs vorstrecken . . . Kosten . . . Inscenirung . . . Das Genie . . .
Dichterin (nachdem sie ihm entsprochen, für sich). Noch ein Dutzend Vorstellungen, und ich bin ruinirt! Wie theuer ist doch die Berühmtheit! (Der Vorhang geht auf.)

Kritische Rundblicke.

Der Fortschritt.

Der Fortschritt. Vom Standpunkt Darwin's und Schopenhauer's. Von Emmerich du Mont. (Leipig 1876, F. A. Brockhaus).

Die Frage, ob die Geschichte der Menschheit den Fortschritt bedeutet, oder ob im Ganzen Alles auf dem alten Flecke bleibt und nur die äußeren Formen wechseln, ist aufs Verschiedenste beantwortet worden. Während die Einen an einer endlosen Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen festhielten, konnten andere kein Ideal in der Zukunft erblicken, ja suchten das Ihrige sogar in der Vergangenheit. Um die Frage zu beantworten, mußte man fürs Erste über ihre Bedeutung selbst klar werden und genau feststellen, worauf sich denn jener Fortschritt eigentlich beziehen solle, ob damit die Zunahme der Civilisation, d. h. die Verstärkung der Herrschaft des Menschen über die Natur, die Zunahme seines Wissens, oder das Wachsthum seiner inneren Menschlichkeit, seiner moralischen Fähigkeiten und die Vergrößerung seines subjectiven Wohlbefindens, seines Glückes gemeint sei. Diese Unterscheidung vollzog Rousseau in schneidendster Weise, indem er im Fortschritte der Civilisation, dem er eine weitere Beschränkung nicht zusprach, den Rückschritt des Menschen sowohl in Bezug auf Moralität wie Glück sah. Wenn wir die Gegenwart um ihre Meinung fragen, so dürfte diejenige Ansicht die populärste sein, welche einen Fortschritt der Civilisation annimmt, soweit überhaupt die Kräfte der Natur (des Erdballs und der lebenspendenden Sonne) reichen und in diesem Fortschritt auch den der Moral und des Glückes sieht. Die moderne Philosophie dagegen gibt wohl einen Fortschritt der Civilisation, aber keinen des menschlichen Glückes zu. Die letzten Ziele der Moralität sind ihr aber so sehr Thatsachen der Erkenntniß, daß sie sich sowohl mit dem Ursprunge wie mit dem Wachsthume des moralischen Ideals wenig befaßt hat.

Es ist deßhalb ein unläugbares Verdienst des Herrn Emmerich du Mont, einmal den Begriff des Fortschritts vom philosophischen Standpunkte aus untersucht zu haben, und zwar im Lichte der Lehren Schopenhauer's und Darwin's.

Der Verfasser beginnt mit einer historischen Einleitung, in welcher er ausführt, daß die Vorstellung eines Fortschreitens der Menschheit erst seit Luther und Bacon datire. Er kommt dann zu dem Ergebnisse, daß die moderne Civilisation nothwendigerweise als immer fortschreitend anzusehen sei. „Die Wissenschaft, welche wir als die immer fließende Quelle der modernen Civilisation betrachten, ist insofern unzerstörbar, als ihre letzten und fortgeschrittensten Resultate sich immer im Besitze der letzten Generation befinden und auf die nächste vererbt werden."

Herr du Mont steht in seinem Philosophiren, auch als Darwinist, durchaus auf dem Standpunkte der Deduction und macht dessen kein Hehl. Ich theile diesen Standpunkt durchaus; für mich sind die Grundanschauungen Darwin's deshalb wahr, weil ich keine andre Möglichkeit sehe, die Geschichte der Natur überhaupt denkbar zu machen. Aber die Deduction bezieht sich stets auf das Ganze, sie sagt nichts über das Einzelne aus. So ist auch der Fortschritt der intellectuellen Macht des Menschen vom Anbeginn seines Menschseins im Ganzen unbestreitbar, aber allen empirischen Thatsachen widerspricht es, ihm jetzt auf einmal einen gradlinigten Charakter zuzuschreiben, während er bisher, wie alle Bewegung, Wellenbewegung war und im Auf- und Niedertakte weiterging. So verhaßt mir jene decrepide Schwachmüthigkeit ist, welche bereits das Greisenalter der Menschheit vor der Thüre stehn sieht, so sehr ist mir auch der moderne Dünkel verhaßt, der da glaubt das perpetuum

mobile menschlicher Civilisation gefunden zu haben. Auch ich glaube an einen Fortschritt des Menschen und wir müssen an ihn glauben, ehe wir nicht an unserm ganzen Geschlechte physisch und intellectuell einen Rückbildungsprozeß konstatiren können. Aber wenn dieser Prozeß allseitig sein soll, so kann der Fortschritt der Civilisation kein gradlinigter sein, so müssen mit den Epochen der Civilisation Mittelalter abwechseln, wie ein solches die altasiatische Kultur ablöste und dann wieder die griechisch-römische und wie wir es auch augenblicklich auf einigen Theilen der Erde finden. Denn nicht für alle Nationen gilt dieselbe historische Zeitrechnung und deßhalb fallen unsere Urtheile oft so schief aus, weil wir vergessen, daß man bei dieser oder jener Nation im Verhältniß zu uns eine ganz andere Jahreszahl schreibt. — Daß die Resultate der Wissenschaft nicht verloren gehen können, kann man freilich zugeben, das schließt aber nicht die Möglichkeit aus, daß man Jahrhunderte lang von ihnen keinen Gebrauch macht. Auch bin ich überzeugt, daß die moderne Civilisation noch gar nicht so weit gerückt ist, wie wir meist glauben; aber das Bewußtsein, daß wir vor der Hand viel schon erreicht haben, erzeugt jenen Traum des ununterbrochenen Fortschritts, wie in analoger Weise unsere Demokraten an den ununterbrochenen Fortschritt Amerikas glaubten, als dieser ein paar Jahrzehnte lang so unbestreitbar gewesen war. Es ist jedoch wahrhaftig nicht so schwer, sich Eventualitäten eines Dahinsinkens unserer Civilisation auszudenken, daß man sie als nicht existirend betrachten dürfte. In sich selbst birgt die Civilisation Keime des Verderbens genug. Es sei nur auf das Arbeiterproletariat hingewiesen. Aber kann ihr nicht auch von außen Verderben drohen? Grade das, was die Schwärmer so lebhaft wünschen, der ewige Frieden, könnte ihr den Untergang am ersten bringen. Denn im Handumdrehen kann ein Winkel der Erde, der vergessen dalag, sich plötzlich als Vulkan erweisen, der die blühenden Fluren der Kultur verwüstet. Wer hat an die Araber vor Mohamed gedacht, auch nur die leiseste Ahnung geäußert, daß von hier aus die halbe Welt erobert werden würde? Wenn wir die Dauer unserer Civilisation an der griechisch-römischen messen, so sind wir ungefähr im Zeitalter der Blüthe Athens, und in der That entspricht auch die beispiellose Glanzepoche der Musik in den letzten Jahrhunderten dem Aufschwung der Plastik in Griechenland zu jener Zeit, zumal beide Epochen künstlerisch von diesen beiden Künsten ihren unterscheidenden Charakter empfingen. Nun denke man sich die Jahrhunderte vom Alterthum bis zum Pabst Gregor dem Großen und stelle sich vor, welche Völkerformationen und Ereignisse in einem gleichen Zeitraume auch die moderne Civilisation erfahren kann. Was mag indessen aus Amerika, Rußland, Indien, China geworden sein? Aber um dies nochmals zu wiederholen, das Alles kann unser Vertrauen nicht beeinträchtigen, daß dem unvermeidlichen Wellenthale auch wieder ein Wellenberg folgt, und daß die vom Neuen aufstrebende Civilisation alsdann höher klimmt, als es der unsern vergönnt sein mag.

Somit sind diese Einwürfe keine Einwürfe gegen die weiteren Ausführungen des Verfassers, der nunmehr voran geht, zu untersuchen, ob bei einem solchen Fortschritte der Civilisation auch von einem Fortschritte der Kunst die Rede sein könne. Der Verfasser faßt zuerst die bildenden Künste ins Auge und stellt für diese folgende drei Perioden auf: 1) diejenige, wo man unter Kunst gewiß nicht mehr verstand, „als mit mehr oder weniger unzulänglichen Mitteln Götterbilder zu schnitzen, welche als fratzenhafte Gebilde, an Schönheit sogar noch weit hinter der Menschenfigur zurückstanden. Die Kunst scheint demnach mit dem Gegensatze des Ideals, mit der Karikatur angefangen zu haben." Da wir jederzeit Halbwilde oder Halbbarbaren nicht erst in fernen Himmelsstrichen aufzusuchen brauchen, sondern deren auch in genügender Menge unter uns finden, so können wir unsere Untersuchungen auch auf Zeitgenossen und Landsleute ausdehnen, was viel bequemer und ebenso lehrreich ist. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß, wie Karikaturen leichter zu zeichnen sind als Porträts, jene auch noch auf solche wirken und bei solchen Gefallen finden werden, welche an Werken der wirklichen Kunst kalt und stumm vorübergehen. Auch ist bekannt, daß schauerliche Geschichten, Gespenster- und Räuberromane ein großes Publikum haben, welches nur die Aesthetik des Häßlichen kennt. Es ist vielleicht keine zu kühne Behauptung, daß der ungebildetere, rohere Theil der Bevölkerung, sowie Kinder, welche gleichfalls den Wilden beizuzählen sind, mit weit größerem Vergnügen ein Monstrositätenmuseum voll der abscheulichsten und ekelerregendsten Mißgeburten besuchen werden als die herrlichste Gemäldegallerie. — 2) Die zweite oder Uebergangsperiode umfaßt die Zeit da man anfing, der Natur getreulich

nachzubilden, da an Stelle des Häßlichen schon das Natürliche trat. Hauptzweck mußte es sein, der Natur möglichst nahe zu kommen. Diese Periode ragt noch in die dritte und letzte hinüber, welche die Periode des Ideals genannt werden soll. Hier handelt es sich darum, die Natur zu übertreffen, an die Stelle des natürlichen das Schöne zu setzen, nach Schopenhauer „eine Anticipation dessen, was die Natur sich darzustellen bemüht". Weiter heißt es dann: „Mit Zuhülfenahme der Darwin'schen Theorie kann der Fortschritt der Kunst auf zweifache Art erklärt werden: indem sich sowohl der Mensch als Subject der Kunst fortschreitend entwickelt, als auch der Vorwurf, die dargestellte Idee, als Object der Kunst fortschreiten muß." Dagegen muß man einwenden, daß die Kunst eine Aeußerung des Subjectes ist und daß es daher sie allein interessirt, wie dieses Subject sich zum Objecte stellt; auch das vollendetste Kunstobject wird zur Karikatur mißbraucht werden können. Aber ich kann mich auch nicht der Schopenhauer'schen Definition des Schönen anschließen. Das Schöne ist keine Anticipation; die Natur wird es nun und nimmer verwirklichen, auch in der Züchtung der einzelnen Gattungen herrscht kein gradlinigter Fortschritt; das Schöne kann deßhalb höchstens eine Darstellung dessen sein, was die Natur machen möchte und jene Ideale, welche die Natur übertreffen, bestehen entweder darin, daß der Künstler sich dasselbe aus den Realitäten zusammensuchte, wie die griechischen Künstler dies naiv eingestanden, oder daß er die Natur in irgend einer Weise amplificirte. Auch liegt auf der Hand, daß du Mont's Anschauung genau nur auf die Plastik paßt und selbst für diese nimmt er sich ein Beispiel vom Löwen. Warum? Weil die menschliche Gestalt in der von ihm geschilderten Beziehung erschöpft ist, weil kein Anzeichen darauf hindeutet, daß der menschliche Leib sich in Zukunft noch idealer gestalten wird. Die Malerei berührt Herr du Mont eigentlich gar nicht. Wie steht es in ihr mit den Idealen? Wie bei dem modernsten und malerischsten aller Genres der Malerei, der Landschaft? Außer der Schönheit wird freilich als Aufgabe der Kunst ferner die Wahrheit und drittens die ethische Bedeutung hingestellt. „Wie wir auf den untersten Stufen der Willensobjectivationen nur einem Willen ohne Motiv, d. h. einem Willen begegneten, der sich nur dem Auge durch die Form verkündet, so können wir in einer Kunst, welche nur den Willen im Unorganischen oder auf den niedrigsten Stufen des Organischen ausdrückt, auch nur die Schönheit in der bloßen Form, im richtigen Verhältniß der einzelnen Theile erkennen. Erst auf der höchsten Stufe der Kunst, welcher der Mensch als Vorwurf dient, können wir das ethisch Bedeutende im Gewande des Schönen erwarten, weil eben erst im Menschen der Begriff der Schuld und mithin der Moral erwacht. Auf dieser Stufe muß uns aber sogar ein ethisch Bedeutendes aus der Formschönheit entgegenleuchten, weil das Bewußtsein der Schuld, der Begriff von Recht und Unrecht, kurz die Moral des Menschen, ihn vom Thiere hauptsächlich unterscheidet, zur Idee des Menschen deßhalb gehört." Aber wie soll die Moral in die Plastik hinein, die sich doch in erster Linie mit dem Menschen beschäftigt? Du Mont kann sich das Dilemma nicht anders lösen, als durch das Argument„ daß wir uns den Schurken fast immer häßlich, den Guten schön vorstellten. Das ist indessen einfach nicht wahr; Formenschönheit, und von dieser spricht er hier, verlangen wir durchaus nicht vom Guten. Es ist in dieser Hinsicht sonderbar bezeichnend, daß sich die ersten Christen den Heiland im Gegensatze zu den schönen Leibern griechischer Heroen unansehnlich, ja ein wenig verwachsen vorzustellen pflegten. Wie sollen wir aber auch in einem plastischen Kunstwerke die Begriffe von Recht und Unrecht entdecken? Leidet Laokoon schuldig oder unschuldig? Wenn wir die Geschichte eines Märtyrers kennen, dessen Gestalt der Bildhauer uns in seinem Schmerze vorführt, so wissen wir freilich, daß er unschuldig duldet, aber selbst der Christus der Passion könnte schließlich der Schneider Johann Bockhold von Leiden sein, dessen Gesicht die größte Aehnlichkeit mit dem typischen Christuskopfe besaß und der seine Thorheiten genugsam büßen mußte.

Indem nun der Verfasser dem Kunstwerke auf seiner höchsten Stufe die moralische Schönheit zur Pflicht macht, kommt er zum zweiten Abschnitt seiner Untersuchungen. Er bewegt sich hier auf weit festerem Boden und hätte vielleicht gut gethan, diese Kapitel zuletzt auszuarbeiten; von hier aus hätte sich das Gebiet der Kunst leichter überschauen und eintheilen lassen. Ueber das Verhältniß von Civilisation und Moral spricht er sich folgendermaßen aus: „Das Gesagte zusammenfassend behaupten wir also, daß, obwohl eine gewisse Stufe der Civilisation erreicht sein müsse, bevor der Begriff der Moral sich zu entwickeln vermag, also als Lebensbedingung derselben erscheint, die Civilisation doch

im weiteren Verlauf immer mehr und mehr an wohlthätigem Einfluß auf die Moral abzunehmen scheine, daß endlich dort, wo wir die Civilisation in üppigster Blüthe stehen sehen, es fast den Anschein gewinnt, als ob dieselbe in ein feindliches Verhältniß zur Moral treten müsse." Dies wird alsdann näher begründet; ohne Scheu geht du Mont jenen Sätzen zu Leibe, die der Civilisation und dem Fortkommen des Menschen also seinem Egoismus entsprechend, von Leuten, die über die dumpfe Atmosphäre des Tages nicht hinausblicken können, halb und halb mit moralischen Axiomen verwechselt werden. Denn wie oft haben sich nicht Religionen und Philosophien als unmoralisch verschreien lassen müssen, die eben nur jenen vermeintlichen Axiomen widersprachen. Die empirische Wissenschaft vernichtet den religiösen Glauben und beseitigt im Eifer des Kampfes auch die Moral, die ihm zu Grunde lag. Es ist ein Unding, Glauben und Wissen versöhnen zu wollen, nur wenn die Wissenschaft Philosophie geworden, kann sie dies thun, und zwar mit der höchsten Blüthe des Glaubens, der Moral. Aber diese Moral hat nichts mit den bürgerlichen Tugenden der Civilisation zu thun, wie auch Christus und Buddha nicht auf die Welt kamen, um diese zu lehren. Denn was ist der Civilisation die Tugend? Da ist vor Allem die aristokratische Definition der Tugend als eines M a a ß h a l t e n s beliebt. „Die Tugend trägt sonst in den meisten Religionen und Moralsystemen ein gar rauhes härenes Gewand, während es äußerst bequem erscheint, dieselbe im weisen Maaßhalten zu üben, da ja unser eigenes bestochenes Urtheil uns die Mitte bezeichnet!" „Wenn wir die einzige wirkliche Tugend, die aus dem Mitgefühl entspringende Nächstenliebe als solche anerkennen, so muß uns klar werden, daß wir in dieser niemals zu weit gehen können und nicht zu fürchten brauchen, uns durch ein Uebermaaß von Menschenliebe plötzlich in ein Laster zu verirren." Dieser einzig wahren Tugend gegenüber nun können die beiden vorzüglichsten, bürgerlichen Tugenden, Fleiß und Sparsamkeit, nicht als solche bestehen. Es liegt dies auf der Hand, so oft man auch versucht, ihnen eine moralische Bedeutung beizumessen; mit demselben Rechte könnte man die Biene ein moralisches Thier nennen. Fleiß und Sparsamkeit sorgen für sich selbst; darin etwas bewundernswürdiges zu erblicken, beweist, daß der Betreffende für die wirklichen Wunder der Welt keine Augen hat. Gewiß wird man nicht die bloße Abwesenheit von Fleiß und Sparsamkeit als einen Vorzug hinstellen können, aber ebensowenig ihre bloße Anwesenheit.

Was du Mont über die Vaterlandsliebe sagt, ist ungenügend. Ich halte den Verfasser für einen Deutsch-Oesterreicher und finde dies deßhalb begreiflich; so lange der österreichische Kaiserstaat besteht, können sich die Deutschen in Oesterreich den Begriff des Patriotismus nur in abstracto klar machen.

Vortrefflich sind auch die Bemerkungen über die sogenannten natürlichen Pflichten und die Verbrechen gegen die Natur. Die geringen Fortschritte, welche der Mensch seit Jahrtausenden im philosophischen Denken gemacht, haben diesen an sich lächerlichen Kategorien das Leben erhalten. Es gibt weder Pflichten noch Verbrechen gegen die Natur. Das Verbrechen ist vielmehr das wahrhaft n a t ü r l i c h e, weil es auf dem Egoismus, auf der Aeußerung der natürlichen Kräfte beruht. Nun kommt freilich folgendes hinzu, was Herr du Mont leider nicht klar genug auseinander gesetzt hat. Die Noth, das Elend des Daseins, mit andern Worten der Kampf ums Dasein ist sozusagen eine Art Askese, welche die Natur an sich selbst übt. Ihr verdankt nicht nur der Intellekt seine Entstehung, sondern weiter heraus aus diesem der Begriff der Moral. Nur auf die Weiterzüchtung dieses Besitzthums kann sich die Weiterzüchtung des Menschen, so weit wir die empirisch möglichen Eventualitäten übersehen können, beziehen. Sehr schön und richtig sagt der Verfasser, daß der höchste moralische Begriff ein dem künstlerischen zu vergleichendes Ideal sei, daß die Verwirklichung beider sowohl das Leben wie die Kunst aufheben müsse. Wir dürfen sogar hinzusetzen, daß diese Ideale identisch sind; wie die verschiedenen Richtungen des Geistes von einem gemeinsamen Punkte ausgegangen sind, so münden sie auch in einen: Wissen, Können, Wollen haben als Letztes das eine moralische Ideal; das Wissen ahnt es als Philosophie, das Können stellt es im Kunstwerk dar, das Wollen sucht sich im religiösen Glauben mit ihm zu verschmelzen. Aber wie ein gewisser Grad von Civilisation erreicht sein mußte, d. h. wie die Menschheit erst eine gewisse Periode ihrer Selbstzüchtung und Selbstzucht hinter sich haben mußte, ehe überhaupt der Begriff der Moral entstehen konnte, so mußte in ihr dasjenige, was d a m a l s I d e a l war, gewissermaßen schon verkörpert sein, ehe sie dies letzte moralische Ideal überhaupt nur t r ä u m e n konnte. So wenig wie man daher Laster und Schlechtigkeit

unnatürlich nennen kann, so wird man es innerhalb eines gewissen Umfanges racenwidrig nennen dürfen. Hierauf beruht der geheimnißvolle Zusammenhang zwischen Verbrechen und physischer Entartung, um dessen Aufhellung sich vor Allem Maudsley so großes Verdienst erworben hat. Hierauf beruht aber auch die unumstößliche Thatsache, daß das höchste Ideal auch nur für die höchsten Racen faßbar ist. Nichts ist in dieser Hinsicht lehrreicher als die Geschichte des Buddhismus, dessen Ideal unter arischer Race entstand und heutzutage nur noch von Mongolen und Halbmalayen cultivirt wird. Indem wir nun aber so eine Frequenz eines gewissen moralischen Besitzstandes innerhalb der Race, eine Fortentwickelung des moralischen Ideals durch den Kampf ums Dasein constatiren, mit diesem Fortschritt aber wiederum eine Steigerung des Selbstbewußtseins, des Ichgefühls verbunden ist, zeigt sich, daß die Philosophie eigentlich diesen Begriff noch niemals gehörig und unbefangen untersucht hat. Zum Schaden der Wahrheit werfen wir in den Topf des Egoismus oft sowohl das intellectuelle Selbstbewußtsein, sowie das hinein, was man das Selbstwollen nennen könnte. Die deutsche Sprache verbindet sehr fein mit dem Worte „Selbstbewußtsein" einen Doppelsinn. Das Selbstbewußtsein eines großen Mannes werden, wie Schopenhauer derb genug bemerkt, nur Tröpfe tadeln. Die beiden großen Religionen des Erdkreises legen auch ihren moralischen Identen, ihren Stiftern, das denkbarste Maximum dieses Ichgefühls bei. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, sagt nicht nur Christus, sondern auch, wenn schon mit andern Worten, Buddha. Was wir aber hier in seiner letzten Spitze vor uns sehen, muß eine Kategorie sein, die, wenn auch in schwächerer Abstufung, auf alles moralisch Existirende, d. h. Alles, für welches der Begriff der Moral existirt, Anwendung findet. Ein Staatsmann z. B., der im Bewußtsein seines großen Ziels, seiner geschichtlichen Aufgabe, das Leben Tausender ohne Bedenken aufs Spiel setzt, wird uns erst von diesem Standpunkte aus begreiflich. Mit Recht schreiben die Religionen auch ihren Stiftern den Muth der Verantwortlichkeit zu, die Welten opfert, um eine schönere aufzubauen. Wie weit übrigens das Ideal, welches der Mythus aus Buddha und Christus gemacht hat, der Wirklichkeit entspricht, ist eine andere Frage. Ebenso, ob wir hier bereits das letzte denkbare Ideal vor uns haben. Das läßt sich indessen behaupten: beide Persönlichkeiten stehen, wie die Tradition sie schildert, hoch über fast Allem, was ihre Lehre hervorgerufen. Wir finden nämlich weder bei Buddha noch bei Christus Asketik . . .

Sehr schön hebt du Mont den Gegensatz zwischen Natur und Moral hervor. Er sagt: „Daß Natur und Moral einander entgegengesetzt seien, so daß mit unerbittlicher Logik alles Natürliche als unmoralisch, alles Moralische als unnatürlich zu betrachten sei, ist einer jener Sätze, welche vielen als Paradoxa, manchen hingegen als Gemeinplätze erscheinen." Die Askese nun soll den Kampf gegen die Natur unterstützen. Der Asket verhält sich zum wahren moralischen Genie, wie zum wahren Künstler der Stümper, der durch Champagner zum Beispiel sich begeistern muß. Die Asketik ist nur da zur völligen Ausbildung gelangt, und fast zum Wahnsinn gediehen, wo das moralische Ideal der Verneinung zu Völkern kam, die stark mit äthiopischem Blute versetzt war. Die Bramanen suchten mittels ihrer den dunkeln Mischkasten und den Ureingebornen Indiens zu imponiren; dann wieder fand sie eine Stätte in den Wüsten der Thebais, nicht weit von der Urheimat der schwarzen Race. Von da ist sie wie eine Krankheit aufs Christenthum übertragen. Zu dieser Asketik rechne ich natürlich nicht das Cölibat. Wohl ist es ein widersinniger Gedanke, daß jeder feiste Pfaffe, der soviel vom moralischen Genie wie vom Göthe oder Cäsar hat, ehelos bleiben soll; wer sich aber einen Christus als Ehemann denken könnte oder als Liebhaber, den beneide ich um seine Philistrosität und Galanterie. „Die Askese", sagt du Mont, „gilt als übertrieben, unanständig und gehört nicht in den Salon, sondern in die Tonne zu Diogenes oder in den Schweinekoben zum heiligen Franz von Assisi!" Das moralische Ideal gehört jedoch ebenfalls nicht in den Salon, wer dasselbe verwirklichen wollte (d. h. könnte, denn wenn er es könnte, wollte er es auch), würde vermuthlich ebenso bald aus dem Salon ins — Irrenhaus geworfen, wie ihrer Zeit die heilige Elisabeth von der Wartburg in die Bauernhütte herunter. Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Verehrer Schopenhauer's und seiner Lehre auf die Lebensbeschreibung der heiligen Elisabeth von Montalembert aufmerksam machen. Wenn wir auch nicht Montalembert's Wunderglauben theilen, so werden wir doch fast in jedem der von ihm erzählten Wunder eine tiefe Bedeutung erkennen und vor

Allem an dem größten Wunder, der heiligen Elisabeth selbst, nicht zweifeln können. Hier haben wir allerdings eine verheirathete Heilige! Indessen einmal spielt das Weib doch unter Geschlechtsverhältnissen nur die passive Rolle und zweitens büßt es seine Schuld in den Schmerzen der Geburt ab. Weil eine Mutter noch heiliger ist, als eine Jungfrau, lassen die Religionen das Unmögliche geschehen und die Jungfrau Mutter werden. Das Leben der heiligen Elisabeth zeigt, daß das moralische Ideal am Reinsten strahlt, wenn keine unnütze Selbstquälerei hinzutritt. Wo von dieser erzählt wird, scheinen sich gleichsam Schatten über das sonst so sonnenhaft glänzende Bild zu verbreiten. Und ist man denn nicht befugt, den Satz „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", umzudrehen und zu sagen: „Liebe auch dich, wie deinen Nächsten!" Die Askesik ist ein gegen sich selbst gerichteter Egoismus. „Ein solcher Heiliger gleiche dem Wucherer, welcher sein ganzes Vermögen auf riesige Zinsen verleiht und nur in der Hoffnung auf übermäßigen Gewinn leidet und darbt. Die lächerliche Seite an der Askese ist diese berechnende, gleichsam geschäftliche, ohne diese wäre sie erhaben". Schopenhauer hat das eingesehen. In der ersten Freude über die Entdeckung seines Verneinungs-Begriffes nahm er die phantastische Selbstmarterung exaltirter Schwärmer manchmal in Schutz, an andern Stellen spricht er jedoch deutlich aus, daß es Askese genug sei, wenn Jemand das moralische Ideal verwirklichen wollte. Ich habe schon eben darauf hingewiesen. Man braucht sich das nur anschaulich vorzustellen, allerdings darf man Keiner von Jenen sein, die den von Jehova, seiner Schöpfung gespendeten Beifall in erster Linie auf sich selbst beziehen, vielmehr das „Erkenne dich selbst" mit du Mont übersetzen: „Erkenne, wie schlecht du bist!"

Daß wir somit einen Fortschritt der Moral auf Erden annehmen dürfen, ergibt sich von selbst. Es ist nicht abzusehen, weßhalb nicht Jahrtausende des Kampfes ums Dasein eine Race schaffen sollen, die moralisch so hoch über der unseren steht, als wir über den Eingebornen von Neuseeland oder über jenem Indianer, der einem Missionar, welcher ihm den Begriff des Guten zu erklären versucht hatte, antwortete: „Ich verstehe dich, gut ist, wenn ich einem Andern seine Frau fortnehme, schlecht, wenn er die meine mir fortnimmt." Ich will bei dieser Gelegenheit auf einen gewaltigen historischen Fortschritt hindeuten, der aber keineswegs bereits den letzten Schritt gemacht hat, den Fortschritt nämlich in der Stellung des Weibes. In Bezug auf die geschlechtliche Moral sind dem Menschen besonders einige Gattungen der Vögel hoch überlegen, bei welchen die Monogamie de facto besteht, während sie dies beim Menschen erst de jure, als staatliche Einrichtung thut, weßhalb auch das katholische Dogma von der Ehe noch nicht für die Menschheit, wie sie jetzt ist, paßt. Die Monogamie ist nun aber das höchste Interesse des Weibes, ihre Verwirklichung (die eine massenhafte Prostitution ebenso bei den Menschen unmöglich machen würde, wie etwa bei Störchen und Adlern) seine einzig wahrhafte Emancipation. Die Durchsetzung dieser Emancipation ist vielleicht das Wichtigste an der ganzen Kulturgeschichte.

Wie steht es nun aber mit dem Glücke des Menschen? Du Mont widmet dieser Frage einen ganzen Abschnitt, in welchem er über Optimismus und Pessimismus, über das ästhetische Glück, in welchem die Religionen, die als Letztes ein ewiges Anschauen Gottes versprechen, ihre letzte Befriedigung finden, so wie über das ethische Glück redet. Er meint, das ethische Glück müsse vom Leiden unseres Willens, unserer Natur, begleitet sein und das ungetrübte Glück könne deßhalb ebensowenig im Leben liegen, wie der Tod, von welchem auch nur der Todeskampf auf diesseitigem Ufer liege. „Wir behaupten, daß es kein angenehmeres Glück, kein dauerhafteres und beseligenderes geben könne, als dasjenige, welches wir aus dem Bewußtsein einer moralischen Handlung im Selbstvergessen genießen. Nicht als Leiden wird das ethische Glück empfunden, sondern nur vermöge des Kampfes zwischen Natur und Moral, verbunden mit dem Leiden der Ersteren." Es braucht kaum gesagt zu werden, daß wir bei der Frage nach dem Fortschritte des Glückes nicht die Menschheit ins Auge fassen können. Die Summe des Glückes von 999 schaffte das Elend des Tausendsten nicht aus der Welt, ihr Schmerz kann nicht sein Glück vernichten. Wir betrachten es auch als selbstverständlich, daß die normale Fähigkeit des Menschen, glücklich zu sein, wachsen wird, je mehr seine moralische Fähigkeit zunimmt. Was ist denn nun aber das Summum bonum, das höchste Glück? Die alte Philosophie hat sich abgequält, diese Frage zu ergründen, die neue lächelt über diese Bemühungen. Dies ist begreiflich: die alte Philosophie wollte Religion werden, die neue will aufhören, es zu sein, jede Religion verspricht aber ihren Anhängern

ein solches Summum bonum. Auch Schopenhauer, der innerlich Religiöseste aller Philosophen, thut es. Und was ist das höchste Glück, das demjenigen lächelt, der Allem entsagt? Das Nichts, antwortet Schopenhauer. Aber, fügt er an einer andern Stelle hinzu, das relative Nichts, es ist eben nur dieser Welt des Wollens gegenüber das Nichts. Man hat diesem sich selbst wiedersprechenden Mysticismus vielfach verspottet, aber grade darin, daß Schopenhauer ungenirt diesen Widerspruch niederschrieb, zeigt sich wiederum seine bewundernswürdige Naivetät und Aufrichtigkeit. Ueber diesen Widerspruch kann weder eine Philosophie noch eine Religion hinaus. Die Religionen versprechen das ewige Leben, dieses ewige Leben soll aber dann wieder ein Aufgehen in die Gottheit sein. Die Sankhya-Lehre der Inder verlangt vom Menschen, daß er sich gänzlich von der Natur scheide, dann werde er eins mit Brama werden. Diese Selbstunterscheidung von der Natur aber ist die höchste Ausübung der individuellen Kraft, das Einswerden mit Brama, das vollständige Verschwinden derselben. Wer kann sich das ewige Leben anders als eine individuelle Fortdauer denken? Wer aber mit der Gottheit eins geworden ist, der lebt ebenso wenig fort, wie der Tropfen süßen Wassers, der im Ozeane zerronnen ist. Dieser Widerspruch liegt in den Thatsachen selbst. Der Fortschritt der Moral liegt in einer immer höheren Entwicklung des Selbstbewußtseins, in einer Steigerung der Individualität, die Moral selber aber in einem Verzichten auf das Selbst, so zu sagen in einem Sichselbstausgeben. Dieser Wiederspruch bezeichnet in der Betrachtung des moralischen Problems eben die Grenzen der Philosophie, es ist eine Antinomie, über welche das logische Denken ebensowenig hinaus kann, wie über die von Kant aufgestellten Antinomien. Jenseit liegt nur der Glaube, der in Kirche und Kämmerlein, aber nicht in die Wissenschaft hinein gehört.

Hans Herrig.

Miscellen.

Von Paul Heyse ist, wie uns von befreundeter Hand mitgetheilt wird, für die nächste Saison ein neues Drama zu erwarten.

*

Auf dem deutschen Journalistentag in Wiesbaden hat sich Emil Rittershaus auch diesmal wieder als ein Improvisator ersten Ranges bewährt. Es ist bewundernswerth, wie diesem weinfrohen rheinischen Sänger die Verse mühelos von der Lippe flattern. Wir hoffen, demnächst einige Beiträge aus der Feder des liebenswürdigen Poeten zu veröffentlichen.

*

Zwischen einem Freunde und einem Gegner Richard Wagner's entspann sich jüngst folgendes Gespräch:

Der Gegner. Also wie nennst du Wagner's Musik?

Der Freund. Die Musik der Zukuuft.

Der Gegner. Ach, ich befürchte, daß man sie immer so nennen wird, immer!...

*

Schwere Worte.

Das Wort geht hart einher,
Wenn sich Gedanken drängen:
So sind die Zweige schwer,
An welchen Früchte hängen.

*

Wilhelm Buchner leistete in Gottschall's Journal: „Unsere Zeit“ (XII, 825) jüngst folgenden Satz: „Der betrübte (!) Zustand der deutschen Rechtschreibung ist seit Jahrzehnten die stete Klage der deutschen Grammatiker.

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte“** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.

Bulwer's letzter vollständiger Roman!

Im Verlag von **Ernst Julius Günther** in Leipzig erschien in **autorisirter** Uebersetzung:

Kenelm Chillingly.

Roman

von

Edward Bulwer.

Aus dem Englischen von **Emil Lehmann.**

Billige Ausgabe.

3 Bände. Preis 6 Mark.

Das Geschlecht der Zukunft.

Roman

von

Edward Bulwer.

Aus dem Englischen von **Jenny Piorkowska.**

1 Band. Preis 3 Mark.

Ein werthvolles Familien-Geschenk. 

Im Verlage von **A. Pockwitz** in **Stade** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

[49

Sophie Armster's

Kochbuch

für die bürgerliche, wie für die feinere Küche.

Elfte vermehrte und verbesserte Auflage.

Gebunden in eleg. Decke mit Goldpressung 4 Mark.

Nachdem eine überaus günstige Aufnahme diesem Kochbuche von seinem ersten Erscheinen an stets treu geblieben, so ist der Werth desselben in der nunmehr veranstalteten **elften Auflage** noch ganz besonders gehoben durch manche Vermehrung mit den anwendbarsten neueren Recepten, sowie sorgfältige Revision der dieses Buch zu so gutem Rufe verholfenen älteren Anweisungen von einer routinirten Köchin und namentlich durch Hinzufügung aller Quantitäts-Angaben nach dem neuen **Maaß** und **Gewicht,** unter Beibehaltung der früheren Angaben in Parenthese.

Die zahlreiche Verbreitung, welche dieses Kochbuch bereits gefunden, verdankt es nach mancher freundlichen Beurtheilung vor Allem seiner vielseitigen Brauchbarkeit sowohl für die feinere herrschaftliche und Hôtelküche, wie ebenfalls für die schlichte bürgerliche Küche; aber auch auf die äußere Ausstattung ist durch Herstellung des Einbandes in eleganter Decke mit Goldpressung bei dieser neuen Auflage ganz besondere Rücksicht genommen und dürfte dasselbe somit zugleich als ein werthvolles und schönes Festgeschenk zu empfehlen sein.

= **Für jede Hausfrau berechnet.** =

|| **Aller Jungfrauen bester Rathgeber.** ||

Elfte bedeutend verbesserte Auflage. 

König Werbul.

Novelle

von **Hugo Klein.**

Es mochte wohl fünf Uhr Morgens sein. In leuchtender Majestät stieg die Sonne im Osten empor. Sie färbte mit ihren glänzenden Strahlen das vertrocknete röthliche Gras der Haide gelb und hüllte die weißen, zerrissenen Wölkchen in goldigen Schein; der Aether wogte wie ein Flammenmeer und leuchtete wie in purpurne, blutige Tinten getaucht. Der Morgenwind strich über die Pußten und durch das Laub der alten Bäume hinter dem Kastell von Kerektó, daß es leise rauschte, wie zum Morgengruße; und ein frohes Willkommen! riefen auch helle Vogelstimmen dem wiederkehrenden Tagesgestirne zu, selbst die steife Blume der Sonnenwende nickte still und verständnißvoll zu den alten Bekannten hinüber.

Zur linken Seite von Kerektó zog sich die weite, unbebaute Haide hin, die Pußta, öde und kahl; nur in der Ferne hoben sich einige verkrüppelte Bäume als dunkle Silhouetten von dem glänzend beleuchteten Horizonte ab, sonst war keinerlei Baum oder Strauch auf der weiten, sandigen Ebene zu entdecken; nur vertrocknete Blümchen fanden sich da, und Disteln und Dornen, bedeckt vom schweren Staub der Haide, zogen sich längst der Landstraße dahin. Wie eine Wüste liegt es da, das weite Haideland, und eine Wüste ist es, wenn die Sonne Mittags mit ihren versengenden Strahlen den Boden durchglüht, wenn der Wirbelwind seine Sandhosen weht und die Fata morgana dem müden Auge ihre blendenden Bilder zeigt.

Zur rechten Seite des Kastells von Kerektó zogen sich die Aecker des Gutes hin, fetter schwarzer Boden, voll reicher Frucht. Den strotzenden Getreidefeldern schloß sich der grüne Klee, schlossen sich Maiswälder an mit den federartig nickenden Goldkronen ihrer Stauden, in deren Schatten die saftige Melone, auf weicher Erde gebettet, reifte. Zwischen den Feldern schlich sich eine Wasserleitung hin, welche die nahe Theiß speiste, damit sie ihr erquickendes Naß dem glühenden Boden, der halbvertrockneten Pflanze mittheile. Die Leitung war erst jüngst durch den neuen Gutsherrn gebaut worden.

Das Kastell von Kerektó war ein altes, burgartiges Gebäude mit grauen Mauern und hohen Thüren und Fenstern; ein alter unfreundlicher Bau, verstaubt, grauschimmernd, wie von Spinnennetzen umzogen. Grüne Jalousien und rosige Hyazinthenstöcke lachten indessen von den Fenstern herüber, wie von Jugendgluth sprühende Augen aus einem alten, mit Runzeln bedeckten Antlitz; wie ein frohes

Lächeln auf welken Lippen; wie das Sträußchen im Knopfloch des alt gewordenen Bonvivants.

Es war eine halbe Ruine, das alte Schloß mit seinen weiten Hallen, seinen langen dunklen Gängen, die der Erbauer angelegt zu haben schien, damit einst gespenstischen Burgfräuleins der Promenadengang nicht fehle. Verstaubte Familiengemälde der Barone von Kerektó und Páthfalu, deren Eigenthum das Gut Jahrhundertelang gewesen, hingen an den schmutziggrauen Wänden des großen Korridors und warteten, daß sie der noch lebende, letzte Sprößling des alten Geschlechts von hier fortschaffen und in irgend einer geräumigen Rumpelkammer unterbringen lasse. Er hatte das Besitzthum seiner Ahnen ohne viel Ueberwindung verkauft und deren lebensgetreue Portraits, die er bewahren zu wollen die Absicht äußerte, — wie es schien, abzuholen vergessen. Die halbe ungarische Aristokratie hat ihre Güter verschleudert, verspielt und vertrunken; der Baron von Kerektó hat auch so gethan; was sollten ihm noch die alten Ahnenbilder? Die todten Blicke der alten Helden schienen ihm einen Vorwurf zuzurufen . . . Er wollte es vergessen, das Heldengesindel . . .

Der gegenwärtige Besitzer des Gutes, ein alter Studiengenosse von mir, hatte die alten Gemälde an ihrem Platze gelassen. Er änderte überhaupt nichts an der inneren Einrichtung des Schlosses; nichts an dem wurmstichigen Holzgetäfel und den mottenzerfressenen Teppichen, nichts an den verblaßten Vorhängen, an den schweren Tischen und Armstühlen und Schränken. Man war in eine andere Welt, in eine Welt längstentschwundener Zeiten versetzt, wenn man in die hohen Gemächer trat, in welche das Tageslicht nur spärlich durch die verstaubten Vorhänge fiel, mit seinem Dämmerlichte geisterhaft die verrosteten Waffen und zerbrochenen Panzer beleuchtend, die in beschaulicher Einsamkeit an dem Nagel hingen: die Wolfsfelle, die als Teppiche dienten, die Hirschgeweihe und Adlerschwingen, Trophäen glücklicher Jagden glücklicherer Zeiten. Man erwartete in diesem Raume, daß sich die schwere Thüre krächzend in ihren Angeln drehe und ein grauer Ritter mit schweren Schritten in den Saal trete, um den frechen Eindringling, der dies Heiligthum entweiht, mit der Knochenhand zu zerschmettern . . . Es wehte Moderduft durch diese Hallen.

Nur einige wenige Zimmer ließ mein Freund restauriren, darunter ein kleines Gemach, das nun seinem Frauchen als Boudoir diente und mit allem Comfort ausgestattet war, den unser raffinirtes Jahrhundert ersonnen, um schönen Frauen einen glänzenden Rahmen zu bieten. Und aus diesen Fenstern winkten auch die grünen Jalousien und duftigen Blumenstöcke einen freundlichen Gruß dem Wanderer zu, der beklommen zu dem grauen Gemäuer auf dem platten Erdhügel aufblickte.

Um das Schloß rauschten Jahrhunderte alte Buchen, in welchem ein Heer von Raben nistete, das vom frühen Morgen bis zum späten Abend kreischend das alte Haus umflog. Das seltsame Konzert war wenig geeignet, den düstern Eindruck des Kastells von Kerektó zu mildern. Die Buchen strebten in einer schattigen Allee den Hügel hinab und führten weit weg zu einem kleinen Wäldchen niederer Bäume, das nur da zu sein schien, um den Bauernjungen eine bequeme Stätte für ihre Purzelbaum-Exercitien zu bieten. Hinter dem Kastell lag ein alter, romantischer Park. Seit undenklichen Zeiten hatte hier die pflegende Hand eines Gärtners nicht gewaltet; die Spur der einst rein und nett gezogenen Pfade war fast verwischt, sie waren bedeckt mit dem Gras der Haide; die einst so herrlichen Blumenbeete boten jedem möglichen Unkraute Raum; nur ab und zu traf das Auge auf eine gelbe Rose zwischen den Giftblüthen der Herbstzeitlose oder

glühten dunkle Beeren im Grün, halb verdeckt durch die weiße, glockenförmige Blume des Stechapfels. Die Holzbänke waren morsch und wurmstichig, die Moosbänke halb zerfallen. Ueberall Verwahrlosung, überall die Wildniß der Pußta ...

Eine dornige, weißblüthige Jasminhecke bildete die Umzäunung des Parkes. Neben dem Parke führte ein breiter Fußpfad den Hügel hinab und verlor sich zwischen den Tabakfeldern; der Pfad diente manchmal auch für den Wagenverkehr. An dieser kleinen Straße, umwogt vom würzigen Dufte der Tabakpflanzen stand ein einstöckiger Rohbau, auch ein altes, sehr altes Haus. Es war aber herausgeputzt, wie eine ewig jung scheinen wollende, alte Kokette; die Ziegeln waren roth, das Mauerwerk weiß getüncht und diese Tünche war entschieden frischen Datums; wilder Wein rankte sich an dem Hause empor und zu beiden Seiten des Thores befanden sich Epheu-Beete, an welchen dünne Bindfäden an der Mauer emporgezogen waren, damit sich die Winde leichter in die Höhe ranken könne ... Es war kein Herrschaftshaus, denn ärmlich war seine Ausschmückung, und auch keine Bauernwohnung, denn diese kennt eine solche überhaupt nicht ... Es war herausgeputzt wie eine alte Kokette ... Wem gehörte dieses Haus? Wessen sorgsame Hand pflegte die blaue Epheublume, die nun, im Sonnenschein geschlossen, über dem kleinen Fenster nickt? ...

Es ist eine lange, dunkle Geschichte. Die blaue Blume weiß gewiß mehr davon. Vom Fenster des Schlosses blickt man gerade auf dieses Haus. Bei der Cigarre erzählte mir mein Freund die Geschichte. Keine Geschichte. Nur einzelne lose Falten einer solchen; zerstreute Steinchen sinds eines großen Baues, der verschwunden ist im Nebel der Zeiten; einzelne grelle Momente einer erschütternden Tragödie; einzelne grelle Motive der alten Komödie des Elends ....

Vor zwanzig Jahren wars, da gab es auf Kerektó ein Mädchen, das Jeden, der ihm in die Augen blickte, mit dem Glanz seiner Schönheit bezauberte; es waren grün schimmernde Augen, bekanntlich die für Männerherzen gefährlichsten. Sie richteten auch ein gut Stück Unheil an, diese Augen.

So Mancher war in diese Nixenaugen verliebt, so Manchem brachten sie um seine Ruhe, doch Keiner wagte sich an die Schöne heran. Denn sie hatte ihr Herz bereits verschenkt und zwar an einen gefährlichen Patron, der in diesem Punkt keinen Scherz verstand: sie war Petkó's Liebste, Petkó, des Räubers.

Es war ein wilder Geselle. Nachdem er das kleine Vermögen seines alten Vaters verspielt hatte, ging er unter die Räuber. In der Schänke des rothen Verebély Marczi auf der Pußta draußen hatte er sein Quartier. Nach Kerektó kam er selten. Nur ab und zu, am Abend, wenn kein Mondschein war, wenn ihn Niemand sehen konnte; da verrieth manchmal das Wiehern seines weißen Rosses, daß er seiner Liebsten einen Besuch abstattete, der grünäugigen Mariska, die hier in einem vereinsamten Häuschen mit ihrer Mutter lebte.

Die Liebe datirte von lange her; aus frohen Tagen der Kindheit, wo harmlose Spiele und unschuldige Tändeleien die Kleinen zusammenführten. Sie hielten's damals schon immer miteinander; und die zarten Keime hatten sich entwickelt und es stieg eine rothe Blume aus ihnen empor, die Blume der Liebe.

Zu jener Zeit lebte noch der Baron von Kerektó auf diesem Gute. Es war ein schöner Herr mit feinen Manieren und einer süßen Stimme, die zu Herzen drang; diese Stimme war eben so unwiderstehlich, wie die schönen Augen der Räubersbraut. Im

Uebrigen war er wie Seinesgleichen. Hart und gefühllos gegen die Bauern, die in seinem Dienste standen. In diesem Kastelle hier gab es nichts wie tolle Gelage; der Baron that sein Möglichstes, sein Vermögen zu vergeuden, mit tollen Gefährten, beim Spieltisch und bei leichtsinnigen Dirnen.

Der Baron machte die Bekanntschaft Petkó's; wie, das kann ich nicht sagen, denn ich weiß es nicht. Der Räuber gefiel dem Herrn und er versprach ihm, für seine Raubthaten Straflosigkeit zu erwirken, wenn er in seine Dienste trete. Petkó wurde sein Leibjäger und der Baron beschützte ihn in der That so, daß man ihm nichts anhaben konnte. Zu jener Zeit galt das Wort großer Herren viel, namentlich, wenn sie „schwarzgelb" waren, wie der Baron von Kerektó; die deutschen Panduren, mit welchen damals Ungarn überschwemmt war, gehorchten ihm, wie einem Vorgesetzten. Uebrigens nimmt man es selbst heute mit Räubern in Ungarn nicht zu genau.

Petkó heirathete seine Jugendgeliebte; und nun lernte der Baron auch die schöne Mariska kennen, er war immer ein Freund der Frauen gewesen und man erzählte es sich, daß seinem Schmeichelwort kein Weib widerstehen könne. Er verführte Petkó, des Räubers Frau.

In dem alten Parke hier, zwischen verschlungenen, undurchdringlichen Jasminsträuchen und mannshohem Unkraut soll es eine versteckte Laube gegeben haben, in der das Paar so manche verschwiegene Nacht verbrecherischer Liebe fröhnte. Lange im Geheimen. Als ein Zufall die Geschichte entdeckte, brachte man es dem Gatten natürlich zu Ohren, weil man den Herrn haßte, der hart war und österreichisch. Petkó, der wilde Petkó, zuckte aber gleichgiltig die Achseln ...

Er that wenigstens, als ob ihm die Sache gleichgiltig wäre. Denn man wußte ja, wie er dieses Weib geliebt hatte, mit all' der Gluth eines echten Pußtasohns, mit all' der Macht einer Leidenschaft, die in seinem Herzen Wurzel geschlagen hatte, die es ganz und gar erfüllte; man wußte, daß ihm dieses Weib Alles war, Leben, Licht, Seligkeit.

Er zuckte nur die Achseln und that, als wäre ihm die Geschichte gleichgiltig. Finstere Wolken lagen aber auf seiner Stirne und sein Blick wurde matt und umschleiert. Er wurde ein Melancholiker, der wilde Petkó.

Die Bauern erzählten sich, er habe seine schöne Frau im Kartenspiel an seinen Herrn verloren. Ich weiß nicht, ob es wahr. Der Baron soll es erzählt haben. So viel ist gewiß, daß er seine Frau beginnen ließ, was sie wollte.

Und er wurde täglich stiller und stiller, und als Mariska bei Geburt ihres Kindes starb, wurde er halb verrückt.

Er lebt seitdem in dem Häuschen drüben am Wege, still und ruhig, entsetzlich still ... Man sagt, er spreche Jahrelang kein Wort, auch zu seiner Tochter nicht, die beinahe so seltsam ist wie er, und welche ihn seit einer Reihe von Jahren pflegt. Entsetzlich still ... Nur manchmal nimmt er Nachts seine Geige hervor und spielt wilde, schmerzliche Melodien, die er draußen auf der Pußta, in des rothen Verebély Marczi wüster Schenke gelernt, spielt die seltsamen Weisen — von welchen jede Note eine Klage und ein Seufzer — bei offenem Fenster in die glühende Nacht hinaus. Dann bringt der Wind die bizarren Töne herüber nach Kerektó und dann treten die Bauern vor ihre Thüren und lauschen dem „kranken Spiel", wie sie sagen, bis der letzte Ton verklungen, und dann sagen sie ernst: „Der alte Petkó hat heute wieder eine böse Stunde ..."

Das ist die Geschichte des Häuschens dort am Wege. Ist sie damit zu Ende? Noch lange nicht ...

* * *

Auf einem freien Platz in einem kleinen Wäldchen dichtbelaubter Bäume, das in der Nähe des Herrenhauses von Kerektó, lagerte eine Zigeunerschaar. Der Platz war völlig verwüstet von den braunen Nomaden. Das lange Gras, das hier überall den Boden bedeckte, war niedergetreten, verkümmert. Der Boden selbst war an manchen Stellen vom Feuer geschwärzt. An diesem Abend brannte das Lagerfeuer in der Mitte des Raumes; ein großes Feuer, dessen rother Schein in die dunkle Nacht des Wäldchens hineinfiel, hie und da auf einem glänzenden Blatte wiederstrahlend, beinahe überall ersterbend in dem Dunkel des Laubes, im finstern Schatten der Bäume.

Ein Wolfshund lag schlafend in nächster Nähe des Feuers; ein grauer Hund mit spitzer Schnauze, der manchmal im Schlafe knurrte. Am Feuer hockten auch zwei braune Frauen, damit beschäftigt, Hasen am Spieße zu braten, welchem Beginnen drei, vier Zigeuner, die nebenan im Grase hingestreckt ruhten, mit gleichgiltigem Blicke zusahen. Er war seltsam umschleiert, dieser Blick, wie wenn man die Objekte der Wirklichkeit hinter einem Schleier sieht und die Gedanken anderswo weilen, bei holden Traumgebilden. Sie blickten starr auf die Frauen und dann ins Feuer und träumten. Träumten? ... Wovon? ... Vielleicht von den fetten Ferkeln des neuen Herrn von Kerektó, die man in einer stillen Nacht erbeuten wollte, vielleicht von einem andern „Glücke“ ...

Es gibt kein glücklicheres Volk auf dieser Erde, als die Zigeuner, bei aller Erniedrigung, die sie erdulden müssen. Sie haben dafür nur ein überlegenes Lächeln und man fühlt es heraus, daß diese Ueberlegenheit eine wirkliche sei ... Lächelnd starrten die Zigeuner ins Feuer, lächelnd und froh ...

Auch die Zigeunermutter saß da, eine Alte mit schrecklich abgebranntem Gesicht, das unzählige feine Runzeln durchzogen. Es war das Gesicht einer Mumie ... Nur die kleinen verschmitzten Augen hatten ihren Glanz bewahrt. Sie wärmte sich die starren Hände am Feuer. Um ihre vertrockneten Lippen flog es manchmal wie ein Lächeln, wie ein Lächeln teuflischen Spottes, wenn sie ein Paar betrachtete, das rechts ab vom Feuer tanzte nach Farkas Jani's verführerischen Weisen. Es war ein prächtiges Paar. Er groß und stark, mit dunkelm Haar und Bart und kräftigen Zügen; sie schlank und fein, schön wie ein Traum; das Gesicht von seltener Weichheit, von wollüstiger Hingebung, die Augen voll stiller Gluth, die an süße Sünden denken ließ. Rothe Korallen lagen in vier-, fünffacher Schnur um den stolzen Nacken. Ein rothes, mit Metallplatten geschmücktes Leibchen zeigte eine feine Taille, und ein Hemd von seltsamer Weiße, das verführerisch von der dunkeln Haut des Weibes abstach, verhüllte den vollen, wogenden Busen, falbe Blumen lagen ihr im Haare. Das Paar verzehrte sich mit den Blicken. Und sie gehörten nicht zusammen. Warum lächelte die alte Zigeunermutter so spöttisch? ... Dachte sie etwa auch an die Ferkel des neuen Herrn von Kerektó, dachte sie etwa, der große Junge, der eifrige Tänzer, der schwarze Sas Pizta sei zu ungeschickt, um Ferkel zu stehlen? Drei der Ferkel, der Preis, um den beiläufig dem krummen Karikás Hyula seine Frau feil sein dürfte, seine schöne Frau mit den still glühenden Augen, die an süße Sünden erinnern, mit den gelben Blumen im Haar? ... Sie sind alle ungeschickt, die Verliebten ...

Farkas Jani spielte mit zwei Geigerkollegen zum Tanze auf. Es war eine wilde, ausschweifende Melodie mit tieftraurigem, melancholischem Tonfall; ein echter Csárdás; jener Csárdás, in dem sich die ungarische Nationalmusik erschöpft hat, wie sich in den süßen Liedern Petöfi's die ungarische Poesie erschöpfte ... Ein echter Csárdás. Sie tanzten mit Animo, die braunen Mädchen und Frauen ... Mit Animo! Es war die fleischgewordene Gluth, welche die braunen Burschen an sich drückten, sich mit ihr im sinnverlorenen Tanze wiegend ...

Ich stand im Dunkel der Bäume und sah dem bunten Treiben wortlos zu. Sie war doch entzückend, die sinnvergessene Hingebung an die Freude des Augenblicks, diese gluthvolle Scenerie und diese Schaar urkräftiger Gestalten, die sie belebten! Ich hätte sie Stunden lang still bewundern können.

Ein leichtes Geräusch weckte mich aus meinen Träumen. Ich wandte mich um und sah nicht ferne von mir ein Mädchen an einen Baum gelehnt. Es war eine märchenhaft zarte Gestalt, klein und fein, vornehm, wenn sie auch den Bauernkittel trug. Ein Tuch bedeckte ihr Haupt, wie es die Bäuerinnen der Gegend tragen, doch guckten von allen Seiten neckische, verführerische blonde Löckchen darunter hervor. Sie hatte grüne Augen ...

Grüne Augen. Sie riefen mir die Geschichte der schönen Mariska in die Erinnerung zurück. Das mußte ihre Tochter sein, wenn sich die Anmuth und die Vornehmheit auf sie vererbten. Im rothen Feuerschein nahm ich die zarten, delikaten Contouren eines fein geschnittenen Mundes wahr und ein Näschen, so hübsch geformt, als hätte es Canova gemeißelt. Ich glaubte die Mutter zu verstehen, indem ich die Tochter sah — sie mochte von zu feiner Empfindung sein für ihre grobe Existenz ...

Sie blickte auf, da ich mich ihr näherte; sie erbebte, wie ein scheues Reh, das man überraschte.

„Wer bist Du?“ fragte sie rasch. „Was willst Du? Ich habe Dich hier noch nicht gesehen —“

„Beruhige Dich, Kind!“ sagte ich freundlich. „Ich bin Jemand, der Dir gut gesinnt ist und Dich fragen will, warum Du weinst.“

Es waren ihre Augen noch feucht.

Sie blickte mich noch immer scheu an.

„Müssen Sie es wissen?“ fragte sie mit kindlichem Trotz, den sie aber sofort zu bereuen schien. „Ich weinte — ich weinte —“

Sie hielt inne und sah mich wieder an, prüfend an, als fragte sie, ob sie mir Vertrauen schenken dürfe.

Ich ersparte mir jede Betheuerung. Ich fühlte, sie wäre vergebens gewesen, wenn ihr meine Miene nicht vertrauenerweckend erschienen wäre.

„Ich weinte,“ hub sie wieder an, „weil mich das Spiel der Zigeuner an ein anderes Spiel erinnerte, das mich immer zu Thränen erschüttert.“

„Ein anderes Spiel?“

„Ein anderes Spiel. Ein Spiel, das mich verrückt machen könnte; ein wirklich verrücktes Spiel!“

Sie schauderte zusammen.

„Komm fort von hier,“ sagte ich sanft, „es ist dann nicht gut für Dich, das zu hören.“ Ich schlang meinen Arm um sie und zog sie fort.

Sie blickte wieder erschreckt, mit fragendem Blicke auf. Dann ließ sie das schöne Haupt auf die Brust herabsinken und ließ sich willenlos leiten, wie ein Kind.

Wir gingen durch den stillen verödeten Hain. Das Mondlicht fiel manchmal durch das dichte Laub auf unsern Pfad und überströmte das Kind, das ich führte, mit seinem Glanze. Der Wind riß ab und zu ein Blatt vom Baume und wehte es vor unsere Füße. Vereinzelte Töne der Zigeunermusik drangen uns als schrille Klänge nach — sonst störte kein Laut die tiefe Stille um uns.

Am Ende des Wäldchens setzte sie sich auf einen großen Stein, der da lag und vielleicht einmal als Bank gedient haben mochte.

„Wißt Ihr," begann sie langsam, jedoch immer schneller im Laufe der Rede sprechend, „wißt Ihr, ich pflege nicht mit Jedermann Arm in Arm zu gehen. Auch wenn er feine Kleider trägt, wie Ihr, und vornehm blickt. Aber Ihr habt gute Augen . . . Ich halte was auf die Augen . . . Ich glaube durch die Augen ins Herz sehen zu können. Ich mag mich oft irren, denn ich bin unerfahren und ein dummes Mädchen . . . Ich wohne ganz allein mit meinem Vater, ich sehe kaum Menschen . . . Seht, da denke ich mir halt besonders die Leute und die Welt . . . Sie sind immer anders, als ich sie mir denke, immer anders, und das thut mir weh . . . Aber Eure Augen, seht, von Euren Augen habe ich geträumt, Euere Augen habe ich mir gedacht, — so gute Augen . . ."

„Für Dich blicken sie nur gut, Mädchen," sagte ich, „denn ich bin Dir herzlich zugethan."

„Das ist gut. Denn mich liebt Niemand. Mein Vater sollte mich wohl lieben, der aber versteht nichts davon . . . er ist krank, sehr krank . . . . die Uebrigen können mich nicht lieben, ich weiß es wohl, denn sie denken so ganz anders, als ich, und man muß sich verstehen, wenn man sich lieben soll, nicht wahr?"

Ich nickte lächelnd mit dem Kopfe. Das arme Kind dachte in ihrer naiven Schüchternheit richtig. Es ist aber nicht gut, richtig zu denken, das thut weh . . . Freilich war sie immer allein und mußte immer denken . . .

„Und liebst Du auch Niemanden?" fragte ich.

„Ich? O ja! Ich liebe meinen Vater und dann . . . Dich. Du hast gute Augen . . ."

Der süße Ton ihrer Stimme war berauschend.

„Ich habe Dich auch lieb, mein Kind!" sagte ich leise.

„Das ist gut — ich sagte schon. Denn mich liebt Niemand und — und —"

„Und?" fragte ich.

„Und ich fürchte mich," sagte sie, sich ängstlich an mich schmiegend. „Ich fürchte mich . . ."

„Und warum?"

„Ich habe König Werbul gesehen."

„König Werbul?"

„Ja wohl, König Werbul!"

„Wer ist das?"

Sie blickte mich an, als verstünde sie mich nicht. „Wer das ist? Habt Ihr noch nichts gehört vom König Werbul, dem Geist der Haide, dem Feinde aller Liebenden . . ."

„Der Mann ist mir fremd."

„Er ist mir heute Abend erschienen. Ich sah ihn deutlich mit seiner vielzackigen Krone auf dem Haupte, sein langer, weißer Bart und sein Haar flatterten im Winde . . . Er schwebte über dem Walde, den Arm drohend erhoben . . ."

„Du hast Dich getäuscht, mein Kind, Du bist zu viel allein und der Kopf glüht Dir ...“

„Ich sage Euch, ich habe ihn gesehen ... Er bringt Jedem Unglück, der ihn sieht ...“

Sie blickte starr vor sich hin.

„Ihr habt wirklich nie etwas von ihm gehört?“ begann sie wieder. „Ich will Euch die Geschichte erzählen ... aber nicht jetzt ... jetzt fürchte ich mich ... es ist eine böse Sage ... nicht jetzt ... morgen ...“

Sie legte ihr Haupt auf meine Schulter. Sie war verführerisch schön. Ihre kleine zarte Hand, die ich in der meinen hielt, glühte wie Feuer und durchströmte mich mit ihrer Gluth. Ich war dreiundzwanzig Jahre alt und ich drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

Sie zog sich hastig zurück.

„Nein — nicht so —“ sagte sie erschreckt, und dann fügte sie weich hinzu: „Du darfst Mariska nicht so küssen — sieh, wie mein Herz pocht — und das ist nicht gut ...“

Sie hatte Recht. Das ist nicht gut ...

„Es ist so still“ — flüsterte sie — „es ist so dunkel — gehst Du nicht heim? Du darfst mich aber jetzt nicht allein lassen — willst Du mich nach Hause führen?“

Sie stützte sich auf mich, während wir am Waldessaum dahingingen. Der Mond hatte sich hinter Wolken verborgen und die Bäume streckten ihre knorrigen Wurzeln über den Weg. Sie stützte sich auf mich, während wir dahingingen.

Wir kamen so in die Nähe ihres Häuschens.

„Komm' morgen um diese Zeit hierher,“ sagte Mariska sinnend — „ich werde Dich dann zu meinem Lieblingsplätzchen führen, wo ich ganze Tage bleibe ... Du mußt es kennen lernen ... Wirst Du kommen?“ fragte sie ängstlich.

„Ich werde kommen, Mariska.“

Sie legte ihre kleinen Hände auf meine Schultern, bog das Haupt zurück und sah mich einen Augenblick mit ihren gelbfunkelnden Augen an. Dann schlang sie plötzlich die Arme um meinen Nacken, drückte einen heißen Kuß auf meine Lippen und mit dem Ruf: „Auf Morgen!“ war sie mir entschwebt.

Mein Herz pochte laut. Welche magische Kraft besitzt doch ein Frauenkuß ... Oder war der schwere, würzige Duft der Blüthen rings umher Schuld daran, daß es sich bedrückend auf meine Brust legte? Es war jedenfalls ein berauschender sinnverwirrender Blüthenduft ...

* * *

Der Himmel hatte sein Wolkenheer zur Aktion kommandirt und drohend marschirten die dunkeln Colonnen auf. Ferne Blitze leuchteten geisterhaft herüber, von dumpfem Donnerrollen begleitet. Es war eine unheimliche Nacht, eine Nacht, da man nicht gerne ins Freie geht. Unheimlich rauschten die Pappeln des Parkes von Kerektó und unheimlich pfiff der Wind durch ihre hohen Wipfel. Vom Sturm aufgeschreckt krächzten die Raben, deren Nester die wilde Windsbraut herabriß ins Dunkel des Parkes.

Ich stand unweit desselben, lauschend und spähend, denn es war wohl hier auf dem einsamen Haidefleck nicht anders wie draußen, auf der weiten, lärmenden Heerstraße des Lebens — hat je das Grollen des Himmels eine Schöne abgehalten, beim Rendezvous pünktlich einzutreffen?

Sie schwebte mehr über den Boden, als sie ging, ein leichtes Knistern des Rasens verrieth mir aber doch ihr Nahen. Sie schmiegte sich zitternd und ängstlich an mich.

„Ich habe nie den Sturm gefürchtet," flüsterte sie, „ich fürchte ihn auch heute nicht, wir sind da draußen daran gewöhnt — doch ich fürchte König Werbul!"

„Kommt er mit dem Sturm?"

„Mit dem Sturm. Du mußt nicht lachen. Es ist ein böser Geist. Komm, komm! Ich habe Dir ja versprochen, Dich zu meinem Lieblingsplätzchen zu führen. Dort sind wir auch geborgen, wenn es regnen sollte."

Sie erfaßte meine Hand und führte mich direkt auf den Park zu, den eine mächtige, undurchdringliche Jasminhecke einsäumte. Ihre kleine Hand schien aber Zauberkraft zu besitzen. Sie bog die dornigen Zweige geschickt zur Seite und wir schritten auf einem, grasbewachsenen engen Pfad dahin.

Was war das für ein Pfad und wohin führte er?

Es war still in dem Parke. Das Toben der Elemente schien sich an der mächtigen Jasminmauer zu brechen; nur leicht bewegten sich hier die Zweige der Trauerweiden und durch die vielverschlungenen Büsche ging es nur wie ein Flüstern. Blindschleichen schlüpften über den Boden und verschwanden in ihren Erdlöchern. Wir gingen quer durchs Gebüsch, dem Pfade folgend, bald ohne Pfad.

Plötzlich standen wir vor einer koketten Laube mit geschnitztem Holzwerk und einem anmuthigen Schweizerdache. Sie lag recht versteckt, diese Laube, halb verhüllt von Schmarotzerpflanzen, die sich an ihr emporrankten, halb verdeckt von dem hohen Gebüsch rings umher.

Ich erbebte. War das nicht jene Laube, von der mir der Freund erzählt hatte, in der der Baron von Kerektó mit seines Jägers Frau gekost so manche Nacht? Wie oft mußte das liebeberauschte Weib auf diesem Pfade dahingeeilt sein, wie oft saß sie auf dieser Moosbank, trunken vor Seligkeit, sinnvergessen?! . . .

„Was ist Dir?" fragte die Tochter, „Deine Hand ist kalt."

„Nichts, — nichts, mein Kind."

Sie zog mich nieder auf die Bank.

„Bei einem gleichen Sturm kam ich zum ersten Mal in die Laube da. Der Regen fiel in Strömen und ich drückte mich zum Schutze an den Jasmin. So fand ich den Weg daher. Durch Zufall, aber durch einen lieben Zufall. Denn es ist hier so schön! . . . Es duftet so wohl rings umher! . . . Manche Nacht schlief ich hier auf dieser Bank — man hat da so liebe Träume — von Feen in lichten Kleidern, von guten Geistern und guten Menschen . . . Hier muß ich auch Deine Augen gesehen haben im Traum — ich glaube so . . . Man ist hier geschützt vor der Sonne, vor dem Sturm, vor dem Regen und vor . . . vor . . . König Werbul . . ."

„Du wolltest mir die Sage erzählen —"

„Wenn Du gut bist! Du bist es aber, denn Du hast ja die arme kleine Mariska nicht vergessen und bist zu ihr gekommen. So höre denn.

Vor langer, langer Zeit — es muß schon sehr lange sein — da lebte eine Prinzessin in dieser Gegend, die war bezaubernd schön. Schön, wie die Feen — weißt Du? Sie hatte goldgelbes Haar, das ging ihr bis zu den Knieen und war so dicht, daß sie sich in dasselbe einhüllen konnte, wie in einen Schleier. Ihre Augen glänzten immer wie Feuer . . . Sie hieß Délibáb.*) Man erzählte von ihrer Schönheit überall im Lande,

*) Zu deutsch: Fata morgana.

und noch weiter ... Es kamen Prinzen herbei aus allen Ländern der Erde, um um sie zu werben, sie aber wollte keinen zum Mann nehmen ...

Ihr Vater war König Werbul, König der Longobarden, sagt man. Kennst Du das Volk? Hast Du schon gehört davon? Sie kamen immer in dies Land, um Vieh zu rauben und Frauen ... Es muß ein böses Volk gewesen sein, böse und schlecht, wie ihr König Werbul. Man sagt, daß er jeden Morgen Blut trank aus seinem Helm, Blut der Unglücklichen, die er besiegt hatte. Der Helm war so schwer, daß ihn außer ihm kein Mensch tragen konnte. Die Axt, mit der der fürchterliche Riese die armen Leute erschlug, konnten drei Männer kaum heben.

Er lebte mit aller Welt in Feindschaft, denn Jeder haßte ihn. Gegen einen Menschen erfüllte ihn aber ganz besonderer Grimm, das war König Ráb, ein König der Avaren, auch ein Volk, das da nicht weit gewohnt haben soll. Ráb hatte ihm, als sie noch Knaben waren, in einem kindischen Kampfe zufällig zwei Finger der linken Hand herabgeschlagen, und das konnte ihm Werbul nie verzeihen, das wollte er noch rächen ...

Die Longobarden drangen erobernd immer weiter vorwärts in diesem Lande und Schreck und Entsetzen schoß überall aus dem Boden, wohin sie ihren Fuß setzten; denn sie raubten und mordeten, brannten die Zelte ab und schonten kein Leben.

Da trieb die Verzweiflung die unglücklichen Völker zu einer entscheidenden That. Einzeln schwach, vereinigten sie sich und traten so dem schrecklichen König entgegen.

Einzeln schwach, waren sie vereinigt stark. König Werbul war klug und die Gefahr entging ihm nicht. Trotz seines Heldenmuths und der kräftigen Arme seiner Krieger fürchtete er die Entscheidung. Er sandte daher zu König Ráb, versprach ihm Theilung der Beute und forderte ihn zur Hilfe auf. Und Ráb versprach zu kommen. Ráb verließ die grünen Ufer der Theiß und kam mit seinen Kriegern ins Donautiefland herab, König Werbul zu Hilfe.

Zwei Helden kämpften neben einander, konnte da der Sieg fehlen? Und doch war es ein schwerer Kampf und das Blut der Erschlagenen färbte die Wellen der Donau roth. Als aber die Sonne im Westen niedersank, war der Sieg erkämpft ...

Man brachte Opfer den grausen Göttern des Kampfes — Menschenopfer, Menschenherzen. König Werbul wollte seinen Verbündeten bezahlen, so reich dieser bezahlt sein wollte — denn er haßte ihn nach wie vor, trotzdem ihm Ráb Hilfe gebracht hatte — er haßte ihn und wollte ihm nicht dankbar sein.

Ráb wies alle Schätze zurück, die ihm König Werbul bot — er hatte nur ein Verlangen, das Verlangen nach des Königs süßäugiger Tochter, nach Prinzessin Délibáb mit dem goldgelben Haar ...

Manche Prinzessin mag Ráb zum Gemahl ersehnt haben in ihren Träumen ... auch Délibáb liebte ihn und hob bittend die Hände zum Vater empor, das Begehren des Freiers zu erfüllen.

Alles, nur nicht das ... Es lag das Wort dem König Werbul auf der Lippe ... Er sprach es aber nicht aus und sagte: „Es sei — unter einer Bedingung. Hole Dir die Braut auf dem kürzesten Wege zu Wasser – sie sei Dein ..."

Weit dehnen sich die ungarischen Pußten, öde und kahl, eine Sandwüste ... Ein Weg zu Wasser über diese Pußten war ein Wahnsinn ... Alte Märchen erzählen aber, daß Liebende selbst die Sterne vom Himmel holen wollten, wenn der Preis ihre Vereinigung war ... Alte Märchen erzählen, daß sie den Himmel gestürmt, um ihr

Paradies des Glückes zu suchen . . . Ach, der Muth der Liebe . . . Hast Du noch nicht davon gehört? . . .

Es arbeiteten Kinder und Greise für das Glück ihres Häuptlings. Sie gruben die Erde auf und ihr Werk war der gewaltige Ráb=Graben, der sich beinahe bis zur Donau erstreckt, den das Wasser der Theiß speist . . . Beinahe erstreckt . . . das Riesenwerk wurde nicht fertig . . .

Wie es kam, wie es wurde, man kann es nicht sagen . . . Es ertrank der Häuptling in dem Graben. Seine Krieger sahen ihn eine Nacht mit dunkeln Schatten kämpfen, die ihn immer weiter zum Wasser hindrängten. Es waren die Geister der Haide, sagten sie, die das tollkühne Werk rächen wollten an seinem Schöpfer — er ertrank in dem Graben . . .

Prinzessin Délibáb legte täglich die Goldringe an und die Pupurkleider, um festlich geschmückt zu sein, wenn der Geliebte käme . . . Prinzessin Délibáb bestieg im Purpurmantel täglich die Spitzen der Berge, um hinauszuschauen ins Land, ob der Geliebte noch immer zögere . . . Er zögerte — denn er weilte schon im Lande der Todten und kam nimmermehr . . .

Jahrelang blickte sie hinaus ins Land, ob der Geliebte noch zögere . . . Und als er nicht kam, verglühte sie auf den Höhen, wie das Abendroth . . . Und man sieht sie noch oft im Haideland, am fernen Horizont, flüssige Gluth . . .

Sie leuchtet ihm herüber, um ihm zu sagen, daß sie noch warte . . . Sie hofft noch immer, daß er komme, denn wann hat Liebe zu hoffen aufgehört . . . Und da er nicht kommen will, weint sie bittere Thränen, und wenn man ihren Schatten auf den fernen Bergen gesehen — man sieht ihn manchmal — füllt sich der Graben Ráb's mit Wasser — sie weint, um ihm den Weg zu ihr zu ebnen . . .

König Werbul tödteten auch die Schatten der Haide. Er haßt seine Tochter, er haßt alle Liebenden seitdem, er kennt noch im Tod die Reue nicht, obwohl er von Schuld gedrückt, nicht Ruhe finden kann . . . In dunkler Nacht sieht man ihn durch die Lüfte jagen, das Haar im Winde flatternd, die goldige Krone auf dem Haupte . . . Und das Menschenherz, das ihn sieht, wird nimmer glücklich durch die Liebe, das Menschenherz, das ihn sieht, wartet vergebens auf das Glück, wie Prinzessin Délibáb . . .

Und ich habe ihn gesehen . . ."

Mariska schwieg, ihre Hand zitterte in der Meinen . . .

„Glaubst Du an die Liebe, wie an König Werbul?" fragte ich, „kennst Du die Liebe?"

„Seitdem ich Dich kenne," sagte sie einfach . . .

Es war ein Geständniß voll Flammengluthen, die mein Herz berauschten. —

„Oh! Mariska!"

Es lagen meine Lippen auf den ihren und erbebten in einem langen, wonnevollem Kusse . . .

„Oh, Mariska!"

Sie wehrte mir nicht, sie weinte nur . . .

Da erschütterte ein heftiger Windstoß den Garten und die Lattenthür der Laube flog weit auf.

Mariska war entsetzt aufgesprungen . . .

„König Werbul!"

„Wo?"

„Dort! Siehst Du seine Augen nicht drohend leuchten in der Nacht ... Erbarmen!“

„Mariska!“

„Fort! fort! Laß mich! Es darf nicht sein!“

Sie stürzte aus der Laube, den Pfad dahin zu ihrem Heim. Der Sturm schüttelte noch die Bäume und fuhr rauschend durchs Laub. War er der Schatten, den sie zu ahnen wähnte?

Der Sturm fuhr rauschend durchs Laub ... Ich hörte die Thüre ihres Häuschens ins Schloß fallen ... sie war mir entschwunden ... Oh, König Werbul, ich habe dich nicht gesehen, doch deinen Bann habe ich gefühlt! ...

* * *

Sie war geflohen, sie kam aber wieder; ich ging am nächsten Abend nach ihrem versteckten Lieblingsplätzchen und ich fand sie dort.

Sie war traurig und betrübt.

„Der Vater ist krank,“ sagte sie, „sehr krank. Er sprach die ganze Nacht zu Leuten, die nicht da waren, und verlangte Antwort von ihnen. Und wenn sie sie nicht gaben, gerieth er in großen Zorn — oh, er ist schrecklich, mein Vater, im Zorn. Er sprach mit Bulgaren und mit einem Baron — bunte Dinge — ich verstand nichts davon.

Erst gegen Morgen beruhigte er sich. Er rief mich dann an sein Bett und fragte: Weißt Du, wer Deine Mutter war?

Ich sagte: Oh ja! Sie hieß wie ich, Mariska und war die schönste in der ganzen Gegend, so weit man die Pappeln von Kerektó sieht.“

„Und weiter?“ fragte er.

„Und weiter hattet Ihr einen guten Herrn,“ fuhr ich fort. „Er baute Euch dieses schöne Haus und versorgte Euch mit Allem. Und meine Mutter liebte Dich sehr.“

Er lachte so seltsam, dann rief er ein böses Wort — er beschimpfte meine Mutter. Meine Augen füllten sich mit Thränen und ich wiederholte nur: Meine Mutter liebte Dich sehr ...“

„Und dann?“ fragte ich.

„Dann schwieg er lange Zeit. Später rief er mich wieder an sein Bett, sah mich mit seinen großen, schwarzen Augen so ernst an, daß ich mich fürchtete, und fragte ruhig:

„Sonst weißt Du nichts von Deiner Mutter?“

„Nichts,“ antworte ich.

„Es ist gut,“ sagte er. Und gegen Morgen schlief er ein und schlief bis Mittag.“

„Blieb er dann ruhig?“

„Zeitweilig. Er sprach aber wieder mit seinen Leuten, die nicht da waren. Daran bin ich aber schon gewöhnt — wenn er nicht zornig würde über sie — wäre ich ganz zufrieden.“

Ich lachte. Sie sagte das mit einem naiv-komischen Ausdruck, der ihr allerliebst stand.

„Küsse mich, mein Engel,“ sagte ich.

„Küssen —“ flüsterte sie — „das ist nicht gut.“

Ich zog sie an mich und sie legte ihre Lippen auf die Meinen. Es war ein zarter, schüchterner Kuß, es war wie der Hauch eines Engels.

„Küsse mich anders,“ sagte ich leise.

Sie zitterte.

„Das ist nicht gut," wiederholte sie. „Und ich muß doch Alles thun, was Du verlangst — Du hast mich bezaubert, fremder Mann."

Sie schlang ihre Arme um meinen Nacken und wir legten unsere Seelen in einen langen, glühenden Kuß, in einen Kuß echter Liebe, in einen Kuß, wie man ihn selten küßt, wie man ihn oft küssen möchte, wenn das junge Blut noch feurig in den Adern rollt.

Wir lagen uns von dieser Stunde wie berauscht in den Armen — da drang plötzlich ein schriller, fremder Ton bis zu uns; er riß uns aus unserm seligen Vergessen, er wirkte wie mit Zauberkraft ...

Dem ersten Ton folgte ein zweiter, ein dritter. Sie drangen durch die stille Nacht zu uns, die weichen Töne, wie eine himmlische Sprache. Es war Musik, eine melancholische Pußtenweise, die eine geübte Hand auf der Geige spielte ...

Am ganzen Körper bebend entrang sich Mariska meinen Armen.

„Mein Vater spielt," murmelte sie.

Ich ließ sie meinen Armen entgleiten. Ich horchte auf das Spiel der Geige, das jeden Augenblick die Färbung wechselte. Tieftraurigen Rythmen folgten tolle Staccati, einer süßen Melodie ein wüstes Tönechaos, doch ein klagender Grundton zog sich durch das ganze Spiel — es war nur eine, eine einzige Note, die immer wiederkehrte, sie machte aber das Herz erzittern, sie machte die Seele krank.

Als der letzte Ton verklungen war, führte ich das weinende Kind zum Hause seines Vaters. „Auf Morgen!" flüsterte ich ihr zu, sie antwortete aber nicht, sie weinte nur.

Warum weinte sie? Verstand sie die Sprache der bunten Weisen ihres Vaters und hatten ihr diese gesagt, was sie mir mit klagendem Tone zugeflüstert hatten? Sie sprachen für dieses weinende Kind ...

* * *

Ich habe sie nicht wieder gesehen.

Ich suchte vergebens die kleine verborgene Laube im Parke auf, ich umkreiste vergeblich ihr Haus — sie ließ sich nimmer sehen. Ich pochte an die Thüre des Häuschens und rief ihren Namen — es wurde mir nicht geöffnet ...

Nun sah ich, daß ich dieses Mädchen wirklich liebte — mit all' der Gluth eines jungen Herzens. Und ich hatte sie verloren — ich begriff es.

Sie hatte das klagende Lied ihres Vaters verstanden, den Schmerz, den es verrieth, die Warnung, die es enthielt ... Sie wollte mich nicht mehr sehen — und sie hatte Recht. Wohin sollte diese Liebe führen? ...

Zu einem kurzen Glücke — aber doch zu einem Glücke — warum es verschmähen in diesem Leben von Kümmernissen? ....

Sie hatte vielleicht Recht und ich wollte es nun selbst nicht anders ...

Es war ein trüber Herbsttag, als ich Kerektó verließ; ein scharfer Wind jagte über die öde, kahle, ausgestorbene Haide und die welken Blätter der Bäume des Parks rauschten mir einen lieben Abschiedsgruß nach.

Bei der Brücke der kleinen störrigen Berettgó wandte ich das Haupt um — ich wollte noch einen Blick werfen auf das verlorene Paradies ...

War es Täuschung, war es Wahrheit, mir schien, als stünde eine lichte Gestalt am äußersten Ende des alten, wüsten Parkes und als winkte eine kleine Hand mit einem Tüchlein einen letzten Gruß zu ... Einen Gruß für die Ewigkeit ...

Zwei Jahre waren seitdem verflossen und an einem kalten Winterabende saß ich allein in der Redaktionsstube. Der Setzerjunge hatte das letzte Manuscript fortgetragen und müde lehnte ich mich auf meinem Stuhle zurück. Der matte Schein der Lampe auf dem Tische beleuchtete phantastisch die schlichten Möbel des Gemachs, die Karte Ungarns an der Wand, die Sophoklesbüste in der Ofennische. Auf dem Tische lag ein Brief, den mir die letzte Post gebracht, und er rief in mir halbeingeschlummerte Geister wach. Kam er doch aus Kerektó und mein Freund erzählte mir in demselben die letzte, traurige Spanne eines verlorenen Menschenlebens . . .

„ . . . Schließlich habe ich Ihnen noch ein Geschichtchen zu erzählen, ein Geschichtchen in dämmerhaftem Clairobscur, das Sie um so mehr interessiren dürfte, als Sie die Heldin im vollen Lichtglanz gesehen und bewundert haben . . . Sie erinnern sich wohl noch an die schöne grünäugige Mariska — von ihr ist hier die Rede.

Der Baron von Kerektó hatte merkwürdigerweise sie nicht vergessen. Er gab ihr eine Aussteuer und verheirathete sie in einem kleinen Dörfchen in der Nähe, in Fás-Akol. Der Mann der Schönen war zwar wohlhabend, aber ein Trunkenbold und nach den ersten Wochen der Ehe nahm er sein von lustigen Kumpanen und Weinflaschen bevölkertes Leben wieder auf. Sein Heim war das Gasthaus und sah man ihn einmal nüchtern, schüttelte man im Dörfchen verwundert den Kopf. Die junge Frau mag viel gelitten haben, wenn man auch sagt, sie habe ihren Mann nicht geliebt. Sie fand Trost bei einem Kinde, einem Töchterchen, das ihr der Himmel schenkte, der bei allem Leid, das er bescheert, doch auch für eine Herzensfreude sorgt.

Da geschah es, daß der rohe Geselle in einer Nacht nach Hause kehrte und in seinem Rausche das Würmchen schlug. Die Liebe der Mutter war in ihrem Heiligsten verletzt und man sagt, die sanfte Mariska hätte ihren Mann geprügelt. Dann aber nahm sie ihr Kind auf den Arm und verließ das Haus, das ihr ein Haus des Kummers gewesen, das sie so viele Thränen weinen gesehen.

Es war eine kalte Dezembernacht und es schneite draußen in großen Flocken und der Sturmwind raste über Pußta und Dorf. Das arme Weib hatte sich in Fás-Akol, wie hier in Kerektó, von aller Welt abgesondert und hatte keinen Freund, der sie nun führen sollte. Genug, am nächsten Morgen fand man sie weich im Schnee gebettet, kalt und todt — das Kind an ihrer Brust, seine Wange an das Gesicht der Mutter gedrückt — zwei Leichen, sanft eingeschlummert in der Winternacht . . . .“

Ich konnte nicht weiter lesen, ich legte den Brief auf den Tisch und trat ans Fenster. Die Gasflammen auf der Straße flackerten trübe in ihren Laternen und der Wind fegte das Pflaster rein, das die dichten Flocken immer wieder mit ihrem weißen Todtenschleier bedeckten. So mag es gewesen sein in jener kalten Dezembernacht . . .

* * *

Ich besuchte ihr Grab, als die junge Natur wieder ihre ersten Blüthen trieb. Es ist ein kleines, ödes Dorf, Fás-Akol, mit melancholischen Weidenbäumen am Straßensaum, mit kleinen Häusern, die kleine Fenster haben, die schläfrig in die Frühlingssonne hinaus zwinkerten.

Es ist ein kleiner, öder Friedhof, der Friedhof von Fás-Akol. Keine Mauer schließt ihn ein, eine Allee von Weiden mit wogenden Aesten führt hin. Dort lag ihr Grab.

Ein kleines Grab, ganz abseits. Langes Gras bedeckt es und ein kleines, schwarzes

Kreuz steht zu seinen Häupten; ein kleines Kreuz, auf dem ihr Name stand, halb verwischt vom Regen; in einem Jahre wohl ganz verlöscht — ich würde das Grab nimmer wiederfinden, sagte mir das kleine Kreuz.

Ein Rosenzweiglein rankt sich am Kreuze empor und ein wildes Haidenröschen nickt darüber hin. Es fußt in ihrem Grabe und schlägt seine Wurzel vielleicht in ihrer Asche — vielleicht ist sie es selber, die schöne Fee der Haide, zu einem Röslein geworden.

War es das Liebesverhängniß, das aus jenem Ammenmärchen sprach, welches ihre Sinne bethört hatte, war es wirklich das düstere Verhängniß, das sie ins Grab gezogen? Hatte sie „König Werbul" nimmer froh werden lassen in der Liebe? Waren es die wüsten Sitten der Großen ihres Landes, denen sie zum Opfer fiel, war es das Unheil, das allen Kindern der Liebe droht? War es der verhängnißvolle Zauber des Liebestraums, den sie geträumt, der nur ein Traum gewesen und dessen die nüchterne Wirklichkeit spottete? . . .

Wer sie verstünde die Sprache des Rösleins, das in Düften spricht, des Rösleins, das ihrem Grab entsprossen! . . .

Durch die Blume.

Lustspiel in einem Aufzug

von **Ernest Legouvé.**

Deutsch von Gottlieb Ritter.

Personen.

Marquise de Montrichard.
Julie, ihre Tochter.
Oberst de Saqueville.
Miß Jackson, Gouvernante.
Sevin, Sekretär der Marquise.

Die Handlung spielt in einem Landhaus bei Paris.

Scene: Ein eleganter Salon eines Landhauses.

Erster Auftritt.

Die Marquise (allein. Toilette einer vierzigjährigen Dame).

Marquise. Oberst de Saqueville kommt zurück! ... Er kommt heute zurück! Ich werde ihn wiedersehen! ... Als er vor zehn Jahren in Verzweiflung und mir fluchend zu seinem Regiment nach Algier verreiste, dachte er wohl kaum, daß dieses Herz mehr litt, als das seinige. Aber ich war nicht frei; mein Gemahl, der Marquis de Montrichard, lebte noch. Ich hatte die Kraft, dem Marquis Alles, selbst meinen Schmerz zu verbergen. Aber heute, — heute findet er mich als Wittwe wieder! O, heute aber ... (schmerzlich bewegt) es ist zehn Jahre später! Damals waren wir vom nämlichen Alter. Jetzt ... ist er noch jung, ich bin es nicht mehr. Die Zeit der Romane ist für mich vorbei; besonders jetzt, wo ich im Begriffe stehe, meine Tochter mit seinem Neffen zu verheirathen. Vorwärts, denken wir nur noch daran, Großmama zu sein. Verbergen wir unter diesem Häubchen Alles, was von Jugend auf meinem Gesicht übrig blieb! ... Stürzen wir uns in die Werke der Wohlthätigkeit und in die nützlichen Bücher! Wenn eine Frau von vierzig Jahren wohlthätig wird, seid überzeugt, daß auch diese Barmherzigkeit eine Art Liebe ist.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Sevin, Miß Jackson, Julie.

Sevin. Frau Marquise, hier sind die letzten Statuten der Stiftung.

Marquise. Wohlan, nehmen Sie Platz, Herr Sevin. Ich höre. (Alle setzen sich. Marquise und Sevin links, Julie und Miß rechts, arbeitend).

Sevin (liest). „Artikel 71. Jede Pensionärin unseres Asyls, welche zweimal beim Morgen- oder Abendgebete fehlt, welche die Ordnung durch profane Lieder stört oder welche der Frau Oberin oder den vorstehenden Damen nicht Gehorsam leistet, welche Briefe schreibt oder empfängt von ihrem Verführer ..."

Marquise (leise). Ueberschlagen Sie das, Herr Sevin!

Sevin. Brr ... brrr ... „Oder welche einen Roman in das Haus bringt, wird unverzüglich davon geschickt und unwürdig erkannt, die Wohlthaten unseres Asyls zu genießen."

Marquise. Gut, namentlich die letzte Clausel. Julie, was sagst Du zu dem Roman-Verbot?

Julie. Was wollen Sie, Mama: Ich würde fortgeschickt!

Marquise. Pfui, Julie!

Sevin. Wie, Fräulein, was muß ich hören?!

Miß (mit englischem Accent). Oh, Miß Julia!

Julie. Ich möchte doch wissen, warum es

ein so großes Verbrechen ist, einen Roman zu lesen! Ich habe es nie verstanden.

Marquise. Julie, mein Kind, man muß nie von Dingen sprechen, die man nicht kennt.

Julie. Einverstanden, ich kann aber über Romane sprechen, da ich solche gelesen habe. Und ich werde noch andere lesen.

Miß. Oh ja, englische Romane, das ist ein Unterschied!

Julie. Englische und französische! Ich las zum Beispiel . . .

Marquise (sie unterbrechend). Julie! . . . Herr Sevin, Sie kennen sie viel zu gut, um ein Wort von alledem zu glauben.

Sevin. Ich bin fest überzeugt, daß Fräulein Julie . . .

Julie. Herr Sevin, Herr Sevin! Wenn Sie noch ein Wort sagen, so brodire ich statt dieser arabischen Schnörkel, die ich auf meiner Stickerei copire, in gutem Französisch: Ich habe Romane gelesen, und zeichne achtungsvollst Julie de Montrichard.

Marquise. Herr Sevin, heben Sie gefälligst meine Scheere auf! (Leise zu ihm.) Reizen Sie sie nicht, ich bitte Sie darum.

Sevin. Das würde eine etwas romantische Tapisserie abgeben. (Pause.) Ich übergehe die letzten Artikel unserer Statuten über die Uniform, die Aussteuer; Sie haben das Alles vortrefflich angeordnet. Graues Kleid, weißer Schleier, Schürze von Zwilch . . .

Julie. O pfui, Zwilch! Ich will seidene Schürzen und die Taschen mit blauen Bändern eingefaßt.

Marquise Nein, Zwilch ist gut. Es ist schlicht und schickt sich für so arme Geschöpfe.

Julie. Dann sehen sie ja aus wie Aschenbrödels. Geben Sie ihnen doch noch grüne Pantoffeln!

Sevin (liest). „Nachdem die Artikel der Constitution vorgelesen," denn, gnädige Frau, es ist eine wahre Constitution, eine Verfassungsurkunde, die Sie da unserem Asyl geben . . . „werden die Pensionärinen aufgenommen und defiliren vor der Frau Oberin und den vorstehenden Damen."

Julie. Welcher Marsch wird dazu gespielt? Der aus „Semiramis?" Tra la la la.

Sevin. Wirklich, Fräulein Julie hat einen guten Gedanken: ein wenig Musik würde nichts schaden. (Zur Marquise.) Wenn man Ihren schönen Hymnus wählte: „Himmelskönigin, Dein Wolkenthron!" . . .

Julie (geht zur Marquise). Mama, wissen Sie, was das Finale sein sollte? Eine rasende Polka. Ach, Herr Sevin, ich möchte Sie tanzen sehen!

Marquise. Julia!

Miß. Oh! Miß Julie!

Marquise. Ich begreife nicht, wie sich meine Tochter solcher Ausdrücke bedient! (Zu Julie.) Gewiß, damit Du Dich von aller Welt närrisch nennen hörst.

Julie. Das ist kein großes Unglück närrisch zu sein. Nur um diesen Preis hat man die Freiheit zu thun was uns beliebt.

Miß. Oh! Miß Julie!

Marquise (ernst). Julie, Du machst mir viel Kummer.

Sevin. Nein, Fräulein, man wird niemals sagen: die närrische Fräulein Julia! . . . Sie können es anfangen, wie Sie wollen, immer wird es heißen: die liebenswürdige, die muthwillige Fräulein Julie!

Julie. Schnell, den Notar und Zeugen! Herr Sevin hat mir eine Schmeichelei gesagt.

Sevin. Was ist da Außergewöhnliches?

Marquise. Sie haben viel Geduld, Herr Sevin. Ja, was ich sagen wollte, wissen Sie etwas Neues über die Candidatur meines zukünftigen Schwiegersohns? Dem armen Louis de Saqueville ist so viel an seinem Abgeordnetenstuhl gelegen! . . .

Julie. Dem armen Louis de Saqueville! Sie bemitleiden ihn, weil er mein Bräutigam ist. Sie haben vielleicht nicht Unrecht.

Marquise. Im Uebrigen werden wir es bald aus seinem eigenen Munde hören, denn ich erwarte ihn heute mit seinem Onkel, dem Oberst, der von Afrika zurückkehrt.

Sevin (lachend). Ach ja, dem Don Quichotte, wie man ihn nannte.

Julie (zu ihrer Mutter). Warum Don Quichotte, Mama?

Marquise. Wegen seines heldischen und ritterlichen Muthes. Eines Tages rettete er sein Regiment, indem er ganz allein einen Hohlweg gegen eine Wolke von Arabern vertheidigte.

Sevin (wichtig). Wie Horatius Cocles!

Julie. Ach Gott, hat er nur noch ein Auge?

Marquise (streng). Nein, er kam davon mit sechs Wunden.

Julie. Sechs Wunden! . . .

Marquise. Ein andermal fiel auf dem Rückzug der Sohn der Marketenderin, ein Junge von zwölf Jahren und Trompeter-Aspirant, von einer Kugel getroffen zur Erde und rief:

„O meine Mutter!" Der Oberst hört es, eilt herzu, hebt ihn unter einem Kugelregen zu sich auf das Pferd und bringt ihn seiner Mutter.

Julie. Und der Junge war gerettet?

Marquise. Ja, aber der Oberst wäre beinah ums Leben gekommen.

Julie (lebhaft). Er war verwundet?

Sevin. So sehr, daß, als die Soldaten seinen Rock öffneten, sie auf seiner Brust ein Medaillon fanden mit einer Locke.

Marquise. Gewiß ein Andenken seiner Mutter.

Julie. Oh, ich bin sicher, daß es nicht so ist! . . .

Marquise. Julie!

Miß. Oh! Miß Julia!

Julie. Sieh da, der Wagen des Herrn Louis. Wer ist denn der Herr neben ihm?

Marquise (bewegt). Ohne Zweifel sein Onkel!...

Sevin. Herr Louis bleibt zurück, um mit dem Pächter zu plaudern.

Julie. Weil er ein Wähler ist. Wir werden ihn lange nicht sehen.

Sevin. Da kommt der Oberst!

Marquise. Schon! (Für sich.) O, ich habe nicht den Muth, ihn gleich zu sehen. (Laut.) Julie . . . Miß Jackson! . . . Empfangen Sie den Oberst statt meiner. Es ist die Poststunde, und ich habe noch zwanzig Billets für unser Comité zu schreiben. (Mit Sevin ab.)

Miß. Setzen Sie sich, Miß Julia.

Dritter Auftritt.

Vorige. Der Oberst.

Oberst (noch hinter den Coulissen). In diesem Salon, nicht wahr? Ich danke sehr, bemühen Sie sich nicht weiter! (Tritt auf, für sich.) Das Herz schlägt mir. Sie ist nicht da. (Nähert sich Julie und der Miß.) Entschuldigung! meine Damen, man hat mir gesagt, die Frau Marquise . . .

Julie (arbeitend). Die Frau Marquise war noch vor fünf Minuten hier, aber sie ist fort, als sie Sie anmelden hörte, Herr Oberst

Oberst. Sie flieht mich!

Julie. Beruhigen Sie sich, gewiß um Ihnen zu Ehren eine andere Coiffüre aufzusetzen.

Oberst. Glauben Sie?

Julie. Ich hoffe es; denn stellen Sie sich vor, sie hat die Gewohnheit, ihre schönen Haare unter einem abscheulichen Häubchen zu verbergen.

Oberst. Wie, sie trägt Hauben?

Julie. Ich zähle auf Sie, Herr Oberst, um das Alles zu ändern.

Oberst (blickt sie an). Ich! Aber täusche ich mich nicht? Dieser Blick, diese Stimme! . . .

Julie. Sollte mich der Herr Oberst de Saqueville nicht wieder erkennen?

Oberst. Julie! Fräulein Julie! . . . (Mit Rührung.) Wenn ich Sie ansehe und höre, verschwinden diese zehn Jahre auf einmal. Es kommt mir vor, als wäre ich wieder in jenen Zeiten . . .

Julie. Wo Sie mich auf den Armen in die Oper trugen . . .

Miß. Oh! Miß Julia! . . . For shame!

Julie. Beruhigen Sie sich, meine Liebe; ich war damals acht Jahre . . . (Vorstellend.) Miß Jackson, meine Erzieherin, mein Schutzengel . . . ein vielbeschäftigter Engel, glauben Sie mir!

Oberst (sieht sie an). Wie! Das ist also das schöne junge Mädchen, das meine Nichte werden soll! . . . Denn das ist gar keine Frage: mir wird das Recht zustehn, Sie meine Nichte zu nennen . . . und Sie sogar zu umarmen . . . trotz meinem Herrn Neffen!

Julie. O, Ihr Neffe! . . . Wissen Sie, was das Beste an Ihrem Neffen ist? Sein Onkel.

Oberst. Vorwärts, verwöhnen Sie mich nicht!

Julie. Ach, Sie haben mich so sehr verwöhnt, als ich ein Kind war. Aller Welt flößten Sie mit Ihrem großen Schnurrbart Furcht ein, aber ich . . .

Oberst (lachend). Sie zupften mich daran.

Julie. Ja, es ist wahr. Sie kamen auch immer mit allen Taschen voll Puppen und Bonbons, und da ich schon damals kokett war und gern naschte . . . Fragen Sie nur Miß Jackson, die mich gebildet hat.

Miß. Oh! Miß Julia!

Julie. Erinnern Sie sich, daß ich nur durch Ihre Vermittlung in die Oper kam vor . . . dem gesetzlichen Alter.

Oberst. Ja, und daß Sie eingeschlafen waren vor dem Ende . . . und daß ich Sie in Ihren Wagen trug!

Julie. Da sehen Sie, wie schlau ich schon damals war! Nun, ich schlafe auch heute noch in der Oper ein, aber ich habe keinen patentirten Träger mehr.

Oberst. Und mein Neffe?

Julie. Herr Oberst, sehen Sie sich einmal diese Stickerei an . . . und bewundern Sie! Nicht wahr, ich bin geschickt geworden?

Oberst. Ein Vers aus dem Koran. Wer hat Ihnen diese Zeichnung geschickt?

Julie. Mama hat sie aus Algier kommen lassen.

Oberst (bewegt). Wirklich?

Julie. Stellen Sie sich vor, seit zwei Jahren ... seit dem Tode meines armen Vaters ist bei uns Alles nach arabischem Geschmack.

Oberst. So?

Julie. Arabische Dessins! Arabische Stoffe! Arabische Ansichten! Ich weiß nicht, ist es Ihnen zu Ehren ... aber wir leben hier wie die Kinder der Wüste. Nicht wahr, Miß Jackson?

Miß. Oh! Miß Julia!

Julie. Sagen Sie nicht: „Oh! Miß Julia!" das ist nicht shoking! ... Vorwärts, Herr Oberst, da meine Mutter noch nicht kommt, so erlauben Sie mir, daß ich ihre Rolle spiele und setzen Sie sich zu mir. (Unterbricht sich plötzlich.) Wissen Sie eine komische Sache?

Oberst. Nun?

Julie. Sie schienen mir vor zehn Jahren viel älter, als heute.

Oberst. Wirklich?

Miß. Das ist ganz einfach, meine Liebe, weil Sie zehn Jahre älter sind.

Julie (lachend). Und er ... Miß Jackson ... ist er denn nicht auch zehn Jahre älter?

Miß. Doch.

Julie (lachend). Das mein' ich schon! (Ernst.) Und doch ist es wahr. Vor zehn Jahren machten Sie mir den Eindruck eines Ahnherrn, Sie hatten für mich etwas wie von einem lieben Gott!

Oberst. Und heute etwas von einem guten Teufel!

Julie (lachend). Ja, das ists; von einem guten Teufel, der Eroberungen, Razzias macht! ... Herr Oberst, sind Sie schon verwundet gewesen?

Oberst. Hier und da, wie Jedermann.

Julie. Und ohne Zweifel in romantischen, ergreifenden Situationen?

Oberst. Ach, nichts ist prosaischer und banaler! Anonyme Säbelhiebe! Kugeln, die sich in der Adresse irren ... ein kleiner Stoß in die Brust ... ein kleines Frösteln im Innern ... dann dreht sich Alles um uns ... Weiter nichts!

Julie (nach einer Pause). Ach, Herr Oberst ... in welchem Alter tritt man bei den Trompetern ein?

Oberst (lachend). Sie haben es überschritten ... also brauche ich Ihnen nicht zu antworten. Sie sagen mir also, daß Alles in diesem Hause arabisch ist?

Julie (zeigt ihm ein Bild an der Wand). Da sehen Sie! Eine Ansicht von Algier, die meine Mutter gestern kaufte.

Oberst. Sie hat eine Ansicht von Algier gekauft! ... (Betrachtet sie mit Rührung.) Dieses kleine Häuschen mit der Terrasse ... dort habe ich gewohnt, als ich aus dem Spital kam.

Julie (lebhaft). Ja, als Sie den kleinen Trompeter gerettet hatten.

Oberst. Wie, Sie wissen? ...

Julie. Ja.

Oberst. Nun denn, ich werde ihn Ihnen zeigen, wenn Sie nach Afrika kommen, denn ich entführe Sie mit Ihrer Frau Mutter.

Julie. Ich verlange nichts Besseres. Sie lassen uns dann, ich weiß nicht wie viele Beduinenstämme kommen, die uns Straußenfedern, Datteln bringen und Exercitien vormachen. Wir nehmen Herrn Sevin mit.

Oberst. Wer ist Herr Sevin?

Julie. Der Helfershelfer meiner Mutter in allen wohlthätigen Werken ... ein sehr frommer Mann ... die Tugend ist sein Fach.

Oberst. Ah!

Julie. Ein kleiner Tartüffe, den ich nicht ausstehen kann. Wir nehmen ihn mit, damit er den Arabern predigen kann; Ihr Neffe studirt die Frage der Colonisation; Sie und ich, wir schleifen einige Dörfer und verkaufen Miß Jackson an Abd-el-Kader.

Miß. Oh! Miß Julia! For shame!

Julie (bricht in übermüthiges Lachen aus).

Vierter Auftritt.

Vorige. Sevin.

Sevin. Herr Oberst! ...

Julie (leise zum Oberst). Besagter Sevin.

Sevin. Her Oberst, die Frau Marquise muß noch einen Brief vollenden und bittet Sie, unterdessen einen Spaziergang im Garten zu machen.

Oberst (empfindlich). So?

Julie (wie oben). Ich hatte Recht, nicht wahr? Unausstehlich!

Oberst. Ein sehr wichtiger Brief, wie es scheint ... Es ist gut.

Julie. Wohlan, Herr Oberst, dann entführe ich Sie und lasse Sie eine Spazierfahrt im Kahn machen ... auf einem Froschteich, den wir einen Kanal nennen. Sie werden sehen, welch kühne Schifferin ich bin!

Miß. Miß Julia, die Frau Marquise hat Ihnen verboten ...

Julie. Sie wissen wohl, Miß Jackson, daß Miß Julia sich Alles erlaubt, was die Frau Marquise ihr verbietet. Vorwärts! Wer mich liebt, folgt mir! (Singend mit dem Oberst ab.)

Miß Jackson (folgt ihr außer sich). Miß Julia! Miß Julia! Oh! my dear! ... Sie ist verruckt ...

Fünfter Auftritt.

Sevin. Die Marquise.

Marquise (mit Papieren in der Hand). Ich habe meinen Entwurf beinahe ganz verbessert.

Sevin. Ich hoffe aber, daß Sie im Kapitel über die Wittwen nichts geändert haben.

Marquise. Nein, dort nichts ... aber hier ... Lassen Sie mich einen Augenblick, ich möchte diese Stelle vollenden. (Sie setzt sich an den Schreibtisch.)

Sevin. Aendern Sie nur nicht zu viel. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Die Marquise (allein. Sie wirft die Papiere unwirsch auf den Tisch). Ach, was kümmern mich die Bücher! die Statuten! Wohl kann ich diese Blätter lesen und wieder lesen, mein Auge sieht nicht, was da geschrieben steht. (Legt die Hand aufs Herz.) Nur was hier geschrieben steht, lese ich! Ich fürchte mich. Ich fliehe vor diesem Wiedersehen! Ich wage es nicht, diesen ersten Blick zu ertragen, der mir Alles sagen wird: mein Alter ... meinen Wechsel ... seine zerstörte Liebe, meine verlorenen Hoffnungen! O, ich bin feig! Ich ließ ihn bitten, mich im Park zu erwarten ... Warum? ... Um ihn an meinem Fenster vorübergehen zu sehen, ohne daß er mich bemerke! ... Ich habe ihn gesehn! Diese zehn Jahre lasten auch auf seinem Haupte und haben ihre Spuren zurückgelassen! Sein Gang ist weniger gebieterisch, sein Gesicht weniger blühend, aber ... aber ich hätte mehr graue Haare zu finden gewünscht! ... Kaum ein paar weiße Fäden, die seine Schläfe versilbern! Es ist wahr, daß ich ... gar keine weißen Haare habe. (Entschlossen.) Wenn ich versuchen würde, mich zu vertheidigen? ... Ich habe noch meinen jugendlichen Haarschmuck ... Wenn ich ihm die Aufgabe ertheilte, dieses Gesicht zu beschützen, zu verbergen, welches ach! ich fürchte sehr, das Alter meines Geburtsscheines verräth! Nun, umso mehr habe ich Grund, um die Kunst, den Putz zu Hülfe zu rufen! Vorwärts, es ist ausgemacht! ... Aber wenn ich besiegt werde? ... Wohlan, so bin ich besiegt, aber ich werde doch nicht ohne Kampf auf das Glück verzichten.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Julie. Miß Jackson.

Miß (außer sich). Oh! Miß Julia! Oh! my dear! Oh! Frau Marquise! Wird sehr böse sein!

Marquise (ihr entgegen). Was gibt es denn?

Miß. Oh! Da ist sie! Wenn Sie ertrunken wären! ...

Julie (lacht laut).

Marquise. Ertrunken? Was ist geschehen?

Julie. Nichts, nichts, liebe Mutter! ... Es ist mir kein Unglück begegnet! ... (Lachend.) Blos der Herr Oberst ist pudelnaß.

Marquise. Der Oberst!

Julie (lachend). Er sah aus wie ein Neptun mit seinem hängenden Schnurrbart! ...

Marquise (ungeduldig). Was ist denn eigentlich begegnet, unglückliches Kind?

Julie. Oh, das ist sehr einfach! Höre, liebe Mutter! Sie haben mir den Oberst mitgegeben, um ihn zu zerstreuen ... Ich wollte ihn eine Kahnfahrt machen lassen.

Marquise. Aber Du weißt ja, daß ich es Dir verboten habe ...

Miß. Ich habe es ihr gesagt, Frau Marquise.

Julie. Oh, ich bezeuge es, — sie hat ihre Pflicht gethan! Aber nun saßen wir einmal, trotz Miß Jackson, im Kahn! ... Wirklich, Mama, es war ein lächerliches Schauspiel! Am Ufer Miß Jackson ganz verstört und in Thränen, wie eine Henne, die eine Ente ausgebrütet hat und sie ins Wasser springen sieht. Im Schiff: Herr Louis de Saqueville junior, mein künftiger Herr Gemahl, ... zitternd vor Furcht umzukippen und ... seine gelben Handschuhe naß zu machen. Der Oberst: ebenfalls zitternd ...

Marquise. Er?

Julie. Ja, ja ... zitternd! ... aber für mich! Und er sagte mir: Fräulein, Fräulein, halten Sie sich nicht aufrecht! — Herr Oberst, halten zu Gnaden, wo wäre sonst die Grazie? — Fräulein! Fräulein! rief darauf Herr de Saqueville junior... Sie werden uns 'reinfallen lassen! — Ach, was sind die Männer für Memmen! — Und ich belustigte mich, indem ich den Kahn heftig schaukelte, um ihn noch bleicher zu machen.

Marquise. Aber ...

Julie. Warten Sie doch aufs Ende, Mama! Plötzlich mache ich solch eine heftige Bewegung, daß der Kahn sich neigt ... Wir fallen ... Was thut der Oberst? Er springt ins Wasser!

Marquise. Himmel!

Julie. Der Kahn, dieses Gewichts entledigt, erhebt sich wieder ... und er ... gleich einem Gott des Meeres ... wie ein Triton ... oh, es war reizend! ... es war mythologisch! er stieß schwimmend das Schiff bis ans Ufer, wo wir mit heiler Haut ans Ufer stiegen und — unserem Lebensretter dankten!

Marquise. Aber er! ... er! ...

Julie (lachend). Er spie Wasser wie ein Wallfisch.

Marquise. Aber was ist aus ihm geworden? Das kann ihn krank machen!

Julie. O, das ist ihm ganz gleich! Er wollte ja nicht einmal mit seinem Neffen zurück, und Herr Sevin brachte ihn in seine Wohnung, um ihn auszutrocknen.

Marquise. Ach, das beruhigt mich!

Julie. O, welche Idee! Ich möchte, er würde gar nicht trocken. Wir würden ihm dann unser Othello-Costüm von unsern letztjährigen Charaden geben! ... Das wäre köstlich.

Marquise. Julie!

Julie. Und wenn der Pfarrer käme, würde man ihm sagen, daß es ein Beduine ist. O Gott! mich trifft der Schlag, wenn man ihm nicht das Othello-Costüm gibt!

Marquise. Wirklich, Du wirst mit jedem Tage närrischer. Statt dem Oberst ein Othello-Costüm zu schicken, lasse ich ihm gleich Malaga, Rum und Thee bringen.

Julie. Beruhigen Sie sich, liebe Mutter! Er ist bei Herrn Sevin, der sich nie etwas fehlen läßt.

Marquise. Geh, es gibt Tage, wo man glauben kann, Du habest gar kein Herz.

Julie (plötzlich ernst). Ich, liebe Mutter?! (Mit Gefühl.) Wissen Sie denn nicht, wie sehr ich Sie liebe?!

Marquise (zärtlich). Das ist ein Wort, das mir wohl thut. Ich fürchte immer, daß man Dich schlecht beurtheilt. (Umarmt sie.) Mein Wildfang, ich will thun, was Du versäumt hast (Im Abgehen, für sich.) Und mich auf einen schweren Kampf vorbereiten!

Achter Auftritt.

Julie. Miß Jackson.

Miß (nimmt ihre Arbeit und setzt sich links).

Julie (für sich). Afrika! Die Wüste! (Singt.) „Die Liebe wacht, o mein Geliebter!" ... Ist es so recht?

Miß. Ganz recht, Miß Julia. Aber warum immer das Lied von der Wüste? Ein wenig Bellini jetzt! ...

Julie. Ich liebe diese hinsterbende Weise. Das muß herrlich sein, Nachts bei Mondschein im Lager! ...

Miß (sentimental). Ja, aber Bellini! ...

Julie. Miß Jackson!

Miß. Was, Miß Julia?

Julie. Miß Jackson, haben Sie auch schon geliebt?

Miß. Oh! Miß Julia! For shame! ...

Julie. Vorwärts, sagen Sie es offen! es ist unmöglich, daß man mit so blauen Augen keine Leidenschaft einflößen und selbst empfinden kann. Gestehen Sie es, daß Sie geliebt haben?

Miß. Pfui, Miß Julia! Wenn die Frau Marquise Sie hörte! ...

Julie. Ich möchte wissen, woran man erkennt, ob man liebt.

Miß. Die Kennzeichen der Liebe hat Shakespeare so beschrieben: „Das Wamms schlecht zugeknöpft, keinen Hut auf dem Kopf, die Strümpfe auf die Fersen niederhängend ..."

Julie. Ach, pfui, Miß Jackson! Wenn ich die Augen schließe, so sehe ich große Kameele mit goldenem Geschirr, schnaubende Araberpferde, Flintenschüsse, haushohe Cachemire-Ballen, Teppiche mit Vögeln darauf, und hunderttausend sonnenverbrannte Menschengesichter, welche schreien: Hoch die Frau Marschallin! Hoch die Frau Gouverneurin!

Miß. Oh, wie sehen Sie so viele Sachen?

Julie. In meines Geistes Auge, wie Hamlet sagt. Nicht wahr, das muß schön sein?

Miß. Oh! Miß Julia! Möchten Sie wirklich nach Algier?

Julie. Ja, meine Liebe! Können Sie Karten schlagen?

Miß. Nein.

Julie. Ich muß eine Wahrsagerin sprechen, um zu wissen, ob ich nach Algier komme.

Miß. Sie werden mit Herrn Louis de Saqueville dahin reisen, um seinen Onkel in Algier zu besuchen.

Julie. O, ich möchte keine zehn Meilen mit Herrn Louis reisen.

Miß. Oh! Miß Julia! Ein so liebenswürdiger junger Mann!

Julie. Liebenswürdig? Ja, für seine Wähler. Aber wird seine Frau sich langweilen! ...

Miß. Nein, Miß Julia; Sie werden sich nicht langweilen!

Julie. Nein, ich werde mich nicht langweilen, ich schwöre es. Miß Jackson, ohne Spaß, ich bin leidenschaftlich verliebt. Wenn Sie fortfahren, Ihre Augen aufzusperren und so Ihren Mund zu öffnen, wie ein Briefkasten, so begehe ich Tollheiten und schicke meinem geliebten Gegenstand eine vierseitige Liebeserklärung. Trauen Sie mir das nicht zu?

Miß. Oh! Miß Julia! Ist es möglich! Wie, Sie lieben Herrn Louis de Saqueville nicht mehr? Wen denn?

Julie. Wen denn! wen denn? Das ist furchtbar schwer zu errathen. Wollen Sie jetzt die Dumme spielen? Vorwärts, wagen Sie es zu

sagen, daß der Onkel nicht mehr werth ist, als der Neffe! Wagen Sie es nur, und ich kratze Ihnen die Augen aus! Sagen Sie, wenn Sie es wagen, Uebles vom Onkel!

Miß (erschrocken). Oh! Miß Julia!

Julie. Ich will wissen, was Sie gegen meine Wahl einzuwenden haben.

Miß. Erstens, Sie sind nicht mehr frei.

Julie. Zweitens, ich mache mich frei.

Miß. Und dann, er hat fünfundvierzig Jahre.

Julie. Er scheint nicht mehr als vierundvierzig ein halb. Ich liebe die Männer so. Und dann ... Er hat einen schönen Schnurrbart, den ich ihm mit Papilloten wickeln werde, und er hat noch ganz schwarze Augen. Eine solide Farbe!

Miß. Aber bald wird er grau werden.

Julie. Bald! Bald ist niemals. Ich weiß nicht wann er grau wird ... nächstes Jahr vielleicht ... nach der Saison ... im Augenblick, wo wir in die Bäder reisen. Was liegt daran? Wir reisen nach Algier. Er wird General. Großer Triumph-Einmarsch ... man gibt mir gestickte Schärpen, arabische Pferde, Armbänder und Sie — verheirathen wir an einen Scheik.

Miß. Ein Scheik!

Julie. Ja, ein Scheik. (Reicht ihr einen Shawl.) Machen Sie mir einen Turban damit. (Während Miß Jackson sie damit coiffirt.) Dann kommt der Augenblick, wo man in den Krieg zieht. Herzzerreißender Abschied! Ich erwarte die Depeschen vom Kriegsschauplatz mit banger Ungeduld. Sie lesen mir dann den „Moniteur“ vor. Ich lagere mich auf einem Divan in einem kleinen Salon, mit blaugeblümtem Satin, auf dessen Rand Koransprüche stehen. Dort darf kein Profaner eindringen. Meine Mutter wird ihren langweiligen Herrn Sevin mit den Regenschirmen vor der Thüre lassen ... Setzen Sie mir doch den Turban besser auf! etwas schief! verwegen!

Miß. Und dann wird eine Depesche kommen und wir werden lesen: „Der Herr General ist getödtet.“

Julie. Ach was, — wie könnte das uns begegnen! — Ich sehe wirklich gut aus mit diesem Turban. Ist man denn je eine Wittwe mit zwanzig Jahren?! Aber da sehen Sie mich an und sagen Sie mir, ob ich nicht geboren bin, um die Frau eines Paschas oder eines Generals in Algier zu sein! ... Wirklich, ich will nur noch Turbane tragen!

Miß. Oh! Miß Julia! Es ist die Stunde, wo Herr Louis de Saqueville kommt. Legen Sie das ab.

Julie. Oh! Miß Jackson! Und wenn sogar der Onkel auf seinem großen Schlachtroß hergaloppirt käme, mein Ehrenwort! Ich würde mich hinaufschwingen und mit ihm galoppiren! In die Wüste! in die Wüste! — Ich höre jemand.

Miß. Oh! Miß Julia! Ach, er ist es selbst! Um Gotteswillen, legen Sie den Turban weg! Mein Gott, was wird er denken.

Neunter Auftritt.

Vorige. Der Oberst.

Julie (salutirend). Salamaleck!

Oberst. Aleikum Salam! Sie sind reizend in diesem Costüm. Ist Ihre Frau Mutter nicht da?

Julie. Nein, wie Sie sehen.

Oberst. Sie gleicht der Vorsehung, denn sie zeigt die Wohlthat und verbirgt die Wohlthäterin. Sie hat zu Herrn Sevin Speisen und Stärkungen geschickt, um zehn Ertrunkene zu retten, und wenn ich sie suchen und ihr danken will ... Wo ist sie denn?

Julie. Sie ist in ihrem Zimmer und corrigirt mit Herrn Sevin einen Entwurf. Bescheiden Sie sich; Sie gehören mir.

Oberst. Ich bescheide mich ohne Schwierigkeiten, denn ich komme vornehmlich, um Sie zu sehen und zu sprechen. Aber was thaten Sie denn vorhin? Spielten Sie mit Miß Jackson Charaden?

Julie. Fragen Sie sie, was wir thaten und sprachen.

Miß (für sich). For shame!

Oberst. Ich fürchte, ich komme als Störenfried. Und doch muß ich mir fünf Minuten für eine Unterredung erbitten, denn ich muß Sie sprechen — und zwar allen Ernstes.

Julie. In der That, Sie machen da eine Miene, wie zu einer Razzia. Miß Jackson, haben Sie die Freundlichkeit und übernehmen Sie meine Stickerei. Nehmen Sie Platz, Herr Oberst.

Oberst. Ich bedaure so alt zu sein, wenn ich die Fröhlichkeit Ihres Alters sehe. Sagen Sie mir, haben Sie gestern Louis gesehn?

Julie. Ob ich ihn gesehen habe? ... Warten Sie ...

Oberst. Wie, das wissen Sie nicht?

Julie. O ja, ich besinne mich ... Er ritt seinen Braunen, der die Ohren so schlecht trägt.

Oberst. Worüber sprachen Sie?

Julie. Das ist ja ein förmliches Verhör.

Oberst. Sie plauderten zusammen?

Julie. Wahrscheinlich. Aber worüber? ...

Ich habe es vergessen. Ohne Zweifel über die Wahlen.

Oberst. Er hat Unrecht, davon auch mit Andern, als seinen Wählern zu sprechen; aber ich fürchte, Sie haben sich vielleicht ein wenig mit ihm gezankt.

Julie. Ich, mit ihm zanken? O, mein Gott, nein! Ein Zank mit ihm! ... Ich zanke mich nur mit Leuten, die ... Sehen Sie, vielleicht mit Ihnen würde ich mich zanken.

Oberst. O, ich hoffe, niemals Ihren Zorn zu verdienen. Hören Sie mich an, mein liebes Kind ... Erlauben Sie, daß ich Sie so nenne? Wir Männer werfen den Frauen vor, sie seien anspruchsvoll und empfindlich, und wir sind hundertmal anspruchsvoller und empfindlicher als sie. Sehen Sie, für einen Mann ist es ein sehr grausamer Schmerz ... zu lieben, eine Neigung zu hegen, die wir nicht getheilt fühlen. Sie behandeln meinen armen Louis zu grausam.

Julie. Wie so?

Oberst. Ich habe es selbst erkannt. Sie haben für ihn nicht ...

Julie. Was soll ich denn haben?

Oberst. Das Alles ist sehr heiklich zu sagen ... aber Sie entschuldigen die Indiscretion eines Mannes, der so lange unter den Wilden gelebt hat... Sie scheinen für ihn nicht diejenige Zuneigung zu haben, worauf eine Person, die Ihnen bestimmt ist, Anspruch erheben darf.

Julie. Er findet, ich liebe ihn zu wenig?

Oberst. Er ist deswegen in Aufregung und Verzweiflung, statt zu trachten, diese Zuneigung in Ihnen zu erwecken ... Vorwärts, meine liebe Julie, sprechen Sie zu mir mit offenem Herzen ... In meinem Alter kann man diese Offenheit schon fordern ... Obwohl ich alt bin, liebe ich doch die Jugend ... Nun denn, daß Sie Louis nicht lieben, liegt vielleicht an zwei Ursachen: entweder lieben Sie noch Niemand ... das ist es ohne Zweifel ... Sie sind ja so jung ... und Ihre Erziehung ...

Julie. Wirklich ja, im Kloster verbot man uns das und — an den Nägeln zu beißen.

Oberst. Sie sagen das so eigen... Sehen Sie mich an, ich bin ein bischen Physiognom. In diesem hübschen Lächeln sehe ich ein verzogenes Mäulchen, das mich erschreckt ... Schließlich kann man ja seinem Herzen nicht befehlen ... Vielleicht haben Sie geglaubt, anderweit suchen zu müssen, was Louis fehlt ... Diese gewinnende Lebhaftigkeit, diese Schwärmerei, welche man in Ihren Jahren für den Beweis einer wahren Neigung hält. (Sie nickt zustimmend.) Das befürchtete ich! Hören Sie mich, Sie sind sehr jung, sehr hübsch ... ohne Erfahrung. Das sind Alles große Gefahren, um eine Zuneigung übel anzuwenden; aber Sie haben ja neben sich eine gute Mutter, die Sie liebt und die nur für Sie lebt!

Julie. Sie ist meine beste Freundin.

Oberst. Sie sollen Ihre Mutter um Rath fragen.

Julie. Sie corrigirt aber ihre Entwürfe.

Oberst (nach einer Pause.) Ah, Sie lieben also!... Und zwar nicht den armen Louis, welcher... Ich will Ihnen nicht mehr davon sprechen... Fragen Sie sich, ob so viel Reiz, ein so edles Herzchen einem Dummkopf angehören soll.

Julie. Nein, nie!

Oberst. Ihre Bestimmtheit macht mich ruhig. Ich glaube, er ist Ihrer würdig ... Weiß Ihre Mutter, daß Sie ihn lieben?

Julie. Nein, sie corrigirt! ...

Oberst. Ach, lassen Sie diese Scherze. Wir reden über das Glück und Unglück Ihres ganzen Lebens, mein liebes Kind. Ich zittere, wenn ich denke, daß ein Mann ein armes junges Mädchen bezaubern kann, weil er gut tanzt.

Julie (lustig.) O, ich wette, er tanzt sehr schlecht.

Oberst. Um so besser, wenn Sie ihn nach empfehlenswertheren Vorzügen beurtheilen; aber warum spricht er nicht mit Ihrer Frau Mutter?

Julie. Ach, ich weiß ja nicht, ob er an mich denkt.

Oberst. Ob er an sie denkt? ... Ach, Julie, Julie! ... Das ist so ein Roman, wie man sie mit zwanzig Jahren hat! Sie lieben einen Unbekannten, der Sie bei Mondschein vor einer Gefahr errettet haben wird.

Julie. Vielleicht.

Oberst. Narreteien, mein Kind, beweinenswerthe Narreteien! Da wäre der Contretanz noch tausendmal besser! Wie, er weiß nicht, daß Sie ihn lieben? Ist er denn ein Dummkopf?

Julie (lachend.) Ja ... oder vielleicht denkt er nicht daran.

Oberst. Sie sind nicht recht gescheidt, mein armes Kind; aber da sind Sie ja mit einem Mal ganz ernst und wechseln die Farbe! Ist es eine Thräne, was ich da in Ihren großen Augen sehe? ... Arme Jugend! arme Jugend! Wieviel Leid bereitet sie sich in einem einzigen Augenblick der Unbesonnenheit! Nun denn, dieser schöne Unbekannte? ...

Jackson (erhebt sich voll Unruhe.) Miß Julia, die Frau Marquise wird fertig sein. Ich will ihr sagen, daß der Herr Oberst hier ist ...

Julie. Nein, ich will es ihr selbst sagen ... Sagen Sie mir, Herr Oberst, in Algier ... wo die Frauen verschleiert sind, da ist es ja, wie wenn die Männer blind wären. Wie fängt es eine Frau an, um eine Erklärung zu machen?

Oberst. Sie denken wohl, ich habe deren viele empfangen?

Julie. Aber Andere, die glücklicher sind als Sie und weniger bescheiden.

Oberst. Sie erinnern mich an eine lächerliche Geschichte ... Als ich mit meinem Regiment in die Stadt Hamsan in der Provinz Oran einmarschirte, ritt mir zur Seite mein Adjutant, ein braver Offizier, schön wie ein Egel. Auf der Straße ergriff plötzlich eine verschleierte Frau die Zügel seines Pferdes und wirft ihm eine Blume in seinen Mantel ...

Julie (wirft ihm schnell eine Blume zu, die sie am Mieder trug und eilt ab, sich das Gesicht verdeckend).

Oberst. Ah! (Zu Miß Jackson.) Fräulein, wollen Sie der Frau Marquise sagen, daß ich nach Afrika zurückreise! (Durch die Mitte ab).

Zehnter Auftritt.

Miß Jackson. Sevin.

Miß (bestimmt.) Guter Himmel!... I have!... wie!...

Sevin (der schon früher aufgetreten.) Was hat denn der Herr Oberst, daß er so außer sich und ohne Jemand zu sehen, davoneilt.

Miß. Oh! Mister Sevin!... wenn Sie!... if you!... Ich weiß nicht!... Oh! mylord!... Ein junges Mädchen!

Sevin (lachend). Ach, Gott! Na, Miß Jackson, was haben Sie denn? Sie reden ja in allen Sprachen!

Miß. Oh! still! ...Die Frau Marquise!

Elfter Auftritt.

Vorige. Die Marquise.

Marquise (in eleganter Toilette und mit Bändern in den Haaren). Mein lieber Herr Sevin, wollen Sie den Herrn Oberst suchen und ihm sagen, daß ich ihn vor seiner Abreise nothwendig sprechen muß.

Sevin. Ich eile, Frau Marquise. (Ab.)

Marquise. Miß Jackson, wenn Sie Julie finden, so möge sie zu mir kommen.

Miß. Yes, Frau Marquise. (Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Die Marquise (allein. Sie geht dorthin, wo Juliens Blume liegt und hebt sie auf. Nach einer Pause). Liebt sie ihn? Ist es einfache Fröhlichkeit dieses närrischen Köpfchens? ... Die jungen Mädchen sind so kindisch! Dieses da besonders! ... War es ein jäher Ausbruch ihrer Seele? So viele Mysterien hat ein zwanzigjähriges Herz! ... Ihm diese Blume zuzuwerfen, als wäre sie die Pointe seiner Erzählung!... Eine Liebeserklärung durch die Blume! ... Und er! er! nicht einmal aufgehoben hat er sie ... und er entfloh! ... Entfliehen? Warum? Ist sie es, die er flieht? Warum? ... Bin ich es, die er fürchtet? Tausend Gefühle kämpfen in mir. Die Eifersucht zuerst ... ja, ich bin eifersüchtig, daß sie ihn liebt! Die Freude! Ich bin glücklich, daß er diese Blume verschmäht hat. Dann der Mutterschmerz! Wenn dieses Kind leidet, wenn es leiden muß, so gibt es kein Glück für mich, — selbst wenn er mich lieben würde. Wenn sie ihn liebt ... so kann ich ihr Den nicht zum Vater geben den sie liebt. O, um jeden Preis ... ein Ende mit dieser Bangigkeit! ... Da kommt sie! ... Fragen wir sie!

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Julie.

Julie (fröhlich). Sie ließen mich rufen, Mutter? (Bemerkt ihre Toilette.) Oh, wie schön sind Sie so!

Marquise (lebhaft). Findest Du?

Julie. So lobe ich mirs, so liebe ich Sie! ... Sie sind um zehn Jahre jünger! ... Oh, die schönen Haare!

Marquise (gerührt.) Wirklich?

Julie. Oh! und wie! Wenn Sie so fortfahren, so sind Sie bald schöner, als wir Alle. Das verbiete ich Ihnen. (Bemerkt ihre Blume in ihrer Hand, verwirrt für sich.) Meine Blume!

Marquise. Was ist Dir? Du scheinst verwirrt.

Julie. Ich?

Marquise. Ja, man könnte meinen beim Anblick dieser Blume.

Julie. Dieser Blume?

Marquise. Ja, scheint sie Dir nicht sehr nett?

Julie. Gewiß ... sehr nett! ... Sagen Sie mir doch, Mutter, — war der Oberst nicht soeben hier?

Marquise. Als ich eintrat? ... In der That.

Julie. Ah! ... hat er Sie gesprochen?

Marquise. Gesprochen? wovon?

Julie. Was weiß ich! von seinem Neffen vielleicht? Hat er Ihnen diese Blume gegeben?

Marquise. Nein, ich fand sie dort — am Boden.

Julie (lebhaft). Am Boden! . . . (Für sich.) Er hat sie nicht einmal aufgehoben!

Marquise. Ei, was hast Du denn mit dieser Blume? Interessirt sie Dich so sehr?

Julie (in Lachen ausbrechend). Alles ist möglich! die Männer sind so dumm!

Marquise. Was willst Du sagen?

Julie. Daß ich wohl sehe, daß Sie Alles wissen! . . . Der Oberst hat Ihnen Alles erzählt . . . und an Ihrer strengen Miene und an Ihrem Gesicht eines grollenden Mütterchens . . . sehe ich leicht, daß Sie glauben, Ihre Tochter . . . (Lacht.) Hat er vielleicht nicht verstanden . . .

Marquise. Verstanden? was?

Julie. Daß ich Lokalfarbe machte . . . daß ich eine algierische Komödie spielte . . .

Marquise. So?

Julie (stärker lachend). Hat er vielleicht meine Blume für eine Liebeserklärung gehalten? . . . Das wäre schön! (Unterbricht ihr Gelächter plötzlich.) Nun, es sei, ich kann nicht lügen . . . Ich warf ihm die Blume zu, weil ich ihn liebe.

Marquise. Du liebst ihn?

Julie. Ja.

Marquise. In seinem Alter!

Julie. Die Helden haben kein Alter.

Marquise. Ein Mann, den Du gestern noch nicht kanntest.

Julie. Es gibt Seelen, die man in einer Stunde kennt, wie es andere gibt, die uns ewig fremd bleiben.

Marquise. Du bist närrisch.

Julie. Närrisch! närrisch! . . . im Kopf? es sei! In der Einbildung! ja! aber im Herzen? nein! denn das Herz habe ich von Ihnen und es ist stark und ernst, wie das Ihrige. (Bewegung der Marquise.) Diese Sprache in meinem Mund erstaunt Sie? Mich auch. Mir ist, als ob Alles, was ich Ihnen sage, in meiner Seele entstehe, sobald ich es ausdrücke . . . Und doch . . . es ist meine Seele selbst! Ja, in diesem kleinen, tollen launischen, phantastischen Mädchen ist eine Frauenseele!

Marquise. Eine Frau, die einen Unbekannten zu lieben glaubt!

Julie. Ich kenne ihn schon seit mehr als drei Jahren, denn schon drei Jahre erwarte ich ihn!

Marquise. Du erwartetest ihn?

Julie. Ja, ich habe es voraus gefühlt, errathen in der zornigen Verachtung, die mir alle jungen Männer um mich einflößen! . . . Wenn Sie wüßten, wie ärgerlich ich werde beim Anblick dieser wohlpomadisirten, kleinen Cigarrenträger, dieser kleinen, wohlgewichsten Schnurrbärte, dieser kleinen, wohl behandschuhten Hände und dieser kleinen, so übel angebrachten Herzen! . . . Ihr Herr Sevin so heuchlerisch! Herr Louis de Saqueville so furchtsam! . . . Sie waren vorhin nicht mit uns im Schiff, — wenn Sie ihn gesehen hätten, wie er todtenbleich, sich so komisch an die Planken des Kahnes klammerte, wie er sich Furcht einjagen ließ von einem kleinen Mädchen, wie er sich schämte, neben der Frau, die er liebt, sich zu fürchten! . . . aber er, er! das nenne ich ein Herz! Ich spreche nicht von seinem Muth . . . das heißt nicht Muth für ihn, sich ins Wasser zu werfen, um ein Weib zu retten! . . . aber mit wie viel Geistesgegenwart sprang er in die Wellen, um den Kahn aufzurichten! mit wieviel jugendlicher und graziöser Gewandtheit stieß er das schwache Fahrzeug ans Ufer! Und vor einem Augenblick . . . dort . . . als er mir von seinem Neffen sprach, welch liebevoller, gütiger Blick! Wie konnte diese Stimme, die ans Commandiren gewöhnt ist, so sanft und süß werden . . . doch nein, sie besänftigte sich ganz natürlich um mit einem jungen Mädchen zu sprechen . . . Er hatte fast Thränen in den Augen! . . . ich bins gewiß, daß er geliebt hat! was ich geliebt nenne! Ich bin überzeugt, daß er gelitten hat! Ja, ich fühlte in ihm eine verborgene Traurigkeit, ein schmerzliches Gedenken, das mich noch mehr zu ihm hinzieht! (Mit Zärtlichkeit) Es muß so süß sein, ein großes Herz zu trösten! Ich glaube ich würde ihn sehr gut trösten! . . . Ich sehe klar in mein Herz, Mutter! Mein erstes Bedürfniß ist, daß ich stolz sein kann auf den Mann, dessen Namen ich annehme. Ich muß diesen Namen mit Achtung aussprechen können! Ich muß, wenn mein Gemahl abwesend ist, an all' das Gute und Schöne denken können, das er gethan hat! Ich muß, wenn ich mit ihm ausgehe, mich beneidende Blicke sehen können! . . . Ich bin stolz, — ich kann nur einen Mann von höherem Werth wählen . . . mit welchem Recht und mit welchem Anspruch, ich weiß es nicht, aber ich kann keinen Geringeren lieben!

Marquise (nach einer Pause). Aber wenn er Dich nicht lieben würde?

Julie. Es ist unmöglich!

Marquise. Unmöglich? Und diese Blume, die er nicht einmal aufhob?

Julie (schmerzlich). Diese Blume? meine Blume! . . . O, ich Unglückliche, ich hatte es vergessen. (Mit festem Entschluß). Wohlan, ich will es

wissen! Diese vergessene Blume bedeutet vielleicht nichts... Ein Geck hätte sich dessen gerühmt, ein Dummkopf hätte darüber gelacht, — ein Ehrenmann kann sich stellen, als hätte er nichts verstanden. Ich bin jünger und reicher, als er, — vielleicht ist dieses Verschmähen nichts als Delikatesse, — auf jeden Fall, ob Zurückhaltung oder Verzicht, ich will es wissen!... Ich will, daß Sie ihm meine Hand antragen, und wenn er sie ausschlägt, so weiß ich, was mir zu thun bleibt!... (Die Marquise klingelt). Was thun Sie?

Ein Kammermädchen tritt auf.

Marquise. Bringen Sie mir meine Haube und meinen Ueberwurf, den ich dort in meinem Zimmer liegen ließ......

Julie. Wie, Mutter, Sie wollen die abscheuliche Haube wieder aufsetzen?

Marquise (lächelnd). Ja. O man will vergeblich seinem Alter entgehen! Als ich Dich anhörte, war ich gerührt, verwirrt... jetzt bin ich wieder kalt und fest. (Das Kammermädchen tritt wieder auf. Die Marquise setzt ihr Häubchen auf den Kopf und hüllt sich in den Ueberwurf. Der Oberst tritt ein).

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Der Oberst.

Julie (zur Marquise). Er!...

Marquise. Ich danke Ihnen, Herr Oberst, daß Sie gekommen sind.

Oberst (macht ein Zeichen der Ueberraschung, als er sie sieht).

Marquise (lächelnd). Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie sich nicht verändert haben... immer die alte Aufrichtigkeit!

Oberst. Wie, Madame!

Marquise. Ja! Wie Sie mich wiedersahen, konnten Sie den Ausdruck ihres Erstaunens nicht unterdrücken, mich so... so gealtert zu finden.

Oberst. Ich, Madame!

Marquise (zeigt auf Julie). Glücklicherweise... haben Sie mich da... eine Zwanzigjährige... so wie Sie mich gekannt haben! Sie gleicht mir ... nicht wahr?

Oberst. In der That!...

Marquise (ihm die Blume reichend). Beweisen Sie es mir!... indem Sie von meiner Hand diese Blume annehmen!...

Oberst. Wie, Madame?!... (Ergreift die Blume.)

Marquise. Ich danke.

Julie (bedeckt ihre Hand mit Küssen). Meine Mutter!...

Marquise (sie anblickend). Armes Kind, welche Freude! Nein, es ist weniger schwer, als ich geglaubt habe.

(Der Vorhang fällt).

Nachwort.

Auf den vorstehenden dramatischen Beitrag, wollen wir in mehrfacher Hinsicht unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen. „Durch die Blume" ist die Uebertragung eines ungedruckten Theaterstücks von Ernest Legouvé, dem berühmten Conférencier der Académie française, dem Mitarbeiter Scribe's und Mitverfasser der weltbekannten Komödien: „Adrienne Lecouvreur," „Bataille des Dames," „Les Contes de la Reine de Navarre," dem beliebtesten Autor einaktiger Lustspiele des gegenwärtigen Frankreichs und dem gemüth- und geistvollen Urheber der dreibändigen Plaudereien: „Les Pères et les Enfants au XIX. Siècle", die schon ein Dutzend Auflagen erlebt haben. Das Original der Gottlieb Ritter'schen Bearbeitung führt den Titel: La fleur de Tlemcen und ist einer Sammlung reizender Einakter von verschiedenen Autoren entnommen, welche demnächst als „Théâtre de Campagne" bei Paul Ollendorf in Paris, dem Sohn des bekannten Grammatikers, in einem Bande erscheinen soll und worauf wir seiner Zeit zurückkommen werden. Wir freuen uns jedenfalls, eine so liebenswürdige Schöpfung des berühmten Autors zuerst veröffentlicht zu haben.

Auf den ausdrücklichen Wunsch des bescheidenen Verfassers, müssen wir hier mittheilen, daß die Idee des graziösen Lustspiels von keinem Geringeren, als von Prosper Mérimée entnommen ist. Wir sind so glücklich, die mehrfach interessante Entstehungsgeschichte des Stücks den Verfasser selbst erzählen zu lassen. Ernest Legouvé schreibt darüber:

„Die obscursten Dinge haben hier und da eine Biographie. Dieses kleine Stück hat eine. Der Name von Mérimée, der darin verwickelt ist, wird ihr vielleicht einiges Interesse verleihen. — Es sind viele Jahre her, daß Mérimée von einigen Freunden stark gedrängt wurde, für die Bühne zu schreiben. „Sie haben," sagten sie ihm, „alle Eigenschaften eines dramatischen Dichters: Erfindung, Charakterschöpfung, Prägnanz des Dialogs, Geist, packende Worte, die eine ganze Situation

zusammenfassen; warum also verwenden Sie nicht so viele kostbare Gaben zur Composition einer hübschen Komödie? Ihnen fehlt nur der Wille dazu." — „Ihr täuscht Euch," antwortete Mérimée mit jenem ruhigen Scharfblick, der ihn auszeichnete, „mir fehlt etwas Anderes". — „Was denn?" — „Die Gabe der theatralischen Optik, die Kunst, die Dinge zu malen und sie von Weitem sehen zu lassen. Die Entfernung, in der man das Objekt aufstellt, verändert alle seine Verhältnisse. Ich schreibe, um gelesen, um langsam gelesen zu werden; ich vermag Dramatisches auf dem Papier zu schaffen, aber auf der Bühne . . ." — „Auf der Bühne?" fiel lachend einer seiner Freunde ein, „aber zehn von Ihren Werken gingen ja schon über die Bretter: Zampa, Haidée, die Hugenotten, Pré aux Clercs!" — „Schlechter Beweis: Wohl sind diese Operntexte aus meinen Romanen dramatisirt, aber dies geschah durch wirkliche dramatische Autoren, das heißt, sie arrangirten und derangirten, verlängerten und strichen zusammen vom Standpunkt des scenischen Effects. Seien Sie sicher, es gibt in der Composition eines theatralischen Werkes nothwendige Concessionen und Uebereinkommen, Vergröberungen und Abschwächungen der Wahrheit, besondere Bedingungen des sogenannten dramatischen Interesses, endlich eine zugleich höhere und niedrigere Kunst, eine Wissenschaft des Effects, der ich weder nachstreben, noch mich fügen könnte. Kurz," — fügte er hinzu, als er die zweifelnden Mienen seiner Freunde sah, „es ist leicht zu bestimmen, wer da Recht hat, ob Ihr oder ich; ich will einen für das Theater passenden Stoff suchen, will ihn im theatralischen Sinn schreiben und, ist das Stück fertig, will ich es Euch lesen". — Sechs Monate später versammelte Mérimée in seinem Studierzimmer einige Freunde und den vortrefflichen Schauspieler Provost von der Comédie française und las ihnen vor: Zwei Erbschaften oder der neue Don Quichotte, Lustspiel in drei Aufzügen. — Die Lesung, oft vom Beifall des kleinen Zuhörerkreises unterbrochen, endete inmitten allgemeinen Applauses; aber Mérimée unterbrach kurz die Complimente und sagte: „Meine Freunde, nicht für Euch habe ich das Stück gelesen, nicht für Euch habe ich es geschrieben, sondern für Herrn Provost, und die Meinung des Herrn Provost ist es, was ich will. Wohlan, Herr Provost, was denken Sie davon?" — Provost zögerte einen Augenblick, dann erwiederte er: „Nun, ich denke, daß in diesem Stück viel Talent und Geist, gut gezeichnete Charaktere, trefflich gemachte Scenen sind, aber . . ." — „Aber . . ." sagte Mérimée, indem er ihn unterbrach, „daß es nicht geeignet ist, um auf der Bühne zu gefallen?" — „Ich befürchte es," versetzte Provost. — „Habe ich's nicht gesagt!" rief Mérimée fast triumphirend, „das ist eine abgemachte Sache." Und vierzehn Tage darauf erschienen die zwei Erbschaften in der Revue des Deux Mondes. — Seltsam, der Erfolg war mittelmäßig. Das Stück ging unbeachtet vorüber. Sei es, daß die neue Form, die der Verfasser gesucht, ihn in der freien Entwicklung seiner natürlichen Gaben gehindert hatte, kurz, seine Arbeit schien dunkel, interesselos und verschwand bald aus dem Gedächtniß fast aller ihrer Leser.

Sie blieb in dem meinigen. Inmitten dieser drei confusen und erzwungenen Aufzüge hatte ich zwei wirklich allerliebste Scenen bemerkt. Als ich mich nun eines Tages bei einigen Freunden auf dem Lande befand, welche Komödie spielen wollten, erinnerte ich mich dieser zwei Scenen, zog sie aus dem Stück, fügte einige Worte als Exposition, ein Stück Einrahmung hinzu, und dieses Bruchstück, vor einem gewählten Publikum gespielt, errang einen vollständigen Erfolg: so vollständig, daß ich nach meiner Rückkehr nach Paris diese Vorstellung noch einmal reorganisirte und als erste Zuhörer Mérimée, Provost und seinen Collegen Samson dazu einlud. Erfolg für den Autor und für die Darsteller. Ich sollte eigentlich sagen für die Darstellerinnen, denn die Frauen spielten die erste Rolle. Mérimée strahlte vor Freude, sich so fein und geistreich interpretirt zu sehen. Namentlich die englische Gouvernante entzückte ihn. Er, der das Englische so bewunderswürdig sprach, konnte nicht glauben, daß die junge Dame, die diese Rolle gab, eine Französin sei. Alle riefen: „Wie schade, daß man diese drei Scenen nicht auf dem Theater sehen kann!" — „Gewiß," meinte Provost, „aber dazu müßte man eine förmliche Exposition, eine Verwicklung, eine Lösung beifügen, kurz ein Theaterstück daraus machen". Es blieb beim Bedauern. — Ein Jahr später bat mich die überaus talentvolle Liebhaberin vom Gymnase Melle. Delaporte, die nach Rußland reisen wollte, ich möchte doch mit drei oder vier Personen ein kleines Stück für sie schreiben oder einrichten, das die Rolle einer jugendlichen Liebhaberin enthalte. — Ich dachte gleich an die zwei Erbschaften für sie und wie ich so das Stück ganz wieder durchlas, die Rolle des jungen Mädchens studirte und an das feine Talent der Künstlerin dachte, schien es mir möglich, daß man eine Fortsetzung und Lösung in der Entwicklung dieser einzigen Rolle finden könnte; daß man den

Charakter durch den Contrast vervollständigen, auf natürliche Weise aus dem Backfisch eine kleine Heldin sich entwickeln lassen, die eine dem andern hinzufügen und beide verschmelzen, kurz, uns eine jener Charakterwandlungen zeigen könnte, wie sie im Leben so häufig und auf der Bühne so vortheilhaft sind, wo mit einem Schlag auf dem nämlichen Gesicht die Rührung nach dem Lachen und die Energie nach der Anmuth zur Erscheinung kommen. Nachdem die Idee gefunden, war der Plan schnell gemacht, und ich eilte zu Mérimée, um ihm Alles zu lesen. Vor der Lektüre plauderten wir zusammen ein wenig über das Stück und seine Person. — Nun gestand er mir, daß diese Rolle nichts anderes sei, als das Portrait einer sehr hohen Dame, die er mir nannte und die ich nicht nennen werde. Ich fühlte auch aus einer gewissen Zurückhaltung von seiner Seite heraus, daß jenem Lustspiel ein Andenken zu Grunde lag, eine schmerzliche Erinnerung, die mir den Mangel an Reiz in seiner Arbeit erklärlich machte. Ich werde diese Erinnerung nicht nennen, weil ich sie errathen habe und weil er sie mir nicht vertraut hat. Nach der Unterhaltung kam die Lektüre, und hier mögen Mérimée's Worte folgen: „Mein lieber Freund, es ist sehr anmuthig und Delaporte wird viel Erfolg haben, aber Sie thaten just das Gegentheil von dem, was ich mir vorgestellt habe. Wenn ich Julie verheirathet hätte, so würde ich ihr nach einem Jahr der Ehe einen Geliebten gegeben haben! Nun sehen Sie wohl ein," setzte er lachend hinzu, „daß ich nicht fähig bin, für die Bühnen zu schreiben!"

La Fleur de Tlemcen war eine der glücklichsten Schöpfungen von Melle. Delaporte in St. Petersburg. Dennoch veröffentliche ich das Stück nicht ohne eine gewisse Scheu. Die Nähe von Mérimée's Prosa läßt mich ein wenig für die meinige bange sein; aber die Scenen, die ich von ihm nahm, sind so reizend, daß man mir hoffentlich verzeiht, was ich Eigenes hinzugesetzt, zu Gunsten dessen, was ich von ihm behalten habe." — —

Soweit Legouvé.

Fügen wir noch hinzu, daß „La Fleur de Tlemcen" noch auf keiner französischen Bühne aufgeführt worden und also vollkommene Novität ist, daß aber das Théâtre francais das allerliebste Stück bereits zur Aufführung bestimmt hat. Es dürfte schon in wenigen Monaten über die Bretter schreiten.

Der Wittwer.

Humoreske

von **Otto Girndt.**

In einem berühmten Weißbier-Lokal Berlins fanden sich unter andern Stammgästen täglich um fünf Uhr Nachmittags zwei Besucher ein, die nicht an dem großen runden Tisch in der hintersten Ecke des Hauptzimmers, dem sogenannten „Politisirtisch", Platz nahmen, sondern einen kleinen Fenstertisch vorzogen, um dort ihr mehrstündiges Sechsundsechszig zu spielen. Wehe dem durstgeplagten Fremdling, der zufällig zwischen Vier und Fünf in den leeren Raum trat und sich an dem Fenster niederlassen wollte! Aus der Schenkstube, die nach dem Hofe hinauslag, schoß ein Kellner wie ein Stoßvogel auf ihn zu, wedelte abwehrend mit der niemals reinen Serviette und rief: „Mein Herr, die Stühle sind belegt!" Jeder Einwand wurde unterbrochen, der Kellner duldete keine einstweilige Besitzergreifung, nöthigte den Passanten in einen andern Winkel und schützte die heiligen Stühle durch eiliges Umlegen vor Entweihung; denn er war seiner Sache sicher, daß nach Kurzem auf der Straße — das Lokal lag zu ebener Erde — ein Kopf erschien, sich an die Scheibe drückte und den kleinen Tisch musterte, ob der Partner zum Sechsundsechszig schon daran Posto gefaßt. Der Aufwärter hätte sich einen strengen Verweis zugezogen, ja wohl gar das übliche Trinkgeld verscherzt, wenn Herr Lippold von draußen statt des Herrn Fischbach, oder wenn Herr Fischbach statt des Herrn Lippold einen Unbekannten wahrgenommen. Der Augenblick, in dem die alte Schwarzwälderin an der verräucherten Wand aushob, um Fünf zu schlagen, war der späteste Termin für das Auftauchen eines der beiden Häupter vor dem Fenster, und es handelte sich stets nur um wenige Minuten, ob Herr Lippold oder Herr Fischbach der Erste war der kam.

Heut zeigte sich Fischbach früher, als der Spielgenosse, und wunderte sich, als er erwartend die Karten zurechtlegte, im Stillen, daß Lippold plötzlich draußen vorüberschwebte, ohne den gewohnten Späherblick nach ihm hereinzuwerfen. Das müsse eine eigne Bewandtniß haben, schloß er sofort. Noch auffälliger war, was weiter geschah. Lippold öffnete die Thür, begrüßte den langjährigen Freund nur ganz flüchtig und verlangte das Intelligenzblatt. Der Kellner erklärte, es komme erst in einer Viertelstunde.

„Was hast denn Du mit dem Intelligenzblatt?" fragte Fischbach.

Lippold antwortete nicht, sondern that einen langen Zug aus der blumentopfförmigen Weißen, die im Nu wie hingezaubert vor ihm stand, dann griff er nach den Karten und mischte. Das Spiel, das von Kennern als höchst interessant gerühmt wird, nahm seinen

Anfang, Lippold war jedoch so unaufmerksam bei der Partie, daß Fischbach sich gemüßigt sah, ihm eine ernste Rüge zu ertheilen.

„Ach, hol's der Teufel!" murrte er verdrießlich, die Karten zusammenwerfend. Inzwischen nahte der Kellner: „Hier ist das Intelligenzblatt!"

Ohne Dank ergriff es Lippold und überflog hastig die Spalten, bis er gefunden zu haben schien, was er suchte. Eine Falte bildete sich zwischen seinen Augen. Er las, ließ das Blatt auf die Kniee sinken und starrte vor sich hin.

So lange schaute Fischbach dem regelwidrigen Benehmen schweigend zu. Doch jede Geduld erreicht ihre Grenze. „Jetzt will ich aber wissen, was Du hast!" begann er mit verhaltenem Unmuth.

„Morgen komme ich vielleicht gar nicht her," versetzte der Andre.

„Und warum nicht?"

„Lies!" damit reichte Lippold das Intelligenzblatt hinüber und deutete auf ein Inserat.

Fischbach studirte den Inhalt und schüttelte den Kopf: „Ein Heirathsgesuch? Ein Mann in den besten Jahren, angehender Fünfziger, seit zehn Jahren Wittwer, wünscht sich mit einem wohlerzogenen, wenn auch vermögenslosen Mädchen wieder zu verheirathen. Adressen mit Angabe der näheren Verhältnisse nimmt das Intelligenzcomtoir an unter der Chiffre —" hier brach der Leser ab: „was hast Du damit zu schaffen?"

Der Gefragte lehnte sich vorwärts über den Tisch: „Merkst Du denn Nichts?"

Zögernd entgegnete Fischbach: „Du selber bist der Einsender?"

„Was meinst Du dazu?" forschte Lippold schnell und bemühte sich, in der Miene des Freundes die Antwort zu entdecken, die nach geringem Bedenken erfolgte:

„Ich finde Deine Idee eigentlich ganz vernünftig."

„Wirklich?" Und Lippold athmete lächelnd auf.

„Warum," fuhr der Vorige fort, „sollst Du nicht noch einmal heirathen? Dein Geschäft hat Dir so viel eingetragen, daß Du von Deinen Zinsen leben kannst, selbst wenn noch Familie kommt. Freilich —" er hielt überlegend inne.

„Nun? Was freilich?" drängte der Wittwer.

Der Freund stellte ihn zufrieden: „da Deine Tochter inmittelst erwachsen ist und Dir den Hausstand führt, dachte ich, Du sehntest Dich nach keinen andern Leben mehr, Du wolltest, wenn Du einmal einen Schwiegersohn bekämst, mit deinen Kindern zusammenwohnen —"

„Das thut nicht gut!" fiel Lippold hastig ein.

„Wieso?" opponirte Fischbach. „Es kommt nur auf die Persönlichkeiten an. Ich, wenn ich keine Frau mehr hätte, könnte mirs gar nicht anders vorstellen, als daß ich zu meinem Jungen zöge."

Der Andre ergriff aufs Neue lebhaft das Wort: „Du hast einen Sohn, Männer kommen immer miteinander aus, aber ich möchte nie bei meiner Tochter —"

„Höre, Lippold," ward er unterbrochen, „nimms mir einmal nicht übel: wenn Du mit Deiner Tochter nicht gut stehst, bist Du allein Schuld. Deine Marie ist ein kreuzbraves Kind, aber gute Tage gönnst Du ihr nicht."

„Was?"

„Laß mich ausreden! Du behandelst das achtzehnjährige Mädchen, als ob sie noch in die Schule ginge und auf Tritt und Schritt Zurechtweisungen brauchte. Du hältst sie knapp —"

„Damit sie sparen lernt!“

„Du verschaffst ihr kein Vergnügen. Das arme Ding hat noch keinen Ball mitgemacht.“

„Sie soll ihr Vergnügen im Hause finden lernen!“ vertheidigte der strenge Vater seine Erziehungsmethode.

„Recht schön,“ gab Fischbach zu, „doch dann bereite ihr eben Genüsse im Hause! Sie darf ja kaum eine Freundin bei sich sehen.“

„Hat sie Dir geklagt?“ rief Lippold etwas heftig.

„Nein,“ beschwichtigte Jener, „ich weiß es von andrer Seite. Was sagt sie denn übrigens zu Deinem Entschluß?“

Der Vater des Mädchens schlug den Blick nieder: „Ich habe ihr Nichts davon mitgetheilt. Du bist der Erste, den ich einweihe, Fischbach!“

„Mein Lieber,“ erwiderte dieser, „dann ist die Sache nicht recht richtig; Du hast heimliche Bedenken gegen den Schritt, den Du thun willst.“

„Ich will erst sehen, ob er glückt,“ motivirte der Autor des Heirathsgesuchs seine Zurückhaltung, „und ich möchte Dich fast bitten, alter Freund, mir beizustehen.“

„Wie das?“

„Ich meine, wenn Du für mich morgen im Intelligenz-Comtoir recherchirtest, ob Adressen eingegangen sind —“

„Und wenn,“ schmunzelte Fischbach, „ich wo möglich nachher zum Rendezvous ginge und mir die betreffenden Damen erst ansähe, bevor Du Dich mit ihnen bekannt machst?“

„Ja, ja, so mein' ichs,“ sagte der Wittwer eifrig.

„Nun, den Dienst kann ich Dir schon leisten,“ willigte Fischbach ein. „Daß ich's nicht bin, der auf Freiersfüßen geht, wird mir bei meiner weißen Perrücke Jede glauben, aber Du mußt mir dann hinsichtlich der Wahl — wenn sich überhaupt unversorgte Mädchen melden — freie Hand lassen.

„Gewiß, Du weißt ja wie kein Andrer, was ungefähr für mich paßt!“

Der gedungene Unterhändler hob seine Weiße mit beiden Händen an den Kopf: „Abgemacht!“

Indem er trank, bemerkte Lippold: „Laufen keine Adressen ein, oder erhalte ich auf meine Annonce etwa spöttische Abfertigungen, so lasse ich die Geschichte fallen, und Du hältst sowohl bei Dir zu Hause wie gegen meine Marie reinen Mund darüber, Alter!“

„Versteht sich!“ verpflichtete sich der Vertrauensmann. „Doch sage mir noch Eins: ist Dir der Gedanke plötzlich in die Krone gefahren, oder hast Du Dich schon länger damit getragen, ohne etwas merken zu lassen?“

„Ich muß Dir nur gestehen,“ beichtete Lippold, „daß ich bereits mehrere Wochen damit umging, aber immer wurde ich wieder schwankend, bis ich gestern, um dem unbehaglichen Zustand ein Ende zu machen, mich kurz resolvirte: Du probirst es und läßt es auf den Zufall ankommen. Das Inserat bindet mich ja nicht. Selbst wenn Du Etwas einfädelst, bleibt mir noch jederzeit die Freiheit, zurückzutreten.“

„O bitte,“ widersprach der Hörer, „unnütz meine Mühe verlieren will ich auch nicht! Fügt sichs, daß ich Dir mit gutem Gewissen zu einer Verbindung rathen konn, so darf nicht gespaßt werden!“

Lippold legte ihm die Hand auf den Arm: „Geh nur vor allen Dingen morgen aufs Comtoir!“

Die Forderung wurde mit gedämpfter Stimme gestellt; denn die Thür hatte geknarrt, und ein halbes Dutzend Stammgäste suchte gleichzeitig den mächtigen Politisirtisch auf, schon beim Eintritt in Disput verwickelt, ob die neue Geldwährung dem deutschen Reich Vortheil bringen werde, oder ob die Bundesregierung sie unkluger Weise eingeführt und besser gethan hätte, vorher in dem Weißbierlokal um Rath zu fragen. Die beiden Sechsundsechziger nahmen ihre Karten wieder auf, indeß Lippold blieb so zerstreut beim Spiel, daß sein Gegner ihn Schlag auf Schlag besiegte, bis endlich die Zeit des Aufbruchs für die Freunde kam, an welcher das Paar mit gleicher Genauigkeit festhielt, wie an den Zusammenkünften selbst. Unter der Laterne am Portal trennten sie sich, wie stets, so auch heut, weil ihre Heimwege in entgegengesetzter Richtung gingen. Beim Abschied erfolgte ein ausnahmsweise langer Händedruck nebst vielsagendem Blick; ein Wort über die früher erörterte Angelegenheit ward nicht mehr gewechselt.

Unterdessen hatte sich eine Scene andrer Art in Lippold's Behausung abgespielt. Marie saß nach Erfüllung ihrer wirthschaftlichen Aufgaben am offenen Fenster ihres Parterrezimmers mit einer Handarbeit. Sie trug ein so einfaches Kleid, daß kein Fremder sie für die Tochter eines wohlhabenden Mannes halten konnte, sondern eher für eine arme Näherin, die emsig um ihr tägliches Brod stichelte; denn auch von Schmuckgegenständen war nicht das Geringste an ihr sichtbar, in den Ohren fehlten die Ringe, der schmale weiße Halskragen wurde durch keine Broche, nur durch eine gewöhnliche Stecknadel zusammengehalten. Auf dem Fensterbret blühten ein paar Nelkentöpfe, die dem etwa neugierigen Vorübergehenden den Kopf des Mädchens zur Hälfte verbargen. Trotzdem erhielt sie plötzlich einen lauten Gruß vom Trottoir. Sie zuckte auf, sah indeß nur noch eine Hand an einem schwarzen Cylinderhut und hörte rasch verhallende Mannesschritte. Es war nicht mehr nöthig, den „guten Tag", der ihr geboten worden, zu erwidern. Marie hätte es auch kaum vermocht. Die Stimme von der Straße preßte ihr den Athem ein, sie drückte die Zähne in die Unterlippe, und ihre Augen trübten sich. Hastig setzte sie ihre Arbeit fort.

Nach kleiner Weile hörte sie sich abermals angerufen: „Marie, bist Du zu Hause?" Ein Mädchen ihres Alters hob sich vor dem Fenster auf die Fußspitzen.

Die Gefragte ließ zwischen den Nelken hindurch ein Gesicht blicken, das weder hübsch noch häßlich zu nennen war, aber dennoch wohlthuend berührte, da in allen Zügen der Ausdruck großer Gutmüthigkeit lag. „Ja, Pauline," versetzte sie aufstehend, „komm nur herein!" Sie verschwand vom Fenster wie die Andre vom Steinpflaster, und gleich darauf küßten sich die Schulfreundinnen hinter den duftenden Blumen.

„Du," begann Pauline, „war Rudolph Fischbach bei Dir? Ich traf ihn an der Ecke."

„Nein, er ging nur vorüber und grüßte," antwortete Marie gesenkten Blicks.

„Schändlich, wie der Mensch sich benimmt!" zürnte Jene.

„Was machst Du ihm Vorwürfe?" entgegnete Marie mit möglichster Fassung. „Da er seit Monaten keinen Fuß mehr zu uns gesetzt, wie sollte er plötzlich wieder dazu kommen?"

Pauline schüttelte ärgerlich den Kopf: „Ich dachte immer noch, er —" hier brach sie ab: „aber wenn er nicht einmal stehen bleibt, während ihn sein Weg vorüberführt, ists klar, daß ich mich in ihm verrechnet habe. Um so mehr freut mich, was ich für Dich gethan!"

„Für mich gethan? Du?" fragte Marie befremdet. Auf der Stelle ward ihr der Bescheid:

„Ich bin schon wochenlang aufmerksam, um Dir zu helfen, und heut bin ich endlich glücklich gewesen.“

Mariens Verwunderung stieg: „Was meinst Du denn?“

Sogleich explicirte sich die Andre: „Von Deinem Vater mußt Du fort, darüber sind einmal alle Deine Bekannten einig. Das Leben, das Du hier führst, geht übers Kloster, und will Dich der abscheuliche Fischbach nicht befreien, so zeigst Du ihm, daß Du ihn auch nicht willst, und heirathest einen Andern! Hier ist die Gelegenheit!“ Sie griff in die Tasche.

„Pauline!“ Mehr brachte Marie vor Ueberraschung nicht heraus.

Die Freundin zog ein Stück bedruckten Papiers ans Licht: „Deinetwegen habe ich in letzter Zeit regelmäßig das Intelligenzblatt durchstöbert, wo sich täglich Heirathsgesuche finden. Manchmal merkt man, daß die Leute sich damit blos einen schlechten Witz machen, heut aber steht eins darin — ich hab's Dir ausgeschnitten — das entschieden den Stempel der Reellität trägt. Sieh her: ein angehender Fünfziger, seit zehn Jahren Wittwer, sucht ein wohlerzogenes, wenn auch vermögensloses Mädchen.“

„Aber Pauline —“

Diese ließ sich nicht unterbrechen: „Adressen mit Angabe der näheren Verhältnisse nimmt das Intelligenz-Comtoir an unter der Chiffre, die Du hier siehst.“

Marie drückte die Hand an die Brust: „Und darauf soll ich eingehen?“

„Wenn Du vernünftig bist, ja! So wirst Du Deine eigne Herrin! Daß Du ihn leidenschaftlich lieben sollst, verlangt der Mann gewiß nicht; das hab' ich ihm auch gesagt.“

„Du ihm gesagt?“ fragte Marie in höchster Betroffenheit.

Pauline griff von Neuem in die Tasche: „Ich habe Dir in aller Eile vorgearbeitet, um Dir die Einleitung zu erleichtern. Hier ist der Brief, den ich in Deinem Namen geschrieben, er braucht nur geschlossen zu werden.“ Sie nahm ihn aus dem Umschlag, auf dem eine rothe Marke leuchtete: „Höre!“

Marie versuchte, abzulehnen: „Pauline, ich thue das nicht! Mag meine Jugend auch traurig sein, und mag ich nirgend auf Liebe zu hoffen haben —“ hier drängte sich eine Thräne leise durch ihre Wimpern — „wenn mein Vater erführe, daß ich zu solchem Mittel gegriffen —“

Pauline fiel ihr ins Wort: „Er erfährts doch erst, wenn Etwas aus der Sache wird! Und dann bist Du geborgen! Der Wittwer kann Dir ja über Erwarten gefallen! Es spricht schon für ihn, daß er erst nach zehn Jahren an Wiederverheirathung denkt. Und hast Du Furcht, sobald er auf meinen Brief antwortet, ein Stelldichein zu wagen, so gehe ich für Dich hin und sehe ihn mir zunächst an. Das kostet Nichts.“

Marie antwortete nicht unverzüglich, sondern blickte in ihren Schooß nieder. Die Freundin merkte, daß ihr Vorschlag Boden gewann, lächelte pfiffig und sprach weiter: „Jetzt gieb Acht, wie ich geschrieben! Oder willst Du allein lesen?“

„Nein, lies Du nur!“ sagte Jene halb flüsternd.

Pauline hob langsam an, um ihrer Zuhörerin Sylbe für Sylbe einzuprägen:

„Mein Herr!

Auf Ihr Inserat im Intelligenzblatt, das mir durch eine Freundin zu Gesicht gekommen, theile ich Ihnen mit, was mich veranlaßt, Ihnen zu schreiben. Es ist nicht die Sucht nach einem Mann; denn ich könnte wohl noch warten, ich bin erst achtzehn Jahre, aber mein Vater hält mich so streng, daß ich keine Lebensfreude habe. Sie

sagen, das Mädchen, welches sie suchen, dürfte arm sein. Wahrscheinlich bekomme ich auch keine Mitgift, obgleich ich, wenn mein Vater einmal stirbt, vielleicht sogar ein bedeutendes Vermögen erbe, da ich das einzige Kind bin. Ich könnte Ihnen, falls wir einander zusagten, zwar keine große Zärtlichkeit versprechen, doch wollte ich eine fügsame und dankbare Frau sein, wenn nur der Druck aufhörte, der jetzt auf mir lastet. Liegt Ihnen nach diesen Angaben daran, daß wir uns gegenseitig kennen lernen, so bestimmen Sie unter der Chiffre Ihres Inserats einen Ort in den Nachmittagsstunden zwischen Fünf und Sieben! In dieser Zeit hat mein Vater täglich eine Spielpartie außer dem Hause, und ich kann ohne Controle fort, muß aber pünktlich zurück sein, da ich ihm die Wirthschaft führe. Marie."

Die Vorleserin schloß mit dem Selbstlob: „So ist Alles gesagt und doch Nichts verrathen!" Zu ihrer Freude nahm sie eine Art von Heiterkeit in Mariens Miene wahr.

Die arme Unterdrückte gab ihr die Hand: „Einen so guten Brief hätte ich nie zu Stande gebracht, Pauline!"

„Das glaub' ich," lachte diese, „er ist mir wirklich nicht schlecht gerathen, weil ich ihn eben für Dich abgefaßt. In fremden Angelegenheiten ist man immer geschickter, als in seinen eigenen. Also ich kann den Brief zukleben und in den Kasten werfen?"

„Thu's!" gestattete Marie mit schnellem Entschluß. „Ich weiß nicht, warum ich nicht länger widerstrebe."

Die Briefstellerin aber wußte es und kniff ihr in beide Wangen: „Weil Du ein verständiger Schatz bist."

Das Wort „Schatz" stimmte Marien sofort wieder traurig. Sie seufzte: „Heirathen ohne Liebe, es ist doch schrecklich!"

Ohne Besinnen versetzte Pauline altklug: „Mein Kind, die ohne Liebe geheirathet haben, sollen mitunter viel besser gefahren sein, als die den Mann gekriegt, nach dem sie geschmachtet."

Die junge Philosophin wollte das Thema breiter ausspinnen, jedoch Marie drängte sie von sich: „Geh' geschwind, Pauline, eh' mir's leid wird!"

„Adieu, Adieu!" klang es im Nu zurück. „Morgen um diese Zeit können wir schon Antwort haben. Ich frage gleich nach Tische im Intelligenz-Comtoir nach und bringe Dir Bescheid." Sie huschte hinaus. Die Zurückbleibende drückte ihre Augen in die Hände und fing an, bitterlich zu weinen. Der Schmerz, den verloren geben zu müssen, nach dem sie sich heimlich gesehnt, hatte es ihrem gekränkten Herzen wie eine befriedigende Rache erscheinen lassen, wenn sie den Rath der Freundin befolgte. Doch kaum war die überredende Zunge verschwunden, so befiel Marien Reue. Sie hatte Mühe, die Wogen ihrer Empfindungen niederzukämpfen, bevor der Vater von seinem Sechsundsechzigspiel nach Hause kam, und ängstigte sich, er könne ihr ansehen, daß Etwas mit ihr vorgegangen. Zu ihrem Glück war Lippold aber mit sich selbst zu beschäftigt, um auf ihr befangenes Wesen zu achten. Er monirte es auch nicht, daß sie ihm zeitiger, als sonst, gute Nacht bot.

* * *

Am folgenden Vormittag, als das Intelligenz-Comtoir nach Fischbachs Berechnung im Besitz von Adressen sein konnte, begab sich die weiße Perrücke auf die Wanderung. Der Comtoirbeamte erklärte, unter der Chiffre, die Fischbach genannt, sei vorläufig nur eine einzige Zuschrift vorhanden. Diese überreichte er ihm. Der Empfänger marschirte

spornstreichs zu Lippold. Der Freund gab ihm Einlaß, ehe er noch die Thürglocke gezogen; denn Lippold hatte ihn über die Straße kommen sehen. So entging Marien, die in der Küche thätig war, die Anwesenheit des Besuchs. „Hier naht Dein Verhängniß!“ sagte Fischbach, statt zu grüßen, und hielt den Brief vor Lippold's Augen. Der Wittwer nahm sich nicht die Zeit, den Umschlag aufzuschneiden, er riß ihn vielmehr voll Begierde nach dem verborgenen Inhalt auseinander. „Willst Du nicht laut lesen?“ fragte der Ueberbringer. „Ich denke, das hab' ich verdient.“

Da wechselte Lippold plötzlich die Farbe und stotterte: „Heiliges Wetter!“

„Wieso?“ erkundigte der Andre sich ruhig.

„Lies selber!“ sagte Lippold, und seine Hand zitterte.

Fischbach ließ sich nicht zweimal auffordern, er trat mit dem entfalteten Blatt näher ans Fenster, unterzog sich der Lektüre ebenso still, wie sein Vorgänger und sprach am Schluß nur ein Wort Wort aus, nämlich die Unterschrift: „Marie!“

„Meine eigne!“ fuhr jetzt Lippold auf.

„Es scheint!“ stimmte Fischbach gelassen bei.

Jener machte eine heftige Bewegung nach der Seitenthür: „Aber sie soll mir —“

„Halt!“ vertrat ihm sein Freund den Weg. „Was habe ich Dir gestern gesagt, wie Du Dein Kind behandelst?“

Von der Erinnerung nahm Lippold keine Notiz, sondern fuhr aufs Neue los: „Die Freundin, die hier die Hand im Spiel hat, kenne ich. Sie hat den Brief auch geschrieben.“

„Nach dem Dictat Deiner Tochter?“

„Natürlich!“ Lippold wollte hinaus.

Fischbach verhinderte ihn: „Ehe Du Deinen Zorn entladest, lies doch den Brief noch einmal!“

„Wozu, wozu?“

„Vielleicht, wenn Du ihn ruhiger wieder vornimmst, bringt er Dich zur Erkenntniß, daß Du ein alter Sünder bist. Die Klagen, die Dein Fleisch und Blut über Dich führt, sind gerecht. Marie drückt sich noch sanft genug aus. Die Sehnsucht nach Freiheit ist sehr natürlich bei ihr. Wärst Du ein andrer Vater, würde das Mädchen nicht auf diese Weise von Dir loszukommen suchen. Es ist ein verzweifelter Schritt von ihr, und Du hast sie dazu getrieben.“ Lippold öffnete den Mund zu einer Erwiderung, doch Fischbach lieh ihr kein Gehör: „Vertheidige Dich nicht, Du kannst Dich nicht weißbrennen! Ich lese Dir den Text als Dein guter Freund. Es wäre furchtbar verkehrt, jetzt über Deine Tochter herzufahren; denn Du hast Dich zu schämen, nicht sie. Marie darf gar nicht erfahren, daß Du das Inserat erlassen. Wir müssen den Handel still und leise zum Guten für Euch Beide wenden. Wem, meinst Du, hat Marie den Brief dictirt?“

„Ihrer Freundin Pauline Braunschweig! Ich kenne die Schrift.“

„So geh,“ fuhr der Ermahner fort, „ohne daß Deine Tochter Etwas merkt, und schicke einen Dienstmann zu der Pauline, laß sie schleunigst herbitten, aber so, als schickte Marie selbst nach ihr! Wir nehmen sie dann unter uns ins Gebet, und das Weitere wird sich finden. Geh, ich bleibe hier!“

Lippold's Erregung hatte sich gänzlich gelegt. Er sah den Rathgeber an: „Weißt Du, Alter, Du bist ein recht verständiger Kerl!“

„Hoffentlich“, versetzte der Gelobte, „wirst Du in Folge der Geschichte auch noch einer.“

Lippold holte seinen Hut: „Ich bin gleich wieder da.“ Während er auf der Straße einen Dienstmann engagirte, durchmaß Fischbach, die Hände auf dem Rücken, verschiedene Mal das Zimmer, blieb zuweilen stehen, als fielen ihm Dinge ein, die zu überlegen wären und sagte, sobald der Wittwer wieder in die Thür trat: „Nun entferne Marien aus dem Hause, gib ihr eine Comission, bei der ihr unterwegs aber die Pauline nicht in den Wurf laufen kann!“

Lippold erwies sich auch hierin gehorsam und brachte die Nachricht, Marie sei fort. „Schön!“ bemerkte Fischbach. „Willst Du mich, wenn die Pauline kommt, allein mit ihr verhandeln lassen und bloß den stummen Zeugen abgeben?“

„Ich werde kein Wort dareinreden,“ versprach Lippold. „Du hast Recht, Fischbach, ich bin ein alter Sünder, ich sehe es ein!“

Der Freund ließ ein kurzes Lachen hören: „Das Schicksal theilt manchmal wirklich merkwürdige Nasenstüber aus, um seine Leute zur Raison zu bringen.“

„Wo ist der Brief?“ fragte Mariens Vater.

„Hier! Ich habe ihn einstweilen eingesteckt. Willst Du ihn?“

„Ja!“

„Aber gieb mir ihn nachher wieder! Der Pauline gegenüber muß er in meinen Händen sein.“

Lippold vertiefte sich in die vermeintlichen Bekenntnisse seiner Tochter, sein Auge glitt so lange darüber hin, als wollte er die Zeilen auswendig lernen. Der Andre störte ihn nicht. Jetzt klingelte es. Er fuhr förmlich zusammen, steckte dem Freunde rasch das Papier zu und öffnete dann.

„Guten Morgen, meine Herren!“ verneigte sich die fast athemlose Pauline. „Kann ich Marien nicht einen Augenblick sprechen?“

An Stelle des Vaters anwortete ihr Fischbach mit freundlicher Ruhe: „Fräulein Marie ist ausgegangen.“

„Wohin?“

„Das ist nebensächlich. Ich danke Ihnen, daß Sie sich so beeilt; denn ich habe in Mariens Namen zu Ihnen geschickt, meine Liebe!“

Das Mädchen machte große Augen: „Sie, Herr Fischbach?“

„Sie werden die kleine Mystification verzeihen, gutes Kind, wenn Sie hören und sehen, daß ein sonderbarer Zufall Ihren Brief an das löbliche Intelligenz-Comtoir in meine Hände gespielt.“

„Meinen — Brief?“ wiederholte Pauline gedehnt.

„Wollen Sie leugnen, daß dies Ihre Schrift ist?“ Er hielt ihr das corpus delicti vor.

„Nein!“ rief sie, schnell entschlossen, mit voller Festigkeit.

„Ihre Freundin hatte Sie gebeten, die Feder zu ergreifen —“

„Da irren Sie bedeutend, Herr Fischbach!“ unterbrach Pauline, die Lippe aufwerfend. „Wenn ich mir auch nicht erklären kann, wie Sie zu dem Brief gelangt, Marie hat mich keineswegs gebeten. Ich habe nicht nöthig, die Wahrheit zu verhehlen; im Gegentheil, es ist mir ganz lieb, wenn ich sie sagen darf.“ Die Rede sprudelte ihr von der Zunge. „Ich kam mit dem Inserat zu Marien und trug den Brief fertig in der Tasche. Es kostete viel Ueberredung, ehe sie mir erlaubte ihn abzusenden. Aus längstgefühltem Mitleid mit ihrer unglücklichen Lage hatte ich die Worte aufgesetzt, wenn

Herr Lippold es wissen will, und wenn Sie, Herr Fischbach, wissen wollen, warum meine arme Freundin endlich darauf einging, sich dem Wittwer antragen zu lassen, so ist Ihr Sohn Rudolph daran Schuld."

„Mein Rudolph?" Fischbach stand frappirt, seinem Nebenmann sauste es vor den Ohren.

„Allerdings!" behauptete Pauline. „Marie liebt ihn, und früher dachten wir, er hätte sie auch lieb. Auf einmal aber blieb er ohne Grund weg, läßt sich nicht mehr hier sehen, und gestern, gerade als ich herkam, geht er am offenen Fenster vorüber und gönnt Marien kaum einen oberflächlichen Gruß. Das stieß dem Faß den Boden aus. Es ist klar: er macht sich Nichts mehr aus ihr, hat früher nur so gethan und läuft jetzt Gott weiß welcher Schürze nach."

„Ich danke Ihnen!" rief Fischbach.

Sie knixte schnippisch: „Bitte sehr! Aber ich wünsche ihm, das er recht übel ankommt; denn Marien nicht treu zu bleiben, die jeden Mann glücklich machen muß —" Fischbach ließ sie nicht enden, er hob beide Hände: „Einzige Seele —"

„Ja," schnitt sie ihrerseits ab, „ich bin die einzige Seele, die tiefen Theil an der armen Marie nimmt!"

„Sie sind ein Engel, geradezu ein Engel!" Dabei ergriff der alte Mann des Mädchens Arm. „Und Sie müssen uns weiter helfen; denn soviel an uns liegt, soll Ihr Brief zu Mariens Glück führen!"

„Was? Wie?" fragte sie mit zweifelndem Blick auf beide Männer.

„Ja, ja doch, Kind!" versicherte Fischbach. „Jetzt thu' Du auch den Mund auf, Lippold!"

Der Angeredete begann mit unsicherem Ton, aus dem ungewöhnliche Weichheit klang: „Daß ich ein schlechter Vater gewesen, hätte mir vielleicht schon früher eingeleuchtet, wenn Marie sich jemals laut beschwert hätte. Von selbst fiel ich nie darauf, weil man zu wenig über sich nachdenkt und immer mit sich vollkommen zufrieden ist, so lange Einen kein Andrer schüttelt. Sie sollen aber jetzt sehen, Pauline, wie Ihr Wink mit dem Laternenpfahl hilft. Marie wirds von Stunde an gut bei mir haben!"

„Wirklich?" rief Pauline, und ihr ganzes Gesicht verklärte sich.

Wer Etwas ehrlich meint, betheuert es nicht doppelt und dreifach. So wiederholte auch Lippold sein Gelöbniß nicht, sondern fuhr fort: „Und um eine Mitgift, wenn sie einmal heirathet, braucht ihr nicht bange zu sein."

„Aber den Wittwer heirathet sie auf keinen Fall!" fügte Fischbach nachdrücklich hinzu.

Jetzt wurde Pauline zutraulich: „Sagen Sie, wer ist denn der Wittwer? Sie müssen's doch wissen?" Hierbei deutete sie auf ihren Brief.

„Natürlich weiß ich's", nickte Fischbach. „Er kam zu mir mit dem Brief und zog mich ins Vertrauen, ob ich nicht ebenfalls meinte, die unterzeichnete Marie sei Lippold's Tochter."

„Sehen Sie, Herr Lippold", kehrte Pauline sich zu diesem, „so hat sich's schon in der Stadt herumgesprochen, wie Sie mit Marien umgegangen.

„Er wird sich ja ändern," nahm Fischbach dem Reuigen die Entgegnung ab und knüpfte an: „um ihm aber schwarz auf weiß zu zeigen, in welchen Geruch er sich gebracht, bat ich mir das Document von dem Wittwer für ihn aus. Er erkannte sofort Ihre Handschrift, liebes Kind, und das Uebrige können Sie sich allein sagen."

„Also so hängt es zusammen?“ lächelte das Mädchen, dem treuherzigen Ton des alten Mannes unbedingten Glauben schenkend.

Fischbach vollendete sein Lügengewebe: „Das heißt dem Wittwer habe ich seinen Verdacht auszureden gesucht, um meinen alten Freund Lippold nicht noch stärker zu compromittiren, und jetzt werde ich zu ihm gehen: mein lieber Geschäftsfreund, Sie sind total auf dem Holzwege, Lippold hat die Handschrift recognoscirt, es ist durchaus nicht die seiner Marie!“

„Wenn Sie das vorhaben, Herr Fischbach,“ versetzte Pauline ernst, „dann will ich auch nicht indiscret sein und nach dem Namen fragen. Vielleicht bekommt der Herr noch andre Adressen. Mich kümmert er nicht weiter, wenn für meine Marie gesorgt ist. Doch hören Sie, Ihr Rudolph —“

„Still, Püppchen!“ gebot der Vater des treulosen Liebhabers sanft, „mit meinem Jungen werde ich reden, wenn ich mit Ihnen fertig bin!“

Pauline begriff ihn nicht: „Mit mir?“

„Ich habe Ihnen erklärt, daß wir auf Ihren ferneren Beistand rechnen. In Ihrem geschätzten Schreiben wird der angehende Fünfziger aufgefordert, einen Ort zur Zusammenkunft mit Marien zu bestimmen.“

„Da wollte ich mich einfinden,“ gestand Pauline, „um zuvörderst zu sehen, wie die Persönlichkeit ist, und ob ich's verantworten könnte, wenn ich ihn in Berührung mit Marien selbst brächte.“

Hier mußte Fischbach laut lachen: „So klug ist er aber auch, Fräulein Pauline, daß er zuerst einen Andern als Plänkler vorzuschicken beabsichtigt. Und zwar sollte ich derjenige sein, welcher!“ Er lachte aufs Neue und steckte das junge Mädchen damit an. Lippold blieb der Einzige, der nicht in Heiterkeit gerieth. Seine Züge behielten ihren Ernst, nur ein verstohlener Blick, den er mit Fischbach wechselte, drückte diesem seine tiefe Dankbarkeit dafür aus, daß der Freund Paulinen über die Person des Heirathscandidaten so gründlich getäuscht. Nachdem das Lachduett aufgehört, forschte das Mädchen:

„Aber was soll denn nun geschehen? Ich wollte heut nach Tische im Intelligenz-Comptoir vorsprechen, um Nichts zu versäumen, falls unser zehnjähriger Wittmann schon diesen Nachmittag eine persönliche Begegnung wünschte.“

„Die Umstände sparen Sie jetzt,“ sagte Fischbach. „Doch Marie muß über den wahren Sachverhalt im Dunkeln bleiben. Sie sind daher so gütig, Paulinchen, kommen am Nachmittag zu ihr und bringen den Bescheid, Sie wären vergeblich im Comtoir gewesen, der Wittwer hätte nicht auf ihren Brief geantwortet —“ plötzlich unterbrach Fischbach sich selbst — „halt, da fällt mir ein besserer Abschluß ein!“

„Nun?“ rief das Mädchen gespannt.

„Sie bemühen sich doch in das Comtoir,“ änderte er seine Weisung, „Sie sollen eine passende Antwort für Marien finden.“

„Gut, wie Sie wollen, Herr Fischbach!“

„Ich schreibe sie gleich hier,“ fuhr er fort, „Lippold, gib mir Papier und Feder, und ich trage sie eigenhändig ins Bureau.“

Auf einmal bildeten sich in Paulinens Wangen Grübchen, aus denen kleine Kobolde hervorguckten: „Wie lange brauchen Sie zum Schreiben, Herr Fischbach?“

„Warum?“

„Ich frage nur.“

„Ja, so ganz geschwind geht's überhaupt nicht mehr bei mir, Kind, und zudem muß ich meine Handschrift einigermaßen verstellen.“

„Dauert's wohl ein halb Stündchen?“

„Mindestens! Aber warum denn in aller Welt?“

Der weibliche Schalk machte eine äußerst zierliche Verbeugung. „Guten Morgen, meine Herren!“ und war im Moment zur Thüre hinaus.

„Was hat sie? Sie hat Etwas! sagte Fischbach.

„Ich weiß es nicht,“ zuckte Lippold die Achsel.

„Wir können's abwarten,“ entschied der Vorige, „laß sie laufen und gib mir Tinte!“

Lippold schloß sein Cylinder-Bureau auf und holte dem Freunde einen bequemen Sessel. Beim ersten Wort, das Fischbach schrieb, recensirte er: „Du hast aber mechante Federn!“ Mühsam kritzelte er weiter.

* * *

Pauline schlüpfte wie ein Aal durch das Straßengewühl. Als sie vor der Firma eines großen Weißwaarengeschäftes stand, sah sie nach ihrer Uhr; sie hatte von Lippold's Wohnung sieben Minuten gebraucht, bis ihr von der Spiegelscheibe des Schaufensters die Metall-Lettern entgegenglänzten: „Fischbach und Sohn“. Eilig trat sie in den Laden. Er war ziemlich gefüllt von Käuferinnen, sodaß die bedienenden jungen Mädchen und Commis vollauf zu thun hatten. Trotzdem verließ ein eleganter Jüngling die Dame, der er gerade mehrere Stücke Zeug zur Auswahl vorgelegt, und näherte sich der neuen Erscheinung mit Grazie: „Sie befehlen, mein Fräulein?“

„Ich will Nichts kaufen, ich wünsche Herrn Rudolph Fischbach zu sprechen.“

Der Commis verneigte sich: „Sogleich!“ Er flog in den hintersten Winkel des Ladens, wo das größte Gedränge herrschte, aus dem Pauline bei ihrer kleinen Figur den Gesuchten nicht herauszufinden vermochte. Nur wenige Secunden und Herr Rudolph Fischbach tauchte auf. Als er des jungen Mädchens ansichtig ward, nahm er größere Schritte. Er war von mittlerer, gedrungener Gestalt, die ungeachtet ihrer sechsundzwanzig Jahre bereits Anlage zur Corpulenz zeigte. Gegen die fast mädchenhaft weiße Hautfarbe des bartlosen Gesichts stachen die schwarzen Augen und das kurzgelockte schwarze Kopfhaar angenehm ab. An Rudolph's Aeußerem wäre nichts zu bemängeln gewesen, hätte ihm nicht das linke Ohrläppchen gefehlt; doch durfte er ohne Erröthen gestehen, in welchem Handgemenge er es eingebüßt: bei Mars la Tour, wo er als freiwilliger Dragoner mitgefochten, hatte ihn ein französischer Säbel gestreift, dem er die leichte Beschädigung schwer heimgezahlt. Die Kundinnen, die seit Jahren bei Fischbach und Sohn kauften, waren sämmtlich von dem Vorgang unterrichtet; dafür hatte nicht Rudolph, wohl aber „der alte Herr“ in verzeihlichem Vaterstolz gesorgt.

Mit offenbarer Freude begrüßte der junge Mann Paulinen. Aber er hatte nur ihren Namen ausgesprochen, als sie ihm winkte, mit ihr an die Seite zu treten, und flüsterte: „Ihr Geschäft blüht zwar üppig, allein Sie müssen auf der Stelle fort!“

„Wohin?“

„Zu Ihrem Vater!“

Rudolph erschrak in allen Gliedern: „Um Gotteswillen, was ist geschehen?“

„Nichts Schlimmes!“ beschwichtigte sie. „Er läßt Sie bitten, augenblicklich zu Lippold zu kommen.“

Die Miene des Hörers verfinsterte sich: „Zu Lippold?“

Das Mädchen achtete scheinbar nicht darauf: „Er erwartet Sie mit Bestimmtheit. Ich war zufällig bei meiner Freundin Marie und hörte, daß Ihr Vater nach Ihnen schicken wollte. Ich gehe vorbei, Herr Fischbach, sagte ich, ich werd' es Herrn Rudolph bestellen.“

„Ich danke Ihnen sehr, Fräulein Pauline, aber was kann mein Vater so Dringendes wollen?“

„Ich weiß nur, daß es eben fürchterlich dringend ist, also leben Sie wohl!“ Sie verschwand, ehe er noch eine Frage stellen konnte. Da drehte er sich kurz um, ließ sich den Hut reichen, gab dem Geschäftspersonal einige Aufträge für den Fall, daß er in einer Stunde nicht wieder zurück sei, und warf sich draußen in die erste Droschke, deren er habhaft wurde, um schneller zum Ziel zu kommen. Während er auf dem halbversteinerten Polster hin und her gerüttelt saß, murmelte er kopfschüttelnd: „Komisch! Er citirt mich zu Lippold, und ich habe ihn doch merken lassen, daß mir der Mann zuwider ist?“ Die Ursache blieb ihm räthselhaft, so angestrengt er auch grübelte. Da hielt die Carrosse.

Die weiße Perrücke hatte sich mit der mechanten Feder möglichst kurz gefaßt und soeben den letzten Schnörkel der Chiffre auf die Adresse gemalt, als es an der Thür läutete. In dem Glauben, es sei Marie, die Einlaß begehre, hieß er seinen Freund Lippold mit dem Oeffnen warten, bis er sein Geschreibsel in die Tasche praktizirt. Lippold widersprach zwar gleich, es müsse Jemand anders sein, denn seine Tochter pflege über den Hof durch die Küche zu gehen, indeß Fischbach meinte, Vorsicht könne nie schaden. Nun erfolgte ein zweites Läuten, und so gewaltig, daß der Schreiber selbst vom Stuhl in die Höhe fuhr. Lippold entriegelte den Eingang, Rudolph stand vor ihm: „Wo ist mein Vater?“

„Der Tausend, Du, mein Junge?“ fragte Fischbach dagegen.

„Gott sei Dank!“ rief der Sohn und setzte gleichgültig hinzu: „Guten Tag, Herr Lippold, ich zitterte schon, meinem Vater sei ein Unglück zugestoßen!“

„Mir?“ wunderte sich der Bezeichnete. „Woher weißt Du denn überhaupt, daß ich hier bin?“

Jetzt war es an Rudolph, sich zu wundern: „Du hast mich ja Hals über Kopf herverlangt, Vater?“

„Ich?“

„Alle Hagel,“ eiferte der junge Mann, „was fällt der Närrin ein? Pauline Braunschweig kommt ins Geschäft —“

„Pauline?“ rief der Vater dazwischen. „Ein Blitzmädel das!“

„Du lachst, Vater? Ja, sei so gut und erkläre mir —“

„Beruhige Dich, mein Junge! Mir geht auch erst allmälig ein Licht auf, was Fräulein Pauline mit der Schelmerei bezweckt haben kann. Sie behauptete, Du wärst aus diesen Räumen ohne Grund weggeblieben.“

„Ohne Grund? O nein!“ versetzte Rudolph rasch, indem er einen zornblitzenden Blick seitwärts nach Lippold warf.

„So laß einmal den Grund hören!“ forderte der Vater.

Statt dessen fragte Rudolph etwas leiser: „Wo ist Fräulein Marie?"

„Sie war," unterrichtete ihn der Vorige, „schon nicht mehr anwesend, als Paulinchen kam."

„Dann hat die Hexe doppelt gelogen!" grollte der vormalige Dragoner.

„Du sollst Alles erfahren, Rudolph," wurde ihm in Aussicht gestellt, „wenn Du unter uns Männern rund heraus antwortest, ob Du jemals daran gedacht, Marien zu meiner Tochter zu machen."

„Ja, lieber Vater!" erklärte der Sohn. „Ich habe daran gedacht und denke noch daran, aber — es geht nicht; denn man heirathet nicht ein Mädchen allein, man heirathet die Angehörigen gewissermaßen mit. Ich muß mich ungeschminkt aussprechen: ein Schwiegervater wie Herr Lippold paßt nicht für mich!"

Die Invective war zu stark für den Betroffenen. „Junger Mensch!" brauste Lippold auf, als wollte er ihm zu Leibe.

Doch der junge Mensch zeigte sich dem Gegner an Muth gewachsen und in Worten überlegen; denn er fuhr energisch fort: „Sie haben mich aus Ihrem Hause verscheucht, Sie allein! Meine Gegenwart hielt Sie eines Tages nicht ab, Ihre Tochter einer Bagatelle wegen in der heftigsten Weise anzufahren. Das arme Kind schwieg, in mir aber, Herr Lippold, kochte es. Ich sagte mir, daß ich am ersten Tage meiner Ehe Ihnen meine Thür verbieten müßte. In welche Lage käme dadurch Marie?"

Er hielt inne. Lippold hatte die Augen niedergeschlagen und war blaß geworden. Fischbach Vater deutete auf ihn und sprach zu seinem Sohn: „Das hat ihm nur noch gefehlt, er macht heut alle Stationen eines russischen Bades durch." Dann klopfte er auf Lippold's Schulter: „Siehst Du, so windelweich mußtest Du werden!" Der hart Mitgenommene erwiderte Nichts, sah auch nicht auf, sondern schlich geknickt ins Nebenzimmer. Seine Entfernung benutzte Fischbach und setzte den gespannt zuhörenden Rudolph von allen Vorfällen seit dem verwichenen Abend in Kenntniß. Das Auge des jungen Mannes ward von Minute zu Minute heller. Zuletzt umarmte er den Berichterstatter: „Vater, ich heirathe Marien!" Dann lief er an die Seitenthür und rief hinein: „Herr Lippold!"

Dieser kam wie ein folgsames Kind, das Taschentuch am Gesicht. „Hat Dir die Nase geblutet?" fragte Fischbach mit leisem Spott.

„Das Herz!" entgegnete der Andre, und seine Lider feuchteten sich noch einmal. „Aber Ihr seid kein Haar besser, als ich!"

„Was? Wir?" Fischbach warf den Kopf zurück.

Auch Lippold richtete sich in die Höhe: „Heißt das Freundschaft, hinter meinem Rücken zu knurren und zu murren? Warum hat mir Keiner längst seine Meinung ins Gesicht gesagt?"

Ungesäumt erwiderte ihm Rudolph: „Ich wartete nur darauf, Sie sollten meinen Vater einmal fragen, warum ich so lange nicht hiergewesen. Aber täglich haben Sie Ihr Sechsundsechzig gespielt, ohne eine Sylbe von mir zu erwähnen, weil Ihnen Ihre Tochter und jeder Andre ganz gleichgültig ist. Sie sind der eingefleischte Egoist! Wie wären Sie sonst auch noch bei Ihren Jahren auf Heirathsgedanken gekommen?"

Lippold schwieg wiederum, dafür erhob der Mund unter der weißen Perrücke seine Stimme: „Jetzt will ich Dir sagen, alter Hans, was ich mir vorgenommen, wenn die Sache anders kam. Ein hübsches und gutes Mädchen hätte ich Dir nicht ausgesucht,

aber wo möglich einen Drachen, vor dem Du gleich bei der ersten Begegnung zurückgefahren wärst! Auf die Art wollte ich Dich curiren, das Schicksal hat's besser gemacht!"

Lippold stieß einen Seufzer aus, sein Ton zitterte: „Rudolph, wenn meine Tochter Ihre Frau geworden, ziehe ich in eine kleine Stadt!"

„O, sei so freundlich!" rief der alte Fischbach. „Mit wem soll ich nachher meine Parthie machen?"

„Hören Sie einen andern Vorschlag!" lächelte Rudolph. „Sie bleiben in Berlin und machen Ihre Parthie mit dem Vater künftig bei uns! Für das nöthige Weißbier wird Marie sorgen." Lippold sah ihn ungewiß an. War das Ernst? Rudolph merkte, wie Jener zweifelte, und fuhr fort: „Sie brauchen dann nicht mehr in die Bierstube zum Spiel zu gehen. Und Ostern wird eine kleine Wohnung bei uns leer, dann brauchen Sie, wenn Sie die Karten weglegen, auch nicht mehr nach Hause zu gehen."

Das Anerbieten wirkte überwältigend. Lippold griff mit beiden Händen nach denen des jungen Mannes: „Rudolph!" Im nächsten Augenblick jedoch kehrte er sich ab, um seine Erschütterung zu verbergen.

„Jetzt gehen wir, mein Junge!" erklärte Fischbach, seinen Stammhalter wohlgefällig betrachtend. „Ich muß ins Intelligenz-Comtoir. Nachmittag lassen wir Marien erst ruhig durch Paulinen mein Scriptum übermitteln, dann siehst Du uns wieder, Lippold, und wir bringen unsere Mutter mit!"

Vater und Sohn gingen Arm in Arm davon. Nicht lange, so kehrte Marie von ihrer „Comission" zurück. Lippold hatte sie zu einem entfernt wohnenden Rechtsanwalt geschickt und fragen lassen, ob derselbe an einem der nächsten Vormittage zu sprechen sei. Der Bescheid lautete bejahend. „Ich danke Dir, mein Kind!" sagte Lippold.

Das Mädchen stutzte. Seit wann hatte der Vater sie nicht „mein Kind" genannt? Und wie sanft er heut sprach? Sie war nur an einen barschen Ton gewöhnt. Doch hütete sie sich wohl, ihr Befremden laut zu äußern, aus Furcht, er möchte sofort in seine hergebrachte Manier zurückfallen. Sie begab sich in die Küche. Die Essenszeit kam, Marie trug die Suppe auf. Wie immer, legte sie dem Vater vor. Sonst nahm er stumm seinen Löffel, heut sagte er: „Ich danke, liebe Marie!" Fast entglitt ihr der gefüllte Teller. Hatte sie recht vernommen? Liebe Marie? Es klang ihr wie leise Musik vor den Ohren. Erwartungsvoll setzte sie sich nieder, ob noch ein Hauch der Zärtlichkeit seinen Lippen entströmen würde, aber das Mahl ging unter tiefem Schweigen vorüber. Das Hauptgericht berührte Lippold kaum. Da hob die Tochter schüchtern an: „Ißt Du denn heut nicht mehr, Vater?"

Ohne sie anzublicken, versetzte er: „Ich bin satt, mein gutes Kind!"

In dem Moment war sie's auch. Sie sein gutes Kind? Gelobt hatte er sie nie, wenigstens wußte sie sich dessen nicht zu erinnern. Lippold stand vom Tisch auf: „Gesegnete Mahlzeit!" und reichte ihr die Hand. Auch das war nie geschehen. Aber immer noch wagte sie nicht, zu forschen, woher die Veränderung rühre. Sie ließ ihn in sein Schlafzimmer gehen, wo er Mittagsruhe zu halten pflegte, und brachte ihm die verdeckte Tasse Kaffee, die sie regelmäßig geräuschlos in seine Nähe stellte, daß er sie beim Erwachen fand. Als sie's heute that, schien ihr der Vater nicht wirklich zu schlummern, sondern sie durch die Wimpern verstohlen anzublinzeln, und schon nach fünf Minuten hörte sie ihn die Stiefel anziehen, während er sonst das Sopha über eine Stunde drückte. Bald darauf trat er, zum Ausgehen gerüstet, in den Wohnraum, näherte sich Marien,

die am Fenstertisch nähte, und — das Unerhörte ereignete sich: er küßte sie auf die Stirn: „Adieu, meine Tochter!“ Aber als hätte er sich des Kusses zu schämen, eilte er hinaus. Dem Mädchen wäre beinahe ein Schrei des Schreckens entfahren, und doch ward ihr so wohl, so heimlich wohl, wie wenn ein Frosterstarrter die ersten Regungen der wiedererwachenden Blutwärme spürt. Es war weder Traum, noch Sinnentrug, daß der väterliche Mund ihre Stirn sanft berührt, Marie hatte also doch einen Platz in Lippold's Herzen, sie war nicht völlig ungeliebt von ihm, wie sie bisher gedacht.

Eine Stimmung überkam sie, eine eigenthümliche Bewegung, daß die Nadel keinen Stich mehr zu thun vermochte. Marie mußte aufstehen, von einer Ecke der Stube in die andere, sie hätte gern geweint oder gelacht, sie konnte Dies so wenig wie Jenes. In ihrer Unruhe lehnte sie sich endlich über die Nelkentöpfe hinweg aus dem Fenster. Sie blickte die Straße rechts, die Straße links hinunter. Den Vater entdeckte sie nicht unter den Fußgängern, allein eine andere bekannte Gestalt erschien plötzlich an der nahen Ecke: Pauline. Rasch zog Marie den Kopf zurück und ließ die Thür aufspringen, in der sie stehen blieb, bis die Freundin im Hause war.

„Hast Du mich schon erwartet?“ lispelte Pauline.

„Nein, aber gesehen!“

Das Zimmer schloß sich. Pauline strahlte, indem sie Marien ein Billet hinhielt: „Da, von unsrem Wittwer! Er muß selbst im Comptoir gewesen sein; denn seine Antwort trägt kein Postzeichen.“

Marie nahm schweigend das papierne Rechteck, löste die Hülle und las:

„Geehrtes Fräulein!

Schreiber dieses dankt Ihnen aufs herzlichste, daß Sie seinem Inserat Beachtung geschenkt. Aber —“

„Was aber?“ fiel Pauline mit lebhafter Neugier ein. Die Leserin fuhr fort:

„Aber ich kann Ihre gütige Offerte unmöglich annehmen. Um Ihrer selbst willen kann ich es nicht. Ein Mädchen von achtzehn Jahren darf andere Ansprüche an ihren Gatten stellen als ein Mann in den Fünfzigen zu erfüllen im Stande ist. Sollte ich wieder eine Ehe schließen, so müßte meine zweite Frau mindestens die Dreißig überschritten haben. Ihnen, liebes Kind, wünsche ich Geduld im väterlichen Hause, bis ein Jüngerer, als ich, Sie aus Ihrer Pein erlöst, und ich hoffe, daß sich bald ein solcher findet. Ergebenst N. N.“

Marie faltete das Blatt zusammen, ohne den lauernden Blick Paulinens zu bemerken, und sagte: „So ists gut, nimm die Antwort wieder mit und vernichte sie. Ich würde mich jetzt dem Herrn unter keiner Bedingung mehr genähert haben; denn mein Vater ist seit Mittag sehr gut gegen mich.“

„Ach, was Du sagst!“ rief die Freundin. Es gelang ihr trefflich, die Ueberraschte zu spielen. „Wie kommt das?“

„Ich weiß es nicht, aber Du solltest ihn sehen, Pauline, er ist wie umgewandelt.“

„Fräulein Marie!“ tönte bei ihrem letzten Wort ein lauter Anruf zum Fenster herein. Ihr Puls stockte, obgleich sie den Rufer nicht sah. Sie kannte ihn gar zu wohl an der Stimme. Pauline kannte ihn nicht minder, stellte sich indessen fortgesetzt dumm und lief an die Blumentöpfe: „Wer ist denn das? Ach, Herr Rudolph Fischbach?“

„Sie da, Fräulein Pauline?“

„Aufzuwarten, und werde Ihnen als Portier dienen!“ Sie that es. Marie rührte

sich nicht; ihre Verwirrung fesselte sie an den Fleck, wo sie stand; sie fühlte, wie es in ihren Schläfen pochte.

Der Mann mit dem fehlenden Ohrläppchen erschien. Sein erster Blick fiel auf Marien, doch er wollte ihre Alteration nicht bemerken, sondern warf leicht hin: „Ich muß doch einmal wieder sehen, wie es Ihnen geht."

Unaufgefordert übernahm Pauline die Entgegnung: „Sehr gnädig! Wir glaubten schon, Sie hätten total vergessen, daß wir noch auf der Welt."

„Glaubten Sie das wirklich, Marie?" wandte Rudolph sich an diese. Da sie kein Wort fand, sprach er weiter: „Besondere Umstände hielten mich die Zeit her fern, aber heut Vormittag benutzte ich die erste freie Stunde, Ihren Vater zu besuchen."

Jetzt schlug Marie die Augen zu ihm auf: „Sie waren bei meinem Vater? Davon hat er mir nichts gesagt."

„Ich danke ihm dafür," versetzte Rudolph: „denn er weiß, weshalb ich jetzt zu Ihnen komme."

„Nun?" mischte Pauline sich ein. „Ist's ein Familiengeheimniß, so verschwinde ich, mein Herr!"

Er schüttelte: „Mariens vertrauteste oder einzig vertraute Freundin kann dreist hören, welche Frage ich auf dem Herzen habe."

„Also welche, Mylord?"

„Ob Marie binnen heut und vier Wochen mein liebes Weib werden will."

„Willst Du?" rief Pauline.

Keine Antwort, aber Marie lag an ihrem Halse und preßte die Stirn auf ihre Schulter. „Schatz, Du geräthst an die falsche Adresse, dort wohnen die Leute!" sprach das umschlungene Mädchen und drängte die Andre von sich weg in Rudolph's Arme. Er mußte Kraft aufbieten, sie zu halten; denn Marie brach in krampfähnliches Schluchzen aus, und ihre Glieder zuckten wie von elektrischen Funken getroffen. Pauline und Rudolph wußten wohl, warum. Der junge Mann zog die Geliebte ans Sopha, bettete sie darauf und trat ihr zu Häupten, die Hand auf ihr Haar legend. Das war die beste Besänftigung der fiebernden Seele. Pauline stand der Ruhenden zu Füßen und murmelte: „Unsinn! Bekomme ich den Schlucken!" Sie fuhr dabei geschwind mit dem Tuch über die Augen.

Mariens Erregtheit ließ nach. Ein Lächeln schwebte über ihre Züge, das sie schön erscheinen ließ. Sie schaute empor: „Rudolph!"

Er beugte sich sanft nieder: „Meine Marie!"

Ehe er's wehren konnte, zog sie seine Hand an ihre warmen Lippen: „Nun weiß ich, warum der Vater so gut geworden. Weil Du mich liebst, liebt er mich auch!" Rudolph schloß ihr den Mund mit einem langen Kuß.

„Kinder, seht doch, seht!" Mit dem Ausruf sprang Pauline ans Fenster. „Wer segelt da über die Straße? Arm in Arm Mama und Papa Fischbach! Ihre Mutter in Gala, Herr Rudolph, Ihr Vater hat sich blos ein frisches Jabot zugelegt! Gott, wie galant Herr Lippold der alten Dame über den Rinnstein hilft!" — —

Den Rest unsrer Geschichte kann sich der gefällige Leser selbst erzählen. Nur einen kleinen Nachtrag sind wir zu liefern verpflichtet. An Paulinen bewährte sich der alte Aberglaube, daß eine Hochzeit immer eine Verlobung stiftet. Als Fräulein Braunschweig ihre Brautjungferrolle bei der Freundin spielte, lernte sie unter den Gästen einen jungen

Arzt kennen, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als sich in seine anmuthige Tischnachbarin zu verlieben. Im letzten „wunderschönen Monat Mai“ ist sie Frau Doctorin geworden, nachdem sie drei Vierteljahre den Ring an der Linken getragen. Bei der feierlichen Gelegenheit, die ihn an die Rechte verpflanzte, trank Vater Fischbach sich einen der nie aus der Mode kommenden Haarbeutel, sein Freund Lippold sagte: „Du hast einen Chignon, Alter!“ was die weiße Perrücke durchaus nicht Wort haben wollte, und zum Beweis, wie vollständig er noch Herr seiner Zunge sei, rief der protestirende Greis sein Schwiegertöchterchen, an seine Seite und erzählte ihr in Lippold's Beisein von einem gewissen Wittwer, von seinem Intelligenzblatt-Inserat und so weiter und so weiter. Rudolph war zwar etwas ungehalten darüber; denn er hatte das Geheimniß sorglich vor seiner Marie bewahrt; da es nun aber einmal nicht mehr zu begraben war, stieß er mit Lippold auf das innige Verhältniß an, welches sich zwischen diesem und der jungen Frau gebildet, die jetzt von dem ehemals so schroffen Vater buchstäblich auf Händen getragen wird. Seit Mariens Vermählung hatte Lippold jeden Tag des Herbstes und Winters einzeln in seinem Kalender durchstrichen, bis Ostern herankam und er zu seiner Tochter ziehen durfte. Unter ihrem Dach bemüht er sich redlich, an Liebe nachzuholen, was er unter seinem eigenen versäumt, und berechnet allmorgendlich mit Ungeduld den Termin, an dem er Großpapa zu werden hofft.

Gegenüber.

Gedicht von **Mila Lumi.**

I.

Das schattenhafte Angesicht
Mit seinem dunklen Lockenrahmen,
Das einsam bei der Lampe Licht
Hinträumt — ich kenne seinen Namen.

Es stammt aus einer fernen Welt,
Es mahnt mit reglos bleichen Lippen
Mich an ein Fahrzeug, das zerschellt
Auf hoher See, an scharfen Klippen.

II.

Wiedersehen? hohle Phrase,
Denn ich seh durch meine Scheiben,
Hinter Deinem Fensterglase
Täglich Dein geschäftlich Treiben.

Wiedersprechen? leere Worte,
Wiederfinden? Wiedermeiden,
Wieder an des Glückes Pforte
Zagend stehn, und elend scheiden . . .

III.

Je weiter fort,
Je weiter hinaus,
Desto besser für Dich!
Je ferner der Ort,
Je ferner das Haus
Desto besser für mich . . .
Sonst kommt der Tag
Wo mit einem Schlag

Das Haus in Feuer stünde!
Wo hinüber zu Dir
Und herüber zu mir
Lohte die flammende Sünde . . .
Je weiter fort
Desto besser für Dich,
Je ferner der Ort
Desto besser für mich.

IV.

Ein Jahr! . . . Und wieder ein langes Jahr . . .
Viel endlose öde Tage —
Ohne Licht — ohne Klage —
Ohne Hoffnung! — Freudenleer.

Ein Jahr! . . . Und noch ein langes Jahr . . .
Und endlich schließt sich die Wunde.
Dann kommt eine Stunde,
Nach welcher Alles nur — war . . .

V.

Bin ich noch jung? Sind meine Züge
Gleich meinem Herzen starr und alt?
Hat nicht die stete Friedenslüge
Schon über meinen Leib Gewalt? —

Bin ich noch jung? Zuweilen sage
Ich mir. Dein Auge und Dein Mund,
Gibt stumme Antwort auf die Frage,
Ach sinnbethörend süße kund.

VI.

Wenn von verwehten Glückespfaden
Zuweilen sacht herüberstreift,
Ein schattengleicher Sommerfaden
Der in den lauen Lüften schweift:

Dann muß ich plötzlich bitter weinen,
Weil Alles so erlosch im Sand
Und weil ich keinen — keinen — keinen —
Der heißersehnten Pfade fand.

Dramatische Wildlinge.

Skizze

von Dr. R. Tyrolt.

Es war zur Zeit meines ersten Engagements in der alten Festungsstadt Ollmütz, an einem der letzten Tage des Monats Januar 1871, als unser gemüthlicher Director und trefflicher Komiker Csernitz in die Sauer'sche Restauration trat und mir und meinem Tischgenossen, Redacteur Betbur den Vorschlag machte, mit ihm heute Nachmittag eine Schlittenpartie nach dem 2 Stunden entfernten Städtchen Sternberg zu unternehmen. Wir waren schnell bereite Theilnehmer, umsomehr als Csernitz uns mittheilte, daß sich eine herumziehende Schauspielertruppe seit kurzem in Sternberg aufhalte, und wir, heute als einem Sonntage, sicherlich Gelegenheit finden dürften, einer „höchst anzurecommandirenden" Vorstellung derselben beizuwohnen. Ich gehörte seit wenigen Monaten der Bühne an, hatte erst vor einigen Tagen Holtei's „letzten Comödianten" aus der Hand gelegt — was Wunder, daß der Vorschlag meines Directors bei mir das größte Interesse erregte, das Leben und Treiben einer „Theaterschmiere" durch eigene Anschauung kennen zu lernen.

Nachmittags 3 Uhr kutschirten wir denn auch, in tüchtiges Pelzwerk gehüllt, beim Festungsthore hinaus, und bald hallte lustiges Schellengeläute zwischen den einsamen, schneebedeckten Wällen und Schanzgräben; nicht lange dauerte es, hatten wir das Festungsterrain hinter uns, und dahin flogen wir auf gerader, schneeiger Bahn dem kleinen Fabriksstädtchen zu. Mit dem Glockenschlage 5 hielten wir als lebendige Eiszapfen vor dem ersten Gasthause des Ortes und stürmten sofort in die behagliche Wirthsstube, um beim traulichen Papa Kachelofen aufzuthauen und unsere halberfrorenen Lebensgeister durch dampfenden Mokka wieder aufzufrischen.

Auf einem der Tische lag ein geschriebener Theaterzettel, auf dem zu lesen war, daß „heute Sonntag den 22. Januar 1871 allhier unter löblicher Direction der Madame Thalbrük im großen Tanzsaale des Gasthauses aufgeführt wird: „Katharina Howard oder Krone, Schaffot und Gruft." „Großes, historisches Trauerspiel in 6 Akten nebst einem Vorspiele." Hierauf folgte der Personenausweis. Anfang um $^1/_2$7 Uhr.

Als ich so erfahren, daß wir uns hier im Comödienhause befanden, konnte ich meine Neugierde nicht länger bezähmen, sondern eilte über die Treppe hinauf in den noch in Dunkel gehüllten Tanzsaal. Am andern Ende des großen Raumes sah ich beim Lichte einer Talgkerze zwei Personen vor einem Vorhange beschäftigt, der große Aehnlichkeit

mit einem Betttuche hatte. Ich näherte mich, über einige „Sperrsitze“ stolpernd, dem Paare. Ein Mann und eine Frau befestigten an der Rampe der Bühne Oellampen. In der Frau, die zufällig eine große papierene Krone auf dem Haupte trug, lernte ich die Prinzipalin selbst, Madame Thalbrük kennen; ihr Gehilfe war das Factotum der Gesellschaft, Herr Christel, Rollen- und Zettelschreiber, Souffleur, Beleuchter und „zärtlicher Vater“.

Nachdem ich mich den Beiden vorgestellt und ihnen den Zweck unseres Besuches, der heutigen Aufführung beizuwohnen, mitgetheilt hatte, wurden Prinzipalin und Factotum unendlich liebenswürdig und fühlten sich „äußerst geschmeichelt“. Madame Thalbrük, die nebenbei gesagt das „scheenste“ Sächsisch parlirte, bedauerte nur, „daß de kleene Pihne keene Gelegenheit nich biedet, sich in die Tragedie auszubreiten,“ wogegen Herr Christel seinerseits wieder bedauerte, daß wir nicht an einem Wochentage gekommen sind, da hätten wir ein Lustspiel zu sehen bekommen, und das Lustspiel ist — wie er meinte — „unsere stärkste Seite“. Ich ersuchte, drei Sitze, wenn möglich in der ersten Reihe, für uns zurückzubehalten und empfahl mich, zu meinen Freunden zurückkehrend.

Ich war kaum einige Minuten im Gastzimmer, als das Factotum, Herr Christel erschien und sich in höchst devoter Weise erbot, uns Gesellschaft zu leisten, da er seinen Funktionen bereits nachgekommen und heute Abend leider in einer ganz unbedeutenden Rolle beschäftigt sei. Wir nahmen seine Selbsteinladung freundlichst an und nun begann der gute Herr Christel auf unsere Fragen ein Langes und Breites von den Verhältnissen seiner Gesellschaft, der er bereits, wie er sagte, seit 10 Jahren die „Ehre habe anzugehören“ — zu erzählen. Da wir ein Trockenwerden seiner Kehle selbstverständlich nicht aufkommen ließen, plauderte uns der gemüthliche Kautz die Zeit bis zum Beginne der Vorstellung mit ganz interessanten und für das Getriebe einer herumziehenden Gesellschaft charakteristischen Mittheilungen weg. Ich bekam da zum ersten Male annähernd einen Einblick in all' das grenzenlose, bittere Elend, in alle die traurigen Verhältnisse einer armen Wandertruppe, die unser Erzähler mit einer gewissen leichtsinnigen, nicht humorlosen Weise behandelte.

Ich lasse Herrn Christel sprechen.

„Unsere Gesellschaft besteht aus sechzehn Personen, davon gehören fünf der Familie des Directors an. Die Frau ist eigentlich der Director; sie führt die Regie, wohl auch im Hause; der Herr Director ist der Mann seiner Frau; außerdem spielt er kleine Rollen, heute z. B. den Henker; er führt die Aufsicht über die Garderobe und die Möbel (!), er blitzt und donnert auf der Bühne — zu Hause besorgt Letzteres die Frau Directorin. Er ist ein vorzüglicher Hornist und war früher längere Zeit bei einer Militär-Musik-Kapelle; ihm fallen daher alle hinter den Coulissen vorkommenden Signale und Trompetenstöße zu. Der Sohn dieses directorialen Paares spielt die Charakterrollen und Intriguants; die ältere Tochter singt sehr hübsch und spielt naive Mädchen und Soubretten; die jüngere nimmt gern erste jugendliche Liebhaber und Naturburschen! Außerdem besteht die Truppe noch aus einer ersten tragischen Liebhaberin, die auch schon beinahe 10 Jahre die Ehre hat, uns anzugehören, einem ersten Heldenspieler, zwei Komikern, von denen einer leider zu viel sich dem Trunke hingibt, und aus einer zärtlichen Mutter, deren beide Sprößlinge, zwei junge Dinger von 14 bis 16 Jahren, eben in die Kunst eingeführt werden; schließlich haben wir noch drei Herren für Nebenrollen, die aber sehr stark wechseln, — und meine geringe Wenigkeit.“ —

Auf unsere Frage bezüglich des Einkommens der Gesellschaft plauderte unser Herr Christel weiter:

„Wir spielen selbstverständlich auf Theilung. Die ganze Einnahme eines Abends wird in zwei gleiche Theile getheilt: die eine Hälfte bekommt die Familie des Directors — dafür hat dieselbe aber die Reisekosten zu bezahlen, die Garderobe und Bibliothek zu erhalten (!) die andere Hälfte gehört den übrigen Mitgliedern; jedoch theilen hier blos die Fach-Schauspieler; die drei Herren für Nebenrollen erhalten für ein jedesmaliges Auftreten 20 Kreuzer —

„Nun, und wenn dieselben nun zufällig selten beschäftigt werden? —“ warf ich ein —

„Na — dann verlassen sie halt unsere Gesellschaft“, war die schnelle Antwort.

Jetzt konnte ich mir das „starke Wechseln“ der drei Herren erklären. Herr Christel fuhr fort:

„Im heurigen Winter geht es uns ziemlich schlecht. Schau- und Lustspiele ziehen nicht — und zu den Operetten fehlt uns nur — das Orchester. So schleppen wir uns also mühselig durch die Saison. Wir hatten hier schon unter der Woche Abende mit einer Einnahme von 4 Gulden kam auf die Directorsfamilie 2 Gulden; auf jeden Schauspieler 25 Kreuzer und davon muß man oft 2 bis 3 Tage auskommen, da doch nicht immer täglich gespielt werden kann. Freilich kommen auch wieder Vorstellungen, die pro Mann 1 Gulden und darüber tragen — aber die sind rar, die sind rar! — Zum größten Glück ist keines von uns verheirathet; nur der Komiker hat ein Verhältniß mit der tragischen Liebhaberin — da verdienen aber auch beide — so gleicht sich die Geschichte wieder aus.“

Im selben Momente schlug die Uhr $^1/_2$7, und nun unterbrachen wir den Redestrom unsers Erzählers, der gewiß noch manche interessante Geschichte für uns im Vorrath hatte. Wir verabschiedeten uns vorläufig und machten Anstalt, in den der dramatischen Muse geweihten Saal einzutreten.

An der Thüre saß die Directorin, die also auch das Cassengeschäft leitete, sie bewillkommnete uns auf das Feierlichste und überreichte mir drei Papierschnitzel, darauf die Ziffern 1, 2, 3. Sie hatte uns die besten Plätze reservirt. Ich wollte eben eine Fünferbanknote als Tribut der Kunst auf ihren Altar legen, als sie, meine Absicht gewahrend, fast gekränkt, abwehrte:

„Bitte, bitte, stecken Sie nur wieder ein, von Collegen wird Nichts genommen!“

Ob ich wollte oder nicht, ich mußte gehorchen.

Da saßen wir nun gleich drei Ausgesetzten auf unseren Stühlen in der ersten Reihe „einsam und alleine“. Nur rückwärts polterte und lärmte ein stattlicher Rudel: Fabriksarbeiter, Gesellen und Dienstleute. Sehr spärlich fanden sich Leute aus den besseren Ständen ein. Zehn Minuten waren bereits vergangen. Plötzlich ertönte der schrille Ton einer Klingel — und langsam, gegen verschiedene, für uns unsichtbare Hindernisse kämpfend, erhob sich der Vorhang. Wir sahen nun das Vorspiel, den ersten und zweiter Akt der schauerlichen Tragödie in einem Zeitraume von dreiviertel Stunden; die hiesigen Regiestriche gaben denen der strengsten Censur nichts nach.

Ich muß gestehen, daß sich meiner im ersten Augenblicke eine leichtverzeihliche Heiterkeit bemächtigte, als ich die grenzenloseste Unbeholfenheit und wahnwitzigste Declamation der agirenden Darsteller zu Gesichte und zu Gehör bekam. Dabei vernahmen wir in der ersten Reihe Alles doppelt, einmal vom Souffleur, das andere Mal vom Schauspieler (soll auf größeren Bühnen auch vorkommen). Der Souffleur, der

hinter der ersten Coulisse links stand, wirkte auf sämmtliche Mitspielenden mit der Kraft eines Magnetes. Jedes trachtete dem betreffenden Coulissenwinkel so nahe als möglich zu kommen, und so spielte die ganze Scene in einer Gruppirung, die den Zuschauer recht lebhaft an eine sich fürchtende und zusammendrängende Schafherde erinnerte. Dabei kannten die Meisten ihre Rollen so ziemlich; doch kamen die wunderlichsten Verwechselungen vor. Bald jedoch wich diese Heiterkeit einem ernsten, recht wehmüthigem Gefühle für diese ärmsten, mühselig sich plagenden und doch nichts als bitterstes Elend einheimsenden, bejammernswerthen Paria's der dramatischen Kunst!

Wie viel geht hier zu Grunde! wie viel könnte und müßte eben hier gethan werden! Fragen, deren Beantwortung mich weit über den Rahmen einer einfachen Erzählung hinausführen würde.

Nach dem zweiten Akte, der in einer Gruft spielte, allwo Katharina scheintodt in einem Sarge lag — benutzte ich die Zwischenpause zu einem Besuche hinter den Coulissen. Die Bühne betretend begrüßte ich die hier commandirende und jetzt erst in ihrem eigentlichen Elemente befindliche Directorin, noch immer die papierene Krone auf ihrem Haupte, und sah, wie sich der eben vorgekommene Sarg als Waschtrog der Frau Wirthin entpuppte. Im Hintergrunde probirte der Herr Director eine Trompete; ich grüßte ihn — doch er trompetete weiter. Der geschäftige Christel hatte sich unterdessen meiner bemächtigt und führte mich in die Garderobe der Künstlerschaar, welche durch ihr Aussehen den von Holtei dafür gebrauchten Ausdruck bestens rechtfertigte.

Ich trat in ein ziemlich geräumiges Gemach, welches Männern wie Frauen als gemeinsames Ankleidezimmer diente. Den Gesetzen der Sittlichkeit war durch eine, allerdings etwas schadhafte, spanische Wand, die in der Mitte aufgestellt den Raum in zwei Theile trennte, Rechnung getragen. Rings an den Wänden hingen männliche wie weibliche Costüme, Ritterwämmser, altmodische Fräcke, blecherne Helme und stark abgenutzte Cylinderhüte in genialer Unordnung. Ein höchst wankelmüthiger Tisch präsentirte allerlei Schminkgegenstände, Rollen, Requisiten u. s. w. u. s. w. Ich hatte große Mühe, die Mitte des Lokales ungefährdet zu erreichen, da der Held, wahrscheinlich eifrigst mit seiner Rolle beschäftigt, aus einer Ecke in die andere fuhr und dabei ingrimmig mit einem Dolche, der bezüglich seiner Größe jedem Fleischermesser Concurrenz gemacht hätte, herumfuchtelte. Während sich Christel bemühte, mich dem herumrasenden „Heinrich VIII." vorzustellen, erschienen plötzlich über der spanischen Wand zwei niedliche Mädchenköpfe, die mich zuerst mit großer Neugierde anstarrten und dann ganz collegial begrüßten, indem sie mir ihre Arme über die Wand herüberstreckten. Auf einer umgekehrten Kiste saßen drei „Edle aus Heinrich's Gefolge" und spielten — Tarok. Eben wurde ein Solo angesagt, der ihre Aufmerksamkeit so in Anspruch nahm, daß sie keine für mich übrig hatten.

„Kommen erst ganz zuletzt", erklärte mir Christel.

In einer Ecke beim Ofen kauerte auf einem Stuhle die „zärtliche Mutter" und stopfte Strümpfe. Ich begrüßte sie, und auf meine Frage, ob sie heute auch beschäftigt, antwortete sie, mir freundlich zunickend:

„O na, heut wohl nit! aber meine Madeln machen Hofdamen, na und da geh' ich halt a mit herein, a bißl aufzupassen!" — (Leises Gekicher hinter der spanischen Wand!) —

Wieder ertönte das schrille Geläute und ich empfahl mich eiligst, um den weiteren

Verlauf der Darstellung kennen zu lernen. Im Zuschauerraum war es unterdeß recht lebhaft geworden. Ein feister Ganymed kredenzte in großen Krügen braunen Nectar und verkündete mit durchdringender Stimme die zahlreiche Anwesenheit „brennheißer“.

Ein zweites Mal mußte die Glocke hinter dem Vorhang ertönen, um halbwegs Ruhe herzustellen und in einer sich immer mehr mit Tabaksqualm füllenden Atmosphäre säuselte die stark in den Jahren befindliche Liebhaberin mit einer flötenden Stimme, wie Thisbe dem edlen Priamus, nun ihren Part vor. Nach dem vierten Akt verließen wir den „Ort der Musen“, an dem es bereits, wahrscheinlich in Folge der im Zwischenakt verabreichten Stärkungen, anfing, etwas geräuschvoll zuzugehen. Herr Christel, der unsern Aufbruch wohl bemerkt hatte, kam uns, da seine Rolle bereits ausgespielt war, sofort nach, beim Abendessen, zu dem wir ihn luden, tüchtig seinen Mann stellend, und gab uns zum Abschied noch Einiges von den Erlebnissen seiner Gesellschaft zum Besten. So theilte er uns unter Anderm auch mit, daß vor zwei Jahren der Heldenspieler, des nicht mehr ungewöhnlichen Namens Müller, vom Director des Prager Theaters mit einem monatlichen Gehalt von 60 Gulden engagirt worden war. Nach Verlauf von einigen Wochen fand eines Morgens der Prager Director auf seinem Schreibtische einen Brief, worin Müller für alle ihm erwiesenen Wohlthaten herzlichst dankte, aber zugleich erklärte, er fühle sich so unglücklich, daß er Prag verlassen müsse; — er war durchgegangen und kehrte wieder zurück zur Truppe der Madame Thalbrük.

Ueber die heutige Einnahme befragt, theilte uns Christel mit schmunzelndem Gesichte mit, daßselbe den „sehr anständigen Betrag“ von 16 Gulden erreicht habe, einschließlich unserer Fünfernote, die ich der so collegial gesinnten Frau Directorin schließlich doch aufgezwungen.

Es war 10 Uhr vorbei, die Comödie schon lange zu Ende, als wir an unsere Heimfahrt dachten. Als wir durch die Schwemme dem Ausgange zuschritten, fanden wir die gesammte Künstlerschaar, Heinrich VIII. wieder im besten Einvernehmen mit Katharina, ihr frugales Abendbrod verzehrend. Als sie unser ansichtig wurden, begrüßten sie uns sehr respectvoll, und Frau Thalbrük — diesmal ohne Krone — drückte uns im Namen der Gesellschaft ihren „scheensten“ Dank für unsern Besuch aus. Freund Christel ließ es sich nicht nehmen, uns bis vors Thor zu begleiten, und unter herzlichen Abschiedsworten und mit Christel's heiliger Versicherung, uns demnächst vielleicht in Ollmütz aufzusuchen, flog unser Schlitten in die Nacht hinaus. Noch vor Mitternacht erreichten wir das Festungsthor.

Ein Standbild für J. L. Klein.

Von **Eduard Engel.**

„Laßt nicht ungerühmt mich zu den Todten hinabgehn.“

Noch sehe ich sein großes Auge wie durch Thränen glänzend auf mir ruhen, noch höre ich den greisen Mann bei unserem letzten Beisammensein vor einer längeren Reise zu mir sprechen:

„Wäre es nicht ein tragisches Geschick, wenn ich stürbe, bevor ich zum Shakespeare gelangte?“ —

Das wahrhaft tragische Geschick, von welchem der damals, im Juni dieses Jahres, noch ziemlich rüstige große Schriftsteller zu dem jungen Besucher in banger Vorahnung gesprochen, hat ihn früher ereilt, als er, als wir Alle gefürchtet hatten.

Nie ist wohl ein so hochbetagter Greis nach so rüstigem Schaffen mit heftigerem Widerstreben, mit schmerzlicherer Unbefriedigung von dieser Erde geschieden, als Julius Klein. Er blickte nicht zurück auf die 71 Jahre seines Lebens, die ihm nur „Mühe und Arbeit“ gebracht; er fühlte sich jung im Geist und Herzen, und aufrecht gehalten von der Hoffnung, den Schleier von dem Götterbilde Shakespeare ziehen zu dürfen, das sich ihm in seiner ganzen unvergleichlichen Majestät offenbart hatte, wie nie einem Sterblichen zuvor. Die letzten 10 Jahre seines Lebens hatte er unaufhörlich, mit sorgenbeflügelter Hast bis in die sinkende Nacht hinein geschafft, in alten Büchereien, in vergrabenen Schätzen, zwischen den Schädelhügeln und in den Todtenkammern verschollener Literaturen. Und als er endlich hindurchgedrungen zu seines Lebens Ziel, als aus dem Gerölle der Jahrhunderte, das seine nimmermüde Hand bei Seite getragen, die „Augen aufleuchteten, die ihm die ganze Dramenwelt erhellten“, als er im Begriff stand, einen Freudenruf auf den Lippen und im Busen, mit helltönendem io triumphe! sich an die Erklärung Shakespeare's zu wagen, — da entfiel ihm die Feder, die Augen sanken ihm und man trug ihn hinaus, einen stillen Mann.

Um die ganze Schwere des allgemeinen Verlustes, die Tragik dieses immer zu frühen Todes zu begreifen, braucht man nur in den vierzehn bisher erschienenen Bänden von Klein's „Geschichte des Dramas“ gelegentlich gelesen zu haben, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, daß dieses große erstaunliche Literaturwerk eigentlich bloß die Vorbereitung zu den entscheidendsten Arbeiten auf dem Gebiet des Shakespeare-Dramas, des französischen und des deutschen Dramas bildet, — daß „the greatest was behind.“

Klein ist der Humboldt der Literarhistorie. In allen Höhen und Tiefen derselben bewandert wie nie einer vor ihm, schwerlich einer nach ihm, bei allen Völkern der gesitteten Welt zu Hause, mit einem Jeglichen seine Sprache sprechend, mit den Ernsten unter ihnen ernst, mit den Fröhlichen scherzhaft — war Klein der beste Interpret fremder Dichtkunst, der liebevollste Herold ihrer Ruhmesthaten, aber auch der unerbittliche Richter ihrer Sünden und Laster.

„Die Geschichte des Dramas“*) ist ohne allen Vergleich das großartigste Werk der Literaturwissenschaft und wird den Namen seines Verfassers zu einem der nie erbleichenden Sterne am Himmel deutschen Ruhmes machen. Die Franzosen besitzen ein quantitativ noch umfangreicheres literarhistorisches Werk, die „Histoire littéraire de la France“, welche bis jetzt über 30 Bände zählt und erst bis zum 15. Jahrhundert vorgedrungen ist. Aber wie kann sich dieses Produkt von mehr als einem Jahrhundert und mehr als hundert Autoren messen mit der Riesenarbeit dieses einzigen deutschen Gelehrten und Kunstrichters, der im Zeitraume von 10 Jahren das Facit seiner mehr als vierzigjährigen literarischen Untersuchungen, seiner unermessenen Literatur- und Sprachkenntnisse in fünfzehn gewaltigen Bänden niederlegte zu einem wahrhaften monumentum aere perennius. Ein jeder dieser Bände reicht aus, um den dauernden Ruhm eines Schriftstellers zu begründen, mit einem Bande kann man die unabsehbare Reihe der Literaturgeschichten fast zunichte machen. Daß diese Büchlein sich an ihrem größten Feinde gerächt mit den ihnen eigenen Waffen, nämlich der böswilligen Verschweigung und Vergeßlichkeit, nimmt Keinen, der Klein's Größe zu würdigen weiß und wagt, mehr Wunder.

Ein Triumph besten deutschen Fleißes und deutscher Wissenschaft ist diese „Geschichte des Dramas.“ Solch ein Buch allein wäre im Stande, die schmerzende Niederlage rühmlichst wieder gut zu machen, welche Deutschland jüngst im friedlichen Wettkampf der Nationen in Philadelphia erlitten. Wenn die Zeit gekommen sein wird, wo das Ausland der deutschen Sprache seine Thore weiter als jetzt öffnet, wird es dieses Werk anstaunen wie ein Wunder der Welt; und wer mag sagen, ob sich nicht um den Mann, der jenes Buch in zehn kurzen Jahren geschrieben, eine Sage weben wird von dem nur scheinbar als Riesentorso hinterlassenen, in Wahrheit aber durch irgend eine Ungunst des Geschicks verkürzten Werke.

Und wie viel bitteres Herzeleid hat dem großen Manne die „Geschichte des Dramas“ bereitet! Wie viele vergebliche Kämpfe gegen die Dummheit hat er ausfechten müssen, — diesen gehirnlosen Hydrakopf, der nach den wuchtigsten Hieben der Replik, nach den Lessingähnlichsten Episteln stets aufs Neue verdoppelt emporwuchs. Daß die „Geschichte des Dramas“ ihren Verfasser nicht zum reichen Manne gemacht, dürfte in Deutschland sich von selbst verstehen. Ein Volk von Denkern, welches außer mit einer Thalerausgabe des Schiller seine anderweitigen literarischen Bedürfnisse mit dem „Feuilleton unter dem Strich“ oder mit den Hökerwaaren der Leihbibliotheken befriedigt, kauft natürlich kein Werk von vierzehn Bänden, mögen diese auch enthalten „was reizt und entzückt, was sättigt und nährt“. In England wäre Klein in fürstlichem Reichthum gestorben und sein Irdisches hätte einen Ehrenplatz in dem Pantheon der Nation neben der Grabstätte von Königen gefunden — wie solches dem Historiker Macaulay verdientermaßen geschah; — in Berlin starb Klein im Krankenhause und wurde mit dem stattlichen und die Literatur „ehrenden“ Leichengefolge von zehn Personen hinausgetragen, „wo die letzten Häuser stehn.“ Wenn es je eine Literaturepoche in Deutschland gab, wo es gleichermaßen wie jetzt difficile satiram non scribere war, so wäre es gewißlich keine Lust gewesen, in ihr leben zu dürfen!

Nicht einen Nekrolog Klein's will ich schreiben, dazu fehlt es mir auch an den einfachsten äußerlichen Daten. Erst in den letzten Monaten seines Lebens war ich zu ihm in nähere Beziehung getreten; er ehrte mich mit seiner herablassenden Freundschaft, seine letzten Worte sind ein Brief an mich und Notizen in ein ihm von mir gegebenes neues Werk über Shakespeare aus Amerika; und doch weiß ich von seinem äußeren Leben nicht mehr zu berichten, als was jedem Leser schon aus den Tagesblättern bekannt geworden.

Aber kann ich auch keinen formellen Nekrolog mit korrekt-dürrer Angabe von Jahreszahlen und Namen schreiben, so will ich doch etwas Besseres versuchen: ihm nach seinem Tode zu der ehrenhaften Anerkennung zu verhelfen, die ihm bei Lebzeiten seine ihn fürchtenden Feinde vorzuenthalten sich christlichst bemühten. Ja, „ich kam zu preisen ihn, nicht zu begraben“! Ohne Rückhalt zu preisen, einmal wenigstens ohne „aber“ und

*) Im Verlage von T. O. Weigel und auf dessen Anregung in Leipzig erschienen. Beim Tode Klein's war der 15. starke Band unter der Presse, der bis an Shakespeare's Zeit reicht.

„wenn“ zu loben, wie das in unseren Zeiten immer mehr in Vergessenheit geräth, weil man es für zu wenig geistreich, zu wenig blasirt hält.

Klein hat die beste, auch von den Meistern des philologischen Handwerks als beste anerkannte Geschichte der griechischen Komödie geschrieben. Wer seine Anatomie der Dramen des Aeschylos, Sophokles und Euripides nicht gelesen, der — lese sie eiligst oder verzweifle daran, die griechischen Tragiker je zu verstehen. Derselbe Mann hat die mustergültigste Arbeit über die griechische Komödie und damit über die Komik überhaupt geliefert, hat auch wie Keiner vor ihm Gericht gehalten über die Epigonendramatik der Römer. „Ein Daniel kam“ für alle die lumina mundi, denen er ihr erborgtes Strahlenkleid von dem prosaischen Leibe riß. Ueber das Drama der Hindus, der Chinesen schrieb er mit einem divinatorischen Verständniß, wie es selbst Fachgelehrten abgeht. Die beste Geschichte des Spanischen Dramas — trotz Amador de los Rios —, die beste Geschichte des Dramas der Italiener, trotz Sismondi —, das beste Werk über das christliche griechische und lateinische Drama, über die Vorläufer Shakespeare's — das Alles trägt den einen Namen des vor Kurzem zu Grabe getragenen Dichters und Historikers J. L. Klein. Wie gewaltig aber auch das von ihm hinterlassene Fragment seiner Geschichte des Dramas ist, so enthält es doch nur einen Theil, etwa die Hälfte dessen, was er zu vollenden sich vorgesetzt hatte. Mit ihm ward begraben der beste Shakespeare-Kenner, der je gelebt, der die Shakespeare-Erklärungsversuche von Gervinus und Ulrici, von Hazlitt und Collier als unnütze Makulatur in den Winkel geschoben haben würde; der liebevollste Würdiger des deutschen Dramas, der Schiller gegen Freunde wie Feinde vertheidigt hätte; der Fortsetzer und Beendiger des Säuberungswerkes von Herakles-Lessing für das französische „klassische“ Drama. In den hohen Genuß, den die Lektüre der vorhandenen Bände der „Geschichte des Dramas“ gewährt, mischt sich ein Tropfen bitterster Wehmuth über das, was die Welt an den nimmer erscheinenden Abschlußbänden zu vermissen hat. So wird diese leider unvollendete Schöpfung der Nachwelt einen ähnlichen Anblick gewähren, wie die Riesenruine des Coliseums.

An jeder Stelle des Buches bricht Klein's schwer verhaltene Freude darüber hervor, neue Quellen der Vergleichung, neue Belege zu seiner künftigen Arbeit über Shakespeare gefunden zu haben. Eine Fülle der unschätzbarsten Andeutungen über das Shakspeare-Drama liegt in allen Bänden zerstreut; die betreffenden Stellen sind die Glanzpunkte der künstlerischen Vergleichskritik. So sieht man überall die gigantischen Contouren zu dem krönenden Gemälde hindurchschimmern, — aber, ach! — die Hände, von denen jene Contouren Farbenfülle und Leben erwarteten, liegen welk und schon modernd über der Brust des Meisters gefaltet und das Gemälde bleibt ewig unvollendet, das trübseligste Nevermore!

Klein war eine „Natur“ im Göthe'schen Sinne, eine markig ausgeprägte Individualität, die ihrer Größe etwas zu vergeben fürchtete, wenn sie auch nur schrittweise den Wegen der Menge folgte. Er war ein erbitterter Feind der Unwissenheit, welche sich die dem Wissen gebührenden Ehren anmaßen möchte, ein „guter Hasser“ jeder Bosheit und Tücke, wie er sie bei seiner literarhistorischen Polemik nur zu oft von privilegirten Wortführern fühlen mußte. Daher das unübersehbare Heer seiner Widersacher, die ihn das Leben und die Arbeit sauer machten mit ihren Unverstand oder ihn kränkten mit ihrer beleidigenden Herablassung. Am zornigsten konnte er aufbrausen, wenn, wie das gar häufig geschah, ein Skribent es wagte, über nachweislich nicht gelesene Schriften, über nie verstandene Autoren zu urtheilen. Man lese die herbe aber wohlverdiente Abfertigung, die er im V. Bande der „Geschichte des Italienischen Dramas“ dem Literaturhistoriker Ruth zu theil werden läßt wegen der beweisbar auf gänzlicher Unkenntniß beruhenden Beurtheilung Silvio Pellico's. Unbarmherzig weist Klein dem anmaßenden Ignoranten nach, daß er diesen größten Dramatiker der Italiener*) gar nicht gelesen habe, führt ihn mitleidslos ad absurdum und macht ihn fürder unmöglich.

*) Eine der vielen überraschenden Entdeckungen Klein's, der Alfieri ungefähr so behandelt, wie einst Lessing den „großen Corneille“.

Zu dem Glänzendsten, was auf dem Gebiet der literarhistorischen Fehde seit Lessing geschrieben wurde, zählt die Züchtigung des Leipziger Professors Ritschl, der großen Plautus-Autorität. Dieser hatte in der hämischsten und eines deutschen Gelehrten unwürdigsten Weise den armen Klein angegriffen wegen eines vielbändigen Buches, von dem er, Ritschl, nur eine einzige Seite, und noch dazu eine der besten, gelesen hatte. Durch eine etwas achselzuckende Bemerkung Klein's in seinem Professorendünkel verletzt, hatte Ritschl ihm ohne weiteres den Vorwurf des Dilettantismus entgegengeschleudert, — weil? weil Klein die schreckliche Sünde begangen hatte, zu sagen: „Die von Gelehrsamkeit strotzenden, das ganze Plautus-Material beherrschenden und erschöpfenden Untersuchungen Ritschl's haben sie, hundert Jahre nach Lessing's Abhandlung, eine einzige Nachricht mehr über Plautus' Lebensverhältnisse ans Licht fördern können?" Namentlich aber entbrannte der Zorn des Herrn Professors, weil Klein halsstarrig genug war, Plautus denselben Vornamen zu lassen, den Lessing sowohl wie auch die neusten Forschungen italienischer Philologen dem römischen Dichter gegeben, Marcus Accius Plautus, — statt der von Ritschl herauskonjekturirten Form Titus Maccius! Und darum Dilettantismus! Klein rächte sich und die Würde der Wissenschaft durch eine 16 Seiten lange geharnischte Epistel an Ritschl, als Vorwort zu dem III. Bande seiner „Geschichte des italienischen Dramas", — die so mächtig von juvenalischem Zorn schwillt, so voll des feinsten attischen Salzes ist, daß die Schlußrufe Ritschl's, die ihm Klein in den Mund legt, uns nicht wundern: Oi, oi — — sum satis verberatus, obsecro!" Wer sich einmal recht herzlich ergötzen will an dem berechtigten Grimm eines Olympiers über Pygmäen, der lese jene Vorrede. Die aristophanische Grazie, die Klein mit der Züchtigung des böswilligen Unverstandes verbindet, erinnert mehr als einmal an die eleganteslen Schwertstreiche Lessing's. Freilich sage ich mit Kürnberger: „Welche prächtigen Donnerwetter um solche Omelette!"

Es kann leicht kommen, daß Ritschl's Name, dessen Plautusstudien sicher nach wenigen Jahren zum alten Eisen geworfen werden, nur durch jene klassische Züchtigung in Klein's Werk auf die spottende Nachwelt gelangen wird. — Nicht glimpflicher ging Klein in allerneuster Zeit mit einem Professor desselben Schlages der minimarum gentium ins Gericht; wer diese Marsyasthat schauen will, suche sie in dem vorliegenden Jahrgang der „Gegenwart". (26. Mai.)

Klein's „Geschichte des Dramas" gehört zu den Werken, an denen jeder unreife, halbflügge Handhaber der Feder sein Müthchen nach Herzenslust zu kühlen pflegte. Die Einen schalten es wegen ihres ungeheuern Umfanges, forderten den Autor auf, sich „zusammenzuraffen", sich zu „beschränken". Die Andern wußten nicht Worte genug des Tadels zu finden über die eigenartige, aller Regeln der herkömmlichen Stilistik spottenden Diktion, über die so gänzlich von dem langweiligen Hundetrab oder Gänsemarsch der gefeierten Literarhistoriker abweichende Periodenfügung. — Jene Ersteren hat Klein selbst einmal einer brillanten Erwiderung gewürdigt in einer seiner häufigen aber doch nicht zu missenden Digressionen, die wie Ausruhbänke an dem staubigen Wege der wissenschaftlichen Untersuchung den Wanderer einladen. Der absprechenden Kritik, die gern alles feinsäuberlich kondensirt haben möchte zum bequemen Hausgebrauch, etwa wie ein gefälliges Conversationslexikon, und die ihm das nicht allemal passende „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister" als Hemmschuh an den Feuerwagen seiner Darstellung hängen möchte, ruft Klein im XIV. Bande des Werkes, dem letzten vor seinem Tode erschienenen, mit vollberechtigtem Selbstgefühl entgegen:

„Den Wahlspruch — „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister" — hat übrigens schon Seneka in einem seiner Briefe Parade geritten: „Mehercule, magni artificis est clausisse totum in exiguo." Der Denkspruch läuft, mehercule! auf einen Herkules in der Nußschale hinaus; einen Dhawalagiri auf dem Präsentirteller; eine Krupp'sche Kanone in der Westentasche. Ein Kerl wie Gargantua oder Pantagruel ist vollkommen berechtigt, seinem Reitthier die großen Glocken von Notre-Dame als Klingel um die Ohren zu hängen. All Ding hat sein Maß in sich, in seiner Idee. Wer nach dieser formt und gestaltet, bedarf des Fingerzeiges der Selbstbeschränkung nicht:

er trägt sie in der Fingerspitze. Der Meister macht die Beschränkung, nicht diese ihn. Seine Selbstbeschränkung ist: Genugthun der Idee seiner Aufgabe, unbeschränktes Genugthun. Das Maßlose, Ungeheuerliche, liegt nicht im Koloß, sondern im Mißverhältniß des dürftigen inneren Gehaltes zur angemaßten überschwenglichen Form. Was ein Wald sein will und sein soll, darf sich niemals und unter keiner Bedingung zum Unterholz „zusammenraffen"; daß aber auch die Bäume des Waldes nicht in den Himmel wachsen, dafür sorgt der Wald selbst. So wenig Deinokrates seinen Plan, den Berg Athos zu einer Menschenfigur zu hauen, auf einer zum Siegelring bestimmten Kanne ausgeführt hätte: so wenig läßt sich eine Geschichte des Dramas in das Maß von Schlegel'schen „Vorlesungen" zusammenraffen. Es kommt wesentlich auf den Meister an, der sich zusammenrafft... Phidias, Michelangelo, — sie könnten sich beim besten Willen nur in der Weise zusammenraffen, wie sich der Riese Atlas, wenn er die Himmelskugel auf die mächtigen Schultern nimmt, zusammenrafft. Ist dein Autor auch kein Atlas, so bläst er doch auch keine Seifenkugel als Himmelskugel aus der Nußschale; so trägt doch seine Geschichte die Welt, welche das Drama bedeutet, als ehrliche Karyatide auf den Schultern!"

Was aber Klein's Schreibweise anlangt, von dem im Obigen ein prächtiges Pröbchen geliefert ist, so möchte ich seinen Tadlern einmal Folgendes zur Erwägung anheimgeben. Ist es denn ein so unverzeihliches Verbrechen in dieser alten, ausgetretenen Welt, wo alle Wege nach kurzem Hin- und Herirren meist zu demselben schrecklichen Ziele der Langweile führen, — ist es denn eine so große Sünde für einen Schriftsteller, wenn er sich auch einmal seinen eigenen Weg mit der Axt in der Hand durch das dornige Gestrüpp des Unterholzes bahnt? Wenn er die breite Heeresstraße des ewigen Einerleistils, der uns freilich durch die heruntergekommene Tagespresse nachgerade als nationaler Stil aufgezwungen wird, — wenn er sie verläßt und auf den wohlfeilen Ruhm eines tadellosen Literaten verzichtet, dafür aber den größeren eines originellen Autors eintauscht? Nicht an der bequemen aber staubigen Chaussee wachsen die würzigen Erdbeeren, sondern im heimlichen Schatten breitästiger Waldesriesen, umflattert von Schmetterlingen und umsungen von bunten Vögeln.

Und zu welcher beschämenden Winzigkeit schrumpft einem so gigantischen Werke wie dem von Klein gegenüber der leichtfertige Tadel des Tages und der Mode zusammen! Eine wahrhaft aufs Gute gerichtete Kritik sollte sich jeglichen Tadels der „Geschichte des Dramas" enthalten. Kein Einsichtiger leugnet, daß es zu den menschlichen Unmöglichkeiten gehört, fünfzehn starke Bände in einem Zeitraum von zehn Jahren zu schreiben, ohne darin gegen manche Regeln der Uebersicht, der stilistischen Oekonomie zu verstoßen. Wenn aber der ganze Inhalt dieses glorreichen Werkes eine unaufhörliche Folge der erhabensten Wissensoffenbarungen ist, wenn sich in jedem Bande das feinste Verständniß für die Dichterschöpfungen der verschiedensten Völker bekundet, wenn jede Seite ein wahres Raketenfeuer bietet des sprühenden Witzes und der intuitiven Vergleichskritik, — dann sollte billig der Tadel verstummen, der sich die lediglich aus der beflügelten Eile entsprungenen Blößen aufsucht und sich überaus weise dünkt, wenn er orakelt, daß diese oder jene Periode schlecht gebaut, dieser oder jener Witz zu forcirt sei.

Daß manche Ausstellungen an der Schreibweise Klein's begründet seien, gebe ich zu, — amicus Plato, magis amica veritas; aber fallen denn dergleichen reine Aeußerlichkeiten, die von der feilenden Hand eines besonnenen Korrektors mit Leichtigkeit auszumerzen sind, irgendwie entscheidend in die Wagschale bei der Beurtheilung eines so unvergleichlichen Werkes? Zugegeben, Klein schweift gar oft ab von dem eigentlichen Gegenstande; aber wer möchte diese Abschweifungen gern missen, welche die Quintessenz einer lebenslangen Erfahrung und die beherzigenswerthesten Lehren seines ästhetischen Systems enthalten? Solchen Abschweifungen verdanken wir z. B. die jetzt erst doppelt werthvollen Streifzüge auf das Gebiet des Dramas Shakespeare's und Schiller's. Wie weiß der Verfasser durch solche Abschweifungen auch den trockensten Gegenstand zu beleben, ihn in lichtvolle Beziehung zu interessanteren Kapiteln der Literatur, der Culturgeschichte, der Politik zu setzen!

Und er kann maßvoll sein, maßvoll und doch zugleich graziös bewegt, — Klein richtet seine Darstellungsweise ganz nach dem Gegenstande. Bei der Erklärung der Aeschyleischen Dramatik wie schreitet sein Stil auf hohem Kothurn einher, gewissermaßen eine rhythmische Begleitung zu den gewaltigen Dramen, die er zuerst von allen Kritikern in ihrer ganzen Erhabenheit und namentlich in ihrer dramatischen Vollendung erkannt hat. Nur zuweilen fährt ein Zornesblitz aus diesem blauen griechischen Himmel hernieder auf das unbewehrte Haupt irgend eines gar zu stupiden Erklärers des Aeschylos, der sich an dem schlummernden Löwen des griechischen Dramas zu vergreifen gewagt. Gelangt er dann zu Aristophanes, seinem und der Grazien ungezogenen Lieblinge, wie könnte er da wohl ernst und gemessen bleiben wie ein ehrbarer deutscher Professor, gegenüber diesem gottbegnadeten Humor. Ein Schriftsteller wie Klein, der in so vielem dem großen griechischen Komiker gleicht, konnte diesen nicht anders schildern als unter einem „unauslöschlichen Gelächter". Mehr als einmal hat Klein es für seine schriftstellerische Pflicht erklärt, bei einer Arbeit über das Drama selber mehr oder weniger dramatisch belebt zu schreiben, nicht aber sich jenes trockenen Kathedertones zu befleißigen, durch den unsere meisten gelehrten Werke einen jeden frohgemuthen Leser abschrecken. Klein's Werk ist gelehrt wie nur eines, aber unterhaltend, ergötzlich in der besten Bedeutung wie sehr sehr wenige deutsche wissenschaftliche Werke. Derbscherzhaft, tiefernst, ganz wie die besten Komödiendichter und Satiriker, schmiegte sich Klein's Darstellung seinem jedesmaligen Stoffe an. Aristophanes, Rabelais, Swift waren seine großen Vorbilder; Goethe variirend sagte er mir einst: „Also das wäre Verbrechen, daß Rabelais oft mich begeistert?!"

Ueberdies würden selbst Klein's Gegner bei einigem gutem Willen sich nach der Lektüre weniger Blätter an seinen eigengearteten Stil gewöhnen und sich von ihm ohne besondere Anstrengung leiten lassen. Man wird ihn vielleicht nicht lieb gewinnen, man wird sich stets zu hüten haben, ihn nachzuahmen, so groß auch bald die Versuchung werden mag, — aber man wird ihn nicht schmähen, weil man ihn begreift und sich an ihm ergötzt wie an jeder originellen, großgearteten Erscheinung.

Klein besaß in allen Fächern der europäischen Literatur mindestens so viel materielles Wissen wie die eingefleischtesten Spezialgelehrten; er hatte nach und nach jedes Volkes geistige Schätze zu seinem jahrelangen Spezialstudium gemacht. Daher übertraf er aber auch alle die einseitigen Weisen auf den Kathedern an komparativem Wissen, an Universalität der Hilfsquellen seiner Kritik. Wie er das Götzenbild Alfieri's von dem Altar des italienischen Dramas gestürzt, so führte er auch seine unerbittlich vernichtenden Schläge gegen die fanatischen Auto-Dramen der Spanier, welche nur in den Zeiten der gefährlichsten Romantik in Deutschland zu Ehren gelangt waren. Und diesem Manne war es nicht vergönnt, der Erklärer des Shakespeare-Dramas zu werden! Ewig zu beklagendes „φθονερόν" seiner Götter!

Bin ich nun auch gleich der Ansicht, daß Klein vornehmlich durch seine „Geschichte des Dramas" sich den Besten unseres Landes zugesellt hat, so darf ich doch nicht übergehen, welche große Thätigkeit er im eigenen Schaffen auf dem dramatischen Felde entfaltete. In den Jahren 1871 und 1872 veranstaltete der opferfreudige Verleger T. O. Weigel eine Gesammtausgabe von Klein's Dramen, die in sieben handlichen Bänden die vierzehn Bühnenstücke enthält, die der Dichter der Erhaltung werth erachtete. Noch immer zählen diese Dramen zu den zu hebenden Schätzen, welche von den lieber nach fremdem Tand spähenden Schatzgräbern hartnäckig übersehen werden. Die Titel jener vierzehn Dramen sind: Maria von Medici, — Luines, — Zenobia, — Die Herzogin (Lustspiel), — Strafford, — Cavalier und Arbeiter, — Maria, — Alceste (Lustspiel), — König Albrecht, — Ein Schützling (Lustspiel), — Moreto, — Heliodora, — Voltaire (Lustspiel), — Richelieu.

Unter Klein's Tragödien, meist historischen Inhalts, stelle ich Heliodora, Moreto und Strafford obenan. Es weht darin ein so echttragischer Geist, ein so starker Hauch des griechischen Pathos und der Shakespeare'schen Charakterisirung, daß es mit Recht schmerzlich zu beklagen ist, wenn solche Edelsteine im Dunkel liegen bleiben. „Wenn ihr wollt, so habt ihr eine neue deutsche Kunst!" — wo findet sich der Kühne, der vom kurulischen

Stuhle herunter solches über Klein's Dramen dem über den Verfall der deutschen Bühne klagenden Publikum zuruft? Einzelne wackere Stimmen haben mitunter dem großen Dichter seinen Platz anzuweisen versucht. Frenzel hat sich selbst geehrt, als er beim Erscheinen jener Dramensammlung darüber schrieb: „— — In den Klein'schen Gestalten ist etwas von dem Schwung, der Mächtigkeit und Uebertreibung Michel Angelo's . . . Ein Glorienschein der Entsagung verklärt die Häupter Maria's und Lucia's. Diese beiden Gestalten lassen sich an Süßigkeit, keuschem Reiz und einer eigenthümlich mystischen Schwärmerei nur mit den schönsten, in Verzückung himmelan getragenen Madonnen Murillo's vergleichen . . . Die Mängel der Klein'schen Dramen drängen sich leicht jedem Leser auf . . . aber darum weil ihnen eine Lichtschnuppe anhaftet, sollte doch diese Leuchte nicht unter den Scheffel gestellt werden. Ein Dichter redet zu uns, einer, der die großen Ereignisse der Geschichte in Alfresko-Bildern uns erschütternd vorführt; der, ein wunderbarer Kündiger der Herzen, in ihre Tiefen niedersteigt, der mit Shakespeare'scher Phantasie Gestalten schafft und im Reich des Tragischen wie des Grotesken herrscht . . . Es ist etwas wie ein Nibelungenschatz darin." — Ein großer Kulturhistoriker, Honegger, sagte von Klein nach der Lektüre seiner Dramen kurzweg, aber energisch und richtig charakterisirend: „J. L. Klein ist der einzige wahrhaft bedeutende Dramatiker der neusten Zeit."

Für mich und wohl für die Mehrzahl seiner Leser liegt Klein's Hauptstärke nicht in der Tragödie, sondern in der Komödie, deren er wahre Perlen zu Tage gefördert hat. Die tragische Trilogie der „Maria von Medici", bestehend aus den Tragödien „Maria von Medici", „Luines" und dem auf Wunsch Königs Ludwig II. von Bayern gedichteten „Richelieu", ist wohl eine grandiose Schöpfung, aber die Ausführung ist stellenweise so knapp und lediglich andeutend, daß dem Leser vieles unverständlich bleibt, — eine Darstellung auf der Bühne würde allerdings manches in hellerem Lichte erscheinen lassen. Auch „Moreto" ist ein geniales, der größten Einzelschönheiten übervolles Werk, nur daß nicht Jedem die Feinheiten der Sprache, die zahlreichen literarischen Anspielungen, die den besten Kenner des spanischen Dramas offenbaren, ohne Weiteres zugänglich sind. „Moreto" erinnert oft an Goethe's „Tasso". Ein endgültiges Urtheil über diese und andre seiner Tragödien zu fällen, ist mißlich, da nur wenige die Feuerprobe einer Aufführung an großen Bühnen bestanden haben. So viel steht aber jetzt schon fest, daß Klein einer der bühnengerechtesten Dramatiker ist. Und wie könnte das wohl anders sein bei einem Dichter, der die gesammte Dramenliteratur des Alterthums und der Renaissance mit kritischem Auge durchmustert und gerade auf ihre dramatische Lebensfähigkeit geprüft hatte. Die Motivirung der Handlung mag zuweilen etwas dunkel, weil zu lakonisch, sein, — das hätte der Dichter sicher nach einer ersten Aufführung geändert; aber die Sprache seiner Dramen ist durchweg, sehr im Gegensatz zu der Prosa seiner „Geschichte des Dramas", geradezu tadellos, der Ausfluß des unerkünstelten Pathos. Dabei sind die Verse von einer Glätte und Korrektheit, wie man sie bei Andern oft schmerzlich vermißt. In Klein's Dramen ist nichts von dem sich überstürzenden, kraftgenialischen, aber doch innerlich kalten und erkünstelten Ungestüm, hinter dem sich nur zu häufig die kläglichste geistige Impotenz verbirgt; nichts von dem Branntweinenthusiasmus und dem krankhaften Nervenzucken eines Grabbe oder Hebbel.

Seine größten Triumphe als Dramatiker feiert Klein in der Komödie, der verwickelten Intriguenkomödie. Ich wage die Behauptung und wünsche, daß jeder Leser ihre Berechtigung untersuche: Klein's „Herzogin", „Voltaire" und „der Schützling" sind mit die besten Lustspiele, die wir nach Lessing's „Minna von Barnhelm" und Kleist's „Zerbrochenem Krug" besitzen. Welcher von den drei Komödien die Palme zu reichen, ist schwer zu entscheiden. „Die Herzogin" namentlich zeichnet sich durch eine so unwiderstehliche Komik der Situationen wie der Sprache und der Charaktere aus, daß eine jede Bühne mit der Aufführung des Stückes ihr Glück machen würde. Gerade dieses Lustspiel, mit dem Hintergrunde des Zeitalters und Hofes Ludwigs XIV., der selbst eine interessante Rolle darin spielt, läßt so recht bedauern, daß es den deutschen Dramatikern nicht vergönnt ist, den Schauplatz ihrer Schöpfungen an einen heimischen Hof, etwa an den preußischen, zu verlegen, ohne damit die Gunst einer Aufführung am Hoftheater

zu verscherzen. Klein konnte sich übrigens zu der Nichtaufführung der „Herzogin" Glück wünschen. Die Fülle von schalkhaftem Witz, die zarte Schilderung der Zustände, — eine wahre dramatische Filigranarbeit — die unbeschreibliche Feinheit in allen Einzelheiten könnte durch die unvermeidliche Plumpheit der landesüblichen Inscenirung nur verlieren. Klein's Lustspiele sind Lesedramen in der rühmlichsten Bedeutung, — rühmlich freilich nicht für unsere Bühnen. Nur ein Stück aus einer Scene, beliebig herausgegriffen, beweist schlagender als alle Worte.

Ludwig XIV. ist von einem Besuch bei der La Vallière, die unter Aufsicht der Ehrendame Herzogin von Navailles steht, heimlich übers Dach entwischt.

(Die Herzogin. Akt IV. Scene 6.)

Prinzessin. Die Bewachung Ihrer eigenen Blicke scheint Ihnen besser, als die meiner Ehrenfräulein zu gelingen. Auf Ihrem Korridor —

Herzogin. Mein Korridor, Prinzessin, ist der tugendhafteste Korridor von ganz Frankreich! — Ein Mann! Aus einem der Zimmer, deren Aufsicht mir anvertraut worden! Aus meinem Zimmer!

Prinzessin. Das Faktum ist aber nicht abzuleugnen, liebe Navailles.

Herzogin. Was geht mich das Faktum an? Ich führe die Aufsicht über gute Sitte, nicht über das Faktum. Das Faktum gehört nicht in mein Departement. Das Faktum ist gegen den Anstand, folglich auf meinem Korridor unmöglich.

Prinzessin. Und doch ist es geschehen, das unmögliche Faktum! . . .

Herzogin. Wer ist der Unglückliche?

Prinzessin. Ich fürchte, ein Glücklicher; jedenfalls ist er glücklich durch die Dachluke entschlüpft.

Herzogin. Quelle horreur! Dachluke! Ich beschwöre Eure königliche Hoheit, das Wort Dachluke nicht mehr auszusprechen. Eine Dachluke ist der Gipfel der Unschicklichkeit und durch eine Dachluke entschlüpfen unerhört am Hofe. Ich kenne meine Fräulein. Die Tugend meiner Fräulein, Frau Prinzessin, ist über alle Dachluken erhaben! . . . Aber ich will strenges Gericht halten. Ich will eine Untersuchung anstellen, ich will . . .

Prinzessin. Einem wiederholten Versuche vorbeugen, dünkt mich das Beste, was wir —

Herzogin (bebend). Sie könnten, Prinzessin, an die Wiederholung eines solchen Attentats glauben? . . . Nun, er komme nur! . . . Er soll erfahren, was die Herzogin von Navailles mit Hülfe eines Besenstiels vermag.

Prinzessin (lachend). Das möcht' ich sehen! Die Waffe muß Sie ausnehmend kleiden, Herzogin.

Herzogin. Keine andre Waffe ist unsern Galants so furchtbar, wie diese. Ich weiß es aus Erfahrung. Einer Kanone lachen sie ins Gesicht, aber ein Besenstiel jagt sie in die Flucht." — —

„Voltaire" war Klein's Lieblingskomödie, der leiseste Tadel gegen dieselbe konnte ihn aufbringen. Es ist ein Gegenstück zu seinem „Moreto", der schicksalsvollen spanischen Tragödie, ein Gegenstück von so einziger Komik, daß es jeden Vergleich mit dem Besten erträgt, was die leichtgeschürzte Muse dem deutschen Theater bescheert hat. „Voltaire" schildert den Gegensatz, den Kampf der absterbenden französischen Pseudoklassik im Drama gegen den allgewaltigen, auch über Frankreich hereinbrechenden Einfluß Shakespeare's. Und das hat Klein mit einer so urwüchsigen Komik darzustellen gewußt, daß wir über die Vielseitigkeit dieses Genius in Erstaunen gerathen. Es sind keine literarhistorischen Deklamationen auf offener Scene, wie sie die Literaturdramen gewöhnlichen Schlages bieten; es ist ein straff zusammengehaltener Plan und eine kunstgerechte Lösung eines wichtigen historischen Problems. Die Scenen zwischen dem greisen Voltaire und seinem jungen Freunde Prosper (unter dem Pseudonym „Latourneur" als erster französischer Uebersetzer Shakespeare's bekannt) sind ausgezeichnet. Klein wußte, warum er Voltaire ausrufen läßt: „Der Unhold, Shakespeare, — der Nagel zu meinem Sarge und zu dem Sarge unseres Theaters, unserer ganzen Literatur!"

Die sympathischste und leichtverständlichste aber von Klein's dramatischen Schöpfungen ist das klassische Lustspiel „Der Schützling". Man vergegenwärtige sich die Scenen, die Klein einem Stoffe zu entlocken wußte wie dem Begegniß der beiden Gemahlinnen Napoleons I., Marie Louise und Josefine an der Wiege eines von ihnen zu unterstützenden armen Knäbleins! Josefine in der ihr eigenen Großmuthlaune; — Marie Louise, die echte Tochter der Habsburger, in der Mansarde des Elends nur erschienen, weil Napoleon verlangte, sie solle sich beim Pariser Publikum durch irgend einen auffälligen Gnadenakt beliebt machen, — also eine richtige Theatergroßmuth berechnet für das Pariser Schaupublikum. Dazwischen der scherwenzelnde Graf Amperg, Kammerherr der Kaiserin Marie Louise, der stets in Furcht schwebt, wegen seiner Bornirtheit mit dem

Ehrentitel „ganâche" von Napoleon nach Hause spedirt zu werden, eine köstliche Mischung von Hofmarschall Kalb und Marquis Riccaut de la Marlinière.

An die vor Jahren beabsichtigte Aufführung des „Schützling", wohl noch vor dem Regime Hülsen, knüpft sich eine sehr charakteristische Anekdote, die mir Klein kurz vor seiner Erkrankung mittheilte. Die Komödie war von dem Berliner Hoftheater schon zur Aufführung angenommen, hatte die Leseprobe bestanden und allgemein gefallen, — als es dem Intendanten einfiel, ob es nicht Bedenklichkeiten habe, eine Tochter aus dem österreichischen Kaiserhause als ganz so insipid, hochnäsig und frivol darzustellen, wie sie leider in Wahrheit gewesen. Eine im Uebermaß des Amtseifers für nothwendig gehaltene Anfrage bei der österreichischen Botschaft genügte natürlich, um die Aufführung dieses wundervollen Stückes unmöglich zu machen. Wenn dies System so weit ausgedehnt wird, so dürfte mit der Zeit ein Einspruch andrer Diplomaten genügen, um auch Schiller's oder Goethe's Dramen von der Hofbühne verschwinden zu lassen.

Ich glaube, dem Leser einen Dienst zu erweisen, wenn ich eine der prächtigen Scenen dieses Lustspiels vorführe, um ihn dadurch zur eigenen Lektüre dieses und der andern Dramen Klein's zu bewegen. — Die Kaiserin Marie Louise hat erfahren, daß ein bettelarmes Weib einen Knaben an demselben Tage geboren, an dem sie dem König von Rom das Leben schenkte, und ohne jede Mittel der Verzweiflung nahe ist. Sie macht sich auf den Rath des Grafen Amperg auf den Weg, um die Popularität der Pariser im Sturm zu erobern. Beide befinden sich am Eingang zu der Mansardenwohnung der armen Mutter —:

Graf. Nur noch einige Stufen, Majestät! ... hier herum! ... Es ist der letzte Absatz ... (Für sich.) So h o c h zu steigen, um bei der A r m u t h anzulangen! ...

Marie Louise (ungesehen.) Mein Herz schlägt so laut, daß ich es höre ... Wieder eine Krümmung! ... Ich fühle mich förmlich emporgeschraubt! ...

Graf. Wenn wahr ist, was der Dichter sagt, daß die Götter vor die Thür der Tugend den Schweiß gelegt, so muß sie hier wohnen, Majestät.

(Man hört Marie Louise lachen.)

Graf (für sich). Meine Lebensgeister gerathen in Bewegung von dem Klettern; ich werde ordentlich witzig ...

Marie Louise. Das Lachen fehlte noch ... es nimmt mir vollends den Athem... Wir hätten es lieber lassen sollen, Amperg!

Graf. Das Mühsamste, Majestät, haben wir im Rücken, und v o r uns die Gewißheit des schönsten Erfolges. Denn morgen spricht ganz Paris von nichts anderem. Die Zeitungen überbieten sich in Bewunderung für Ihre Majestät. Der Kaiser ist befriedigt; Ihre Majestät haben die Linie der Pariser Volksgunst passirt, die Seetaufe der Popularität ist überstanden und die Sache abgethan, für immer!

Marie Louise. Ob Josefine dergleichen wohl jemals unternommen? ...

Graf. Schwerlich. Ich erlaube mir zu bezweifeln, daß sie solche Wohlthätigkeitsstrapazen durchgemacht ... So hoch wenigstens hat sie ihre Nächstenliebe gewiß nicht verstiegen ... Und der Beauharnais müßte eigentlich das Steigen leicht ankommen ... sie ist es gewohnt, denn seit zehn Jahren hat sie nichts Anderes gethan.

(Marie Louise lacht).

Graf (für sich). Ich hab' heute meinen guten Tag! ... Das Klettern, wie ich merke, macht geistreich, in solcher Gesellschaft besonders ... Es steigt mir förmlich zu Kopf ... Ich muß mich öfter drin üben ...

Marie Louise. Ein sonderbares Volk, das Pariser! Fünf Stock hoch klimmen, um Almosen zu geben!

Graf. Verkehrt, wie in Allem! ... Bei uns steht man ruhig oben am Fenster, wirft seine Handvoll Münzen unters Volk und freut sich, wie sie sich darum balgen, raufen und im Staub wälzen, ohne viel Wesens zu machen mit der Popularität.

Marie Louise. Mein liebes Wien! ...

Graf. Das hängt den Brotkorb der Popularität nicht so hoch. Der Oesterreicher, Ihre Majestät, bringt sein angebornes Stück Popularität für sein erhabenes Kaiserhaus mit auf die Welt.

Marie Louise. Ja, in seiner Liebe zu uns! Ach, wie süß ist die Volksliebe dort ... und so bequem! — Nun die letzten Stufen.

Graf. Gott sei Dank, wir sind an der Thür!*)

---

*) Josefine mit ihrem Begleiter sind vor ihnen hinaufgegangen. Man denke sich die Scenen, die daraus entspringen, daß die beiden Kaiserinnen sich nie gesehen haben, also auch nicht erkennen!

Klein hat es nicht mehr erlebt, daß seinen eigenen Dramen die Gerechtigkeit erwiesen wurde, die er selber der dramatischen Literatur aller Völker widerfahren ließ. Noch ist eine große Schuld des Publikums und der Theaterdirektoren gut zu machen. Hoffen wir, daß sie bald getilgt werde, damit die Aufführung seiner Dramen einen verklärenden Schimmer werfe auf sein ungeschmücktes Grab.

Ich habe versucht, die Bedeutung Klein's als Literarhistoriker wie als Dramatiker etwas ausführlicher hervorzuheben, wie dies in dem Gros der Nekrologe geschehen ist. Bei seinen Lebzeiten fand sich nur selten eine neidlose Stimme, welche die greisenhafte Vereinsamung des großen Mannes durch ein ehrliches, rückhaltloses Loben, wie es der Kritik ihm gegenüber geziemte, freundlich belebt hätte. Nun aber, da der gewaltige Geist von dieser Erde abgeschieden und nur noch seine Werke zum bequemen Plündern den hilflosen Echos fremder Weisheit hinterlassen hat, wird sich die Furcht vor seiner Persönlichkeit wohl verloren haben und es könnte sich ereignen, daß Klein jetzt ebenso sehr ein Gegenstand des allgemeinen Rühmens wie früher des Schmähens würde. — Requiescat in pace! —

Eichendorff als Literarhistoriker.

Von **Heinrich Keiter.**

„Eichendorff ein Literaturhistoriker? Eichendorff, der Dichter des „Taugenichts“ und so manches walddüftigen Liedes? Wie kam denn das Naturkind dazu, die Werke seiner größeren und kleineren und gleichgroßen Collegen durch die kritische Brille zu betrachten?“ — so höre ich manchen Leser verwundert fragen und sehe ihn im Geiste zu seinem Mahagoni=Bücherschranke laufen, wo neben anderen schönen Sachen auch Eichendorff's Werke — bis auf den ersten Band noch gänzlich ungebraucht, obgleich man sie schon vor fünf Jahren gekauft oder zum Geschenk erhalten hat! — in eleganten Einbänden prangen. Man sieht den Titel nach, da steht: „Sämmtliche Werke“, und wenn man gespannt die Bände durchblättert (denn man weiß in der That noch nicht, was in jedem enthalten ist, obgleich man, wie gesagt, schon seit fünf Jahren glücklicher Besitzer ist!) — so findet man keine Spur von literaturhistorischen Studien! Was mag so ein Herausgeber wohl für einen Begriff mit dem Titel: „Sämmtliche Werke“ verbinden? Das wissen wir natürlich nicht — aber es steht fest, daß Joseph Freiherr von Eichendorff eine Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands, eine Geschichte des deutschen Romans im achtzehnten Jahrhundert, sowie Beiträge zur Geschichte des Dramas geschrieben hat. Erschienen sind dieselben in den fünfziger Jahren bei Brockhaus; später sind sie in den Verlag von Schöningh in Paderborn übergegangen und dieser hat sie unter dem Gesammttitel: „Vermischte Schriften“, neu herausgegeben.

Weshalb man diese Studien nicht auch in die „Sämmtlichen Werke“ aufgenommen hat, ist nicht recht klar. Vielleicht glaubte man, das Bild des liebenswürdigen Dichters nicht durch Zugabe dieser manchmal unliebenswürdigen Skizzen verzerren zu dürfen; oder —

Oder man glaubte, ein Dichter dürfe in so großartigem Maßstabe nicht auch zugleich Kritiker sein wollen, weil ihm der nothwendige Grad von Gründlichkeit und Schärfe abgehen müsse.

Wir wollen die allgemeine Wahrheit dieser Ansicht dahin gestellt sein lassen; wenn wir sie aber auf diesen besonderen Fall anwenden, so muß man ihre Berechtigung gelten lassen. Das mochte auch Eichendorff fühlen, er sagt deshalb in der Einleitung zur deutschen Literaturgeschichte, die Mannigfaltigkeit unserer Literatur sei im Laufe der Jahrhunderte zu einer Masse herangewachsen, die sich kaum mehr bewältigen ließe. Das Material sei allerdings mit lobenswerthem Fleiße bereits hinreichend zusammengetragen, aber großentheils noch ungeordnet, oder, was noch schlimmer, oft geradezu falsch registrirt. Welche Literaturgeschichten Eichendorff hier im Auge hat, ist nicht ersichtlich. Es muß jedoch hierzu bemerkt werden, daß zu der Zeit, als Eichendorff obige Anklagen erhob, die Literaturgeschichte von Gervinus in vierter, die von Vilmar in fünfter, die von Koberstein in dritter Auflage erschienen war. Wenn Eichendorff, wie wohl anzunehmen ist, diese nicht gemeint hat, so kann sein Tadel nur gegen sehr untergeordnete Handbücher, die Beachtung überhaupt nicht verdienten, gerichtet sein.

Er fährt nun fort, der Gebildete verlange doch einige Kenntniß dieses wichtigen

Zweiges der Nationalgeschichte, es scheine ihm daher jetzt vorzugsweise auf eine bloße Orientirung d. h. „darauf anzukommen, aus der Masse die hervorragendsten Momente, die dem Ganzen Gestalt und Farbe geben, hervorzuheben, und auf diese Weise aus jenem Material ein klares organisches Bild möglichst herauszuarbeiten.“ (S. 6, Ausgabe von 1861.)

Somit hat er den Vorwurf des Mangels an Gründlichkeit und Vollständigkeit von sich abzulehnen gesucht. Er will die Richtungen, die „Hauptströmungen“ in der Geschichte der deutschen Literatur charakterisiren, er will ihr Bild in großen Zügen entwerfen. Hierbei kam ihm nun, das muß zugestanden werden, seine dichterische Phantasie trefflich zu Statten. Er übersah die Jahrhunderte, wie man vom Gipfel eines hohen Berges die ganze Gegend überschaut: er sah die Flüsse entspringen und das eine Mal sie dort durch grüne Thäler, das andere Mal durch dürre Sandflächen sich winden; er übersah die Pfade, welche einsame Wanderer gingen und die Heerstraßen, auf welchen eine lärmende Menge einherzog; hier blickte er vor sich auf eine Fläche, auf welcher der Segen des Himmels zu ruhen schien, weiterhin sahen elende Hütten durch das Laubwerk der Bäume. Seine Phantasie war angespannt zu höchster Thätigkeit. Sie verband mit Leichtigkeit, was weit auseinander zu liegen schien; sie ahnte Verbindungen, wo Andere nur getrennte Richtungen sahen; sie übersprang Vergangenheit und Gegenwart, sie flog hinauf in die Zukunft. So gewann der Literaturhistoriker Eichendorff eine Weite des Blickes, die jeden auf den ersten Augenblick frappiren muß. Man glaubt einen Propheten vor sich zu haben, dem die Welt in allen ihren Beziehungen offen vor Augen liegt.

Bald aber schwindet dieser Eindruck. Man prüft und findet, daß diese Weite des Blickes keineswegs wirklicher Kenntniß, sondern mehr einer divinatorischen Gabe entspringt. Man findet, daß manche hervorragende Erscheinung übersehen, manche durchaus nicht nach ihrer Bedeutung geschätzt ist, wieder andere weit über ihren Werth hinaus hervorgehoben sind. Auch sieht man endlich keineswegs eine zusammenhängende Entwicklung, sondern Sprünge nach vorwärts und rückwärts, manchmal weit seitab, Sprünge, die jedes „organische“ Bild illusorisch machen.

So werden beispielsweise von den Dichtern Körner, Arndt, Grabbe, Hölderlin, gar nicht erwähnt. Daß Goethe eine Iphigenie, einen Tasso, Schiller einen Wallenstein, eine Braut von Messina, einen Tell gedichtet, wird gar nicht angegeben. Beiden Dichterkönigen werden überhaupt nur fünf Seiten gewidmet; einem Novalis aber 25, einem Werner gar 43; der romantischen Schule ist überhaupt der ganze zweite Band eingeräumt. Immermann, Chamisso und Rückert müssen sich mit zusammen fünf Seiten begnügen. Wo bleibt da die kritische Werthschätzung der einzelnen Dichter? Wo bleibt überhaupt die unerläßliche Perspective?

Sie mußte verschwinden — weshalb? Nicht allein weil Eichendorff ein Dichter, sondern weil er als Literaturhistoriker auch ein Christ, ja, sogar ein Katholik ist! Er ist christlich, er ist confessionell! Während es als das Ideal der Literaturgeschichtschreibung betrachtet werden muß, daß der Kritiker weder einer Religion noch einer Partei angehört, sondern lediglich überall nur das Schöne sucht, um jeder Erscheinung gerecht werden zu können, stellt sich Eichendorff mit aller Entschiedenheit, ja manchmal mit ein wenig Prätension auf den religiösen Standpunkt, der bei ihm in vielen Fällen einseitig katholisch wird. Er behauptet, dieser allein sei der richtige Standpunkt für die Beurtheilung der dichterischen Erzeugnisse einer Nation. Die bloße chronologische Geschichtsschreibung verwirft er. „Denn das poetische Element geht wie ein Frühlingshauch durch die Luft über die Kalenderjahre hinweg und hat seine eigenen imaginären Provinzen; die mühsam gezogenen Grenzen und Abschnitte greifen prophetisch, ergänzend oder verwirrend beständig ineinander, ja, oft staut die leichtbewegliche Luftströmung weit zurück, um dann plötzlich wieder Jahrhunderte zu überspringen.“ (S. 19. 20.)

Den nationalen Standpunkt läßt Eichendorff schon eher gelten, weil er tiefer greife. Dieser führt ihn über auf den religiösen.

Es gehe durch alle Völker und Zeiten ein Streben nach dem Jenseits, weil das Diesseits nicht genüge. Dies Streben aber sei das Wesen der Religion, und wo es

wahrhaft lebendig sei, da werde es sich in allen bedeutenden Erscheinungen des Lebens abspiegeln, am entschiedensten in der Poesie (S. 22). „Alle Poesie ist nur der Ausdruck, gleichsam der seelische Leib der inneren Geschichte der Nation; die innere Geschichte der Nation aber ist ihre Religion; es kann daher die Literatur eines Volkes nur gewürdigt und verstanden werden im Zusammenhange mit dem jedesmaligen religiösen Standpunkt derselben.“ (S. 125). Und auf S. 234, Bd. II. vermißt er sich zu sagen: „Die wahre Poesie ist durchaus religiös und die Religion poetisch.“ Eine größere Einseitigkeit ist kaum denkbar. Also die Dichtkunst muß untergehen ohne die Stütze der Religion! Wenn erstere sich beikommen läßt, gleich Simson die Säulen der Kirche umstürzen zu wollen, so wird sie sich selbst begraben für immer! Die Religion also soll die Mutterbrust sein, an welcher der Dichter großgesäugt wird? Armer Goethe! Du alter, ewig junger Heide! Wie groß, wie übermenschlich groß hättest du werden können, wenn du vor dem Kreuze zu Kreuze gekrochen wärest! Doch diese Prätension wollen wir Eichendorff hingehen lassen, es kommt ja gar nicht darauf an, woher ein Dichter seine Kraft schöpft; nur der Grad seiner Kraft kommt in Betracht. Aber eine andere kann nicht unbesprochen bleiben, weil sie jede Literaturgeschichtsschreibung und jede Kritik dichterischer Werke vernichtet. Hätte Eichendorff seine Behauptung blos auf das „Verstehen“ beschränkt, so würden wenige ihm widersprochen haben. Um ein Dichtwerk, namentlich ein älteres, in seinem ganzen Umfange zu verstehen, wäre allerdings Kenntniß der fraglichen religiösen Anschauungen wünschenswerth. Aber um es nach seinem poetischen Gehalte zu prüfen, wird niemand erst den Katechismus nachschlagen! Oder hat man bei Beurtheilung von Schiller's Tell, von Goethe's Tasso, von Eichendorff's Taugenichts Kenntniß der Religion nöthig? Wie würde Aristoteles die neuere deutsche Literatur beurtheilen? Würde er etwa sagen: „Euer Gott ist mir nicht vorgestellt, ich bin überhaupt mit euern Göttermaschinerien, (die übrigens Homer weit dichterischer geschaffen hat) gar nicht bekannt, kann mithin euere Dichtungen nicht beurtheilen?“ Gewiß nicht! Er würde sich um dieses Beiwerk gar nicht kümmern, sondern, Homer und Aeschylus in der Hand, unsere poetische Kraft prüfen.

Den rein ästhetischen, rein objectiven Standpunkt erkennt Eichendorff in keiner Weise an. Er nennt denselben den unfruchtbarsten von allen. Denn die „allgemeinen Theorien sind begreiflicherweise einem beständigen Wechsel unterworfen und zu subjectiv, um als Norm zu gelten, und es wäre eben so ungerecht als unhistorisch, irgend eine entferntere Periode der Poesie nach der gegenwärtig eben beliebten Theorie abschätzen zu wollen. Man denke hier z. B. nur an die unübersteigliche Kluft zwischen Gottsched's und Lessing's Lehre, oder in neuerer Zeit zwischen Jean Paul und Solger, von denen jeder in gewissem Sinne Recht hat oder doch Recht zu haben glaubte.“ (S. 18.)

Eichendorff hat sich die Begründung sehr leicht gemacht.

Doch lassen wir den Streit über den Vorzug des religiösen Standpunktes gegenüber dem ästhetischen, den die Zeit schon längst entschieden hat. Sehen wir nun, wohin Eichendorff mit diesem Maßstabe geräth.

Er hat keine Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen geliefert, auch keine Geschichte des Dramas und des Romans, sondern nur eine Geschichte der Ansichten, welche deutsche Dichter alter und neuer Zeit von der Religion gehabt und inwieweit sie diese dargestellt haben. Daher rührt die sonderbare Eintheilung der Literaturgeschichte: I. Das alte nationale Heidenthum. II. Kampf und Uebergang. III. Die christliche Poesie. IV. Weltliche Richtung. V. Die Poesie der Reformation. VI. Die Poesie der modernen Religionsphilosophie. VII. Die romantische Schule.

Eichendorff fragt nicht und erklärt nicht, was Goethe und Schiller für die Poesie geleistet und welcher Werth ihren Schöpfungen beizumessen ist, fragt nicht, was Herder für Aufklärung über die Ziele der Dichtkunst gethan, nicht, wie Lessing der Poesie eine so weite Aussicht eröffnet — sondern legt nur dar, wie sie zur Religion standen. Da konnten allerdings für die beiden ersten nur fünf Seiten herauskommen, während für Novalis 25 Seiten aufgewendet werden mußten. Und im Einzelnen kommen gar seltsame Urtheile zum Vorschein. Walther von der Vogelweide, der alte Kulturkämpfer, wird

enschieden für die katholische Kirche reclamirt, „denn er rügte das damalige politische Treiben des römischen Hofes um des Heiles der Kirche willen.“ Was würde Eichendorff gesagt haben, wenn er die geharnischte Vorrede zu neuesten Auflage der von ihm so sehr gelobten Uebersetzung Walther's von Simrock gelesen?

Ueber Gottfried von Straßburg sagt er: „Der Stoff des Gedichtes ist durchaus gemein: Die Verführungsgeschichte einer verheiratheten Frau, die gern Lob und Ehre und Seele ihrer ehebrecherischen Liebesbrunst opfert; ein artiger, sich vor den Damen niedlich machender Fant, wie wir ihm wohl allezeit unter den eleganten Pariser Pflastertretern begegnen; und endlich ein schwacher Ehemann u. s. w.“ (S. 100.) Was sagt dagegen von demselben Gedichte der gewiß nicht weniger rigoristische Wolfgang Menzel?: „Er (Gottfried) tändelt nicht mit allerlei Buhlerei, sein Held ist kein von Blume zu Blume flatternder Schmetterling, seine Heldin keine Kokette. Die echte heiße treue Liebe wird im Tristan gefeiert, aber in ihrem Gegensatz gegen das eheliche Gebot.“ (Geschichte der deutschen Dichtung I. 351.)

Ueber Klopstock's Messias heißt es auf echt Eichendorffisch. „Und dieses tiefe religiöse Gefühl ist eben die unvergängliche Schönheit dieses Gedichtes.“ (S. 130.) Kein Wunder also, wenn unsere Zeit Klopstock's Messias so unsäglich langweilig findet! Aber weshalb empfinden wir Ungläubigen die Poesie der Bibel so tief?

Eichendorff's Urtheil über Schiller verdient verewigt zu werden! „Wenn aber Schiller, über Goethe, Liebling der Nation geworden, so liegt der Grund darin, daß er, wie kein Dichter vor ihm, den Ton seiner Zeit anschlug, indem er den trockenen Rationalismus poetisch verherrlichte.“ (S. 336.) Hier darf man doch wohl fragen, wo Schiller in seinen reifen Dramen das gethan hat. Eichendorff mochte selbst die Gewagtheit seiner Behauptung fühlen, er setzt deshalb hinzu: „sowie in der Macht, die jederzeit ein ernstes, ehrliches Streben und der blendende Schmuck einer schwunghaften Sprache über die Gemüther übt.“ Welche Leichtsinnigkeit in den Behauptungen!

Fügen wir diesen Urtheilen noch einige weitere aus der Geschichte des Dramas hinzu. Er eifert gegen jene Literaturhistoriker, welche Shakespeare gern für den Protestantismus erobern möchten und sagt dann (S. 65, Geschichte des Dramas.) „nicht infolge, sondern trotz der Reformation ist diese Dichtererscheinung einzig nur durch ihre gesunde, jedes Hinderniß überwältigende Kraft möglich geworden.“

Ueber Molière (S. 89.): „Die meisten seiner Stücke sind, weil sie nicht die ewige Natur der Menschen, sondern nur ihren höfischen wandelbaren Schein abspiegeln, in der That bereits wieder vollkommen veraltet.“

„Lessing's Bemühungen für die Bühne sind eigentlich nur eine untergeordnete ... Waffenübung zu seinem kritischen Kampfe um die höchsten Wahrheiten des menschlichen Daseins, der ihn unsterblich macht.“ (123.)

Doch genug der Beispiele. Wer die verschiedenen Bände liest, wird deren in Menge finden.

Daß wir im Einzelnen geistreiche und schlagende Bemerkungen in Fülle antreffen, ist selbstverständlich, kann jedoch den schlechten Eindruck des Ganzen nicht vermindern. Am besten liest sich noch die Geschichte des deutschen Romans im 18. Jahrhundert, in welcher sich große Belesenheit mit im Ganzen gesunden Ansichten vereint. Die Sprache ist in allen drei Werken von großer Schönheit, nicht selten von lyrischem Schwung.

Ohne Nutzen wird Niemand diese geistreichen Studien lesen; aber nur wenige Leser werden den Nutzen aus denselben ziehen, den Eichendorff im Auge hatte.

Erinnerungen an Lederer.

Von **Hieronymus Lorm.**

Vor zwanzig Jahren saß ich eines Nachmittags im Café français in Dresden und sah einer Schachpartie zu. Die Spielenden waren mir unbekannt und ich achtete auch nicht auf ihre Gesichter. Bei einem Zug von besonderer Bedeutung, womit eine sehr kluge Combination eröffnet wurde, wendete sich der Spieler, der ihn gethan hatte, wie unwillkürlich zu mir, mit einem Gesicht, das durch Mangel an Schönheit und Vornehmheit zu der ganzen unansehnlichen Person stimmte, aber in diesem Augenblicke von Intelligenz und Schalkhaftigkeit beseelt war, so daß ich die Ueberzeugung hatte, keines der gewöhnlichen Exemplare aus jener Heerde vor mir zu haben, die Schopenhauer „Bipedes" nennt.

Es war im April. Im Theater hatte man einige Tage früher das unglücklichste Stück Gutzkow's, das Lustspiel „Lenz und Söhne" gegeben und ich theilte meine Aufmerksamkeit zwischen der Schachpartie und einer Zeitungskritik über jenes Stück. Die Kritik wickelte sich länger und langweiliger ab als die Partie. Bald erhob sich derjenige, der den klugen Zug gethan hatte, als Sieger. Draußen stürmte es, als ob noch voller Winter wäre. Fröstelnd zog sich der Aufgestandene seinen Ueberrock an, indem er dabei seufzend sagte: „Ist das ein Frühling! Lenz und Söhne!"

Nun fragte ich einen Marqueur nach dem Namen des Gastes und erhielt den Bescheid: Dr. Lederer. Bald wurde ich mit ihm persönlich bekannt und davon so angeregt, daß ich nicht umhin konnte, allen Freunden die mir begegneten, von meiner neuen Bekanntschaft zu sprechen. Da führte aber auch gleich Jeder eine Erinnerung an ein mündliches Wort Lederer's mir zu.

Einst war er, der nie genug Spott und Rügen gegen die Verwaltung der Dresdner Hofbühne vorbringen konnte, am Theatergebäude vorbei gegangen und hatte vor demselben demüthig den Hut gezogen. Auf die Frage nach dem Grunde dieser auffallenden Huldigung antwortete Lederer: „Ich warte, daß etwas in den Hut falle, da man doch bei diesem Theater das Geld zum Fenster hinauswirft."

Einer von den charakteristischen Witzen Lederer's ist sogar in die Annalen des deutschen Theaters eingeschrieben worden. Laube erzählt in seiner Geschichte des Wiener Burgtheaters, daß auf die Bemerkung, der berühmte Schauspieler Dawison hätte aus seiner Sprache jede Spur des jüdischen Accents zu verbannen gewußt, Lederer die Antwort gegeben: „Dawison mauschelt mit den Beinen."

In den Theater- und Literaturkreisen Dresdens circuliren unzählige pikante

Aeußerungen Lederer's, die Manche auf die Vermuthung bringen könnten, der sarkastische Geist dieses Mannes hätte sich in den von Mund zu Mund gehenden „geflügelten Worten" erschöpft und nichts weiter geleistet. In Wahrheit aber liegen Productionen von ihm vor, die in der dramatischen und humoristischen Literatur von Gewicht wären, wenn nur das Publikum es empfinden wollte. Freilich, wie sich die Persönlichkeit Lederer's ein Menschenalter hindurch in Dresden darstellte, war ihm dies nicht abzumerken. Gegen die Schönheit aller äußern und geselligen Lebensformen von der cynischen Gleichgültigkeit eines Diogenes, schien er nicht einmal den Sonnenstrahl zu genießen, aus dessen Bereich ihm ein Alexander hätte gehen müssen. Seine Grundstimmung war die Gelassenheit einer nicht philosophisch gewonnenen, sondern vom Leben aufgezwungenen Entsagung auf alle Freuden, Genüsse und Thätigkeiten. Diesen Zustand schildert am besten jene eigene Reflexion in einem Briefe an einen in Wien lebenden Bekannten: „Armuth, die keine Rücksichten mehr zu haben braucht, ist beinahe ein Vortheil, sie gleicht der grande-misère in Boston, wo man gewinnt, aber weil man gar kein Stichblatt mehr in Händen hat."

Durch welche Unbill des Geschickes und der Verhältnisse konnte aber ein so reichbegabter Mann auf der Stufenleiter des socialen Glückes so tief herabgedrückt werden? Sein eigentliches Fach war die Jurisprudenz; völlig unfähig als praktischer Advokat zu wirken, wäre er nach Neigung, Beruf und Kenntnissen eine ausgezeichnete Kraft auf einem Lehrstuhl für Rechtsphilosophie gewesen. Dem Juden war es unmöglich, zu einer Professur zu gelangen.

Er war aber auch dramatischer Dichter! Es existirt von ihm ein Schreiben an einen Hoftheater-Intendanten, das folgende Stelle enthält: „Ein Bühnendichter muß jetzt zwei Talente haben, ein mäßiges poetisches, um ein erträgliches Stück zu schreiben, und ein unmäßiges diplomatisches, um die Aufführung zu bewerkstelligen."

Und in seiner kleinen Autobiographie, auf die ich unten zurückkomme, heißt es: „. . . Hinsichtlich meines Lustspiels „Geistige Liebe" muß ich berichten, daß der damalige Hofburgtheater-Direktor Herr v. Holbein es so sorgfältig prüfte, daß die Prüfung volle sieben Jahre in Anspruch nahm. Ich muß das dem Dahingeschiedenen verzeihen, da ein leider noch nicht dahingeschiedener Intendant noch bis auf den heutigen Tag schwankt." — In einem Privatgespräch äußerte Lederer schmunzelnd, daß in diesem Satz das Wort „leider" nur durch die Bosheit des Setzers an die unrichtige Stelle gekommen sei und sich nur auf das Schwanken beziehe.

So erging es einem Manne, der dem deutschen Theater, namentlich dem Wiener Repertoire drei Jahre hindurch immer wiederholte Lustspiele geliefert hatte, nämlich außer dem eben genannten: „Die kranken Doctoren" und „Häusliche Wirren". Mußte er um die Aufführungen so lange Zeit werben, wie Jakob um die Rahel — wer ermißt, wie viel des Guten und Brauchbaren während so nutzlos dahingestrichener, entmuthigend langer Zeit ungeschrieben geblieben ist? Wer kann sich wundern, daß er, in erzwungener Unfruchtbarkeit alt geworden, als er sich wieder einmal zum Schaffen aufraffte, in seinen „Weiblichen Studenten", in seinen „Männlichen Dienstboten" keine rechte Heiterkeit und Lebensfrische mehr zeigte? Begonnen hatte er seine Thätigkeit für das Theater mit einem dreiaktigen Lustspiel „Die Wortbrüchige", das in Prag und anderwärts gegeben wurde, und von dem er in seiner Weise selbst sagt: „Das Stück konnte es wegen des erträglichen Dialogs und einiger komischen Scenen zu keinem rechten Durchfall bringen."

Das Burgtheater in Wien und das landständische Theater in Prag haben auch mit Erfolg und in öftern Wiederholungen seine Bearbeitung der Shakespeare'schen „Lustigen Weiber von Windsor" gegeben, und bei aller Shakespeare-Heuchelei, womit die Intendanten ihre artistischen und moralischen Blößen zu decken suchen, hat man diese Bearbeitung, weil aus der Feder eines wirklichen deutschen Autors, in Vergessenheit gerathen lassen und die alte treffliche Comödie ausschließlich dem Coulissen-Zimmermann Mosenthal überlassen, damit er sie der Musik Nicolai's ausliefere.

Ueber den Niedergang des deutschen Theaters wird so gründlich philosophirt, daß man die ganz deutlich zu Tage liegenden Ursachen übersieht. Der Niedergang des deutschen Theaters ist der Aufschwung der deutschen Theater-Intendanten.

Dr. Lederer war aber auch Verfasser humoristischer Aufsätze. Im Jahre 1845 als gerade Bettina's „Dies Buch gehört dem König" Tagsgespräch war, erschien eine Sammlung jener Aufsätze bei einem Prager Verleger unter dem Titel: „Olla potrida oder dies Buch gehört dem Käufer".

Damals war in Oesterreich die unleidliche Saphir'sche Manier der „humoristischen Vorlesungen" noch von Einfluß und färbte auch einigermaßen an Lederer ab. Das Buch beginnt mit „Keine Vorlesung, eine Vorlesung." Daß aber trotz jener Manier, die man wegen ihrer ausschließlichen Beschäftigung mit den verschiedenen Wortbedeutungen, eine philologische nennen könnte, wenn es nicht Entweihung der Wissenschaft wäre, sie in irgend eine Beziehung zum Kalauer zu bringen, Lederer's Geist an ganz andern Mustern gereift war, zeigt gleich die Einleitung jener Vorlesung, die eigentlich eine Improvisation vor einem Publikum von Frauen war: „Mit jungfräulichem Zagen, Erröthen im Angesicht, übergossen vom Purpur der Scham, erscheine ich vor Ihnen, eine Rolle in der Hand, zwei brennende Kerzen neben mir, so viele leuchtende Augen vor mir, die erste Jugend hinter mir und nichts in mir — so soll ich lesen." —

Am gediegensten krystallisirt sich Lederer's Geist in den „Aphorismen" dieses Buches.

„Man sagt, Freundschaft sei ein Geist in zwei Körpern; ich glaube, kein Geist in zwei Körpern bewirke oft gerade die festeste Sympathie."

„„Wer das Glück hat, führt die Braut nach Hause", wahrscheinlich deshalb, damit das Glück ihn nicht übermüthig mache."

„Die Staatsmaschine soll einem einarmigen Hebel gleichen: auf derselben Seite, wo die Kraft ist, soll auch die Last sein."

„Schon deshalb finde ich es recht, daß in den meisten Sprachen die Erde weiblichen Geschlechtes ist, weil man doch noch immer nicht dahinter kommen kann, wie alt sie eigentlich sei."

„Alte Frauen thun Unrecht, wenn sie sich nie erinnern, daß sie auch einmal jung waren, aber sie thun noch mehr Unrecht, wenn sie es nie vergessen."

„Die Menschen wollen so gerne einen eigenen Herd begründen. Ich kanns nicht tadeln, doch sehe man sich früher um eine eigene Speisekammer um."

„Schriftsteller, die gar zu häufig citiren, gleichen den Bedienten, die ihre Freunde mit den Restantien der herrschaftlichen Tafel bewirthen."

„Tyrannen gleichen Pferden. Nichts macht sie so gefährlich als eigene Scheu und Furcht."

„Es wäre schön, wenn es sich in der Welt mit den Köpfen verhielte wie mit den Eimern eines Ziehbrunnens, daß der leere immer hinunter und der volle hinaufkäme."

Ach, da haben wir gleich einen vollen, mit dem es immer mehr hinunter gegangen ist. Wie die Theater-Intendanten an seinen Stücken, hat der Intendant der literarischen Erfolge, das Lesepublikum an seinem Buch gehandelt. Es ist gewiß, daß bei Franzosen und Briten ein Buch wie das Lederer's nicht in Verschollenheit und Vergessenheit, der Autor nicht der Armuth und dem Verkommen überliefert worden wäre. Was Deutschland an seinen eminenten Geistern sündigt, ist ein noch ungeschriebenes Kapitel seiner Kulturgeschichte, sehr in Widerspruch mit Allem, was die Hofschmeichler des Volkes der „Nation der Denker" ins Gesicht zu sagen pflegen.

So kam denn Lederer mit der Zeit dahin, seine oben erwähnte Autobiographie, geschrieben 1862 und erschienen in Wertheimer-Kompert's Wiener Judenkalender folgendermaßen einzuleiten: „Eine Skizze meines Lebens wollen Sie? Seltsames Begehren! Befehlen Sie doch einem armen Teufel, daß er sein Cassabuch zu Gericht lege. Der Mann hat keine Cassa und braucht kein Buch. Das ist eben der Hauptübelstand meines Lebens, daß eigentlich gar kein Leben drin ist. Oder heißt das etwa Leben, daß ich in Prag geboren bin (den 23. August 1808), eine kränkliche Kindheit überstand, meine Jünglingsjahre ohne Anregung, ohne Leitung, ohne Richtung verzettelte, und endlich ein alter Mensch geworden bin, ohne je ein junger gewesen zu sein."

Und am Schlusse: „Der Rückblick auf die Vergangenheit ist nicht sehr erfreulich, noch weniger erbaulich dürfte sich mir die Zukunft gestalten."

Nun, in dieser Beziehung war der Dichter gewiß ein Prophet: seine Zukunft war — das Hospital, das Dresdner Krankenhaus, in welchem er im Juli d. J. verkümmert und verlassen starb. Die große deutsche Kaffeeschwester aber, die Gemein-Platz-Schablonen- und Phrasen-Kritik schenkt sich noch eine Tasse selbstgebrannter optimistischer Weisheit ein, indem sie spricht: „Das wahre Talent geht niemals zu Grunde."

Shakespeare in Paris.

Von **Gottlieb Ritter.**

Ein dramaturgischer Diogenes, suchte ich bislang allhier in der guten Stadt Paris vergeblich die Spuren Shakespeare's. Die glänzende Lichtwelle, die voll und warm von dem großen Briten ausgeht und das Firmament der Weltliteratur mit so viel Feuer übergießt, daß selbst die strahlendsten Sterne daneben erblassen und verschwinden, — sie wirft ihren segenvollen Schein nur spärlich in die lärmerfüllte theatralische Werkstätte Frankreichs, es ist, als ob der Dreispitz Voltaire's, der einst die Ausstrahlungen Shakespeare's auffangen sollte, noch heute schirmartig zwischen dem französischen Publikum und dem größten dramatischen Genie der Welt schweben würde. Daher so viel Schatten, so wenig Poesie.

Aber eine Spur habe ich doch gefunden, und ich will hier erzählen, wie ich sie halb verwischt und breit und schief getreten auf dem Boulevard Beaumarchais entdeckte. Ein großes gelbes Plakat vor einem kleinen, niederen Gebäude mit monumentalen Anwandlungen, führte mich darauf, und beim Schein einiger Gaslaternen las ich mit gemischten Gefühlen:

Le Juif de Venise.
Drame en 5 Actes et 7 Tableaux
par
M. FERDINAND DUGUÉ.
Musique de M. Amédée Artus, costumes dessinés par M. Alfred Albert. Décors de MM. Philastre, Darran et Dufloc.
Monsieur Clément-Just jouera la rôle de Shylock.

Weiter las ich das Personenverzeichniß nicht. Der Name „Shylock" genügte mir. Er machte mich vergessen, daß man den seines Schöpfers zu nennen — vergessen hatte, er beschwichtigte alle meine Zweifel und ließ mich den Zuschauerraum des Vorstadttheaters betreten. Trotzdem es noch eine halbe Stunde bis zum Beginn der Vorstellung währen sollte, setzte ich mich auf einen günstigen Parquetplatz nieder, überglücklich, wieder einmal Shakespeare und Shakespeare in Paris zu sehen. Ich machte ja keine großen Ansprüche, ich wußte ja, daß ich auf einer so excentrischen Bühne keine Musterdarstellung zu erwarten hatte, ich wollte mich mit dem guten Willen der Regie und der Darsteller bescheiden . . . Das Genie des Dichters, dachte ich mir, wird doch überall zum Durchbruch kommen und die Mängel der Bühnenbearbeitung des Herrn Dugué und seiner Interpreten vergessen lassen.

Während der Leuchter und die Rampenlichter angezündet wurden und die Plätze sich allmälig mit neugierigem Volk füllten, träumte ich mit offenen Augen von der tragischen Parabel vom Juden des mittelalterlichen Venedigs. „Gernutus war der Jud' genannt," sagt die alte Ballade, deren Inhalt Shakespeare in seinem Drama verewigt. Wie auf ein Zauberwort stieg vor meinem innern Blick der furchtbare Shylock empor, die Verkörperung des Juden, wie ihn das Mittelalter geschaffen hat: Der Verbrecher aus gerechter Rache, der Wucherer, weil ihm jedes ehrliche Gewerbe versagt war, die

Geißel der Christenheit, der Ritter vom goldenen Kalb, von der Pest und Hungersnoth, der in die città dolente des Ghetto verbannte Fluchbeladene. Die Kirche verdammt ihn, der Staat plündert ihn, die Stadt nimmt sein Hab und Gut in Beschlag, das Gesetz stülpt ihm eine gelbe Mütze auf und zeichnet seine Schulter mit einem Rad, die Straße steinigt ihn, wenn er sich zeigt . . . Der Christ wirft ihn zu Boden, wie einen Wurm; aber der Wurm richtet sich auf unter dem Fuße des Zertreters und sticht ihn, nicht in die Ferse, sondern in die Börse, die einzige Stelle, welche die Gesetze und Privilegien verwundbar ließen, und von dort aus entzieht er ihm Vermögen, Ehre, Leben und das Blut „zunächst dem Herzen", wie Shylock es wollte. Die Herren des Mittelalters verschmähten die Arbeit und hatten doch das Bedürfniß viel auszugeben. Industrie, Speculation, Handel, das Alles schien ihnen zweifelhaft, unehrlich, verächtlich. Der Jude fast allein besaß das Geheimniß des Goldes in diesem eisernen Zeitalter. Er hatte den Wechsel erfunden, diese Algebra des Reichthums; er besaß die Schlüssel zu den geheimnißvollen Bazars des Orients. Der Ghetto, der seine schwarzen Häuser und Gassen inmitten der Stadt entwickelte, glich jenem Magnetberg von „Tausend und eine Nacht", welche alle eisernen Bestandtheile aller auf dem Meere schwimmenden Schiffe anzog. Pistolen und Zechinen flossen durch unsichtbare Kanäle in die Judenstadt. Früher oder später mußte dieser stolze Herzog oder jener hohe Graf, der seine Schwelle für beleidigt angesehen hätte, wenn ein Jude sie berührte, unter dem Kaudinischen Joch des Hebräerthums durch, um seine Krone vor Ruin zu retten. Dann klopfte man bei nächtlicher Weile an die niedere Hausthüre eines verachteten Shylock . . .

Es klopfte in der That dreimal; dann begann eine Musik, die mich gleich aus all meinen Träumereien riß. Zwei Hörner machten klägliche Anstrengungen vier Violinen zu verfolgen, während zugleich zwei Clarinetten es auf eine Flöte abgesehen hatten, die durch sie, eine Baßgeige und eine Pauke übertönt und zum Schweigen gebracht werden sollte. Es klang nicht sehr harmonisch. Doch ich beachtete dies nicht, dieweil ich bereits im Geiste die Straße der Lagunenstadt sah, wo der melancholische Antonio, dies Urbild eines idealistischen Kaufmanns, mit seinen Freunden plaudert.

„Fürwahr, ich weiß nicht, was mich traurig macht:
Ich bin es satt; ihr sagt, das seid ihr auch.
Doch wie ich dran kam, wie mir's angeweht,
Von was für Stoff es ist, woraus erzeugt,
Das soll ich erst erfahren . . ."

Als der Vorhang aufging, sah ich wirklich die vorgeschriebene Straße Venedigs. Naiver Shakespeare! Dein Bearbeiter hat Dich trefflich corrigirt und eine Wasserstraße, einen Kanal aus Deiner gewöhnlichen Straße gemacht, die so schlecht in die meerdurchspülte Inselstadt paßt. Wir sind dadurch mit einem Schlage unwiderruflich in das ächteste Venedig versetzt. Die Bühne ist in zwei Theile getrennt; rechts ein Haus, wovon ein Asmodi die uns zugekehrte Wand abgehoben hat, so daß sich das Innere des einstöckigen Baues darbietet: ein dürftiges, dunkles Gemach, mit einem Schreibtisch und zwei sichtbaren Ausgängen, wovon der eine nach hinten auf eine muthmaßliche Straße und der andere zur Seite nach dem Kanal führt, welcher die Hälfte der Bühne mit seinen blauen Pappenwellen bespült. Ueber ihnen erhebt sich im Hintergrunde eine Brücke, die unstreitig an den berühmten Ponte dei Sospiri erinnert; jenseits erblickt man die Häusermasse des Rialto und den schlanken Campanele. Zwei Maskirte mit rothen Mänteln, von denen sich Shakespeare's Schulweisheit nichts träumen ließ, stehen unbeweglich auf der Brücke. Ein Schreiber sitzt am Tisch in der erwähnten Stube, während ein „Commis" mit schwerbepackten Handlangern hin und her eilt. Das steht freilich nicht ganz so im Shakespeare, denke ich, als meine Bedenken über eine vielleicht allzufreie Bearbeitung durch das Auftreten einer ehrwürdigen Gestalt, worin wir sogleich Shylock erkennen, vollständig und freudig beseitigt werden. Er trägt den herkömmlichen „jüd'schen Rockelor", den langen Spitzbart, — kurz, ich begrüße einen alten Bekannten, der sich äußerlich wenig verändert hat. Nur seine Stellung ist etwas anders geworden, insofern nämlich sein Handel sich bedeutend vergrößert hat, wie schon das Heer von Angestellten beweist, dessen Bekanntschaft Shakespeare offenbar nicht vermittelt worden war. Der Pariser

Shylock ist kein mittelalterlicher Schacherjude, sondern eher ein Großhändler nach heutigem Geschmack. Er macht nicht mehr Alles selbst, sondern regiert seine Commis mit souveräner Unumschränktheit; er zählt und prüft nicht mehr mit ängstlicher Sorgfalt das Geld, sondern benutzt eine Goldwage; er feilscht nicht mehr auf dem Rialto, sondern macht seine Geschäfte auch brieflich ab, da er eine größere Correspondenz mit Marseille, London, Tunis u. s. w. unterhält; ja, er ist nicht mehr wie früher auf schnöden Gewinn bedacht, denn er sagt zu einem seiner Schreiber: „Folgt dem Waffenhändler, der eben von mir wegging und sagt ihm, daß ich seine Waare kaufe: sie ist wohl theuer und ich werde Geld, viel Geld dabei verlieren, aber die Zeiten sind hart und die Geschäfte gehen schlecht . . . kurz, ich kaufe . . . aber sucht gleichwohl, eine Preisermäßigung zu erlangen." Sonst ist er noch immer der Alte: er schachert ruhig weiter, wenn auch in größerem Maßstabe; er empfiehlt seinem Secretär, sorgfältig in seinen Schreibereien zu sein, „denn die sicilianischen Kaufleute finden in einem Accent zu wenig oder einem Komma zu viel Ursache zur Chikane"; er wird zornig, wenn sein „doppelter" Buchhalter das Resultat der jüngsten Bilanz vor Zeugen laut mittheilt; er ist auch den Christen und Venedigs Edlen im Besonderen noch immer nicht grün und behandelt sie mit wohlbekannter Süffisance und Verachtung, wenn sie in sein Haus kommen, um Geld von ihm zu leihen. Dies zeigt Shakespeare's Pariser Mitarbeiter sehr schön an einem prägnanten Beispiel gleich im ersten Aufzug. Drei venetianische Edelleute, die von Shylock geliehene Summen zurückerstatten sollten, kommen nicht nur mit leeren Taschen, sondern wollen erst noch ein weiteres Anleihen machen. Shylock läßt sie die längste Zeit im Zimmer auf Antwort warten. Den Bewohnern der Galerien lacht darob vor Freude das Herz unter der blauen Blouse. Endlich läßt sich Shylock herbei, mit den Nobili zu verhandeln. Ihr Begehren dünkt ihm sehr sonderbar.

„Shylock, wir wünschen Gelder." So sprecht ihr,
Die mir den Auswurf auf den Bart geleert
Und mich getreten, wie ihr von der Schwelle
Den fremden Hund stoßt; Geld ist eu'r Begehren.
Wie sollt ich sprechen nun? Sollt ich nicht sprechen:
Hat ein Hund Geld?"

Ungefähr auf diese Weise antwortet auch der Pariser Shylock; nur ergeht es ihm dabei schlimmer. Während Shakespeare's Borger, der nicht weniger verstockt in seinem Judenhaß als Shylock in seinem Christenhaß ist, blos droht:

„Ich könnte leichtlich wieder so dich nennen,
Dich wieder anspein, ja mit Füßen treten . . ."

wird der Pariser Shylock von den drei Venezianern ganz regelrecht und ohne Zeugen durchgeprügelt. „Welche Feigheit! schreit der Jude, „ich habe keine Waffen!" — „Hunde haben keine," gibt man ihm zur Antwort. „Aber sie haben Zähne!" meint Shylock, „wenn Ihr mich schlagt, so beiß' ich Euch ins Gesicht!" Eine arge Keilerei beginnt, wobei ein Nobile höhnisch zum Juden sagt: „Du sprichst vom Gesetz! Wohl gibt es eines in Venedig, demzufolge jede Drohung gegen einen Christen mit Gefängniß und Geldbuße bestraft wird. Wir gehen deshalb gleich zum Richter, und Du wirst noch diese Nacht arretirt werden, Jude!" Da war doch der englische Shylock besser dran, denn er durfte sich auf die „Gerechtsam unsrer Stadt" berufen und das „Gesetz Venedigs" auch für sich in Anspruch nehmen.

Shylock bleibt in bedenklichem Zustand zurück und zürnt mit sich selbst. „Ich bin ein Dummkopf! Ich habe die Klugheit außer Acht gelassen und darf es jetzt wohl bereuen! Verdammter Jähzorn! Als ob ich das Recht hätte, auf meine Würde zu pochen bei solcher Kleinigkeit! . . . Ein Schlag mit dem Stock! Ich hätte den Buckel geduldig hinhalten und es zum Uebrigen thun sollen! Wann endlich werde ich stark genug sein und unter einer Injurie stumm bleiben, meinem Blut Ruhe gebieten, mein Gesicht todtenähnlich machen, all meinen Haß im Grund meines Herzens angekettet bewahren?! Geduld, ich erreiche es noch!" Dann erhebt sich der tiefgebeugte und läßt den Ruf: „Sarah! Sarah!" vernehmen. Wer mag das sein? Gewiß niemand anders, als die französirte Jessica, Shylock's Röschen von Saron, die Judentochter des Mittelalters, für welche der

Abgrund zwischen Christen- und Hebräerthum weniger breit war, weil die Liebe mit keckem Flügelschlag darüber hinwegsetzen konnte. „Sarah! Sarah!“ Im Augenblick wird die schwarzäugige Orientalin erscheinen, die ihrem orthodoxen Vater weniger gleicht, als jener Ohola des Ezechiel, die mit Sehnsucht nach den schönen assyrischen Cavalieren schielte, „so roth an die Wand gemalt waren“.

Aber nein, Sarah ist keine Jessica! Beim Tremolo des Orchesters tritt eine ältliche Frau aus den Coulissen. Ohne Zweifel Jessica's Amme, ein weiblicher Langelot Gobbo. O Täuschungsjammer! Es gibt keine Jessica mehr, denn Shylock erkundigt sich bei Sarah, was sein einziges Kind, sein Sohn, mache, worauf ihm die Antwort wird, er schlafe in seiner Wiege und sei „schön, wie Abel und Moses“. Das tröstet uns sehr wenig. Und nun erfahren wir, daß Shylock ein Wittwer sei, was uns schon bekannt war, daß diese Sarah für ihn „nicht eine gewöhnliche Magd, sondern sozusagen eine Schwester, fast die Mutter seines Sohnes“ sei; daß dieselbe vor fünf Jahren von ihrem schurkischen Gemahl verlassen und von Shylock in Dienst genommen wurde. Shylock will vor seiner angekündigten Arretirung erst noch einige Gänge besorgen und nimmt von Sarah Abschied, indem er ihr in bekannten Worten empfiehlt:

„Thu, was ich Dir gesagt, schließ hinter Dir
Die Thüren: fest gebunden, fest gefunden,
Das denkt ein guter Wirth zu allen Stunden.“

In Anbetracht mildernder Umstände verbietet er ihr natürlich nicht, an den Fenstern empor zu klettern, wenn „die Christennarren mit bemaltem Antlitz“ an seinem ehrbaren Hause vorübergehen. Sarah ist keine Jessica mehr.

Aber eine größere Gefahr harrt ihrer. Kaum ist Shylock fortgegangen, als die beiden Masken auf der Brücke verdächtige Zeichen geben. Eine Gondel rollt aus den Coulissen durch die Wellen und hält vor dem Hause Shylock's. Ein Vermummter springt aus dem Kahn und betritt durch die Seitenthüre das Zimmer, wo Sarah sich ihren Träumereien hingibt. Sie fährt empor. Ein nervenaufregendes Kratzen und Quicken geht unheimlich durch das Orchester. Das Publikum lauscht und schaut athemlos.

„Guten Abend, Madame Arnheim!“ sagt der Vermummte. Wem kommt das nicht befremdlich vor? Er wirft Mantel und Maske weg. Madame Sarah Arnheim schreit auf. Der Fremde ist in der That ihr Mann, der sie einst treulos verlassen hat. Sie ruft um Hülfe und ringt die Hände, denn sie wittert Unheil, aber das Haus ist von Arnheim's Getreuen umstellt und nun sie eilen auf ihren Ruf herbei. Arnheim lacht höhnisch. Was will er nur? Vorläufig hat er Durst und läßt sich eine Kanne Wein geben, dann erklärt er in langer Rede den Zweck seines Erscheinens. Er erzählt, er habe die Bekanntschaft eines griechischen Korsaren gemacht, der sich in die Tochter des reichsten Kaufmanns von Smyrna verliebte und sie gegen den Willen ihres Vaters heirathete. Der vorurtheilsvolle Alte versöhnte sich erst mit seinem Schwiegersohne, als ihm seine Tochter einen hoffnungsvollen Enkel schenkte, den der Großvater gleich zu seinem Erben ernannte. Daß die Korsarenfrau bald darauf starb, hatte wenig auf sich; bedenklicher war der Tod ihres Kindes, der bald darauf erfolgte. Arnheim rieth dem tiefgebeugten Vater, den Tod so lange zu verheimlichen, bis sich ein Stellvertreter fände, welcher als Universalerbe unterschoben werden könnte. Arnheim verpflichtete sich, in kürzester Frist seinem Spießgesellen ein neues Kind zu verschaffen und kam zu diesem Zweck nach Venedig zu seiner Frau. Shylock's Sohn hat ungefähr das gleiche Alter, wie das verstorbene Kind, und Arnheim ist entschlossen, es zu rauben. Seine Frau widersetzt sich. Sie wird erschlagen. Signor Arnheim verschwindet ins Nebenzimmer und kommt bald wieder, den kleinen Shylock in den Armen, zurück. „Wie gut ich das zu tragen weiß! Ja, ich bin zum Familienvater geboren!“ Er und seine Spießgesellen fahren ab, als Shylock gerade nach Hause kommt. Melodramatische Darstellung des Vaterschmerzes, unterbrochen von den auftretenden Sbirren, die Shylock im Namen des Gesetzes gefangen nehmen, und dem fallenden Inseraten-Vorhang. Ein kunstverständiger Nachbar sagt mir, daß dies nur der Prolog war. Ich athme auf. Ach, endlich werde ich Shakespeare sehen! Nun ist ja sein Stück für das Pariser Publikum sorgfaltig genug vorbereitet und Shylock's Christenhaß viel

schärfer motivirt, als in dem englischen Original. Bei Shakespeare personificirt er das Elend und den Haß Israels; er ist die Incarnation der Schande und der Verzweiflung des Ghetto. Er haßt Alles, was „von den Christen ist," die ihn und seinen „heiligen Stamm" verfolgen, wovon er selbst treffende Beispiele erzählt. Bei Meister Dugué sehen wir aber diese. Welcher Fortschritt! Das ist hier Alles so deutlich, so greifbar, so prägnant! Und welch' schlagende Exempel sind in diesem Vorspiel in Scene gesetzt! Der Pariser Shylock verliert an einem Tage alles Mögliche: seinen Sohn, seine Magd, seine Geld, seine Freiheit und kriegt noch obendrein Prügel. Nicht Jahrtausende, wie bei Shakespeare, sondern ein einziger Tag, den wir vor uns sehen, haben hier Shylock's Haß geschaffen. Wie sehr ist dies prägnanter, dramatischer, packender, guter Shakespeare! Wie viel hättest Du von Deinem französischen Bearbeiter lernen können, wenn Du diesen „Juif de Venise" erlebt hättest! Mit größter Gespanntheit gewärtige ich den Verlauf des Stücks.

Der erste Akt beginnt. Shakespeare ist über Bord geworfen; Ferdinand Dugué sitzt am Steuer. Wir sind in einem Lustgarten. Herren und Damen beenden eben eine glänzende Mahlzeit. „Le Décaméron dans l'orgie", nennt der Verfasser dies. Es geht aber in diesem Dekameron nicht sehr lustig zu. Ein Nobile singt trotz seines Hüstelns ein Trinklied und wird dafür geneckt und ausgelacht, besonders von einer schönen Dame, die der Mittelpunkt dieses ungezwungenen Kreises zu sein scheint. Es ist ohne Zweifel Porzia, die aber seit ihrer Uebersiedlung auf die französische Bühne um Beträchtliches herunter gekommen ist. Das „Fräulein, reich an Erbe und schön, und schöner als dies Wort, von hohen Tugenden" hat mit ihrem Namen — Imperia nennt sie sich jetzt — auch ihre inneren Schönheiten gewechselt. Sie ist ein weiblicher Shylock geworden, eine Wucherin der Liebe, eine Courtisane. Ihr Bassanio hat sich in Honorius umgetauft und befleißigt sich noch immer aller ritterlichen Tugenden, deren erste in der blinden Anhänglichkeit besteht, die er für seine angebetete Schöne hegt. Rettungslos zappelt er in den Netzen der venetianischen Venus. Seine alte Freundschaft zu Antonio — hier Andronic — ist noch immer von wohlbekannter Herzlichkeit, aber wir erfahren gleich aus dem ersten Liebesduo, daß der Freund mit der Geliebten seines Freundes nicht ganz einverstanden ist und sich deßhalb weigert, an dem amüsanten Dekameron theilzunehmen. Andronic hat sich brieflich entschuldigen lassen, worüber Imperia wüthend ist. Der edle Honorius glaubt diese Freundschaft rechtfertigen zu müssen und erklärt der Courtisane die ganze Genesis des herzlichen Bundes. Andronic und Honorius sind mit einander bedeutungsvoll in Smyrna aufgewachsen, da ihre Väter sehr befreundet waren. Gleichzeitig wurden Beide Waisen. Trotz ihrer großen Charakterverschiedenheit fühlten sich die heranwachsenden Jünglinge mächtig zu einander hingezogen und von Tag zu Tag wurde der Freundschaftsbund zwischen dem ruhigen, besonnenen Andronic und dem heißblütigen, verschwenderischen Honorius inniger, namentlich dann, als Andronic einen genueser Raufbold, der den schwächeren Honorius gefordert, im Duell tödtete. Später übersiedelten die Freunde nach Venedig, wo Andronic, wie sein Urbild Antonio, in Bälde einer der reichsten Kaufleute der Lagunenstadt wurde und sich seines wucherfeindlichen Handels wegen bei den Juden verhaßt machte. Namentlich von Shylock, dem Honorius zweitausend Dukaten schuldet. Jenen führt ein Zufall just des Wegs daher. Ein munterer Nobile, in dem man unschwer Shakespeare's Graziano erkennt, mischt sich in Imperia's Tafelrunde, gefolgt von einem Schweif von Gläubigern, „von seinem Schneider bis zum Wucherer Shylock". Er hat in einer tollen Laune alle diese Juden bei sich zu Tische geladen, ihnen heimlich Schweinefleisch zu essen gegeben und führt nunmehr die gesammte Sippe nach der Mahlzeit zu Imperia mit dem Hintergedanken, sie mit seinen Freunden im Spiel auszuplündern. Der Vorschlag wird mit Freuden angenommen. Shylock und seine Collegen vom Judenviertel treten auf; außer Shylock sind sie alle stark betrunken und lassen sich leicht auf diese Bauernfängerei ein. Nur Shylock bleibt Herr der Situation und läßt ganz einfach den Freund des verhaßten Andronic arretiren, denn heute ist gerade der Verfalltag der geliehenen zweitausend Dukaten, die Honorius natürlich nicht bezahlen kann. Da erscheint der Retter in der Noth: Andronic. Er steht sofort für

seinen Freund ein und bezahlt Shylock, der von jetzt an den Kaufmann nur umso weniger ausstehen kann. Die Nobili aber beschließen, morgen gegen den unverschämten Juden beim Dogen Klage zu führen. Nach Shylock's höhnischem Ruf: „Auf morgen meine Herren, beim Dogen von Venedig!" schließt der Akt. Meine Gedanken nehmen schnell eine andere Richtung; ich betrachte mit Interesse eine auf dem Inseraten-Vorhang gemalte üppige Dame, welche ein amerikanisches Patent-Corset tragen soll. Bald entschwindet sie nach oben; das Stück nimmt seinen Fortgang.

Auch der Pariser Doge ist nach allem Anschein ein sehr ehrenwerther Mann, der es mit dem Recht in Venedig ehrlich meint; leider befindet sich aber das Staatsschiff dermalen in einer ziemlich bedenklichen Lage: Die Flotte der Republik wurde zerstört und die Landarmee bei Zara geschlagen. Um den erschöpften Fiscus aufzuhelfen, macht der Doge den Häuptern der Oligarchie den unmaßgeblichen Vorschlag, sie möchten den Inhalt ihrer Kassen und Schatullen auf den Altar des Vaterlandes niederlegen. Aber ein Nobile nach dem andern gibt eine ausweichende Antwort, ja sogar Andronic, auf den der Doge am meisten gerechnet, ist außer Stande, für sein Adoptiv-Vaterland etwas zu thun, denn soeben wurde ihm die Nachricht gebracht, daß seine zwei Galeonen bei Tripolis Schiffbruch erlitten, wie wir schon aus dem Shakespeare wissen. So bleibt also nur Shylock übrig, der auch bereits hereingekatzbuckelt kommt. Der Doge verlangt von ihm und seinen Genossen eine Anleihe von hunderttausend „Silbermark"; dafür fordert aber der Jude nicht nur die Einkünfte von Constantinopel und Candia während zwei Jahren, sondern zudem noch die Privatjuwelen der Dogenfamilie. Der Doge und Andronic sind über diese Zumuthung empört, als Ginevra, die Tochter des Leiters der Republik, eintritt und auch schon ihren ganzen Schmuck zum Heil der Vaterstadt dem Juden ausliefert. Nicht genug: Shylock wünscht auch das kostbare Diamanten-Collier zu erhalten, das Ginevra stets am Halse trägt, seitdem es ihr die sterbende Mutter umhing. Ginevra händigt auch dieses theure Vermächtniß dem Juden ein, und während dieser sich lächelnd mit seiner Beute entfernt und der Doge und Andronic gegen den herzlosen Mann eifern, sinkt — die üppige Dame mit dem amerikanischen Patent-Corset langsam aus den Soffitten. Ich fange an, mich immer lebhafter für sie zu interessiren.

Im dritten Akt feiert Shylock den zwanzigsten Jahrestag der im Vorspiel dargestellten Schandthat damit, daß er unter seinen Glaubensgenossen die Juwelen des Staatsoberhauptes vertheilt und für sich die Diamantenspange Ginevra's behält. Er wundert sich selbst, daß volle zwanzig Jahre vergehen konnten, ohne daß er für jenes Verbrechen an den Christen Rache nehmen konnte, wie es sich gebührte. Wohl hat er durch seinen Wucher hunderte von Familien ruinirt, einen Patricier nach dem andern ins Schuldgefängniß werfen lassen und steht im Begriff, die Republik Venedig in den Abgrund zu stoßen, — aber ein Virtuos des Hasses, wie er, findet dies Alles kleinlich und kaum der Rede werth. Noch schreit das Blut Sarah's um Rache, noch fordert der geraubte Knabe Gerechtigkeit, aber Shylock hat bisher seine Pflicht nicht erfüllt. Keinen Christen fand er bis heute, der des Opfers würdig gewesen wäre, den nicht schon das Laster halb getödtet hätte. Ihn verlangt es nach einem lebensfrischen, gesunden Fleisch und Herzblut, wie es etwa der schöne, brave Andronic besitzt, der sich eben bei ihm anmelden läßt. Gierig heftet der furchtbare Jude seinen blutdürstigen Blick auf den Eintretenden. Was will Andronic von Shylock? Ginevra's Halsband. Was ist der Preis? Sechszigtausend Zechinen, die Andronic nicht besitzt, denn sein „sämmtlich Gut ist auf der See." Shylock verlangt eine Schuldverschreibung. Für den Fall, daß Andronic in einem Monat a dato nicht die ganze Summe baar bezahlen kann,

„Laßt uns ein volles Pfund von Eurem Fleisch
Zur Buße setzen, das ich schneiden dürfe
Aus welchem Theil von Eurem Leib' ich will."

Aber Monsieur Dugué übershylockt den Shylock. Bei Shakespeare wird der „lustge Schein" vorgeblich „zum Spaß" ausgestellt, obgleich es dem schlauen Juden blutiger Ernst damit ist; der Pariser Shylock aber fürchtet nicht im mindesten, den Käufer zu chokiren: mit brutalem Ernst und haßfunkelnden Augen dictirt er Andronic den Kauf-

contract in die Feder, und als der Jüngling sich einen Augenblick besinnt, droht der Jude, er werde das heißgeliebte Andenken der Dogentochter unentgeltlich mit der Bemerkung zurückerstatten, der edle Andronic habe keinen Blutstropfen für das Collier wagen wollen, welches mit dem Leben des edelsten Venezianers nicht allzu theuer erkauft sei. Andronic unterschreibt augenblicklich den Schein, denn — und darin besteht gerade einer der zahlreichen Vorzüge des Pariser Autors vor dem betrunkenen Riesen, wie Voltaire Shakespeare nannte — der schwermüthige Kaufmann liebt Ginevra, des Dogen Töchterlein, denn er ist nicht so ein unklarer Melancholicus, der nicht weiß was er will, wie der Schuldner des Shylock vom Globustheater Alt-Englands. Ueberselig verläßt Andronic das Haus des Juden, wo gleich nach ihm Honorius und Imperia eintreten. Die Courtisane will sich von ihrem Geliebten ein Diamanten-Collier schenken lassen. Shylock bedauert, sein schönstes soeben verkauft zu haben. Wem? Andronic. Imperia will es haben, koste es was es will, selbst die Freundschaft. Honorius schwört, es ihr zu verschaffen. Der weise Shylock sieht mit Recht einen Bruch zwischen den beiden Freunden voraus. Mir kommt das ebenfalls sehr wahrscheinlich vor; auch die üppige Dame auf dem Vorhang scheint bedenklich auf ihr Corset niederzublicken. Wer weiß, ob der Bund von Andronic und Honorius eine solche Prüfung besteht, ob auch solch ein Patent-Corset der Freundschaft die beiden Jünglinge so sicher und warm, elegant und dauerhaft zusammenhält?! Der vierte Aufzug gibt Antwort.

Imperia fordert von Honorius als Zeichen seiner Liebe abermals jenes Halsband, das aber bereits nicht mehr in Andronic's Besitz ist, denn er hat es heimlicherweise durch eine bestochene Dienerin in Ginevra's Schmuckkästchen legen lassen. Honorius beschwört nach einer reichlichen Mahlzeit seinen Freund, ihm das Collier für Imperia zu überlassen. Auf Andronic's mehrfache Weigerung wird der von Imperia und seinen Freunden aufgehetzte Honorius zornig und zwingt endlich seinen Freund, ihm den Beweggrund für diese Weigerung mitzutheilen. „Viel lieber würde ich Ginevra's Halsband in den Händen des Juden, als an der Brust der Courtisane Imperia sehen," erklärt Andronic geradezu. Honorius fordert ihn. Imperia triumphirt. Die Nobili lassen durch ihre Bedienten den Platz absperren. Es kommt zu dem für jedes Boulevardstück obligatorischen Duell, welches durch Sachverständige eingeübt, vom Publikum mit athemlosen Interesse aufgenommen wird. Andronic entwaffnet seinen Freund und verschont sein Leben. Imperia ruft ihre Verehrer auf, sich sofort für sie zu schlagen. Alle entblößen ihre Schwerter gegen Andronic. Da rafft sich Honorius auf und stellt sich an Andronic's Seite mit lautem: „Wir sind unser zwei!" was vom Publikum mit großem Jubel aufgenommen wird. Nach kurzem Gefecht säubern die beiden Freunde den Platz und sinken sich versöhnt in die Arme, fest entschlossen, Venedig gemeinschaftlich zu verlassen und in ihre kleinasiatische Vaterstadt zurückzukehren.

Eine rasche Verwandlung zeigt uns das jungfräuliche Gemach Ginevra's, die entzückt ist, in ihrer Schatulle das Collier ihrer Mutter geheimnißvollerweise wiederzufinden. „Oh! ma mère!" . . . Der herzu kommende Shylock verräth dem Dogen und seiner Tochter, daß Andronic ihm das Halsband abgekauft habe. Ginevra erröthet, und ihr Vater erräth ihr Herzensgeheimniß. Shylock holt Andronic herbei. Er gesteht Alles ein. Der Doge ist nicht abgeneigt, sofort „seine Kinder" zu segnen, aber wunderlich genug! Ginevra verweigert ihre Hand und muntert Andronic zur Abreise auf. Da tritt Shylock mit der Nachricht auf, soeben seien Andronic's Indienfahrer in den Hafen eingelaufen, aber sie seien leer wie seine hohle Hand, denn afrikanische Korsaren haben sie geplündert. Andronic ist zu Grunde gerichtet. Erst jetzt sinkt die feinfühlige Ginevra an sein Herz, denn sie, die Tochter des armen Dogen, der sein ganzes Vermögen Venedig geopfert, wollte nicht den reichen Andronic heirathen. Der Ruinirte ist ihr willkommener. Shylock lächelt überlegen ob dieser christlichen Empfindsamkeit, — und ich intonire vor Ungeduld halblaut Boieldieu's: „Komm, o Du holde Dame! . . ." Sie kommt auch wirklich. Aber mein Nachbar ist wüthend und meint im Zwischenakt, wenn ich mich nicht unterhalte, so soll ich wenigstens nicht das Amüsement andrer Leute stören. Ich schwöre ihm, daß ich mich im Gegentheil köstlich unterhalte; er scheint es aber nicht recht zu glauben.

Der Pariser Shylock macht sich aus der buchstäblichen Erfüllung der Fleischverschreibung ein apartes Privatvergnügen. Nicht vor dem Dogen Venedigs, nicht in großer ritterlicher Versammlung erleichtert er seines Schuldners äußeres Ich um ein Pfund, sondern in seinem Hause erwartet er gemüthlich, daß sich Andronic stellen werde. Er täuscht sich nicht. Andronic tritt auf; Tusch im Orchester.

Shylock. Endlich! Endlich allein mit meinem Opfer und jeder Blutstropfen seiner Liebe gehört mir!

Andronic. Shylock!

Shylock (für sich). Finden wir wieder die Ruhe des Gläubigers und seien wir nicht mehr, als ein besonnener Kaufmann in seinem Laden! (Laut.) Ach, Ihr seid's, junger Herr! Ihr kommt wegen eines gewissen Scheins, den Ihr vor einem Monat unterschrieben habt? . . .

Andronic. Die Straße ist frei. Die Bogenschützen, die ich selbst hergeführt habe, umstellen das Haus. Du bist in Sicherheit vor Venedigs Volk, Shylock. Wir werden nicht gestört werden in unserer Unterhaltung.

Shylock. Unterhaltung? Ei, ich glaube, wir haben uns nicht mehr viel zu sagen.

Andronic. Ich schulde Dir sechzigtausend Zechinen.

Shylock. Das heißt, Ihr seid sie mir schuldig gewesen. Die Verfallzeit ist vorbei.

Andronic. Ich konnte nur die Hälfte auftreiben.

Shylock. Dreißigtausend Zechinen.

Andronic. Sie stehen Dir zur Verfügung.

Shylock. Sechzig habt Ihr euch zu zahlen verpflichtet, und sechzig muß ich haben!

Andronic. Ich habe sie nicht.

Shylock. Glücklicherweise sah ich dies Alles voraus und finde mich noch genügend gesichert. Ihr müßt mir es bezahlen . . . auf die andere Art.

Andronic. Nein, Du wirst diese gräßliche Schuld nicht fordern.

Shylock. Soll ich Euch den Schein noch einmal lesen?

Andronic. Höre mich an, Alter! Nicht theuer genug konnte ich das kostbare Halsband bezahlen und ich bereue nichts: ich bestreite keineswegs meine Verschreibung, und nichts auf der Welt vermöchte mich, sie zu verleugnen, denn ich habe sie nicht nur mit meiner Hand gezeichnet, sondern meine Ehre dafür verpfändet. Ich bin also zu Allem bereit; mein Herz ist der Furcht nicht zugänglich und, wie Du siehst, ich bin waffen- und wehrlos.

Shylock. Die Achtung Shylock's belohnt Euch dafür.

Andronic. Bedenk, daß Du schon mit einem Fuß im Grabe stehst und bald vor dem ewigen Richter erscheinst.

Shylock. Der Schein besagt . . . (Das Orchester intonirt eine sanfte Weise).

Andronic. Bis jetzt hatte mir das Glück niemals gelächelt. Ich kenne meine arme Mutter nicht und verlor als Kind meinen Vater; seither irrte ich auf der Welt herum, als ein trauriger Träumer mit bleicher Stirn und geängstigter Seele. Aber heute zum erstenmal leuchtete mir die Sonne und kam die Liebe und hange ich am Leben.

Shylock. Ich weiß es wohl; gerade darauf rechnete ich.

Andronic. Ginevra! Ginevra!

Shylock. Frisch, junger Mann, machen wir ein Ende! Die kostbare Zeit verstreicht. (Die Violinen tremuliren).

Andronic. Shylock rühren wollen, heißt dem stürmischen Ocean das Schweigen gebieten.

Shylock. Ganz wohl.

Andronic. So willst Du mich tödten?

Shylock. Ich will mich bezahlen durch meine Hände.

Andronic. Ginevra, verzeihe dem Sterbenden, der Deiner Liebe würdig und seiner Ehre treu war. Auch Dir, mein Honorius, ein letzter Gedanke: kämpfe tapfer für Venedig und besiege seine Feinde!

Shylock. Wohlan!

Andronic. Ich bin bereit!

Shylock. All ihr Kräfte meines alten Körpers sammelt euch in meinem Aug' und in dieser Hand! Du, mein Sohn, empfang' dieses Opfer und freue Dich in Deinem Grab!

Andronic. Stoß zu!

Shylock (erhebt sein Messer). Hier! . . . (Tusch.)

Honorius (noch hinter der Scene). Shylock! Andronic! (Er stürzt herein.) Halt, Shylock, halt! Ach, Gott sei gelobt, noch ist es Zeit!

Andronic. Honorius, so kann ich Dir noch einmal die Hand drücken vor'm Sterben!

Honorius. Du wirst nicht sterben!

Shylock. Fort, Verfluchter, fort! (Tremolo.)

Hanorius. Das Messer weg!

Shylock. Nein.

Honorius. Wirf mit Abscheu das Messer fort!

Shylock. Zurück, junger Narr!

Honorius. Er ist . . .

Shylock. Ich stoße zu . . .
Honorius (zieht ihn beiseit). Er ist Dein Sohn! (Paukenschlag).
Shylock (fährt entsetzt zurück und läßt das Messer fallen). Mein Sohn! (Melodisches Tremolo bis zum Aktschluß).
Honorius. Hier ist der Beweis. (Gibt ihm ein Pergament). Der Piratenhauptmann, den ich besiegte, ist jener Arnheim, der vor zwanzig Jahren Deinen Sohn raubte. Er hat sterbend das Geständniß seines Verbrechens unterzeichnet.
Shylock (freudig). Ja, er ists! (Er will sich gegen Andronic stürzen, aber Honorius hält ihn zurück).
Honorius. Ihn erkennen heißt ihn zu Grunde richten.
Shylock. Ihn zu Grunde richten! (Lärm hinter der Scene).
Andronic. Der Doge! Ginevra!
Honorius. Niemals würde Ginevra die Christin das Weib des Sohnes vom Juden Shylock!
Shylock. Ja, es ist wahr, niemals! (Tusch).
Ginevra (noch hinter der Scene). Andronic! wo ist er? (Sie tritt mit dem Dogen auf und wirft sich in Andronic's Arme).
Ginevra. Du lebst noch! Bist gerettet!
Andronic (zeigt auf Honorius). Gerettet durch ihn!
Der Doge. Shylock hat ihn verschont!
Shylock. Ja, der Haß ist ruchlos und die Wege des Herrn sind wunderbar.
Ginevra. Was hat Dein Herz also verwandelt?
Shylock. Ein Wunder des Himmels.
Der Doge. Ein Wunder?
Shylock. Ja.
Der Doge. Was ist das für eine Schrift, woran sich Deine Blicke mit so viel Zärtlichkeit klammern?
Shylock. Der Beweis, daß mein Sohn lebt.
Ginevra. Dein Sohn?
Shylock. Und ich . . .
Honorius (leise zu Shylock). Nimm Dich in Acht!
Shylock. Ich gehe zu ihm.
Der Doge. Wo ist er?
Shylock. O weit . . . sehr weit von Venedig! Es ist mein Geheimniß! . . . (Für sich.) Ja, ich muß fort, denn meine Seele würde ihn verrathen! Fort, fort! Wenn er da ist, bei mir, wenn ich ihm die Hand reichen könnte und ihm sagen: Ich liebe Dich! . . . Ja, ich habe so viel Kraft; ich erfülle diese Pflicht, es ist meine Sühne! und dann . . . ich werde nicht lange mehr zu leiden haben! (Laut). Lebt wohl, lebt wohl, Ihr Alle! Ich verlasse Venedig auf Nimmerwiederkehr. (Er nährt sich Andronic). Vergönnt mir eine Gunst, laßt mich Eure Hand berühren . . . O diese Gunst, ich erbitte sie auf den Knieen!
Ginevra (erschrocken). Andronic!
Shylock. Fürchtet nichts, Signora, ich bin nicht mehr zu fürchten. (Zu Andronic). Wollt Ihr?
Andronic (reicht ihm die Hand). Hier ist sie.
Shylock. Und . . . Ihr verzeiht mir?
Andronic. Ja.
Shylock (Bedeckt sie mit Küssen und Thränen). Oh!
Andronic. Sein Schmerz thut mir weh.
Honorius (beiseit). Wird er sich verrathen?
Shylock. Und nun lebt wohl für immer! Von allen meinen erwucherten Schätzen, nehme ich nur diesen Stab mit mir. (Bei Seite.) Das Flammenschwert vertreibt mich aus dem Paradiese. Erstickte Liebe, komm und zerfleische im Exil das Herz des alten Shylock! (Zu Andronic und Ginevra). Seid glücklich! seid gesegnet. . . .

Während die Instrumente im Orchester das Eingangs erwähnte harmonische Fangspiel wiederholten und mit einem großartigen Schwung schlossen, fiel langsam der Vorhang und entzog dem aufbrechenden Publikum die vielbewunderte Duldergestalt des Juden von Venedig. Ich blieb in namenloser Perplexität auf meinem Sitz. Für mich existirte kein Vorhang; er war vollkommen durchsichtig für mein intuitives Auge. Ich sah, wie sich der Doge des Hermelins entledigte, wie die holdselige Ginevra sich die Schminke wegwischte wie Honorius mit Andronic ein Glas Absinth theilte und wie Shylock seinen falschen Bart losknüpfte. Zwei Herren traten aus der Coulisse, wovon der eine der Director und der andere der Dichter. Man umringte diesen und erdrückte ihn fast mit Umarmungen und Händeschütteln. „Sie sind größer, als Shakespeare!" rief der Director, und sein ganzes Personal schrie: „Vive Shakespeare II!" Das hagere Männchen mit der großen Glatze lächelte verbindlich. Aus den Geigenkästen und Hornfutteralen im geräumten Orchester drang ein rauschender Tusch. Aber plötzlich, wie von

unsichtbaren Händen gedreht, fing die Donnermaschine fürchterlich zu rollen an, und ein greller Kolophonium-Blitz erhellte die Scene. Aufsprang die Thür im Hintergrund, und herein trat Shylock, der echte, wahre, englische Shylock, wie ihn Shakespeare geschaffen, wie er über die Binsen der „Hahnentenne“ des Blackfriars- und Globustheaters geschritten und Understanders, die Gründlinge im Parterre, mit Furcht und Mitleid überschauerte. Ein seltsames Feuer glühte in seinen tiefen Augenhöhlen, convulsivisch zuckt die Linke durch die grauen Strähne seines langen Bartes, während die Rechte sich auf einen Stab stützte. Elend, Wildheit und Haß athmete die unheimliche Gestalt, die sich langsam gegen die Rampe bewegte. Und er begann zu sprechen, nicht mit lautem, wohlklingendem, salbungsreichen, auf Beifall zielendem Pathos, sondern mit herbem jüdischen Accent gurgelte er jedes Wort hervor, daß es rauh, gellend, heiser klingt, wie der Schofar der Rabbiner, wenn er die Ungläubigen excommunicirt. Er war ganz Haß, ganz Verzweiflung, ganz Stolz, ganz Rache, ganz heiliger Zorn. „Ich bin ein Jude. Hat nicht ein Jude Hände, Gliedmaßen, Werkzeuge, Sinne, Neigungen, Leidenschaften? . . . Sind wir Euch in allen Dingen ähnlich, so wollen wir's Euch auch darin gleich thun. Wenn ein Jude einen Christen beleidigt, was ist seine Demuth? Rache. Wenn ein Christ einen Juden beleidigt, was muß seine Geduld sein nach christlichem Vorbild? Nur Rache. Die Bosheit, die Ihr mich lehrt, die will ich ausüben, und es muß schlimmer hergehn, oder ich will es meinen Meistern zuvorthun!“ Wie ein Dämon der Rache, welcher Gerechtigkeit und Wahrheit predigt, die Vorurtheile verdammt und das Menschenthum eines ganzen Volks offenbart, steht Shylock, nein Shakespeare selbst vor mir da und erinnerte an jenen Propheten, der Israel fluchen sollte und vom Geist ergriffen sein Anathema in Segnung wandelte. „Soll ich nicht sprechen, was der Herr mir in den Mund gelegt?“ . . .

Riesengroß, mit ausgestreckten Armen stand Shylock im Rampenfeuer. Ich war in tiefinnerster Seele ergriffen. Der Director kraute sich verlegen hinter den Ohren; seine Histrionen brachten einen spärlichen Applaus über ihre mißgünstigen Seelen . . . Es klang wie Spott. Das hagere Männchen begann mit hämischem Lächeln Kritik zu üben: „Ganz nett, ganz hübsch, Einzelnes sogar reizend, — das ist jedoch Alles für den französischen Geschmack zu naiv, zu unlogisch, zu maßlos, zu unharmonisch, zu unbeholfen gemacht . . .“ Und was weiß ich, was für Ausdrücke er noch gebrauchte. Am Ende ergriff er eine ellenlange Scheere und hieb damit dem echten Shylock die Beine und Arme zur Hälfte ab, stutzte ihm den uncivilisirten Bart und schnitt ihm — was mich am meisten befremdete — die Stirne weg und nahm das Gehirn heraus. Dann setzte er ihm eine Perrücke auf den Kopf und gab ihm seine neue Rolle in die Hand. „Dies sollst Du lernen und declamiren,“ sagte dann der Pariser Dichter zu ihm, „dann bist Du der wahre Kultur-Shylock und wirst den Franzosen gefallen! Nimm nur das Maul recht voll, stelle Dich günstig und imponirend, spiel auf den Effect und für den Rest laß nur Costumier, Decorateur, Orchester und Claque sorgen!“ Und mit einem letzten Schnitt schlitzte er ihm mit der Scheere den Mund bis an die Ohren auf, „damit er besser sprechen könne.“

Ich fand das bedenklich und erhob meine Stimme zum Protest. Da warf mir Herr Dugué einen vernichtenden Blick zu und drohte mit der Scheere. Schon glaubte ich zu fühlen, wie er über den Souffleurkasten hinweg nach mir zwickte. Kalter Todesschweiß trat mir auf die Stirne. Ein graues Bahrtuch fiel in diesem Augenblick auf mich und bedeckte mich ganz. Ich schob es krampfhaft hinweg, schrie und blickte auf.

Die Logenschließerin, die eben die Sitze mit den Staubtüchern bedeckte, sah mir lachend ins Gesicht: „La pièce est fini! Etes-vous fou, Monsieur?“ . . .

Beschämt eilte ich von dannen.

Kritische Rundblicke.

Gedichte. Von Agnes Kayser-Langenhannß. (Dritte verbesserte und durch neue Gedichte ergänzte Auflage.) Dresden.

Eine dritte Auflage ist bei lyrischen Gedichten selten und beweist, daß der Ton, den ihr Verfasser angeschlagen hat, nicht ohne Widerhall im Herzen Vieler geblieben ist. Die Dichterin, deren gesammelte Poesien wir heute den Lesern der „Neuen Monatshefte" ans Herz legen möchten, zeigt ihren musischen Beruf schon durch die unermüdliche Strebenslust, mit der sie nach möglichster Formvollendung gerungen hat. So manches Gedicht, das uns schon in der ersten Auflage dieser Sammlung lieb geworden ist, erscheint in dem vorliegenden Neudruck noch gefälliger und herzgewinnender, weil die Verfasserin hier eine Härte abgeschliffen, dort ein paar Worte umgestellt, hier einen bezeichnenden Ausdruck durch einen noch bezeichnenderen ersetzt, dort den Tonfall durch eine leise feinfühlige Aenderung noch melodischer gestaltet hat. Diese liebreiche Pflege und Weiterbildung ihrer poetischen Schößlinge war der Dichterin aber nur möglich, weil sie, fern von aller schmeichlerischen Selbstgefälligkeit, stets die Ausstellungen kritischer Freunde beherzigt hat und sich niemals zu weise dünkte, um nicht noch Etwas zulernen zu können. Ein Zeugniß dafür gibt sie selbst in zwei sehr bemerkenswerthen Gedichten der Sammlung. Das erste, an Friedrich Bodenstedt gerichtet (S. 97.) enthält das Charakteristische Geständniß:

> O wüßtest du, wie mich dein Tadel ehrt,
> Der Andern Lob in Tadel mir verkehrt,
> Mein Selbst enthüllt, beglückend mich belehrt —
> Du hättest nie den Ausdruck ihm verwehrt . . .
> Froh macht dein Lob, und wenn du es gewährt,
> Ein geist'ges Manna, hat es mich genährt,
> Doch froher macht es, wenn du treffend tadelst,
> Zum Kampf mich rufest und zum Dichter adelst.

In gleichem Geiste ist das zweite, von uns erwähnte Gedicht gehalten, das im Ton an Rückert's „Lehrweisheit des Bramahnen" erinnert und worin es heißt:

> Wenn je dich Tadel trifft aus eines Freundes Mund,
> Da wird zugleich dir Lob und hohe Ehre kund.
> Denn sagt es dir der Freund, wie er dein Wesen schaut,
> Erkenn', daß gütig er an deinem Innern baut.
> Und weil er werth dich hält, zur Schönheit aufzusteigen,
> Soll, was dies Ziel beschränkt, das freie Wort dir zeigen.
> Des Schmeichler Lob, es gleicht des falschen Schmuckes Schein,
> Doch Freundes Tadelwort dem ächten Edelstein.
> Sein Tadeln pflege treu, gleich einem guten Keim,
> Draus einst die Blume sprießt mit süßem Honigseim!

Das sind goldene Mahnworte für jene nervenschwachen Empfindlichen, die immer mit Zuckerwerk gefüttert sein wollen und stets geneigt sind, die Fehler, die sie selbst begehen, dem Kritiker nicht zu verzeihen, der sie nachweist . . .

Die Gedichte von Agnes Kayser-Langenhannß zeichnen sich nicht durch sonderliche Originalität der Grundanschauung aus, aber es haftet allen ein ganz eigner Zug von individueller Liebenswürdigkeit an. Die Dichterin blickt mit frohen hellen Augen in die Welt hinaus und mag mit den gewohnheitsmäßigen Weltverächtern nichts gemein haben. Das Schmerzgefühl der „Pessimisten" um jeden Preis ist ihr verdächtig — in den gut stilisirten, sprachlich saubergeleckten Klage-Gedichten der Sänger vermißt sie den tiefen centnerschweren Ernst einer wirklich empfundenen Trauer—und darum ruft sie einmal diesen Pessimisten zu:

> Um großes Weh mag der Jammer sich ranken
> Um Weh, das die Menschheit mächtig ergreift,
> Vertieft durch ewige wahre Gedanken —
> Doch nicht um Leid, das nur tändelnd schweift!

Das verleitet aber die Dichterin nicht zu optimistischem Selbstbetrug oder zu dem eiteln Wagniß, uns mit schönfärberischem Pinsel die Welt als die beste aller möglichen Welten in artigen Lugbildern hinzuzeichnen, denen keine Realität entspricht. Es fehlt der Dichterin vielmehr nicht an Scharfblick, um das Maskenspiel des Lebens

zu durchschauen — und schon das einzige, folgende Gedicht gibt dafür einen klaren Beweis:

Der Blick ins Herz.

Jüngst wünscht' ich: nur für kurze Weile
Möcht' ich der liebe Herrgott sein.
Dann fügt' ich mit begier'ger Eile
Ins Menschenherz ein Fensterlein.

Ein jeder Vorhang müßte schwinden
Und wär' er noch so fein gewebt,
Den ganzen Reichthum aufzufinden,
Der schöpferisch das Herz belebt.

Und wie's geschah, ich kann's nicht sagen:
Was ich ersehnte, ward erfüllt;
Vor den erstaunten Blicken lagen
Des Herzens Tiefen mir enthüllt.

Doch was ich sah, — mögt ihr's bedauern,
Verschwiegen bleibt's; nur sei vertraut:
Gern hätt' ich mit den stärksten Mauern
Die meisten Herzen zugebaut!

Hier offenbart sich auch schon die schalkhafte Art der Dichterin in herzigen Anklängen. Und so zeigt sie denn in vielen schelmischen Gedichten, daß ihr der „Blick ins Herz" nicht die Laune verdorben hat und daß sie allezeit frohgemuth und ohne Zagen durchs Leben geschritten ist, mag auch einmal ihr Weg über Dornen und Nesseln geführt haben. Sie sagte sich stets, daß der Böse schon durch seine Bosheit genug bestraft ist. Sehr treffend bemerkt sie z. B. einmal über den „Neid":

Dem zweigeschliffnen Schwerte gleicht der Neid,
Das ohne Scheide auch des Griffs entbehrt:
Er bringet dem, der's zücket, größ'res Leid
Als Jenem, dem es tückisch zugekehrt.

Man sieht, daß es der Verfasserin auch an sehr glücklichen epigrammatischen Einfällen nicht fehlt. Aber am glücklichsten ist sie auf einem Gebiet, das leider seit Rückert wenig Pflege gefunden hat: Es ist die Poesie der Kinderstube. Rudolph Löwenstein, auch Julius Sturm hat auf dem Feld manches Hübsche ans Licht gestellt. Mit Freuden fanden wir nun auch in der vorliegenden Sammlung einige Stücke dieser Art, die sich in der That sehen lassen dürfen. Die Verfasserin scheint sich am Beispiel Andersen's herangebildet zu haben, dem sie auch in dem Gedicht: „Andersen lebt!" ein sehr gefälliges poetisches Standbild errichtet. In ihren Kindergedichten verfügt Agnes Kayser-Langenhannß über eine Einfachheit des Ausdrucks, eine ungekünstelte Naivität und Gemüthsfrische, die ihre Begabung für diese Specialität außer allem Zweifel stellen. Man lese z.B. das folgende Gedicht:

Warum das Christfest in den Winter fällt.

„Lieb Mütterlein, o sag' mir an,
Warum der gute Weihnachtsmann
Im Winter kommt, wo's friert und schneit.
Und nicht zur warmen Sommerzeit?
Du meinst, er zöge weit daher,
Sein Bündel wäre groß und schwer
Von all' den schönen bunten Sachen,
Die art'gen Kindern Freude machen,
Ich glaub', er packte mehr noch ein
Bei besserm Weg im Sonnenschein."

„„So falt' die Händchen, hör' mir zu,
Doch, Lockenköpfchen, halte Ruh',
Denn wird vom Weihnachtsmann erzählt,
Das heil'ge Christkind nimmer fehlt.
Vom Himmel schiebt's die Wölkchen fort,
Bald lauscht es hier, bald lauscht es dort,
Wo Kinder Wünsche jetzt enthüllen,
Ward ihm die Macht sie zu erfüllen,
Es theilt die Gaben liebend aus,
Knecht Ruprecht bringt sie nur in's Haus.

Im Sommer, wo die Welt voll Pracht,
Die Tage lang und kurz die Nacht,
Wo Alles grünet, Alles blüht,
Die Sonne Gold in Fülle sprüht,
Auf schatt'gem Zweig der Vogel singt
Daß überall sein Lied erklingt,
Wer hielt im Zimmer dich gefangen?
Das Christkind selbst wird's nicht erlangen,
Stellt's auch die Gaben lockend auf,
Husch, wär'st du fort im schnellen Lauf.

Und weil du also stets zerstreut,
Wenn Sommerluft den Sinn erfreut,
Trägt in die düstre Winterzeit,
Das Christkind Lust und Seligkeit,
Es führt ein ungeahnet Glück
In unsre kalte Welt zurück,
D'rum liebes Kind, bewahr's im Herzen,
Vertrau' ihm ganz in Freud' und Schmerzen,
Und wenn du einst gar traurig bist,
Dann denk, es hilft der heil'ge Christ.""

Wir wünschten, daß die Dichterin das Feld noch eifriger anbaut. Vielleicht bieten ihr diese Zeilen eine Anregung dazu. **O. Bl.**

Miscellen.

Dem heimgegangenen Anastasius Grün hat Grillparzer einst in dem folgenden stachligen Epigramme weh gethan:

Willst seinen Werth du schildern,
Bezeichnen sein Gedicht:
Er weiß ganz wohl zu bildern,
Allein zu bilden nicht.

Diesem Stachelvers steht ein schwungvolles Anerkennungsgedicht gegenüber, das Grillparzer 1834 an Grün gerichtet und das erst vor Kurzem veröffentlicht worden ist. Es schließt mit der schönen Strophe:

Brücken, die nicht abgetragen,
Haben Stamm und Glück entzweit.
Uns vielmehr laß Brücken schlagen
In die beff're Enkelzeit.

*

Gustav von Moser hat den Roman: „Der ungeschliffene Diamant" von Miß Braddon dramatisirt.

*

„Franz Staren" ist der Titel eines neuen Romans, den August Becker soeben vollendet hat.

*

Die in unserem Blatte zuerst gebrachte Nachricht, daß in Paris eine „Gesellschaft für christliche Theaterkunst" entstanden sei, welche zwei Preise für ein ultramontanes Lustspiel und ein ditto Drama ausgeschrieben habe, erfreute sich eines großen Lacherfolges und wurde in der Mehrzahl der deutschen Zeitungen nachgedruckt. Man schreibt uns nunmehr aus Paris, daß zwar zur Stunde das Resultat jenes Preisausschreibens noch unbekannt sei, daß aber die Directoren des Jesuitenseminars in Montauban in Erwartung zukünftiger christlicher Meisterwerke vorläufig das unsern Lesern durch Gottlieb Ritter's Besprechung bekannte Drama „Die Tochter Roland's" einer Ultramontanisirung unterworfen und anläßlich der Examina durch ihre Zöglinge aufführen ließen. Die RR. PP. haben getreu den §§ jenes Ausschreibens alle Frauenrollen aus dem Bornier'schen Drama gestrichen, so daß es den Titel: „Der Sohn Ganelon's" annehmen mußte. Im letzten Akt handelt es sich auch gar nicht um Gerard's Heirath mit Bertha, sondern um dessen Verleihung von Roland's — Schwert. Man erklärt ihn dessen würdig, aber er verweigert aufs Hartnäckigste die Annahme des Degens und geht am Ende davon, indem er sein eigenes Schwert zieht, das zur Vertilgung der Heiden gerade gut genug sei.

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.**, 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.

Das
„Berliner Tageblatt“
erscheint **täglich** des Morgens, mit Ausnahme Montags, und ist durch die Expedition **Jerusalemerstr. 48.** sowie durch alle Zeitungs-Spediteure und Post-Anstalten des Reiches zu beziehen.

Redaction: **Jerusalemerstr. 48.**



Der Abonnements-Preis
beträgt inclusive der Donnerstag-Beilage: Der **„Ulk“** und **„Sonntagsblatt“** vierteljährlich 5 Mrk. 25 Pf. incl. Botenlohn, monatl. 1 Mrk. 75 Pf.; durch die Post bezogen 5 Mrk. 25 Pf pr. Quartal.

Inserate
pr. Petit-Zeile 40 Pf.

Berliner Tageblatt.

Die großen Erfolge, welche das „Berliner Tageblatt“ in so rapider Weise wie kein zweites Blatt in Deutschland erzielt hat, sprechen am deutlichsten für die Gediegenheit des Inhalts. Dasselbe ist nunmehr

Deutschlands gelesenste und verbreitetste Zeitung.

Je größer der Leserkreis einer Zeitung, umsomehr ist dieselbe verpflichtet, und zugleich in der Lage, den weitgehendsten Ansprüchen des Publicums zu genügen. Diesen Standpunkt hat das **„Berliner Tageblatt“** durch die außerordentliche **Reichhaltigkeit** seines Inhalts, bei leicht übersichtlicher Gruppirung, stets gewahrt.

Das illustrirte humoristisch-satirische Wochenblatt:



hat durch seinen frischen, ungekünstelten Humor, durch die drastische Schlagfertigkeit seines Witzes und durch die meisterhaften **Illustrationen** von **H. Scherenberg** eine große Popularität und Beliebtheit sich zu erwerben gewußt.

Die feuilletonistische Beilage:



redigirt von **Dr. Oscar Blumenthal**, enthält Novelletten, interessante Artikel aus allen Gebieten, Reise- und Culturbilder, Biographien, Humoresken, Mittheilungen aus Hauswirthschaft und Gewerbe, Miscellen 2c.

Im täglichen **Feuilleton** des „**Berliner Tageblatt**“ erscheinen **Original-Romane** und **Novellen** berühmter Schriftsteller. Ueberhaupt wird diesem Unterhaltungstheile des Blattes die größte Sorgfalt gewidmet und nur der gediegendste und werthvollste Lesestoff ausgewählt.

Abonnements auf das „**Berliner Tageblatt**“ nebst der Feuilleton-Beilage „**Sonntagsblatt**“ und dem humoristisch-satirischen Wochenblatt „**Ulk**“ nehmen alle Postämter pro Quartal entgegen, zum Preise von

nur 5 Mark 25 Pfge. = $1\frac{3}{4}$ Thlr.

für alle drei Blätter zusammen.

Mit der rapiden Zunahme des Leserkreises hat der Umfang des **Inseratentheils** gleichen Schritt gehalten und bietet derselbe ein reiches Bild des sich in öffentlichen Anzeigen abspiegelnden Geschäfts- und Verkehrs-Lebens. Der Insertionspreis von **40 Pfge.** pr. Zeile (Arbeitsmarkt 30 Pfg.) ist im Verhältniß zu der großen Verbreitung von

38,000 Exemplaren

wie solche **keine zweite deutsche Zeitung** besitzt, ein sehr billiger zu nennen.

Die Expedition des „Berliner Tageblatt“
48. Jerusalemerstraße 48.

Ein Literaturbrief.

Von

Johannes Scherr.

Im September 1876.

Sie haben schon recht, liebe Freundin: — es geht bergab mit unserer dichterischen Hervorbringung. Der Gipfel von unserem Musenberg — altfränkisch zu reden — ist ohnehin längst vereinsamt und auch seine Abhänge gleichen mehr und mehr einem stark gelichteten Walde, ja mitunter einem niedergeschlagenen, wo nur noch Unterholz und Buschwerk stehen geblieben. Uhland, Rückert und Platen, Grillparzer, Immermann und Grabbe, Heine und Lenau, Schefer und Möricke, Mosen und Freiligrath, Grün und Hartmann sind ja todt. Wann noch Gutzkow und Geibel gegangen sein werden, wird der poetische Reichthum dieser jüngsten Vergangenheit gegen die Armuth der Gegenwart erst recht scharf abstechen. Nicht an Talenten fehlt es der jüngeren Generation, auch nicht an einzelnen glänzenden Leistungen, wohl aber an einem tragenden und hebenden Princip. Darum ist das Dichten ein bloßes Experimentiren geworden und alle die mancherlei Experimente sind im Grunde allesammt seellos.

Das Freiheitsprincip, welches vom Tode Göthe's an unsere Literatur trug und hob, ist verbraucht, wenigstens in der Meinung der Tonangeber des Tages. Das nationale Pathos, wie es seit 1866 aufkam, ist schon ganz floskelhaft geworden und so arg mit Servilismus verbleizuckert, daß es nachgerade jeden anständigen Menschen abstoßen muß. Wenn unsere Fabrikanten ihre Deutschheit dadurch erweisen zu müssen glauben, daß sie den Bismarck und Moltke immer und immer wieder in Holz, Bein, Thon, Leder, Wachs und Seife nachbilden, so sind die patriotischen Verlautbarungen in Versen und in Prosa, welche die patentirten Reichsfreunde vom Ordonnanzschnitt ausgehen lassen, nicht weniger hölzern, thönern, ledern und seifig. Man merkt die Absicht, sich zu empfehlen, doch allzusehr und greift in der Verstimmung am Ende sogar zu den pfäffischen Petrolbüchern eines Konrad von Bolanden, nur um den ewigen Bismarcktabaks- und Moltkeseifengeruch loszuwerden. Ich erinnere Sie auch daran, liebe Freundin, daß verschiedene der großen Patrioten, welche heute vor dem Throne Kaiser Wilhelms byzantinern, vor kaum zehn Jahren ebenso vor dem Throne Napoleons des Dritten knierutschten. Ferner, daß dieselben großen Patrioten vor dem Czarenthum ebenso unterthänig kratzfußen, wie es nur jemals zur Zeit Friedrich Wilhelms des Vierten in Potsdam der Brauch war. Endlich, daß das sittlich-patriotische Pathos mäuschenstille wird, sobald es gilt, die Gründereien und Schwindeleien der eigenen Kameradschaft zu brandmarken. Summa: dieser ganze officiöse Nationalitätseifer ist so

hohl und verlogen, daß er es in der Literatur nur zu einem entsprechend hohlen und verlogenen Ausdruck bringen kann.

Wie ja auch zur Zeit der französischen Revolution, so ist wiederum in unsern Tagen die Meinung, große Zeiten machten große Dichter, recht handgreiflich lügengestraft worden. Wäre ein dichterischer Genius in Deutschland vorhanden gewesen, er hätte durch die Geschichte der letzten zehn Jahre geweckt und zur Thätigkeit angeeifert werden müssen. Es war keiner da. Talente genug, geschickte Macher, denkende Künstler meinetwegen sogar; aber nirgends ein Schöpfer, nirgends eine prometheische Hand, welche mit titanischer Kraft und Macht das, was die Zeit im Innersten bewegte, das Fühlen und Sehnen, das Denken und Wollen der Zeitgenossen zu einem typischen Kunstwerke gestaltet vor sie hingestellt hätte.

Oder doch? Es ist uns ja in diesen Tagen mit jener Unfehlbarkeitsmiene, welche Schöpfenköpfen so gut steht, verkündigt worden, das Textbuch zu Wagners Nibelungenmusik sei ein Dichterwerk ersten Ranges, und wie es überhaupt erst seit dem Bayreuther August von 1876 eine deutsche Kunst gebe, so könne eigentlich auch von einer deutschen Poesie erst seit der Schaffung dieses Textbuches die Rede sein. Sie freilich, die Sie ja an keinerlei Unfehlbarkeitsdogma glauben, schrieben mir, es sei Ihnen bei Lesung dieses „phänomenalen“ Werkes gewesen, als führen Sie stundenlang über einen hinterpommer'schen Knüppeldamm, und Sie seien zuletzt davon ganz seekrank geworden. Ketzerin Sie! Nehmen Sie sich ja vor den Wagnernarren in Acht! Sie wissen ja, diese Leute argumentiren ad majorem Magistri gloriam statt mit Stabreimen mit Stöcken oder Bierkrügen. Was mich angeht, so schämt' ich mich bei dieser Gelegenheit wieder mal einen ganzen Tag lang, ein Deutscher zu sein. Unter einem Volke, welchem der Lessing den Nathan, der Göthe den Faust und der Schiller den Wallenstein geschaffen, können und dürfen Bursche aufstehen, welche ein Ding wie das genannte Textbuch zu einem Phänomen von Meisterwerk aufzuschwindeln die märchenhafte Frechheit haben. Beweis't das nicht, wie wenig von jenen ewigen Werken in das Fleisch und Blut der Nation übergegangen? Zeigt es nicht, daß wie der untere so auch der mittlere und obere Pöbel vom wirklich Schönen und Großen auch nicht die entfernteste Ahnung habe? Geht doch mit eurem ewigen Fortschrittsgeleier! Die Menschen werden ja immer dummer .....

Warum sagen Sie mir denn nichts über Hamerlings „Aspasia“ und Dahns „Kampf um Rom“, auf welche Bücher ich Sie aufmerksam gemacht habe? Oder soll ich Ihre lakonische Bemerkung, „ob es wohl überhaupt möglich sei, so alte Zeiten wieder zu beleben,“ für eine abfällige Kritik nehmen? Ich denke, auch Sie müßten beim Lesen der beiden Romane, die doch wieder keine Romane sind, das Gefühl gehabt haben, daß hier zwei mehr oder weniger genießbare Früchte vorliegen, wie sie auf dem literarischen Versuchsfelde gebaut werden. Natürlich hat es nicht an guten Freunden gefehlt, welche das Tamtam des Lobes rührten und die Pauke der Bewunderung schlugen; aber es dürfte auch hier wie so vielerorten heißen: „Blinder Eifer schadet nur“. Viele werden die beiden Bücher begierig zur Hand nehmen, aber wenige dieselben zu Ende lesen und die wenigsten mit einem Gefühle der Befriedigung davon scheiden. Warum? Weil beide Werke zwar sehr häufig nach der Studirlampe riechen, aber den Duft der bekannten „blauen Blume“ allzu oft vermissen lassen. Es sind Leistungen eines bewundernswerthen Fleißes und eines gründlichen Detailwissens, Reihenfolgen von mit großer Geschicklichkeit zusammengesetzten archäologischen Mosaikbildern, aber keine frei und frisch

entworfenen, dichterisch durchkomponirten Gemälde. In beiden ist die Erfindung sehr dürftig, die Entwickelung lahm, die Spannung gleich Null. In beiden Büchern merkt man zwar den Dichter, aber er kommt nur selten recht heraus. Nicht als ob es an Glanzstellen fehlte. Bei Dahn sind diese sogar zahlreich. Der Untergang der Königin Amalaswintha z. B. ist eine Schilderung, wie nur ein wirklicher Poet sie entwerfen kann. Diese und ähnliche Scenen sind mit dem Seherauge geschaut und darum auch so anschaulich wiedergegeben. Etwas befremdet hat mich die Gedämpftheit der Farben in der „Aspasia“. Offenbar hat Hamerling die sonstige Ueppigkeit seiner poetischen Malerei absichtlich bedeutend eingeschränkt. Ob aber nicht zu sehr? Bei der Schilderung der Kybele-Mysterien z. B. wären Farbentöne am Platze gewesen, wie sie im „Ahasver in Rom“ nur allzu verschwenderisch angewandt sind. Das Wollen ist in dem einen wie in dem andern Werke groß. Die „Aspasia“ will uns den in seinem Vollglanz stehenden und doch schon von dem Vorgefühle des Verfalls angekränkelten Hellenismus vorführen. Im „Kampf um Rom“ soll uns der Konflikt der versinkenden antiken Welt mit der aufsteigenden germanischen vorgeführt werden. Aber dem Wollen entspricht das Können nur stellenweise. An's Ziel gelangt keiner der beiden Würfe. Ehrliche Leser werden sich gestehen müssen, daß ihre Theilnahme von Seite zu Seite abnimmt. An die Stelle der gestaltenden und veranschaulichenden Kraft tritt allzu oft das breitspurig-schwatzhafte Referat, welches an die Eintönigkeit mittelalterlicher Reimchroniken erinnert. Weitaus die meisten der vorgeführten Figuren entbehren der plastischen Bestimmtheit. Sie haben etwas Pappendeckeliges, etwas Marionettenhaftes. Ganz verfehlt ist bei Dahn gerade die Figur, auf welche er offenbar die größte Mühe verwandt hat, der Präfekt Cethegus. Dieses unerquickliche Amalgam von Antikheit und modernster Modernität erinnert auffallend an die vornehmen, geheimnißvollen, virtuosischen Allerweltsbösewichte, wie sie in den Schriften von Balzac herumlaufen. Bedenk' ich alles, so muß ich gestehen, daß ich für das einzige und einzig-schöne Lied Dahns: „Weiße Rose nickt an Zweigen“ (in „Sind Götter?“) gern den ganzen Kampf um Rom dahingebe. Der historische Gehalt des Werkes liegt ja doch in des Verfassers vortrefflichem Buch von den Königen der Germanen reiner vor und gerade um dieser Reinheit willen auch poetischer .... Einen qualitativen Unterschied zwischen der Aspasia Wielands (im „Aristipp“) und der Hamerlings kann ich nicht finden. Das Kostüm (im weitesten Wortsinn) ist bei diesem allerdings viel griechischer als bei jenem, aber der Versuch, das moderne Frauenemancipationsideal auf die Milesierin zu übertragen, schlecht gelungen. Hamerlings Buch kann uns wieder einmal recht deutlich die Unmöglichkeit vergegenwärtigen, bei Behandlung antiker Stoffe der modernen Anschauung sich zu entschlagen. Selbst der Göthe konnte das nicht: seine Iphigenie ist weit mehr eine moderne Deutschin als eine antike Griechin. Kein Mensch kann aus seiner Haut, kein Dichter aus seinem Volk und aus seiner Zeit heraus. Selbst die größten Seher und Künstler scheinen nur ihrer Zeit und ihrem Volke weit vorauszuschreiten, indem sie die höchsten Gedanken und Wünsche der Gegenwart formuliren .... Einen Vorschritt der historischen Romandichtung über Scott, Manzoni, Hugo („Notre-Dame“), Spindler, Rehfues und Alexis-Häring hinaus hat weder Hamerling noch Dahn bewerkstelligt. Ich bezweifle auch entschieden, daß mittels der Aspasia des letztgenannten dem archäologischen Roman in der Lesewelt ein breiterer Raum gewonnen werde. Mit der novellistischen Darstellung antiker Charaktere und Ereignisse ist es überhaupt eine eigene Sache. Große Talente sind daran gescheitert. Man denke nur an Bulwers

„Last days of Pompeji“. Es gibt nur einen Novellisten, welcher einen antiken Stoff mit dem Hauch des Lebens zu durchdringen verstand. Es ist — o, schlage ein Kreuz, heilige Teutschdümmelei! — der Franzos Gustave Flaubert. Seine „Salammbô“ ist etlicher grotesker Auswüchse ungeachtet ein wirkliches Gedicht, keine gelehrt-mühsälige Geschichtsklitterung, sondern ein Roman, welcher Hand und Fuß und ein schlagendes Herz hat, ein Werk aus einem Guß und von strömendem Fluß. Flaubert beschreibt nicht bloß das alte Karthago, er macht uns förmlich heimisch in der Punierstadt und bewirkt, daß wir selbst das Fremdartigste und Ungeheuerste als ein Nothwendiges, ja Selbstverständliches fühlen und erkennen. Seine Gestalten tanzen nicht an Drähten, sie bewegen sich aus eigener Machtvollkommenheit, sie athmen, sie leben. Der Künstler ist ganz aufgegangen in seinem Kunstwerk. Und über was für eine gestaltungsmächtige Phantasie gebietet dieser französische Realist! Seit langer Zeit ist keine Scene geschaffen worden, in welcher die tragischen Motive Schrecken und Mitleid zu so gewaltiger Wirkung kommen wie in Flauberts großer Molochopferscene . . . . .

„And're Vögel, and're Lieder“. Aber Zeisige, Rothschwänze und Spatzen sind eben keine Lerchen, Amseln und Nachtigallen. Gestern traf ich beim Aufschlagen eines Buches auf Gustav Pfizers edelgefühltes, formschönes, tiefergreifendes Lied „Der sterbende Kosmopolit“ und gedachte der Zeit, wo dieses Gedicht auf mich und meine Jugendgenossen mächtig gewirkt hatte. Wer in der Jugend von heute kennt noch diese und ähnliche Offenbarungen eines Idealismus, den der gelehrte und ungelehrte Banausierpöbel unserer Tage für „abgethan“ erklärt hat? Wer sollte noch auf solche Stimmen horchen, wer wollte sie noch auf sich wirken lassen? Wortführer des idealistischen Tones in unserer Lyrik wie Fontane, Lingg, Bodenstedt, Meißner, Schack, Storm, Gottschall und Lorm haben gerade für ihre besseren und besten Leistungen den wenigsten Beifall erlangt. Natürlich! Unsere gepriesene Realpolitik hat es ja glücklich soweit gebracht, eine Stimmung zu schaffen, welche es angemessen findet, die gedankenlose Bummelei in Versen, eine rohe — (entschuldigen Sie, Verehrte, den derben, aber passenden und gerechtfertigten Ausdruck!) — ja, eine rohe Saufaus-Poesie für das Höchste zu halten und als solches zu bejubeln. Es ist wahr, die politische Tendenzlyrik der dreißiger und vierziger Jahre hat Poesie und Rhetorik vielfach mit einander verwechselt und von den aufgebauschten „Tyrannenerschütterern“ haben sich viele, sogar die meisten bei näherem Zusehen entweder als lächerliche Phrasenhelden oder als geborene Hofräthe ausgewiesen, welche nur eine Zeit lang die malkontenten Bombalobombaxe spielten, um die bezüglichen Kreise aufmerksam zu machen, daß und um wie viel sie zu haben wären. Aber trotzdem hat jene Polemik in Reimen an der Entwickelung der nationalen Sache redlich und nicht erfolglos mitgearbeitet und ihre Hervorbringungen stehen, ethisch und ästhetisch angesehen, thurmhoch über der Kneipenliederlichkeit von heute, deren einziges Ideal das Heidelberger Faß sein würde, wenn es nb. voll wäre.

Lassen Sie mich, liebe Freundin, mit Erquicklicherem schließen. Sie sind ja Mitglied des Vereins für deutsche Literatur und folglich im Besitze eines Buches, welches zu den erfreulichsten Erscheinungen gehört, die in den letzten Jahren auf dem Büchermarkte sich bemerkbar machten. Ich meine die Verdeutschung der „Versi“ des Giuseppe Giusti durch Paul Heyse, ein Unternehmen und Vollbringen, das, wie ich aufrichtig glaube, lange nicht genug gewürdigt worden ist.

Seitdem mein allzu früh heimgegangener Freund Ludwig Seeger mit Erfolg eine

Verdeutschung der Chansons von Béranger unternahm, ist ein ähnliches Wagniß nicht wieder versucht worden, bis Heyse sich daran machte, den großen erzitalischen Lyriker und Satiriker Giusti in deutschen Lauten reden zu machen. Denken Sie sich das „erzitalisch" dreimal unterstrichen, berücksichtigen Sie auch den außerordentlich knappen Stil Giusti's, welcher, ein Todfeind der Phrase, seinen quellenden Gedankenreichthum in möglichst engen Sprachkanälen einherrauschen zu lassen liebt, rechnen Sie dazu noch die großen Schwierigkeiten, welche die mit Provinzialismen, mit lokalen Worten und Wendungen reichlich durchwirkte Sprache des Dichters selbst dem gewiegtesten Kenner des italischen Idioms entgegenstellt, so werden Sie ungefähr im stande sein, zu erkennen, welches Wagniß eine Deutschdichtung der „Versi" war und wie trefflich es bestanden wurde. Der wirkliche Werth von Heyse's Leistung kann Ihnen jedoch nur klarwerden, wenn Sie eine genaue Vergleichung der Verdeutschung mit dem Original vornehmen. Thut man das, so wird man bewundernd sagen müssen, daß Heyse mit seinem Giusti unsere Literatur um ein Uebersetzungsmeisterstück ersten Ranges bereichert habe.

Lohnte sich aber auch die jahrelange Mühe, Ausdauer und Kunst, welchet der deutsche Dichter auf den italischen verwandte? Sehr! Giuseppe Giusti (geboren am 13. Mai 1809 zu Monsummano in Toskana, gestorben am 31. März 1850 zu Florenz) ist eine der edelsten Charaktergestalten der Literatur unseres Jahrhunderts, ein großer Dichter und zugleich ein Mann der That. Denn unter den Möglichmachern, Begründern und Aufbauern des Regno d'Italia muß Giusti in erster Linie mitgenannt werden. Der bescheidene, nur 361 Seiten starke Oktavband seiner „Versi, editi ed inediti", wie sie zum erstenmal 1852 gesammelt erschienen, muß geradezu als einer der Grundsteine des neuen Italiens anerkannt werden. Wer sich der Zeit erinnert, wo diese „Verse", einer argusäugigen, brutalen und stupiden Censur und Polizei zum Trotz, in Italien handschriftlich von Hand zu Hand gingen, weiß auch, daß ihre Wirkung und Wirksamkeit eine geradezu unberechenbare, ihre Popularität eine ungeheure war. Mit Recht. Denn in diesem Manne verband sich das reichste Talent mit dem weisesten Maßhalten, die Genialität mit der Gesinnung, der Lyriker mit dem Satiriker, der Poet mit dem Patrioten zu einer Persönlichkeit, welche die höchste Achtung einflößte und wachhielt. Giusti verdient einen vorragenden Platz in der Verehrung gebildeter Menschen schon darum, weil dieser echte Träger des Genius unter den vielen genialthuenden Lumpen und Strolchen unserer Zeit eine wahrhaft wohlthuende Erscheinung ist. Spottet immerhin, ihr Lumpe und Strolche, über die „Gesinnungstüchtigkeit", und du, gedankenloser Haufe, lache mit den Lumpen und Strolchen über die „Tendenzbären". Deßhalb bleibt es doch nicht weniger wahr, daß selbst das größte Talent nur dann reinigend, befreiend und befruchtend auf seine Zeit wirken kann, wann es von einem großen Charakter getragen wird. Gerade das machte die dichterische Arbeit Giusti's für sein Land zu einer wahrhaft schicksalsmächtigen, erhob sie zu einem die Geschicke seines Volkes mitbestimmenden Motiv. Wie schön auch sticht es ab von der größenwahnwitzigen Selbstbeweihräucherung des Haupt- und Erzgauklers unserer Tage, wenn Giusti über sich selbst, über sein Wollen und Können mit jener Schlichtheit und aufrichtigen Bescheidenheit spricht, wie sie die echten alten Meister zierte. So, wenn er z. B. in den berühmten Stanzen an Gino Capponi seine satirische Thätigkeit entschuldigend, sich selber fragt:

„E chi sei tu che il libero flagello
Ruoti, accennando duramente il vero,

E che parco di lode al buono e al bello,
Amaro carme intuoni a vitupero?
Cogliesti tu, seguendo il tuo modello,
Il segreto dell' arte e il ministero?
Diradicasti da te stesso in pria
E la vana superbia e la follia,
Tu che rampogni, e altrui mostri il sentiero?"

Das „Modell", von welchem Giusti hier spricht, ist Dante und, fürwahr, einen würdigeren Nacheiferer als den Dichter der „Versi" hat der große Florentiner nicht gehabt. Die ganze Liebe und der ganze Haß des Schöpfers der Göttlichen Komödie sind in Giusti wieder aufgelebt und das Ergreifende bei diesem wie bei jenem ist die Wahrhaftigkeit. Wir fühlen, jedes von Giusti gesprochene Wort ist empfunden. Von Frivolität keine Spur. Er versteht zu scherzen — und wie attisch! — aber der Scherz ist bei ihm nur das Rosengeschlinge um den ernsten Gedanken her. Er selbst hat es so ausgedrückt:

„In quanta guerra di pensier mi pone
Questo che par sorriso ed è dolore!"

Wir dürfen ihm auf's Wort glauben! was seinen Zuhörern wie ein Lachen klang, ihm war es ein Schmerz. Nur ein Dichter, welcher sein Land und Volk so in der Seele trug wie Giusti, konnte über dieses Land und Volk, wie sie in den dreißiger und vierziger Jahren gewesen sind, so spotten wie er. Sein Zürnen war das der Liebe und kein fühlender Italiener konnte selbst das bitterste Satirisiren Giusti's für etwas anderes nehmen als für die Auslassung des innigsten Patriotismus. Das war so und mußte so sein, weil durch die satirische Schneidigkeit der lyrische Herzenslaut hindurchklang, welcher dem Dichter auch da nicht versagte, wo er seinem Hasse der östreichischen Fremdherrschaft flammenden Ausdruck gab. Auch da spricht aus dem Hasser immer noch der Poet und auch der höchste Groll trägt den Zügel der Grazie. Wollen Sie sich, Verehrteste, davon überzeugen, so lesen Sie das 1846 geschriebene Gedicht „Sant Ambrogio". Ein Jahr zuvor hatte Giusti seine dem berühmten Neapolitaner Alessandro Poerio gewidmete Meistersatire verfaßt, den „Gingillino", welches Wort ich anderwärts und zwar, wie ich glaube, sinngemäß richtig mit dem schweizerischen „Aemtlischnapper" wiedergegeben habe. In diesem Gedichte, welches übrigens auch auf Deutschland, auf Europa, auf die ganze „civilisirte" Welt paßt, weil es mit italischen Farben ein nur allzu wahres Gemälde der menschlichen Niedertracht entwirft, in diesem Gedichte hat Giusti's satirisches Genie seine schärfste Schneide hervorgekehrt. Aber auch hier trägt der Dichter sein Schwert „in Myrthen". Um ihn recht verstehen, genießen und werthen zu können, muß man sich beim Lesen stets die Zustände Italiens vergegenwärtigen, wie sie von 1815 bis 1850 waren. Aber es wäre ein großer Irrthum, zu meinen, mit dem Verschwinden jener Zustände müßte auch das Interesse an Giusti's politischer Lyrik und Satirik dahin sein. Das eben kennzeichnet ihn als schöpferischen Geist, daß er das Zeitliche zu Ewigem zu gestalten wußte und dem Vergänglichen den Stempel des Bleibenden aufzudrücken verstand. Die „Versi" werden dauern, so lange es eine italische Sprache gibt.

Gedichte.

Julia.

Im Zimmer geh' ich hin und her.
Der Kopf ist voll, das Herz ist schwer,
Blos weil am Tisch ein Plätzchen leer...
Am Tisch saß eine holde Maid
Mit schwarzem Haar und schwarzem Kleid
Und auch mit schwarzem Augenpaar,
Doch groß und leuchtend wunderbar.
Sie hielt die Feder in der Hand
Und hielt auf mich den Blick gespannt —
Und wie die Erde treibt und blüht,
Wenn ihr im Lenz die Sonne glüht,
So löste sich auch mein Gemüth,
Wenn ich die kleine Julia
Mit ihren großen Augen sah.
Im Zimmer ging sie her und hin,
Und was mir fuhr durch Herz und Sinn,
Das haucht' ich aus in kleine Lieder
Und sie schrieb Alles munter nieder.
Sie schrieb auch längere Gedichte,
Selbst eine tragische Geschichte,
Mit ganz vergnügtem Angesichte.
Sie ward nicht müde und nicht matt.
So reihte sie denn Blatt für Blatt,
Die jetzt auf meinem Tische liegen
Und bald durch alle Lande fliegen.
Doch wie, wenn uns der Brunnen tränket,
Man seines Urquells nicht gedenket,
So wird, wenn künftig in der Welt
Ein neues Lied von mir gefällt,
Wohl keiner von den klugen Leuten
Versteh'n, des Liedes Quell zu deuten.
Man denkt nicht an die kleine Hand
Die zierlich schrieb, was ich empfand —
Nicht an das dunkle Augenpaar,
Das meines Liedes Leuchten war.

Friedrich Bodenstedt.

Allein.

Wenn Herzen sich verstehen,
Da muß kein drittes sein,
Kein Kommen und kein Gehen —
Wahr liebt sich's nur allein!

Wenn Herzen sich verketten,
Da muß kein Andres sein,
Kein Suchen, Jagen, Wetten,
Als treue Lieb' allein!

Wenn Herzen sich verschlingen,
Da muß kein Mittler sein.
Ihr Paradies erringen
Die Liebenden allein!

Emil Taubert.

Um Mitternacht.

Die Mitternacht mit Geistergange
Schwebt in mein Zimmer ernst herein.
Es brennt mein Puls, heiß glüht die Wange,
Still lösch' ich meiner Lampe Schein.

Im scheuen Flimmerstrahl der Sterne
Ersehn' ich — und erblick' ich Dich!
Ob dich am Tag verhüllt die Ferne,
— Um Mitternacht beglückst Du mich.

Inbrünstig breit' ich aus die Arme —
Und sieh! Es ist kein Sinnentrug!
Dein Odem war's, der sehnsuchtswarme,
Der glühend an die Stirn mir schlug.

O nicht, daß ich die Luft umfangen,
Nicht wesenlosen, frost'gen Schein!
Du bist es selbst, Dein dies Verlangen,
Und diese tausend Reize Dein!

Der Sehnsucht glückt es, Dich zu halten;
Dein Busen wird mir zum Altar,
Darauf die Hände stumm sich falten;
Und mich umfließt Dein duftend Haar!

Gott schuf den Menschen aus der Erde. —
O Lust des nächtigen Gesichts!
Kühn spricht die Phantasie ihr „Werde"
Und schafft Dich, Freundin, aus dem Nichts!

Und hätte Dich mit dunklen Händen
Der Freier Tod dem Licht entrückt: —
Du steigst aus Deines Sarges Wänden,
Daß mich Dein Liebreiz neu beglückt!

Der Sehnsucht mußt Du auferstehen,
Sie gräbt Dich aus dem Todesschacht!
Und muß ich Tags in Schmerz vergehen, —
Mein bist Du, mein um Mitternacht!

Emil Taubert.

Die Geschichte von zehntausend Gulden.

Von **Alfred Meißner.**

Der Fluch des Alten!
Verdi's Rigoletto.

In unserer Zeit, die einen ausschließlich finanziellen und merkantilen Zug an sich hat, werden Liebesgeschichten binnen Kurzem kaum noch auf ein Publikum von Schülern und Backfischen zählen können; bei allen übrigen Leuten erregen sie schon jetzt nur die Empfindung der Langeweile. Das wissen Alle, nur die poetischen Träumer merken das nicht, die in der alten Weise zu schreiben fortfahren und sich dann über die Theilnahmslosigkeit des Publikums beschweren.

Und so glaube ich denn völlig im Geiste der Epoche zu wirken, wenn ich eine Geschichte niederschreibe, in welcher einzig und allein vom Gelde die Rede ist. Der Roman der Zukunft wird kein anderer als der Geldgeschäftroman sein. In diesem werden Finanzoperationen die alten romantischen Uebel ersetzen. Wenn in ihm von Liebe und Eifersucht, von Principien und Ueberzeugungen herzlich wenig die Rede sein wird, so wird dagegen z. B. der Arbitrage ihr mächtiger Einfluß aufs Privatleben gewahrt sein. Das Schicksal der Staaten, das Glück oder der Untergang der Staatsmänner wird als von der Einführung oder Nichteinführung verschiedener Währungen abhängig gezeigt werden. Der erste Schriftsteller, der ganz und vollständig diesen Weg einschlägt, wird einen großen Erfolg zu verzeichnen haben. Ich aber werde mir sagen dürfen, daß ich diese Richtung bereits im Kleinen angedeutet.

Der Schriftsteller Leander hatte endlich — es sind jetzt fünfzehn Jahre her — durch große und anhaltende Anstrengung eine Summe zusammengebracht, die ihm ein kleines Vermögen repräsentirte. Zehntausend Gulden, mit der Feder erworben — Jeder weiß, daß das in unserem lieben, den Bücherkauf scheuenden Deutschland nichts Kleines bedeutet! Nicht selten hatte Pegasus ins Joch gespannt werden müssen, während er sich lieber auf frischer Wiese getummelt hätte. Nun aber war ein Kapital beisammen, das menschlicher Berechnung zufolge, vorerst fünfhundert Gulden jährlicher Rente abwerfen sollte, für die Zukunft aber den Preis eines kleinen netten gartenumschlossenen Häuschens repräsentirte — man denke sich das Behagen, mit dem Leander in die Zukunft blickte!

Aber wie und wo sie anlegen, diese Zehntausend? Man warnte den Unerfahrenen vor dem Ankauf von Staats- oder Eisenbahnpapieren und rieth ihm, die Summe auf sichere

Hypothek zu legen. Was ist nun aber sicherer, als ein großes Haus in einer großen Stadt, zumal wenn das Kapital recht obenan zu stehen kommt? Pupillarische Sicherheit! Das klingt herrlich. Das weckt Vertrauen.

Die Gelegenheit zu solcher Anlage fand sich bald. Das große, feste, dreistöckige, über dreimalhunderttausend Gulden geschätzte Haus eines vieljährigen Bekannten bot die Hypothek. Leander sagte die Summe zu.

Es ging nicht ohne Ahnung dessen, was kommen sollte, ab. Leander pflegte um jene Zeit im Kaffeehause fast jeden Abend eine Partie Domino mit einem kleinen greisen Geschäftsmann zu spielen; ich weiß nicht mehr, wie er dazu kam, diesem zu sagen, daß er morgen zehntausend Gulden anlege.

„Auf Hypothek!" rief dieser. „O weh, o weh!"

„Die Hypothek ist sicher," sagte Leander.

„Was ist sicher? Daß man das Geld weggibt, ist sicher, aber ob und wann man es je wiedersieht? O weh! O weh! . . .

Am andern Tage wurde das Geld auf den Tisch gezählt, und ein paar Monate ging alles gut. Nach Verlauf des ersten Halbjahres gingen die Zinsen ein. Doch schon war ein Unheil im Gange. Der Besitzer des Hauses hatte die Leidenschaft der Spekulation, die Manie Bauplätze zu kaufen und darauf Häuser zu bauen. Er kam in die Klemme und beschloß, das Haus Nr. 999, auf dem Leander's Hypothek ruhte, zu verkaufen.

Von nun an ward Alles anders.

Der Käufer des Hauses hieß Samuel Keifes und war — ein Menschenfreund. Sein Beruf: armen Leuten, die in Bedrängniß, durch Darlehen zu helfen. Er war groß in seinem Fache und sein Name allbekannt. Unter sich hatte er eine ganze Armee von Aposteln, welche die Armuth und Noth, die ja gerne im Schatten und in der Verborgenheit bleiben, aufsuchten, und, des Menschenherzens unausrottbare Hoffnung auf Besserung benützend, kleine Leute bewogen, gewisse Papierstreifen, Wechsel genannt, zu unterschreiben, womit ihnen allerdings vorläufig geholfen war, wogegen ihnen aber nur allzubald, wenn der Zeitpunkt des Zahlens eingetreten war, der sie in der Regel so mittellos vorfand, wie sie ehedem gewesen, Mobiliar und sonstige Habe weggenommen wurde. Solche Missionäre arbeiteten unter Samuel's Leitung Tag für Tag seit vielen Jahren und wie es Aposteln der Liebe in der bösen Welt oft schlecht geht, waren sie übel beleumundet und waren auch vor Verfolgungen, Bedrohungen und persönlichen Insulten nicht sicher. Man nannte sie Handlanger des schnödesten Wucherers und spie vor ihnen aus. Und wie denn die Staatsgewalt oft gegen Träger philantropischer Ideen verstockt und böse ist, so war auch Samuel wiederholt mit dieser in Conflict gekommen und bereits ein paar Mal ein Bischen ins Zuchthaus hineingerathen. Daß aber dies geschehen konnte, ist kaum begreiflich. Ein so kluger Mann wie Samuel Keifes hätte doch wissen sollen, daß man nicht gar zu plump zugreifen darf, und daß dem Klugen Wege genug offen stehen, ohne Gefahr sich zu bereichern. Samuel mußte wohl, — besonders in früherer Zeit, in der ersten Hälfte seiner Carrière — an einer völlig rücksichtslosen Passion, den Mitmenschen zu helfen, gelitten haben, an einer Passion, die ihn alle Schranken der Vorsicht außer Acht haben ließ . . . .

Bei der Nachricht, daß Samuel Keifes das Haus Nr. 999 erstanden, ergriff Alle, die darauf Kapitalien stehen hatten, ein bängliches Gefühl. Die Krallen dieses Menschen,

das wußte man, waren eisern und konnten nur zugreifen, nicht auszahlen. Verpflichtungen existirten überhaupt nicht für ihn. Und es kam, wie man geahnt. Der Zinsentermin ging vorüber, ohne daß Zinsen eingetroffen wären. Nun schrieb man erst drängende, dann grobe Briefe. Sie blieben unbeantwortet. Man wartete noch ein paar Monate, dann schritt man zur Klage. Die zwangsweise Feilbietung des Hauses wurde verlangt.

Endlich, endlich wurde sie bewilligt. Es rückten die Licitationstermine heran, in Abständen von Vierteljahren, endlich der dritte, der entscheidende. Das Haus wurde versteigert und es stellte sich heraus, daß — Frau Rebekka Keifes es erstanden.

Durfte man nun wieder hoffen? Nein, gewiß nicht, die Sache ging wieder von vorn an. Von Frau Rebekka war ebenso wenig Geld zu erhalten, wie von ihrem Gatten. Man mußte die juristischen Angriffe gegen die wenig veränderte Adresse richten. Neues Drängen um executive Feilbietung, endlich die Bewilligung dazu, mit dem Luxus der dreimonatlichen Fristen! Das dritte Jahr stand vor der Thüre und am letzten Licitationstage war das Haus wieder — in Samuel's Hand.

Er hatte ausgerechnet, daß dies System trotz aller beim Verkauf zu zahlenden Taxen und aller Advokatenkosten ihm immer noch einen Gewinn abwarf. Die Miethspartien im Hause 999 waren sämmtlich gesteigert worden; ihr Zins ging ruhig und stetig ein, während nach außen nichts gezahlt wurde.

Und durch alle diese Vorgänge hatte der Menschenfreund Keifes einen solchen Wirrwarr zu schaffen gewußt, daß selbst rascher arbeitende Aemter durch die gehäuften Rechnungen in Verlegenheit und Bedrängniß gekommen wären, um wie viel mehr überbürdete und an Schlendrian gewöhnte! Die Steuerbeamten schienen über diesen verwickelten Casus ganz confus geworden zu sein. Alle Halbjahre erhielten die Gläubiger statt der gehofften Zinsen zuerst einzelne Blätter, dann dicke Hefte gerichtlicher Zustellungen, aus denen man nur das ersah, daß die Angelegenheit mit dem Hause Nr. 999 sich immer mehr verwickelte als klärte.

Als das so fortging, rieth man Leander, den Herrn „Sekretär", der diese Sache unter sich hatte, zu sprechen. Das kleine Männchen hörte die Darstellung geduldig und fein lächelnd an.

„Darauf, ich meine auf derlei Verzögerungen," sagte er schließlich, „muß man gefaßt sein, wenn man Geld aus der Hand gibt. Eher könnten die Gerichte sich über den Mann beschweren, der ihnen so viel Rechnereien macht. Aber — was wollen Sie? In dieser Welt heißt es seinen Vortheil nützen. Der Mann, über den Sie sich beklagen, bewegt sich auf legalem Boden. Niemand kann ihm verbieten, die Relicitation anzusuchen, wenn ihm der Kauf nicht zusagt, ebenso wenig seiner Frau, dasselbe Haus für sich zu erstehen, bei nun sich zeigenden Bedenken die Wiederveräußerung zu erstreben und so weiter. Es macht den Leuten viel Kosten! Ein Anderer, als eben Samuel Keifes, der indeß hohe Procente zieht, könnte diesen Weg nicht einschlagen. Er kann es, denn er arbeitet gewiß mit hundert Procent. Die Herren Gläubiger, deren Auszahlung verzögert wird, kommen dabei zu kurz. Es ist ihre Sache, ihre Sache! Darauf muß man, wie gesagt, gefaßt sein, wenn man Geld aus der Hand gibt. Ich kann Ihnen aber zum Troste sagen, daß Samuel Keifes binnen Kurzem angewiesen werden wird, die Zinsen für alle seine Gläubiger bis zur Abwickelung der Angelegenheit in das Depositenamt zu legen."

Und so geschah's endlich. Die Zinsen gingen schließlich beim Depositenamte ein.

Damit war allerdings dem, der eine Rente von seinem Gelde sehen wollte, wenig gedient, denn der Betrag ließ sich vorerst nicht erheben; es war aber immerhin angenehmer, sein Geld im Kasten des Amtes, als blos im Notizbuch des Menschenfreundes angemerkt zu wissen.

Daß diese Niederlegung des Geldes bei einem Manne wie Samuel Keifes nicht ohne ein Kennzeichen seines eigenthümlichen Genius vor sich gehen konnte, ist selbstverständlich. Er pflegte die Zinsen der vielen besondren auf seinem Hause verbücherten Kapitalien in vollen Summen auszusetzen, worauf das Gericht zu controliren hatte, wieviel auf die einzelnen Posten entfalle. Jedesmal gab es von seiner Seite eine irrige Berechnung, die wieder zu Ausstellungen und Bemängelungen, somit zur Verzögerung der schließlichen Abwickelung führen mußte.

Drei volle Jahre waren vergangen, seitdem Leander die letzten Zinsen bezogen. Das Geld lag noch immer in der amtlichen Geldkiste. Oft dachte er: ich halte es aus, mir schadet dies diabolische Gebahren eigentlich nicht viel. Warum? Weil ich mir fort und fort durch Arbeit mein Brod verdiene. Ich verliere nichts, außer etwa Zinseszinsen. Wie aber, wenn jene Zehntausend das Vermögen einer Wittwe mit unmündigen Kindern, eines arbeitsunfähigen Greises ausmachten? Was dann? Solche Personen wären, trotzdem sie Besitzer eines kleinen, sicherangelegten Vermögens wären, verloren und müßten zu Borg und fremder Leute Hilfe ihre Zuflucht nehmen. Hunger und Noth wären gleichzeitig mit Samuel's Besitzergreifung in ihre Wohnung eingezogen, ihre Existenz wäre untergraben . . . Und was nützte ihnen alle Sicherheit des Pfandes, da doch das Kapital bei dem notorischen Charakter des Hypothekbesitzers gar nicht einmal abzutreten ist?

Ja, ich trage es noch leicht, sagte Leander zu sich. Nur ermüden darf ich nicht, das ist die Bedingung! Ich gehe aus dieser Krise nur unter der Bedingung ungefährdet hervor, daß ich nie erkranke, nie ermatte und meinem Kopfe nie die Einfälle fehlen. Ich hab den Vater Apoll täglich um Gesundheit zu bitten. Heute besitze ich sie. Aber wer bürgt mir für morgen?

Plötzlich kam Leander der Gedanke, den Mann sich anzusehn, der ihm so viele böse Stunden bereitet. Es reizte ihn, eine Persönlichkeit zu betrachten, neben der, der allgemeinen Aussagen nach, Shylock ein jovialer Bonvivant sein sollte. Welcher Mensch hat nicht, als er in den Wiener Blättern von Gizel Wilkenfeld gelesen, den Wunsch verspürt, solch eine Bestie kennen zu lernen, zumal wenn er ein Schriftsteller, durch Anlage und Profession ein Schilderer? Wer eiserne Stiefel an hat, mag auch ein Krokodill in seinem Röhricht aufsuchen.

An einem jener heißen, brennenden Julinachmittage, die eine Art Fieber im Blute erzeugen, machte sich Leander auf den Weg und betrat die Räume des Hauses, auf dem sein Kapital stand.

Dies Haus glich in keiner Hinsicht dem sonst in Büchern üblichen Hause des Wucherers. Der alte, in Romanen vorkommende Geldjude (fenerator judaeus romanticus) haust regelmäßig in einem kleinen, düstern, engen, naßkalten, abgelegenen Winkelgäßchen. Sein Haus hat vergitterte, halberblindete Fenster und der Eintretende wird durch einen Schalter gemustert, ehe die Thüre sich vor ihm öffnet. Hier fand Leander ein offnes Thor, einen kühlen Vorraum, eine breite steinerne Treppe und doch Alles schließlich anders, als er glaubte und — höchst interessant.

Er war ins erste Stockwerk gewiesen worden und trat durch eine Reihe kleiner,

völlig leerer Zimmer in einen großen Empfangssaal, der von Menschen voll war. Das Allererste, was beim Eintritt in diesen Raum auffiel, war ein schmales, ordinäres Bett, das ein mit Glanzleinwand bezogener Rahmen deckte und in eine Art Tisch oder Kommode verwandelte. Hier standen fünfunddreißig bis vierzig Cylinderhüte neben einander, jeder alt, abgetragen, schmutzig, schweißig, durch Veraltung grotesk, fast jeder derselben wäre ein Acquisition für einen Komiker gewesen. Mancher dieser Hüte, wie vom Düngerhaufen aufgelesen, mochte seine zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre regelmäßigen Dienstes zählen. Diese fünfunddreißig bis vierzig Hüte gehörten ebenso vielen Männern, die alle, in ein Rudel zusammengedrängt, hier antichambrirten. Es waren ohne Ausnahme Ghetto-Gestalten, keinen einzigen von allen hätte irgend ein Portier dieser Welt unangefochten über die Treppe eines anständigen Hauses gelassen. Die meisten waren Greise, abgelebte Galgengesichter mit langen Nasen und gerötheten Triefaugen. Alle trugen schmierige, veraltete Röcke. Es waren die Missionäre Samuel's. Alle schwitzten, denn es war sehr heiß, ab und zu wischte sich der und jener den kahlen Scheitel mit einem schmutzigen kattunenen Schnupftuch, und alle zusammen rochen sehr übel. Die meisten hielten einen Papierstreifen in der Hand, andere hielten eine schmutzige Brieftasche zwischen den gekrampften Fingern fest. Fast jeder gestikulirte in der nervösen Art, wie es dem Samen Abraham's eigenthümlich, fast jeder wollte mit seinem Nachbar reden, alle aber wurden — wunderbar — im Zaume gehalten durch einen dienenden Greis, der sie fortwährend, wie ein Schäferhund seine Heerde, umkreiste und von fünf zu fünf Minuten mit geschwungener Hand ausrief:

„Pst! Pst! Er schlooft!"

Dieser Diener wieder war eine merkwürdige Gestalt. Er ging trotz der herrschenden tropischen Hitze in einem schweren Winterüberrock umher, der alle Farben der Wandtapete an sich trug. Denn seltsam, er hatte die Gewohnheit, sobald er sein „Pst! Pst! Er schlooft!" ausgestoßen, gegen die Wand zurückzufallen und sich längs dieser weiterzuschieben, bis er die Heerde umkreist hatte und auf der andern Seite wieder auftauchend, sein „Pst! Pst!" ertönen ließ.

Da sich im ganzen Zimmer außer dem besagten Bett kein Möbel, sei's Tisch oder Stuhl, befand, war ihm das Rutschen längs der Wand sehr erleichtert.

Merkwürdig stach von dieser Bande grotesker Hebräer die Gestalt eines elegant, ja geckenhaft gekleideten jungen Mannes — des einzigen Christen in dieser Genossenschaft — ab, der, einen Nasenklemmer mit blauen Gläsern am schwarzen Bande auf der erhobenen Nase, in souveräner Ruhe dastand. Er, der einzige von allen, hatte seinen Hut — es war ein seidenglänzender Cylinder — nicht abgelegt, sei's, daß er fürchtete, er könne ihm gestohlen werden, sei's, daß ihm die Nachbarschaft der übrigen Hüte nicht behagte. Er hielt ihn ruhig unter dem malerisch gebogenen Arm, mit den leicht auf die Hüfte gestützten Fingern.

Dieser elegante junge Mann war der unentbehrliche doctor juris, der das Nöthige mit den täglich einlaufenden und zu protestirenden Wechseln vorzunehmen hatte.

Es ist nicht Jedermanns Sache, bei einem emeritirten Zuchthäusler zu antichambriren. Als Leander den ihm so neuen und fremden Anblick so lange als nöthig angesehen, um ihn für immer seinem Gedächtnisse einzuprägen, ging er auf die ihm entgegenstehende Thür los und klopfte sehr vernehmbar.

Mit erschrockenem Gesicht eilte der Thürhüter herbei, Schauder ob der verwegenen,

nicht mehr rückgängig zu machenden That malte sich in den Zügen der fünfunddreißig bis vierzig Hebräer — doch schon ging die Thüre auf und der über sein Gewecktsein empörte Samuel Keifes erschien auf der Schwelle.

Es war die hohe Gestalt eines alten Mannes, die vor Leander stand. Der Kopf mit der Glatze, über die sich ein paar graue Haarbüschel sträubten, mit der langen Nase und dem schiefen Munde, der nur hündisch zu schmeicheln oder zornig zu geifern gewohnt, war in seinem Totaleindruck scheußlich. Mit sich selbst uneins, ob er, nachdem sich Leander genannt, leutselig lächeln oder sich ein Air geben sollte, lud er den Besucher in sein Arbeitszimmer ein und bot einen Stuhl.

Es war ein hohes Gemach, in welchem sich Leander umsah. Die Rouleaux waren allenthalben heruntergelassen. Die Möbel, offenbar aus der früher bewohnten Spelunke herübergenommen, nahmen sich in den vornehmen Räumen seltsam genug aus. Seitwärts, in einer Ecke, war ein eisernes Spind größten Formats zu schauen; auf einem runden Tische, der in der Mitte des Zimmers stand, lagen diverse Packete unter Briefbeschwerern.

Samuel hatte sich aufgerichtet, er machte mit der Rechten eine hoheitvolle Bewegung und fragte, nachdem er Leander von oben bis unten gemessen mit schnarrender Stimme:

„Womit kann ich helfen?“

Leander lächelte.

„Ich habe zehntausend Gulden auf Ihrem Hause stehen und habe seit drei vollen Jahren keine Zinsen gesehen. Sie wissen durch allerlei Künste die Rückzahlung des Kapitals zurückzuschieben. Ich frage Sie: wann werde ich zu meinem Kapital oder mindestens zur Erhebung der Zinsen gelangen?“

Für die Naivetät dieser Frage hatte Samuel nur ein Lächeln bereit, wie etwa Polyphem für Odysseus.

„Herr,“ sagte er, „diese Frage müssen Sie an die Gerichte stellen, nicht an mich. Ich werde zahlen, wenn ich zahlen muß; keine Stunde, keine Minute früher. Wenn Sie so neugierig sind, Jahr, Tag und Stunde zu wissen, fragen Sie“ — er kicherte — „das Gericht!“

„Das Gericht!“ rief Leander empört. „Sie haben es zum Narren. Jede Anordnung, die der Gesetzgeber zum Schutze des Bedrängten aufgestellt, ist Ihnen zum Schlupfwinkel geworden, in dem Sie unsichtbar werden. Für jede Thüre haben Sie einen Nachschlüssel zu schmieden verstanden und verhöhnen so die Justiz auf ihrem eigenen Boden. Ich sehe schon, Herr Keifes, das einzige Mittel, mit Ihnen zu verkehren, sollte der Knüttel oder die vorgehaltene Pistole sein . . . Sie lächeln? . . . Hören Sie, Scheußlicher, was ich Ihnen sage: Ein Mensch, wie Sie, sollte nirgends sicher sein. Nicht auf der Straße, wo er allenthalben auf jedem Schritt die Opfer wiederfindet, die er um ihre Pfänder geprellt, nicht auf seinem Zimmer, wo er unter seinen zusammengerafften Schätzen haust.“

„Sie sehen, ich fürchte mich nicht, auch nicht vor Ihnen, auf meinem Zimmer und allein!“ entgegnete der Jude. „Und doch treffen Sie mich“ — er lächelte wieder und zwar mit einem Anflug von Hochmuth — „gerade ungewöhnlich bei Gelde . . . Es wäre mir ein Leichtes, Sie augenblicklich zu befriedigen. Sehen Sie hieher“ — er ging an den zunächststehenden Tisch und hob die Briefbeschwerer von den diversen Papieren, die sich als Banknotenhaufen erwiesen — „auf diesem Tische liegen siebenzigtausend

Gulden! Aber soll ich zahlen, ehe ich zahlen muß? Sie werden müssen Geduld haben. Alle werden müssen Geduld haben, die meine Gläubiger heißen."

„Ich sehe," erwiderte Leander nach einer Pause der Verwunderung, „daß Ihre Glaubensgenossen nicht unrecht haben, wenn sie vor Ihnen ausspucken" .....

Keifes fühlte sich bei diesen Worten von einer großen Heiterkeit angewandelt.

„Warum sollen sie nicht ausspucken, wenn es erleichtert ihr Herz? Uebrigens, junger Mann, nehme ich Ihnen Ihren Zorn nicht übel. Geld erwarten, das nicht kommt, macht verdrießlich. Vielleicht sind Sie sogar in Verlegenheit. Hören Sie was. Sie können von mir immer Geld bekommen, wenn Sie welches brauchen. Es wird Ihnen sogar weniger kosten bei mir, als einem Andern."

„Schon gut. Sie hören bald wieder von mir."

„Nichts, was ich übel nehmen werde, nichts!" lächelte Keifes verbindlich, indem er sich verbeugte.

Er griff nach einer Klingel und läutete.

Der Thürhüter im dicken Winterrocke trat ein.

„Nummer Eins kann eintreten," sagte Keifes. „Ich bin fertig mit diesem Herrn."

Was sollte Leander thun? Er ging. Außer der ästhetischen Genugthuung, einen Charakter gesehen zu haben, trug er von seinem Besuche nichts davon.

„Da habe ich einen alten Molochsdiener gesehen," dachte Leander auf dem Rückwege, „dem nur in der Hand das bluttriefende Messer fehlt. Nein, ganz geht der Volksinstinct nie fehl! Welche grotesken unheimlichen Bilder des Juden, des echten mittelalterlichen Juden leben in der Volkssage, bei Shakespeare, Marlowe und hundert andern Dichtern.... Und es gibt noch Mammuthe, welche die große Ueberschwemmung überlebt haben!"

Am selben Abend traf Leander mit dem alten Dominospieler im Kaffeehause zusammen. Er erzählte, daß er Samuel Keifes kennen gelernt.

Der Alte erschrak. „O weh, o weh!" rief er im Ton der Besorgniß.

„Nein, nein," sagte Leander. „Nicht um zu pumpen, um Geld zu holen war ich bei ihm. Der Gläubiger so Vieler ist mein Schuldner."

Und er begann den Zusammenhang der Dinge zu erzählen.

„O weh! O weh!" klagte der Alte nach wie vor.

„Sie scheinen mancherlei von ihm zu wissen!" fragte Leander.

„Wie sollte ich nicht", sagte der Greis. „Schon seinen Vater habe ich gekannt. Er handelte mit Fellen. Und ich weiß mich noch zu erinnern, als wäre es gestern gewesen, wie vor bald achtundvierzig Jahren am Osterfeste die Vorhänge zu brennen anfingen in der Synagoge und ein furchtbares Gedränge entstand. Und der alte Josua Keifes, der in der Bank stand und nicht heraus konnte, fing an zu strampeln mit den Füßen und Beinen wie verrückt und begann zu vermaledeien. Denn Jemand, den er nicht sah, hatte die Verwirrung benutzt und war unter die Bank gekrochen und löste ihm die silbernen Schnallen aus den Schuhen. Und der Alte wußte was ihm geschah und konnte es nicht hindern. Aber es gelang ihm doch den unbekannten Galgenstrick mit einem Fußtritt zu zeichnen .... Und der Galgenstrick war sein eigner Sohn und seitdem hat Samuel einen weißen Stern im Auge ....."

So der Alte. Und er wußte noch manche Anekdote.

Wieder verging ein Jahr. Noch immer war Leander's Kapital vor Ablauf und Abwickelung sämmtlicher Relicitationsangelegenheiten nicht zu kündigen, doch waren in

Folge einer geschlossenen gerichtlichen Abrechnung die zurückgelegten Zinsen gegen eine Eingabe an die Depositenkasse zu erheben.

Da hatte Leander seine gute Anlage! Mit den zweideutigsten Papieren — wären es nur türkische, egyptische, maroccanische gewesen — hatte er ein Geschäft gemacht, die Hypothek mit pupillarischer Sicherheit dagegen veranlaßte nur Aerger und Advokatenrechnungen und ließ den Armen fortwährend am Faden der Erwartung zappeln. Gewiß, Leander war nicht prädestinirt, Kapitalist zu werden! Auf anscheinend sicherstem Boden war er durchgebrochen und in eine Grube gefallen.

Zwei Jahre später — so langsam ist der Schritt der Göttin Justitia — war endlich die Möglichkeit da, das Kapital zu kündigen. Leander notificirte es dem Advokaten Samuel's. Dieser, der dem Leser bereits bekannte junge Mann mit dem Zwicker erwiderte:

„Herr Samuel Keifes bietet Ihnen neuntausend Gulden, wenn Sie über zehntausend quittiren. Gehen Sie auf diesen Vorschlag ein, so wird Ihnen die Summe mit Postwendung zukommen. Im Falle Sie auf Rückzahlung der vollen Summe bestehen, wozu Sie allerdings berechtigt sind, dürfte, wie ich Ihnen in bester Wohlmeinung anzeige, die Rückzahlung nur langsam vor sich gehen und wahrscheinlich auf Hindernisse stoßen."

Da sah man wieder den Meister! Nach allem Aerger und Verlust sollte Leander noch den zehnten Theil seines Geldes dem unersättlichen Holophernes opfern. Der Hinweis auf die Mangelhaftigkeit der Gesetzgebung war die Daumschraube, mit der man drohte.

Die tiefste Verstimmung bemächtigte sich Leander's, müde stützte er den Kopf mit den Händen.

„So kämpfe ich nun," sagte er zu sich, „sieben Jahre um Rückerstattung meines Geldes — es ist fast härter und schwerer wieder zurückzuerlangen, als es zu verdienen war. O du unbedachte Stunde, da ich die Summe aufzählte und ein Rentier zu werden gedachte! Sehe ich meine Zehntausend jemals wieder? Bau ich mir je mein Haus damit, mein Haus unter den grünen Bäumen? Ich weiß nicht. Alle juristischen Kniffe, alle Spitzfindigkeiten kommen in Anwendung — und ich bin wehrlos. Der Feind benützt mit geradezu genialer Taktik die Unebenheiten des legalen Bodens — wo finde ich Hilfe? O diese moderne Gesetzgebung! Immer besorgt, den Herren Uebelthätern ihr Loos erträglicher und erträglicher zu machen, gibt sie dem in ihre Hände Gerathenen meist nur die zweifelhafte Genugthuung, sich selbst der begangenen Unvorsichtigkeit anklagen zu dürfen und kommt mit ihrem Schutze meist erst dann heran, wenn der Schutzsuchende nicht mehr ist .... Ich weiß solche Exempel die Menge ..."

„Doch —" rief er plötzlich, „bin ich denn wirklich so wehrlos, daß mich der Schurke verhöhnen darf? Auf, Muthloser, auf! Laß Dame Justitia bei Seite und bekämpfe das Unthier mit deinen eigensten, mit deinen angeborenen Waffen ...."

Als Leander so zu sich gesprochen, wich aller Kleinmuth von ihm. Er begann von da ab stundenlang in seinem Zimmer umherzugehen. Eine Woche später setzte er sich zu einer Arbeit nieder, die ihn täglich mehrere Stunden festhielt. Die gelesenste Zeitung der Provinz begann einen neuen Roman aus seiner Feder zu publiciren.

Schon in den ersten Kapiteln rückte die unheimliche Figur des Wucherers vor die Lampen. Ein grimmiger Haß hatte mitgeholfen, die Persönlichkeit zu zeichnen und gehörig zu beleuchten. Es war ein freudiger Moment für Leander, als er die erste Partie gedruckt vor sich sah, die Wirkung im Geiste maß, und die Blätter zusammenlegte, um sie unter Kreuzband an Herrn Samuel Keifes abzusenden.

Die Blätter waren kaum abgegangen, als Freunde Leander's bei diesem eintraten. Sie meldeten, daß die ersten Nummern des Romans Gegenstand des allgemeinen Stadtgespräches seien, waren aber einstimmig in der Aeußerung von Besorgnissen.

„Sie sind zu weit gegangen," sagte der Eine, „Sie haben einem leidenschaftlichen Hasse allzusehr die Zügel schießen lassen. Sie durften den Mann als Studienkopf benutzen. Sie aber haben ein Portrait geliefert, das Jedermann erkennt. Sie haben Ort, Person, Wohnung, Nebenumstände gar zu wenig verschleiert. Wenn der Mensch Klage führt, verlieren Sie den Proceß. Sie hätten das Preßgesetz vorher nachlesen sollen."

„Bedenken Sie nur," setzte der Andere, ein Jurist, hinzu, „daß man Niemandem eine überstandene Strafe vorwerfen darf. Sie haben an mehreren Stellen darauf angespielt, daß er im Zuchthause gesessen ist. Das kehrt sich gegen Sie."

„Ich kann Geschehenes nicht ungeschehen machen," meinte Leander „und muß ruhig abwarten, was da kömmt."

Die Freunde entfernten sich. Es wurde aber in den folgenden Tagen soviel über die Angelegenheit gesprochen, sie machte so viel Aufsehen, daß Leander eine Vorladung vor Gericht gewärtig sein mußte.

Das war er auch.

Indessen kam etwas ganz Anderes, ein Brief von Samuel Keifes, der folgendermaßen lautete:

„Schätzbarer Herr!

Ich möchte um jeden Preis gefällig sein einem Mann von der Feder, den ich aus seinen geistreichen Schriften habe kennen lernen. Wozu aber, gnädiger Herr, bestehen Sie auf die Rückzahlung Ihres Kapitals? ich biete Ihnen eine Verzinsung mit acht Procent, wenn Sie dasselbe auf meinem Hause belassen" .....

„Das ist stark," rief Leander. „Der Kerl weiß gar nicht wie unverschämt er ist. Er will mich seinem scheußlichen Gewinn associiren! Soll ich ihm antworten? Nein. Meine Antwort soll er in den nächsten Kapiteln meines Romans finden."

Am Abend des Tags, an welchem diese erschienen waren, trat Leander's Advokat, ein Blatt in der Hand, in aufgeregter Stimmung bei seinem Clienten ein.

„Sie haben," rief er, „mit Ihrer Feder mehr zu Stande gebracht, als ich mit der meinigen. Lesen Sie dies Blatt! Samuel Keifes kriecht zum Kreuze. Er bittet mich morgen bei ihm zu erscheinen, um das Kapital in Empfang zu nehmen."

„Victoria! Wir blasen Victoria!" rief Leander. „Gleich stelle ich Ihnen die darauf bezügliche Vollmacht aus."

Die nächsten vierundzwanzig Stunden vergingen ihm in begreiflicher Aufregung.

„Hat er gezahlt?" war Leander's erstes Wort an den Advokaten, als er gegen Abend in dessen Kanzlei erschien.

„Ja, er hat gezahlt," erwiderte der Doctor. „Da auf dem Tische liegt das Geld!" ....

„Mit welcher Miene gab er es her?" fragte Leander.

„Nun — unsereiner ist nicht abergläubisch," erwiderte der Doctor. „Geflucht hat er dabei ganz gehörig" ......

„Das sei ihm gestattet! Flüche sind böse Wünsche und schaden höchstens dem Fluchenden."

„Er hat wirklich gethan," erzählte der Advokat, „als ob man ihm sein Eigenthum mit Gewalt entrisse, nicht, als ob Zahlen seine verdammte Schuldigkeit wäre."

„Herr Leander zwingt mit recht bösen, bösen Mitteln, er zwingt mit schrecklichen Mitteln einen alten Mann herauszunehmen ein Kapital aus einem Geschäft, das ihn nährt mit den Seinigen. Er bringt ihn in die größte Bedrängniß. Er zapft ihm ab sein Blut, sein Herzblut. Er soll haben zurück sein Geld, aber es wird ihm nichts nützen, der Fluch eines alten Mannes liegt darauf, der grimmige Fluch! Gott hört die Klage des Greises!“

Indem der Advokat die Worte Samuel's wiederholte, verfiel er unwillkürlich in die Nachahmung seiner Sprechweise mit den nach oben verdrehten Augen. Die Umstehenden mußten lachen — aber das Lachen kam nicht vom Herzen.

„Und was machen wir jetzt mit dem Gelde, lieber Doktor?“ fragte Leander. „Es gilt dem Fluche kräftig entgegentreten.“

„Ich denke,“ erwiderte der Doktor, „wir stellen es auf ein Haus mit pupillarischer Sicherheit. Ich habe mehrere solche Posten in Bereitschaft.“

„Nein, lieber Doktor,“ sagte Leander. „Ich habe da meine gehörige Erfahrung. Die Sicherheit ist illusorisch. Das Kapital muß frei sein — ich muß es heben können, wenn ich's brauche. Sie wissen, ich denke an einen Hauskauf —“

„Nun gut,“ erwiderte der Advokat. „Dann übergeben Sie die Summe — sie ist jetzt ganz gehörig gewachsen — einem Bankhause.“

„Sie sollen Recht haben. So sei es. Was halten Sie von Rosenheim?“

„Ein verläßlicher Mann, vielfach decorirt, demnächst Baron“ ....

„Ich habe schon eine kleine Summe bei ihm liegen.“

„Gut, legen Sie diese dazu. Der Mann ist verläßlich.“

Und das Geld wurde sofort an das Bankhaus geschickt, das noch andere Summen Leander's in Depot hatte.

Am andern Morgen schrieb das Haus an Leander:

„Wir hatten das Vergnügen, von Ew. Wohlgeboren gestern einen Betrag von zwölftausend Gulden zu empfangen. Aufgefordert, für diese Summe Papiere für Ihre Rechnung zu wählen, haben wir als Anlage Dortmunder Union Bergwerks-actien ausersehen. Der Stand dieses allbeliebten, soliden Papiers ist zwar im Augenblicke ungewöhnlich hoch, was aber nichts zu sagen hat, da es allzeit verkäuflich ist und dem Papiere jedenfalls eine noch größere Hausse bevorsteht.

Wir haben die angekauften Papiere laut beiliegender Rechnung Ihrem werthen Depot einverleibt und zeichnen mit der Versicherung größter Achtung u. s. w.

Rosenheim und Comp.“

Wie freute sich Leander, dem alle Beschäftigung mit Geldsachen zuwider, ja verhaßt war, der Wendung, welche die Dinge genommen! Er war zu seinem schwererworbenen und schwerzurückerstrittenen Kapital gelangt. Er hatte nun sein Geld in Depot bei Rosenheim, es lag in dessen festen, feuersichern Kellern, man löste ihm die Coupons ein und stellte sie ihm in Rechnung, er war, vom Augenblicke an da er ausruhen wollte, ein Rentier. Jede Sorge lag hinter ihm. Wenn er vom Krach vernahm, schüttelte er den Kopf und wünschte sich Glück, mit seiner Anlage im kräftig aufblühenden deutschen Reich geblieben zu sein, das, sittlicher Kraft voll, freudig auf die faulen Schwindelzustände an der blauen Donau herabsah, von denen er stets sich fern zu halten gewußt ....

So vergingen Jahre, bis es Leander, der die Lectüre der Cursblätter stets streng gemieden, einfiel, sich nach dem Stand seiner Papiere zu erkundigen.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten.

„Zu unserem größten Leidwesen,“ schrieb Rosenheim, „haben Sie als Anlage-kapital eines jener elenden Schwindelpapiere gewählt, die auf gewissenlose Weise künstlich in die Höhe getrieben, nun ihrem Schicksal verfallen sind. Ihre Actien sind auf den Curs von 10 Prozent herabgeworfen und sehen noch weiterer Baisse aller Wahrscheinlichkeit nach entgegen. Es war diesem Papier von allem Anfang an für jeden nicht allzu rosig sehenden Menschen das noli me tangere an die Stirne geschrieben, und wir bedauern u. s. w.“

So schrieb Rosenheim im poetischen Jargon der Börse und bedachte nicht, daß Leander noch, von derselben Hand geschrieben, das Blatt im Pult haben müsse, worin ein Lob der Dortmunder Union-Bergwerksactien gesungen war.

Leanders Kapital war verdunstet, in Luft aufgegangen, sein Plan des Hauskaufs eine Illusion. Weiter arbeiten ohne Rast und Ermüdung mußte fortan seine Losung sein.

Der Fluch des Alten war in Erfüllung gegangen!

Das ist die Geschichte von den zehntausend Gulden Leander's. Ihre Wahrheit kann ich verbürgen, denn — ich selbst bin Leander!

An einer Wiege.

Soloscene von Ernest Legouvé.

Deutsch von Gottlieb Ritter.

(Einzige autorisirte Uebersetzung. Nachdruck verboten. Aufführungsrecht vorbehalten.)

Vorbemerkung.

Aus zahlreichen bei uns eingelaufenen Zuschriften von Freunden unseres Blattes, sowie aus der besonders großen Verbreitung, die unser letztes Heft gefunden hat, ersehen wir mit Vergnügen, daß die dort mitgetheilte Komödie von Ernest Legouvé mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden ist. Es freut uns daher doppelt, daß wir heute einen abermaligen Beitrag aus der berühmten Feder unseres französischen Mitarbeiters bringen können. Es ist eine ungedruckte Soloscene in einem Akt, die ebenfalls in dem bereits erwähnten Théatre de Campagne (Paris, Ollendorff.) erscheinen wird. Herr E. Legouvé schreibt über seine reizende Novität, die ohne Frage ein kleines Meisterstück in ihrem Genre ist, wie folgt:

„Hier haben Sie ein ganz kleines Stück, das nur eine Scene und nur eine Rolle hat; doch es ist eine sehr große Rolle, die ein ganzes Stück füllt. Meine einzige „Person“, meine Heldin hat zwanzig Jahre, einen Mann und ein Kind, aber es ist dennoch, was wir beim französischen Theater un rôle d'ingénue nennen, das heißt sie hat in den neuen Gefühlen, welche die Verheirathung und die Mutterschaft veranlassen, jenen Charakter der Naivetät beibehalten, der gewöhnlich nur den jungen Mädchen eigen ist. Sie ist eine kindliche Mutter, eine kindliche Gattin, eine kindliche eifersüchtige Frau. Kindlichkeit und Eifersucht, das sind freilich zwei Worte, die kaum gut zusammenpassen; aber gerade in der Vereinigung dieser zwei Widersprüche liegt die kleine Neuheit dieser Rolle, wenn sie wirklich neu ist. Mein Rath an meine Leserinnen oder Darstellerinnen geht dahin: Diese Rolle hat zwanzig Jahre; lesen oder spielen Sie sie, als ob sie nur sechzehn hätte.“

Es erübrigt uns hinzuzufügen, daß das eingelegte Lied von einem jungen Poeten, Sully-Prudhomme, gedichtet und von dem bekannten Componisten der „Mandolinata“ Paladilhe in Musik gesetzt ist. „Le vase brisé“ ist eines der populärsten Lieder des heutigen Frankreichs.

(Kleiner Salon. Ein Arbeitstischchen, worauf ein Portrait. Auf einem Stuhl ein Morgenrock. Thüre im Hintergrund, ein Fenster, das nach einem Garten geht, eine Seitenthüre.)

Marie. (Beim Aufgehen des Vorhangs steht sie auf der Schwelle der Seitenthüre und spricht in die Coulissen, wo man sich ein Kind in einer Wiege vorzustellen hat.) Vorwärts, seien Sie artig, mein Herr! Schlafen Sie!... (Kommt nach vorn.) Noch keine zwei Jahre ist er alt und schon ein Tyrann! Umso besser, das beweist, daß er Charakter haben wird. Ich liebe es sehr, wenn die Männer Charakter haben. (Indem sie ihre Arbeit auf dem Tisch zurecht legt.) Es ist erstaunlich, was man Alles schon in seinem Gesicht lesen kann. Vor Allem, ich weiß es gewiß: er wird ein Ehrenmann sein. Dieser klare Blick! ... und so klug dabei ... diplomatisch! ... Ah, wenn er je in eine Gesandtschaft eintritt, wird er sicher seinen Weg machen! Sehen wir, ob er eingeschlafen ist. (Geht zur Thüre und betrachtet das Kind in der Wiege.) Ja, schön! seine großen Augen sind aufgesperrt wie ein Wagenthor. (Für sich.) Das ist

artig von ihm, daß er nicht geschrien hat. (Sieht von Neuem.) Oh, der Schlingel! ... Ja, ja! ... ich verstehe! er will, daß ich ihn hole und die Wiege herein bringe! — Nein, mein Herr, nein! Sie werden in Ihrem Zimmer bleiben! (Wendet sich ein wenig.) Da seh' Einer diese flehenden Blicke! So träumerisch sieht er aus! Ich weiß nicht, wie die Frauen es anfangen werden, um ihm zu widerstehen. Versprechen Sie mir, daß Sie sogleich einschlafen, wenn ich Sie hole? Aber sogleich? Ja. Oh, ich weiß, Versprechungen, die kosten Sie nichts. Gut, wir werden ja sehen. Ich wills versuchen. Ihre Vorhänge werde ich aber schließen. Abgemacht? Ich komme. (Sie geht ins Nebenzimmer und kommt zurück, eine Wiege hinter sich herziehend.) Ist er schwer! Oh, er wird sehr stark sein! Uff! (Sie öffnet die Vorhänge der Wiege ein wenig und steckt den Kopf hinein.) Hörst Du wohl! Kein Wort und gleich schlafen! Was wollen Sie denn? Daß ich Sie küsse? Ei, das will ich schon. (Sie thut's, schließt die Vorhänge und setzt sich ans Arbeitstischchen.) Ich will für ihn arbeiten. Ein Häubchen mach' ich ihm. (Arbeitet.) Wenn ich früher an den kleinen Jungen dachte, den ich haben werde — denn ich war sicher, einen kleinen Jungen zu bekommen! — dann stellte ich mir ihn immer so etwa vierjährig vor. Und jetzt? Lieb' ich ihn viel mehr mit zwei Jahren. Er ist schon ein kleiner Junge und ist noch ein kleines Mädchen! Beweis: man kann ihm Häubchen machen. Dies da wird sehr hübsch. Er regt sich. (Erhebt sich und geht zur Wiege.) Nein, gewiß schläft er. Wie reizend es ist, so ein schlafendes Kind! Stellungen haben sie, von einer Erfindung! ... (Sieht ihn an.) Da sehn Sie mal dieses Füßchen, das aus der Decke guckt, und dies Köpfchen, das sich in die Brust zu verkriechen scheint, wie ein Vogel in seinem Nest! ... Und dies Beinchen ... so rosig ... so rund! ... Wenn ich Beinchen sage, ja ... Ja, die Beinchen eines Kindes gehen bis weit hinauf ... Oh, aber nicht zu weit! Das ist zu weit ... Mein Herr, mein Herr, das schickt sich nicht! Doch nein, es ist nicht wahr! es ist nicht unschicklich! Die Kinder sind nie unschicklich! Und selbst wenn sie nackt sind ... unanständig sind sie nie! Ihre Nacktheit ist Reinheit, denn Unschuld und Lieblichkeit kleidet sie. Sie sind nicht nackt, sie sind ohne Schleier, wie ein Sonnenstrahl, der aus dem Nebel kommt, wie eine Blume, die aus ihrem Kelch tritt. (Lachend.) Ach, guter Gott! nun werde ich gar poetisch! Da sieht man, was so ein kleines Ungeheuer kann! ... Ich weiß nicht, wie es die Frauen anfangen, die keine Kinder haben. Man sollte ein Mittel finden, damit die alten Jungfern kleine Kinder hätten ... in allen Ehren! (Hält inne.) Ich sprach zu laut. Ich habe ihn geweckt. (Geht zur Wiege.) Nein, seine Augen sind noch immer zu. Er lächelt. Wie er ihm gleicht! (Kehrt zum Tisch zurück und nimmt ihre Arbeit wieder. Pause.) Warum sollte er ihm nicht gleichen?! Seit bald drei Jahren, daß ich mit Paul verheirathet bin, bin ich keine Stunde, keine halbe Stunde gewesen, ohne an ihn zu denken. Ich sehe ihn ebenso gut, wenn er abwesend, als wenn er da ist. (Pause.) Verdient er so viel Liebe? ... Da haben wir's, mein Fehler zeigt sich wieder! Paul behauptet, ich sei ein bischen eifersüchtig! Eifersüchtig ... O nein, nein! ... Eifersüchtig sein, heißt: einen schlechten Charakter haben ... den Geliebten quälen ... Ich sah einmal ein Bild der Eifersucht. Sie war abscheulich! ... Ich will nicht eifersüchtig sein! ... Die Eifersucht! ... Sie ist Liebe, die dem Haß gleicht, nur ... nur ... Ach, ich liebe Paul so sehr, daß ich immer fürchte, man nehme ihn mir. Und das ist doch nichts Schlechtes. Es ist so natürlich! Erstens ist Paul so hübsch, daß es unmöglich ist, daß nicht alle Frauen ihn bemerken. Zweitens fühle ich mich so ganz sein eigen, daß ich möchte, auch er wäre ganz, ganz mein. So zum Beispiel, wenn er jetzt hereintreten und zu mir sagen würde: „Wir verreisen gleich zweitausend Meilen weit, wir bleiben dort, ganz allein ohne unsere Freunde, ohne unsere Eltern, Du wirst nur mich und unsern Sohn sehen." Wäre ich unglücklich? ... Das ist häßlich, was ich da sage, denn ich müßte doch Mama verlassen. Nein, ich hätte Gewissensbisse, weil ich dann nicht traurig wäre ... aber im Grund, ich wäre närrisch glücklich, weil ich dann alle Beide ganz allein hätte. (Zeigt auf die Wiege.) Ihn! ... (Zeigt nach dem Fenster, das auf den Garten geht.) Und ihn! Er ist dort unten. Der Rauch seiner Cigarre sagt es mir. Wenn ich bedenke, daß ich jetzt finde, sein Tabak rieche angenehm! ... (Mit einem Seufzer.) Ist er auch so? Nein! ... Beweis: wenn ich auf dem Clavier eine falsche Note spiele, merkt er es immer. Mein Gott, ich weiß wohl, daß die Männer nicht so lieben können, wie wir, aber er hat mich im Anfang verwöhnt. Wenn er mir schrieb ... vor unserer Hochzeit ... „Wenn Du nicht mein wirst, so tödte ich mich!" Damals hätte er es gethan. Heute würde er's mir — noch immer schreiben, aber er thäte es nicht. (Pause.) Ich denke immer ... an ... an jene schöne Wittwe, Frau de Verdière ... und wenn ich sehe, daß Paul sich ihr nähert ... mit ihr spricht ... (Erhebt sich.) Diese Frau de Verdière! ... Eine ganz geschminkte Frau, die fünf Jahre älter ist als ich! ... Man findet ihre Augen hübsch ... ich ...

ich sehe nichts Besonderes daran ... Oh, ja, ja! sie sind schön! schöner als die meinen! Und dann ist sie auch groß! ... Und Paul sagte kürzlich, er liebe die großen Frauen. Mein Gott, was könnte ich anfangen, um größer zu werden ... nur (Zeigt erst eine Fingerspitze, dann den ganzen Finger) um so viel! O ja, der ganze Finger müßte es schon sein! Dann ist auch Paul so kokett! Man spricht immer von der Koketterie der Frauen. Die der Männer ist tausendmal größer. Wir, wir sind nur kokett mit dem Gesicht; sie aber sind es mit dem Geist, dem Muth, dem Gefühl, der Zuneigung ... mit Allem! Und wenn ich Paul sehe, wenn er sich über den Fauteuil der Frau de Verdière neigt und lächelnd mit ihr spricht ... (Einhaltend.) Nein, ich will nicht mehr daran denken! ... Schon weil es zu weh thut ... und dann, weil es ungerecht ist. Ich bin sicher ... Es ist nichts zwischen ihnen beiden. Arbeiten wir! arbeiten wir für ihn. Vorhin hat er seinen Morgenrock her gebracht und mich gebeten, ich soll seinen Orden im Knopfloch befestigen. Ans Werk! (Sie nimmt den Rock und beginnt zu arbeiten.) An dieser Wiege ... beim Anblick seines Kindes ist mein Herz ruhiger. Das sänftigt den Schmerz. (Pause.) Wem mag er nur gestern mit so viel Aufmerksamkeit geschrieben haben? (Arbeitet.) Er ging nach Tisch aus, um in seinen Club zu gehen. Um zehn Uhr war er noch nicht zurück. Ich fing an, unruhig zu werden. Damit geht es immer an. Zehn einhalb Uhr, elf Uhr; er kommt nicht. Ich war dort und versuchte zu lesen und konnte nicht, ich bebte bei jedem Geräusch von Schritten; ging unaufhörlich von meinem Stuhl zum Fenster. Endlich, um halb zwölf Uhr, höre ich seine Stimme auf der Treppe. Da er mich immer schilt, wenn ich weine, und da ich ein wenig geweint hatte, so warf ich mich halb angekleidet in mein Bett und stellte mich schlafend. Er tritt herein, neigt sich über mich, um sich zu vergewissern, daß ich schlief. Das Herz schlug mir. Oh! aber ich blieb unbeweglich, ich fühlte, daß ich in Thränen ausbrechen müßte, wenn ich mit ihm sprechen würde. Ich hatte so eifersüchtige Träume an jenem Abend gehabt. Dann setzte er sich an dies Tischchen; ich verlor nicht eine seiner Bewegungen, obwohl ich die Augen halb geschlossen hatte; man sieht sehr gut zwischen den Wimpern durch! Er nimmt eine Feder und Papier und beginnt zu schreiben. An wen? Gewiß nicht an einen Mann. Er lächelte ja. Man lächelt nicht, wenn man an einen Mann schreibt. Er fängt den Brief zwei oder dreimal von neuem an und schaute immer zu mir hin, um gewiß zu sein, daß ich noch schlafe. Dann nimmt er rothen Siegellack und sein kleines Petschaft, das er an der Uhrkette trägt. (Wehmüthig.) Ein Geschenk von mir! Und immer lächelnd ... mit einem Ausdruck ... oh, einem Ausdruck, der mir sehr weh that! ... (Schmerzvoll.) Oh, ja, ja! Er hat Recht! Es ist eine große Qual, eine solche Einbildungskraft, wie ich sie habe! Doch was thun? Wie kann ich mich bessern? Ich wende Mittel an, die ich für die besten halte: die Vernunft, das Gebet, sein Andenken. Ich kann nicht! Es ist, als wollte ich aufhören, ihn zu lieben!

Paul (hinter der Scene, singt).

„Das Glas, worin verwelkt das Veilchen,
Hat leis ein Fächerschlag gestreift ..."

Marie.

Ah! ... das ist seine Stimme!

Paul (wie oben).

„Der Bruch nach einem kurzen Weilchen
Unsichtbar langsam weiter greift ..."

Marie.

Welch' schöne Stimme er hat! Und diese einschmeichelnde Melodie!

Paul.

„Kein Thau, daraus es Nahrung sauge,
Das Wasser tropfenweis verrann;
Noch war's erkennbar keinem Auge ...
Gebrochen ist's. Rührt nicht daran!"

Marie.

Herrlich!

Paul.

„Oft streift ein Herz die Hand der Liebe,
Verletzt es leicht, daß es verdirbt;
Dann springt's von selbst, erstickt die Triebe,
Die Blume seiner Liebe stirbt."

Marie (beinahe erschrocken).

Welch ein Gefühl!

Paul.

„Kein Auge sieht's. Doch tief im Grunde
Fühlt wachsen, weinen dann und wann
Es seine feine Todeswunde ...
Gebrochen ist's. Rührt nicht daran!"

Marie.

Ich bin ganz verwirrt! Das Gefühl, welches er in diese Strophe legte, klang wie ein Bedauern, ein Vorwurf. Sollte ich, ohne es zu wollen, ihn verletzt haben? Sollte meine Hand, die er liebt, sein Herz getödtet haben? O nein, nein, es ist unmöglich! Und doch, als er sang: „Die Blume meiner Liebe stirbt" ... da schien es mir, als spräche er von seiner eigenen Liebe ... und bei dem Wort: „Gebrochen ist's" ... glaubte ich ... Vorwärts doch, ich bin närrisch! Wirklich, ich liebe ihn zu sehr. (Sie horcht und wischt sich die Augen.) Mir scheint, er ruft mich. Ja, es gilt mir! (Sie geht ans Fenster.) Paul! ... rufst Du mich? ... Ja. Was willst Du? ... Ach ja, ich verstehe! Deinen Rock. Was? Was sagst Du? Ob ich den Orden festgemacht habe? Ja, gnädiger Herr, ja wohl! Ihre Frau thut immer Ihren Willen. (Horcht.) Was? ... Ich verstehe nicht. Wie? ... Ach ja! Du willst, ich soll ihn Dir hinunterwerfen ... Hier! ... fang ihn auf! (Sie wirft den Rock zum Fenster hinaus. Ein Papier fällt aus einer Tasche.) Ein Papier? ... ein Brief? ... (Hebt ihn auf.) Der Brief von heute Nacht! ... Ja, er ist's! Ich erkenne ihn wieder! Da ist das rothe Siegel mit meinem Petschaft! ... O mein armes Herz! ... Parfümirtes Papier! Er schreibt sonst nie auf parfümirtem Papier ... Und diese halb vollendete Adresse ... „An Madame ..." Kein Name! Warum nicht? (Sie besieht den Brief von allen Seiten.) Wie befürchtete er, daß man den Brief lesen könnte! Der Siegellack genügte ihm nicht ... Er hat den Brief noch obendrein von allen Seiten mit Gummi verklebt. Was seh' ich? Der erste Buchstabe des Namens ist zur Hälfte geschrieben ... Das ist ein V ... Er ist für sie! für Frau de Verdière! Oh, die Nothwehr entschuldigt Alles! Wenn ein Dieb bei uns einbricht, haben wir das Recht, uns seiner zu erwehren! Ich darf also! ... (Sie zerreißt lebhaft den Umschlag, öffnet den Brief, liest ihn und läßt sich hierauf in einen Sessel fallen, indem sie den Kopf in beiden Händen verbirgt. Pause. Sie erhebt sich, mit leiser Stimme.) Oh, großer Gott! welche Schande! ... Ich bin überzeugt, daß er dort unter dem Fenster ist und sich über mich lustig macht! (Liest.) „Hab' ich Dich, Eifersüchtige!" (Mit halbem Lächeln.) Oh, das Ungeheuer! Wie er mich kennt! Er hat vorausgesehen, daß ich lesen werde. Wie schlau das ausgedacht war! Er ist so klug! ... (Liest wieder.) „Hab ich Dich, Eifersüchtige!" Ich wage es kaum, je wieder vor ihn hinzutreten. (Sie erhebt sich langsam und geht ans Fenster, indem sie hinter dem Vorhang halb verborgen hinausschaut, um nicht gesehen zu werden.) Ja, er ist dort! Er wendet die Augen hierher! Er lacht in den Bart hinein ... in seinen schönen Bart! ... (Lehnt sich plötzlich ans Fenster und wirft ihm Kußhände zu.) Wohlan! ... Geh', lach' und mache Dich über mich lustig! es ist mir gleich! ... Ich bin so glücklich! (Wendet sich zur Wiege.) Sein Kind erwacht! (Ruft zum Fenster hinaus.) Komm! ... komm! ... damit ich Dich umarme und Dich um Verzeihung bitte an seiner Wiege! ... So komm doch! ... Ach! ich kann nicht länger warten! ... Ich hole Dich! (Sie stürzt hinaus.)

Der Vorhang fällt.

Der Tod des Apostels.

Von **Adolf Friedrich v. Schack.**

An des Abendmeeres fernem Saume
Ragt aus blauer Flut ein Felseneiland,
Haldenreich, durchrauscht von Sprudelbächen,
Ueber denen sich der Eichenwälder
Wipfelkronen sanft im Meerhauch wiegen
Und den langen Schatten auf die fliehnden
Wellen niederstreuen. Auf den Berghöh'n
Spielen Rehe, schlanke Antilopen,
Ungefährdet von der Menschen Mordgier;
Denn nichts wissen von des Jagens grauser
Lust die Hirten, die nach Vätersitte
Ueber ihrer Insel Klippenhänge
Hin von Trift zu Trift, von Thal zu Thale
Mit den Heerden zieh'n.
In Morgenfrühe
Klimmt ein junges Weib vom höchsten Felsen,
Der vom Ufer steil ins Meer hinausragt,
Mit den Kindern an den Strand hinunter.
Droben hat sie an dem Steinaltare
Nach der frühen Menschen Brauch der Sonne
Von der Heerden bester Milch ein Opfer
Dargebracht und im Gebet der hohen
Tageskönigin gedankt, daß wieder
Nach der langen, wettersturmdurchtobten
Neumondnacht sie ihres Lichtes Segen
Auf die Erde ausströmt. Fernhin fliehen
Die zerrissnen Wolken nun, ermattet
Ruh'n der Winde Flügel, aber hoch noch
Mit beschäumten Wogenkämmen brandet
Uferwärts die Meerflut.
Ihrer Hütte
Schon, zu deren Pforten fast die Wellen
Ihr den Eingang wehren, naht das Weib sich,
Da vernimmt sie ihres ältsten Sohnes
Stimme: Mutter, hilf! Sie folgt dem Rufe,
Und, um eines Riffes Ecke biegend,
Wird des Knaben sie gewahr, der eben
Zwischen Planken, die das Meer bedecken,
Eine Last emporzuzieh'n sich abmüht.
Hoch an seiner Brust aufschlägt die Brandung
Und die Kraft entweicht ihm schon; doch eilends
Kommt ihm beizusteh'n die Mutter; nun erst
Faßt sie, was den Fluten abzuringen
Er versucht — ein Mann ist's, der mit letzter
Macht der Arme sich um einen Mastbaum
Klammert. Was der Knabe nicht vermochte,
Der vereinten Kraft gelingt's. Die Beiden
Zieh'n den Todtenbleichen an das Ufer,
Auch die andern Kinder wollen helfen,
In die Hütte wird der Gast getragen
Und auf weiches Seegras hingebettet.
Alle reih'n sich sorgend um das Lager,
D'rauf besinnungslos er ruht. Die Kleinen
Trocknen aus den Locken ihm die Salzflut,
Suchen mit des Mundes warmen Hauchen
Ihm die starren Hände neu zu wärmen,
Und, zu prüfen ob sein Herz noch klopfe,
Legt die Mutter auf die Brust die Hand ihm;
Ist sein Lebensgeist entflohen, oder
In die tiefsten Tiefen nur versunken?
Keine Regung mehr in seinen Adern,
Keinen Athemzug mehr kann sie spüren.
Von der Trift da kehrt, am schwülen Mittag
Auszuruh'n, ihr Gatte zu der Hütte
Und vereint mit ihrer seine Mühe,
Den Gestrandeten zu retten. Endlich
Regt er sich; um seine Augenlider
Spielt ein Zucken, halb das Haupt erhebt er,
Aber sinkt von Neuem hin entkräftet.
Süße Milch ihm bietend, mahnt vergebens
Ihn das Weib, mit einem Labetrunke
Sich zu stärken. Da zuletzt wie krampfhaft
Fährt er auf, das blasse tiefgefurchte
Angesicht vom greisen Lockenhaare
Wirr umwogt; ins Leere starrt sein Auge
Und ihm von den Lippen ringen mühsam

Dumpfe Töne sich, gebrochne Laute,
Die sich nach und nach in Worte sammeln:
„Unbarmherz'ges Meer! wirfst du mich wieder
An des Lebens Küsten? All die Andern,
Alle hast du mit den Wogenarmen
In dein stilles Reich hinabgezogen;
Ich nur — nicht den reinen Schooß beflecken
Sollt' ich dir — ward von dir ausgestoßen!
O daß ich mich selber nicht mehr kennen,
Aus der Welt für immer schwinden dürfte!
Feige Seele, was gehorchten knechtisch,
Als das Grab mir aus dem feuchten Abgrund
Drunten winkte, dir die matten Arme,
Um das schwanke Holz sich klammernd? Tief dort
In des Oceans geheimsten Schlünden,
In der ew'gen Finsterniß, vielleicht mich
Konnt' ich vor dem eignen Dasein bergen;
Nun in dies mein Selbst zurückgetrieben,
Nirgend auf der weiten Erde find' ich
Einen Platz so fern dem Tageslichte,
Daß ich" — —

Und mit den gekreuzten Armen
Seine Augen deckend, auf das Lager
Sinkt zurück der Fremdling; seiner Worte
Sinn zu fassen wissen nicht die Hirten,
Doch der tiefbewegten Seele Sprache
Rührt auch in den unverstandnen Lauten
Sie zum Mitleid. Frische Rebenblätter,
Um die Glut des Fiebers ihm zu stillen,
Auf die Stirn ihm legen sie, indessen
Nur das hohe Klopfen seiner Pulse
Noch verkündet, daß er lebt. Dann wieder
Fährt er auf, vor seinen irren Blicken
Flieh'n zur Seite die erschreckten Kinder
Und erst leise wallt, dann laut und lauter,
Wie des Bergstroms Brausen, der durch Klippen
Bahn sich bricht, von seinem Mund die Rede:
„Fort und fort noch dieses Volksgetümmel?
Her vom Palatin, vom Quirinale
Wälzen sich die schaubegier'gen Schaaren
Nach des Nero Gärten in den Circus.
Nur heran! die Opfer bluten zahllos.
Zu den Wolken steigt der tausendstimm'ge
Jubelruf, dazwischen Waffenklirren!
Gladiatorenheere, sich zerfleischend,
Löschen der Arena Staub mit Strömen
Blutes — nun hinweggeschleift die Leichen!
Noch ein größres Festspiel ist bereitet.
Wilden Sprunges aus dem offnen Zwinger
Stürzt ein wüth'ger Stier; das bleiche Mädchen
Das an seine Hörner mit den Haaren
Festgebunden, hochauf in die Lüfte
Schleudert er, und, auf der Rennbahn Steine
Hingeschmettert, zuckt im Sterbenskrampfe
Die zerschellte Märtyrin — nur Eine?
Nein, Geduld! mitleidig ist der Cäsar,
Noch Gefährten auf dem Todeswege
Sendet er ihr nach; horch! Wuthgebrülle
Von Numidiens Löwen, heis'res Lachen
Von Hyänen! An den Eisenstangen
Mordbegierig wetzen sie die Zähne.
Nun die Gitter auf! all ihre Schrecken
Speien Libyens Wüsten aus, und Rufe
Des Entsetzens hallen durch die Sitzreih'n,
Und dazwischen feierlichen Klanges
Tönt Gesang — die Nazarener sind es,
Die zum Tod in Andacht sich bereiten.
Langen Zuges treten Männer, Weiber,
Jungfrau'n, Greise vor die Ungethüme,
Noch im Sterben Den im Loblied preisend,
Dessen reinen Namen meine Lippen
Nicht mehr nennen dürfen —

„Sagt, ihr Freunde,
Simeon, Timotheus! warum nicht
Ließt ihr mich, wie sie, zum Tode gehen?
Als mir Fiebergluth die Sinne raubte,
Wider Willen aus dem Kerker ward ich,
Schon zum Kreuz verdammt, von euch gerettet.
Aber nein! ich war nicht würdig, Zeugniß
Für Ihn abzulegen. Jene dürfen
Nun sein himmlisch mildes Antlitz schauen —
Wär' ich vor ihn hingetreten, zornig
Hätt' er von mir abgewandt das Antlitz:
„Weich von mir! ich kenne dich nicht, Paulus!"

„Weh mir, weh! von je auf meinem Haupte
Hat ein Bann gelegen. Früh verwais't schon,
Einsam schritt ich durch das öde Leben;
Niemals, Liebe gebend und empfangend,
Hat ein Herz an meins geschlagen, niemals
Spielten auf den Knie'n mir holde Kinder.
Ein verzehrend Feuer glüht' und raf'te
In den Adern mir und trieb mich rastlos
Durch die Welt dahin, den Sinnverstörten,
Der ich für der Juden starren Glauben
Erst in blindem Eifer stritt, in blinder'm
Dann für meines eignen Geistes Irrwahn.
Ach! warum nicht früher schon nach Patmos
Führten mich die Sterne? Nicht so lange
Hätten Schleier düstrer Hirngespinnste
Dann das Bild des Göttlichen, des Reinen
Mir verhüllt! Durch seinen liebsten Jünger,
Der ihm in das tiefe, blaue Auge
Oft geschaut, wie anders nun im klaren
Himmelslicht mir vor der Seele steht er!
Allen Menschen Freund, im Leid ihr Tröster,
Ihre Sorgen, ihre Freuden theilend,
Hin durch Galiläas grüne Thäler

Wandeln seh' ich ihn; ein sel'ger Friede
Breitet, wo er naht, sich auf die Erde;
Und die Kinder heißt er zu ihm kommen,
Und sie blicken lächelnd in sein sanftes
Angesicht — am See, auf Bergeshöhen
Drängen sich die Armen, die Bedrückten
Um ihn her; daß er sie segne, heben
Mütter ihre Kleinen ihm entgegen
Und im Kreise lauscht das Volk der Rede,
Die, aus seinem großen Herzen strömend,
Ihm vom Munde quillt: daß Ein Gesetz nur,
Ein erhabnes, heiliges, die Liebe,
Auf der Erde wie im Himmel walten
Solle, kündet er, und Freudenthränen
Zittern an der Hörer Wimpern, freier
Athmen bei dem Wort die Mühbeladnen
Und sie setzen durch der Liebe Allmacht,
Die um alle Wesen ihre sanften
Banden schlingt, den alten Fluch der Sünde
Von der Erde schon hinweggenommen.
Hoher Meister! o wenn deine Lehre
Wahrheit ward, verklärt in ihrem Lichte,
Wie im Morgenroth die trübe Wolke,
Hätte sich Natur und Welt und Leben!
Doch ich Frevler! Alles dir verwüstet,
Dich um deines Lebens Frucht betrogen
Und die Menschheit um die goldne Zukunft
Hab' ich, deren Pforten du geöffnet!
Wäre nimmer — wohl von einem Dämon
War's die Stimme — vor Damascus Thoren
Mir zu Häupten jener Ruf erschollen!
Schlimmer nun, als da ich deine Jünger
Marterte, zur Steinigung verdammte,
Hab' ich dich verfolgt — die schlichte Einfalt
Deines Wortes, faßlich selbst für Kinder
Und doch unergründlich für den Weisen,
Wie durch meines wüsten Geistes Träume
Wurde sie getrübt! Das Unkraut, das ich
Zwischen deine Saat gestreut, schon seh' ich
Wuchernd sprießen — —

„Höre mich, Philippus,
Höre, Titus, meinen letzten Willen!
Schließt die Schulen meiner falschen Weisheit,
Und wenn je auf euern Mund sich eines
Meiner Worte schleichen will, den Lippen
Gönnt den Athem nicht, es auszusprechen!
Aber nein! vergebens! Wenn in Flammen
Alles auch, was meine Hand geschrieben,
Loderte, mit ihm erstickt nicht würde
Meine Lehre; schon von Land zu Lande
Wird der gift'ge Same hingetragen
Und wie Taumellolch in allen Seelen
Schießt er auf, des Herzens reine Triebe
In noch ungeborenen Geschlechtern
Schon im Keim ertödtend, und in Zwietracht
Und im Haß erfüllt sich die Verheißung
Von der Liebe neuem Gottesreiche.
Schon — das ist mein Werk — die dumpfen Tempel,
Die sie ihrem düstern Glauben bauen,
Hör' ich von dem Streit der Nazarener
Widerhallen. Hader über leere
Wahngebilde drückt das Schwert des Mordes
In der Frevler Hand und läßt des Mitleids
Sanfte Regungen zu Eis erstarren.
Hoher Fürst des Friedens, der du sprachest:
„Lernt von mir, ich bin die Sanftmuth!" Diese
Nennen deine Schüler sich und knien
Demuth heuchelnd vor dich hin, indeß sie
Dich von Neuem kreuz'gen. Ja durch Jahre,
Durch Jahrhunderte mit Galle, bitt'rer
Als auf Golgatha, dich tränken werden
Die Nationen. Noch in Sprachen, die erst
Auf den Lippen später Menschenalter
Leben werden, wird mein falsches Zeugniß
Ueber dich, von Mund zu Munde gehend,
Mich bei dir verklagen, wenn Gewaltthat,
Gleißnerei und Wahnsinn dich zum Götzen
Machen und in deinem Namen frevelnd
Früh die Seele um ihr schönstes Kleinod,
Um die heil'ge Himmels-Mitgift Liebe
Schon betrügen, bis des Herzens Stimme
In des Kindes zarter Brust erstickt ist
Und dein Ebenbild dich nur noch höhnend
Mit verzerrten Zügen aus ihm anstarrt.
Doch erst im Beginnen ist das Unheil;
Mit den Jahren, wenn die Sohnessöhne
Derer, die heut leben, zu Myriaden
Angewachsen, wird dem Staube gleich sich
Weh zu Weh, zu Jammer Jammer häufen
Und der Strom von Blut und Thränen schwellen,
Der zu deiner Ehre fließt. In deinem
Namen werden Kerker, Marterkammern
Vom Geächz Gequälter widerhallen,
Wird der Mensch den Menschen knechten, pein'gen,
Würgen; bis zu fernen Weltgestaden,
Die der Schooß des Meeres unsern Blicken
Noch verbirgt, selbst schlägt des Unheils Flamme,
Die bethört zuerst mit meinem Hauch ich
Angefacht, und Priester mit dem Kreuze,
Dich mit ihren Psalmen lästernd, stürmen
Vor entmenschten Rotten, um der Gnade
Zeichen über Schutt und Leichenhaufen,
Eines ganzen Welttheils Schädelstätte,
Aufzupflanzen — —

„Schauer der Zerstörung
Schütteln mein Gebein; er kommt; nah, näher
Schleicht der Tod heran, vor deinen Richtstuhl

Mich zu schleppen. Herr, Vergebung! Gnade!
Nein, umsonst mein Flehen! Wohl dem Kriegs-
knecht,
Der den Speer in deine Seite bohrte,
Dem Ischariot kannst du vergeben,
Nimmer mir. Nicht zu dir aufzublicken
Wag' ich. Auf dem Mund dir, der für Alle
Sich zum Segnen aufthut, schwebt für mich nur,
Mich allein ein Fluch. Wohin entrinnen?
Oeffne, dunkle Erde, mir das tiefste
Schwärzeste der Gräber, daß kein Blick mich
Mehr erreiche und zu Staub sich jedes
Theilchen meines Wesens löse!"
Also
Der Apostel; Schweigen deckt die Stimme,
Nur ein Zucken gibt in seinen Zügen
Kunde noch von seines Herzens Stürmen.
Mit geschlossnen Augen liegt er lange,
Und daß ihm die letzte Stunde nahe
Ahnen seine Pfleger. Da noch einmal
Halb erhebt er sich; der Abendröthe
Milder Schein spielt um sein bleiches Antlitz.
Ueber ihn, um Trost ihm zuzusprechen,
Ist das Weib gebeugt; ums Lager drängen
Bang die Kleinen sich; mit mildem Strahle,
Wie das Sonnenlicht durch Wetterwolken,
Dann allmälig klar und klarer leuchtet
Seine Seele durch der Augen Nachtflor,
Und es ist, als breite nach dem Sturme
Der Verzweiflung noch ein Stern der Hoffnung
Blassen Schimmer auf sein flieh'ndes Leben.
Sanft an seine Brust die Kinder zieht er
Mit der matten Rechten, läßt im langen
Kuß auf ihren Stirnen seine Lippen
Ruhen und verhaucht den letzten Odem.

Homer-Uebersetzungen.*)

Von **Ferdinand Lotheissen.**

Bald sind es hundert Jahre, daß Voß mit seiner metrischen Uebersetzung der Odyssee hervortrat, und damit der Nation ein Werk von hohem Werthe bot. Mit dem Erstarken der deutschen Literatur wurde in weiteren Kreisen der Wunsch rege, auch die Geisteswerke der fremden Völker kennen zu lernen, und so versuchte man sich mit besonderem Eifer an Uebertragungen aus allen möglichen Sprachen. Wieland unternahm es, Shakespeare dem deutschen Volk verständlich zu machen, und bald nach ihm wagte sich Eschenburg an dieselbe Aufgabe. Herder gab seine „Stimmen der Völker", und es begann damals in Deutschland die Kunst der Uebersetzung. Freilich ist es eine eigne Sache um diese Kunst. Wer sich ihr weihen will, muß seine eigne Persönlichkeit so weit aufgeben können, daß ihm fremde Anschauung und Denkweise zu eigen werden. Er muß sich einem fremden Charakter anzuschmiegen wissen, aber Herr und Meister sein über seine Muttersprache. Wenn auch nicht gerade selbst ein großer Dichter, muß er doch von dem sonnigen Genius der Poesie einen belebenden Hauch in seinem Gemüth verspürt haben.

Voß war kein Dichter im höchsten Sinn des Wortes, keine jener begnadigten Naturen, die auf der Menschheit Höhe stehen, und seinem derb-nüchternen Sinn ist es bei seiner Homerübersetzung nicht immer gelungen, die Poesie des griechischen Sängers in ihrer Größe und einfachen Schönheit wiederzugeben. Allein er war ein kräftiger Geist, der sich mit Vorliebe in das Alterthum versetzte, und dem das Wesen, der Charakter jener einfachen Heroenwelt verständlicher war, als die Gebilde anderer Culturepochen. Darum gelang ihm mit seiner Homerübersetzung, was ihm mit keiner seiner späteren Uebertragungen wieder glückte; er schuf ein Werk, das populär wurde. Wenn die Helden der hauptumlockten Achäer und das Volk des lanzenkundigen Königs in Deutschland bekannter sind, als in irgend welchem andren Lande, so ist dies zum nicht geringen Theil das Verdienst unseres Voß. Zudem erwarb er sich mit seiner Arbeit ein großes formales Verdienst um die deutsche Sprache, das ihm nie vergessen werden darf. Er bereicherte sie, gab ihr größere Beweglichkeit, und zeigte den Weg, den man einschlagen muß, wenn man die Dichtungen andrer Völker und Zeiten dem Volke näher bringen will.

Der große Erfolg seiner Homerübersetzung verleitete ihn später, auch andre Dichter zu übertragen, und eine Aufgabe zu übernehmen, an welcher er scheitern mußte. Er verdeutschte Virgil, Horaz, Ovid, höfisch gefeilte Dichter, deren feiner Geist dem biederen Voß ebenso fremd und unerreichbar war, wie ihre Meisterschaft über die klassische Form. Weniger aber noch als mit den Lateinern, war er mit der buntbewegten Welt Shakespeare's vertraut, verstand er die Größe jenes Dichtergeistes, der die Geheimnisse der Menschenbrust wie kein andrer kannte, und den tragischen Ernst wie die ausgelassene

*) Homer's Odyssee, übersetzt und erläutert von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M. 1875. — Homer's Odyssee, übersetzt von Heinrich Schwarzschild. Frankfurt a. M. 1875. (Als Manuscript gedruckt.)

Heiterkeit mit gleicher Meisterschaft behandelte. Nichtsdestoweniger versuchte sich Voß, im Bund mit seinen Söhnen Heinrich und Abraham, an der Uebertragung Shakespeare's und scheute nicht, mit Schlegel, dessen Uebersetzung schon erschienen war, in die Schranken zu treten.*) Will man sehen, in welcher Weise Voß dem Geist des englischen Dichters gerecht zu werden suchte, so schlage man aufs Gerathewohl ein Stück auf, und vergleiche das Original mit den beiden Uebersetzungen. So sagt Puck im „Sommernachtstraum" (III, 1) von den Handwerkern:

„What hempen home-spuns have we swaggering here
So near the cradle of the fairy queen?"

Schlegel übersetzt diese Verse in freier aber treffender Weise:

„Welch hausgebacknes Volk macht hier sich breit,
So nah der Wiege unsrer Königin?"

Voß aber überbietet ihn, indem er dem leichten Elfengeist die geflügelten Worte in den Mund legt:

„Welch hanfnes Hausgespinnst matzpumpelt hier
So nah der Blumwieg' unser Königin?"

Im Verlauf der Scene wendet sich Thisbe-Flaut zu Pyramus-Zettel in ihrem komischen Pathos:

„Du muntrer Juvenil, der Männer Zier und Preis,
Treu wie das treuste Roß, das nie ermüdet auch."

So Schlegel, der sich gerade beim „Sommernachtstraum" vielfach auf Wieland's Arbeit stützen konnte. Voß sagt dafür:

„Vieldraller Springinsfeld, mein Schatz, mein Herzensjud,
Treu wie das treuste Pferd, das nie sich abmaracht,"

und war gewiß stolz auf seine wortgetreue Uebertragung, denn es heißt allerdings auch bei Shakespeare „most lovely Jew?"

Oder sehen wir „Romeo und Julia". Dort sagt im zweiten Akt (Scene 4) Merkutio von Tybald: „Er bringt euch einen seidnen Knopf unfehlbar ums Leben. Ein Raufer! Ein Raufer! Ein Ritter vom ersten Rang, der euch alle Gründe eines Ehrenstreites an den Fingern herzuzählen weiß." (Schlegel.) Voß begnügt sich nicht mit Prosa, er läßt Merkutio in Versen reden:

„— — — Ein Erzabgurgler
Vom seidnen Knopf, ein Rauferheld, ein Rauferheld,
Ein Kavalier vom allerersten Rang,
Des Ehrenpunkts Auspunkter."

Wenn dann (III, 1.) Merkutio schwer verwundet wird, und er in der Schlegel'schen Uebersetzung ausruft: „Was von einem Hunde, einer Maus, einer Ratze, einer Katze zu Tode gekratzt zu werden!" so heißt es bei Voß im stolzen Jambenmaß:

„— — — Was, ein Hund,
Ein Raz — Maus Kater krazt den Mann zu Tod!"

Derlei Beispiele von Geschmacklosigkeit können fast auf jeder Seite gefunden werden, und setzen bei dem Mann, der eine so beachtenswerthe Homerübersetzung geboten hat, doppelt in Erstaunen.

Freilich findet man auch in seinem Homer vielfache Irrthümer, Plumpheiten und schwerfällige Ausdrücke; allein sie vermögen nicht den Gesammteindruck empfindlich zu stören. Ja manche seiner Verse sind trotz offenbarer Fehler allgemein angenommen worden. Wer kennt nicht den „helmumflatterten Hektor"? Andre Ausdrücke, wie „der muthige Renner Achilleus" und „der Herrscher im Donnergewölk Zeus" sind wenn nicht geradezu falsch, doch unschön, und wirken fast komisch. Nichts desto weniger sind sie

*) Wieland's Uebersetzung erschien 1762; Eschenburg 1775; Schlegel 1797 in 9 Bänden; Voß 1818—1824; Schlegel-Tieck 1825—1833.

populär geworden. Das macht, in seinen oft harten Versen liegt die Kraft der frischen Begeisterung, die nicht lange grübelt, sondern poetisch mitfühlt und darum auch auf das Volk lebendig einwirkt. Darum konnte kein andrer Uebersetzer des Homer gegen Voß aufkommen, mochte man letzterem auch noch so viele Irrthümer im Einzelnen nachweisen. Seine Nachfolger hielten sich im Großen und Ganzen an ihn, suchten im Einzelnen philologisch genau zu verbessern, aber es glang ihnen meistens nur, ihre Arbeit zu verwässern.

Erst neuerdings hat sich ein Uebersetzer gefunden, der selbständig an Homer herantritt, und der, selbst ein Dichter, mit neuen Ideen über Homer und die Aufgabe einer Uebersetzung, die alten Heldenlieder dichterisch nachzubilden sich bestrebte. Wilhelm Jordan bietet uns als Frucht jahrelanger Studien und Versuche eine Uebertragung der Odyssee, die in den „Neuen Monatsheften“ (Band III Heft 1) bereits besprochen ist und über die hier nur Einzelnes nachgetragen werden soll. Wenn wir übrigens auch nicht mit allen Ansichten Jordan's einverstanden sind, wenn wir auch nicht überall seine Uebersetzung billigen können, so glauben wir doch, seine „Odyssee“ als einen entschiedenen Fortschritt gegenüber den früheren Versuchen bezeichnen zu können.

Fast gleichzeitig mit dieser Arbeit kam uns eine zweite Uebersetzung der Odyssee, im modernen Gewand achtzeiliger gereimter Stanzen von Heinrich Schwarzschild zu. Diese Form erschwerte natürlich eine genaue Wiedergabe des Originals bedeutend. Allein Schwarzschild glaubt, die Homerischen Epen könnten erst wirklich bei uns populär werden, wenn sie den Hexameter, der stets etwas fremdartiges für uns behalte, abgestreift hätten. Gegen diese Ansicht läßt sich freilich einwenden, daß demjenigen, der sich nicht in den Hexameter finden kann, auch die ganze homerische Welt fremdartig erscheinen wird, selbst wenn sie in Ottave Rime gekleidet auftreten sollte. Die Form ist eben doch zu eng mit dem Wesen des Gedichts verknüpft, als daß dieses nicht durch das Umgießen in eine andre Form, sei sie noch so schön, geschädigt würde. Wir möchten Goethe's „Faust“ nicht in französische Alexandriner, „Hermann und Dorothea“ nicht in Stanzenform gebracht sehen. So wird denn auch die Odyssee zu einer andern Dichtung, sobald sie des Hexameters beraubt wird. Die unruhige, nervöse Strophe der Ottave Rime paßt trefflich für romantische, leidenschaftlich aufgeregte Poesie, nicht aber für den klaren, episch ruhigen Geist des antiken Heldengedichts. Wenn es also Schwarzschild gelungen sein sollte, die Odyssee für Kreise welche dem Alterthum fremd gegenüberstehen, verständlicher und zugänglicher zu gestalten, so wird der Kenner Homer's durch den Widerspruch zwischen Inhalt und Form vielleicht um so empfindlicher berührt werden. Die Schwarzschild'sche Arbeit ist zudem noch nicht in allen Theilen durchgearbeitet, doch läßt sich sagen, daß der Uebersetzer bei der Ueberwindung der Schwierigkeiten eine gewisse Gewandtheit im Ausdruck, eine achtbare Herrschaft über die Sprache bewiesen hat, und daß seine Strophen sich meistens sehr getreu der Sprache und dem Ideengang des Originals anzupassen weiß.

Gerade durch ihre Verschiedenheit reizen die beiden Uebersetzungen zur Vergleichung mit einander, und außerdem vergleicht man sie gern einmal mit ihrem Vorgänger. Sei es uns erlaubt, hier ein Beispiel zu geben. Voß beginnt seine Odyssee folgendermaßen:

„Melde den Mann mir, Muse, den vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt, als Troja, die heilige Stadt, er zerstöret;
Vieler Menschen Städte geseh'n und Sitte gelernt hat,
Auch im Meer so viel herzkränkende Leiden erduldet,
Strebend für seine Seele zugleich und der Freunde Zurückkunft.
Nicht die Freunde jedoch errettet er, eifrig bemüht zwar,
Denn sie bereiteten selbst durch Missethat ihr Verderben.“

Dieselbe Stelle lautet bei Schwarzschild:

„Sing, Muse, mir den Mann, den vielgewandten,
Der, als die heil'ge Troja er zerstört
In vielen Städten irrt' und fremden Landen,
Der Sitten manche sah, doch unerhört
Viel Leid erlebt zur See mit den Gefährten,
Zur Heimat führend sie, zur langentbehrten.

Doch nicht gelang's ihm! ach, von den Getreuen
Sollt' Keiner mehr der Heimat sich erfreuen."

In beiden Uebersetzungen findet man auf den ersten Blick verschiedene kleine Härten, z. B. das Voß'sche „Strebend für seine Seele zugleich" — eine Stelle, die Schwarzschild gar nicht übersetzt hat. Dieser letztere läßt Odysseus dafür „in vielen Städten" irren, was nur auf den Mangel eines Bädecker schließen läßt, während doch Homer sagt, daß der Held viele Städte sah, d. h. von einer Stadt zur andern verschlagen ward. Auch ist der Schluß bei Schwarzschild nicht genau wiedergegeben, denn es fehlt das wichtige Wort, daß die Gefährten des Odysseus durch eigne Schuld verdarben. Jordan übersetzt nun in seiner Weise, wie folgt:

„Lehre mich, Muse, das Lied vom bewanderten Mann, der am längsten
Irrfuhr, als er zerstört die heilige Veste der Troer,
Kennen so lernte die Städt' und die Sitten vieler der Menschen,
Doch auch Schmerzliches viel zur See durchlitt im Gemüthe,
Trachtend, das Leben sich selbst, den Freunden zu sichern die Heimkehr.
Aber umsonst war er eifrig bemüht, die Genossen zu retten,
Denn es verloren die Thoren durch eignen Frevel ihr Leben."

Auch hier ließe sich etwa bemerken, daß ein „bewanderter" Mann nicht einen Mann bezeichnet, der viele Reisen gemacht hat. „Bewandert" heißt so viel als „bekannt in etwas," und verlangt immer einen Zusatz mit Angabe des Gegenstands in dem man bewandert ist. Abgesehen davon aber, bietet die Jordan'sche Uebersetzung keinerlei Härten; sie liest sich, als sei sie Originalarbeit und schließt sich doch dem griechischen Text aufs Genauste an.

Die Frage möchte müßig erscheinen, wer von den beiden neuen Uebersetzern Voß am nächsten steht. Wer sollte das anders sein, als der, welcher wie Voß im Versmaß des Originals gedichtet hat? Und doch ist dem nicht so. Schwarzschild nähert sich, trotz der modernen Form seines Gedichts, in seinen Ausdrücken und Wendungen der Voß'schen Odyssee mehr als Jordan. Er hat in der eben angeführten Stelle den „vielgewandten Mann" bewahrt, er spricht an andrer Stelle von der „rosenfingrigen Eos", von dem „Herrscher in der Donnerwolke, Zeus", so wie auch Pallas Athene bei ihm die „blauäugige" ist. Es sind das Formeln, die, gewissermaßen durch die Tradition geheiligt, zum Gemeingut geworden sind, und die Schwarzschild deßhalb ohne Bedenken gebrauchen durfte, wenn er sie für passend fand. Aber gerade gegen sie eifert Jordan ausdrücklich. Eos ist bei ihm „die Rosenstreuende Frühe", Zeus heißt ihm „der Beherrscher des wolkigen Himmels", und für Pallas Athene scheut er den Ausdruck „eulenäugig" nicht. „Wem das Beiwort störend und übel klingt," sagt er in einer Anmerkung mit einem Anflug von Bayreuther Laune, „der soll sichs zum Bewußtsein bringen, daß sein schlechter Geschmack daran schuld ist. Denn das Nachtauge der Eule ist nicht nur das optisch vollendetste, das die Natur erzogen hat, sondern auch das schönste."

In diesem Ton hohen Selbstgefühls sind die Anmerkungen wie die Einleitung geschrieben, und wenn wir denselben manchmal gern etwas gemildert sehen möchten, so kann uns das nicht hindern, den feinen Ausführungen des Uebersetzers in Vielem zuzustimmen. Sehr richtig erklärt Jordan den aristokratisch-monarchischen Charakter der homerischen Epen durch die Stellung, welche die meisten Sänger am Hof der Könige gerade zu der Zeit inne hatten, als die Gedichte entstanden. Er weist auf die strenge Etiquette hin, die in der Odyssee wie in der Ilias beobachtet wird. In der Anrede, wie in der Erzählung, erhält Jedermann die ihm gebührende Bezeichnung, das von der Etiquette vorgeschriebene Beiwort, welches alsbald seinen Rang und die Stellung die er bei seinem Volke einnimmt, erkennen läßt. Da ist „der göttliche", „die gesegnete Stärke", „die heilige Kraft" und so weiter. Jordan hat den Muth, dies zopfig zu finden, und erinnert an das deutsche „Wohlgeboren", an die „Durchlaucht" und die „Majestät". Er tadelt ferner den allzuhäufigen Gebrauch nichtssagender, oder vielmehr abgenutzter Eigenschaftswörter, deren sich der Rhapsode nur als Versfüllsel bedient habe. So z. B. werden die Achäer selbst da starkmuthig genannt, wo von ihrer feigen Flucht die Rede ist, oder es wird der Cyklop der „großherzige Menschenfresser" titulirt. In andern Fällen mißt Jordan freilich den

Uebersetzern die Schuld bei. So lesen wir bei Voß (I, 29), daß Jupiter des „untadelhaften“ Aegysthos gedenkt, und dabei sich über dessen Unthat, sein Verhältniß zu Klytämnestra und den Mord Agamemnons, mißbilligend äußert. Jordan übersetzt an jener Stelle:

„Denn er gedacht in seinem Gemüth des schönen Aegysthos“

und begründet seine Uebertragung in besonderer Anmerkung.

Ueber die Aufgabe, die sich Jordan gestellt, und über die Methode, nach welcher er dieselbe zu lösen versucht hat, findet sich in seiner Einleitung manch wichtiges Wort. Die kindliche Breite einzelner homerischen Formeln, die dem Original wohl anstehen, erscheinen in der Nachbildung oft unbeholfen. Die deutsche Sprache aber deßhalb alterthümelnd zurückzuschrauben, hieße ihr die Anmuth benehmen, deren eine Uebersetzung Homer's vor allem bedarf. Jordan erlaubt sich also lieber hier und da eine kleine formelle Abweichung, um die Dichtung selbst nur um so pietätvoller wiederzugeben. Er bewahrt den Hexameter, den Enkel des griechischen Versmaßes, dessen Schwierigkeiten er nicht übersieht, der aber dem Originalvers noch immer am nächsten stehe. Denn in Wahrheit sei unser Hexameter ein ganz andrer Vers, als der homerische. „Wir dürfen überzeugt sein, daß ein auferstandner alter Rhapsode, wenn er unsere Gymnasiasten ein Stück Homer vorschriftsmäßig nach dem Rhythmus recitiren hörte, sich vor Lachen den Bauch halten würde. Was die griechischen Worte im Hexameter auszuführen haben, ist in der That ein Tanz in Gliederschwenkungen, gerade so entgegengesetzt der ihrem Organismus natürlichen Redegangart, wie Mazurkasprünge unserem gewöhnlichen Gehschritt, die Musik aber, welche diese Gewaltthat der Versregel gegen das Betonungsrecht mit einem auch heute noch gültigen Herkommen rechtfertigte, ist verklungen, und wir können uns von ihr kaum eine Vorstellung machen.“

Sind diese Ansichten ganz richtig, so enthalten sie eine Rechtfertigung — Schwarzschild's. Denn wenn der deutsche Hexameter ein modernes Versmaß ist, so hat er nicht mehr Recht, bei einer Homer-Uebersetzung gebraucht zu werden, als irgend ein andres metrisches System. Das aber möchten wir gerade bezweifeln. Hat auch der deutsche Hexameter jenen Widerstreit des Wortaccents mit dem Rhythmus des Verses nicht aufzuweisen, so trägt er doch immer genugsam antiken Charakter, um wenigstens einigermaßen Ersatz zu bieten, und Jordan's Uebersetzung beweist dies gerade am besten.

Sei es uns zum Schluß gestattet, noch eine Probe aus beiden Uebersetzungen zu geben. Wir wählen dazu die kurze, aber in ihrer deutschen Einfachheit unendlich zarte und rührende Stelle von dem Abschied Nausikaa's. (VIII, 467 f. f.)

Schwarzschild, — der nebenbei gesagt, nach einer langen segensreichen Thätigkeit als Arzt den Abend seines Lebens durch die Beschäftigung mit seinem Lieblingsdichter verschönt, und der damit beweist, daß er noch jugendlichen Geistes ist, wennschon er siebzig Jahre zählt — Schwarzschild übersetzt die angegebene Stelle folgendermaßen:

„Dort an des hohen Saales Pfeiler lehnend,
Mit holdem Antlitz, himmlisch strahlend, stand
Nausikaa, die trunknen Blicke sehnend
Und staunend auf Odysseus hingewandt,
Und sprach den Helden an mit flücht'gem Worte:
Heil dir, o Gast! Am fernen Heimatsorte
Gedenk' mein, dich erinnernd ohne Wanken,
Daß du nur mir dein Leben hast zu danken.“

Bei Jordan lautet dieselbe Stelle:

„Neben dem Pfosten der Thür zum schön gezimmerten Saale
Stand da die Tochter Alkins, umflossen von göttlicher Schönheit,
Ließ mit bewunderndem Blick ihr Auge ruh'n auf Odysseus,
Redete drauf ihn an und sprach die geflügelten Worte:
Sei mir gegrüßt, o Gast, und gedenk im Lande der Heimat
Mein auch: dankst du doch mir zuerst deines Lebens Erhaltung.
 Ihr entgegnet hierauf der anschlagreiche Odysseus:
Nausika, Tochter Alkins, des edelmüthigen Königs,
Walte das Zeus, der Here Gemahl, der mächtige Donnerer,
Daß ich nach Hause gelang' und den Tag erlebe der Heimkehr!
Täglich würd' ich auch dort in Verehrung, gleich einer Göttin,
Deiner gedenken; denn du bewahrtest mein Leben, o Mädchen!“

Wie ich Feuilleton studirte.

Von **Hans Wachenhusen.**

I.

Sie wünschen eine Plauderei, verehrter Freund, Sie schreiben mir: am zehnten Oktober Schluß der Redaction! Also von was plaudern wir nur schnell? Ich will Ihnen erzählen, wie ich nach Paris ging, um Feuilleton zu studiren.

Es ist das eins der Studien, die in Deutschland ebenso schlecht bezahlt werden wie alle andern. Man kann davon keine Steuern bezahlen, keine Kinder ernähren; man kann sich dadurch sogar zeitweise einen bedenklichen Ruf zuziehen, wenn man sich mit Dingen beschäftigen muß, die nicht überall vor der deutschen Moral bestehen können, und setzt man das ganze Bischen Phosphor daran, das man im Gehirn hat, alle die andern Gelehrten daheim werden was man leistet nur als eitel Quincaillerie betrachten, wie das sogar der Meister aller Feuilletonisten, Jules Janin, an der Seine erfahren mußte, der auf seine alten Tage die Erde verließ und nur noch mit den Göttern des Olymp verkehrte.

Es sind wohl an die zwanzig Jahre und darüber her, als ich krank und müde aus dem Krimkrieg zum ersten Mal nach Paris kam. Napoleon III. leitete damals mit der einen Hand die Belagerung von Sebastopol, mit der andern die erste Weltausstellung; die dritte Hand hätt' ich bald gesagt, reichte er der graziösen Eugenie, die eigentlich ganz allein das zweite Kaiserreich schuf und es später als ihre Schöpfung auch ganz allein zerstörte.

Paris war damals im Begriff, ein neues zu werden. Napoleon riß der Stadt das alte unruhige Herz aus dem Leibe; das finstere alte Unken-Gesindel, das die Revolutionen machte, floh aus den zusammengebrochenen Volksquartieren; die Grisetten entflohen dem Lateiner-Viertel; sie lernten in vornehmen Equipagen fahren und setzten sogar ein aristokratisches de vor ihre obscuren Namen. Die neue Aristokratie, welche der Kaiser aus seinen fahrenden Abenteurern recrutirt, roulirte anstatt der alten „Bronce" im Bois und die Weltausstellung florirte. Als die Adlerfeder den Friedensvertrag unterzeichnet und der große Festball im Stadthause vorüber, war das neue Kaiserreich inaugurirt, die Dynastie war gesichert und Eugenie konnte die Crinoline erfinden.

Es war damals eine recht poetische Zeit in dem verjüngten Paris, vielleicht nur, weil ich selbst noch jung war. Ich las damals fünfzig Zeitungen täglich und wartete die ganze Woche hindurch auf Janin's Montags-Artikel; ich staunte alle Pariser Feuilletonisten an, schwärmte für meine Lieblinge, kaufte alle ihre Bücher und machte nutzlose Versuche, mit unsrer reichen deutschen Sprache dieselben Entrechats zu machen, die ich

in den Pariser Feuilletons mit dem armen französischen Idiom anstellen sah; aber es mißlang. Philarete Châsles, der sich stolz einen Germanisten nannte, weil er sich an die deutsche Grammatik gewagt, sah mich eines Tages bei meiner Arbeit. Er meinte, es sei Unsinn, in deutscher Sprache eine richtige „Chronique“ zu schreiben; er erzählte mir, wie Janin und seine minder berühmten Collegen die ganze Woche an dem einen „lundi“ arbeiteten, um den brillantesten Esprit da hinein zu posamentiren, und ich legte entmuthigt die Feder hin. Eine ganze Woche an einem Feuilleton-Artikel! Ich hätte sechs Tage in der Woche betteln gehen müssen, um so viel Zeit daran zu wenden!

„Lernen Sie französisch! Schreiben Sie in unsrer Sprache, sie zahlt Ihnen das fünfzigfache!“ rieth Châsles, der mir die Ehre angethan, aus meinen orientalischen Schilderungen einiges übersetzen zu lassen. Ich versuchte das in der That, aber der Versuch mißlang kläglich. Châsles meinte, mir stecke der Deutsche viel zu sehr in den Knochen. Er hatte wohl recht, und seitdem hab' ich nie wieder den Versuch gemacht, für die französische Presse zu schreiben.

Ich studirte getrost weiter; ich verschlang alle Pariser Feuilletons, ich schwärmte für die Rachel, für alle Pariser Geister. Ich suchte in meine eignen Leistungen die socialen Piquanterien hinein zu legen, die den Parisern versagt waren, weil die goldne Ruthe stets über ihnen schwebte. Man erzählte mir die „Cancans“ vom Hofe, weil man mich für ein geeignetes Sprachrohr hielt; die polnische und ungarische Emigration versorgte mich reichlich mit Scandalosen aus den Tuilerien, die man in Frankreich nicht drucken durfte und nie war eine Epoche gesegneter an solchen als die damalige. Die Folge davon war, daß später mehrmals ein Sergeant de Ville mit großem Dreimaster bei mir erschien mit dem Avis, ich möge Paris gefälligst binnen drei Tagen verlassen, was mich indeß nicht hinderte, immer wieder nach Paris zu gehen. Man confiscirte meine deutschen Bücher über Paris; man unterschlug Briefe, die ich von Deutschland erhielt. Man ging endlich so weit, mir durch eine Persönlichkeit des Preßbureau den Vorschlag machen zu lassen, ich möge eine Stellung in diesem annehmen, ein Gehalt von zehntausend Francs sei doch so übel nicht. Ich wies die Ehre, Mouchard zu werden zurück und brouillirte mich dadurch unversöhnlich mit dem Preßbureau. Das Interessanteste für mich war bei dieser Gelegenheit die intime Mittheilung jenes Mannes, welch glänzende Jahresgehälter das französische Ministerium an diesen und jenen deutschen Schriftsteller zahle, und darunter waren Namen, vor denen ich bis dahin den Hut gezogen hatte. Ich will's ihnen nicht anthun, sie hier zu nennen, da auch durch die Papiere der Tuilerien diese Namen nicht bekannt geworden.

Die Honorare, die damals einem deutschen Feuilletonisten gezahlt wurden, sie waren kärglich genug; aber in jenem Alter speiste man noch mit rührender Zufriedenheit in den Restaurants à prix fixe des Palais Royal. Für anderthalb Francs ward Einem in demselben eine Illusion gereicht, über die sich der Magen schon eine Stunde darauf beklagte. Aber man war glücklich. Man wohnte in einem Zimmerchen, das nicht viel größer als eine Portechaise, aber es hatte wenigstens seine Pendule! Man fror am Kamin und ging Abends in die geheizten Passagen um aufzuthauen, aber auch das hatte seine Poesie! Man ging in den Volkstheatern auf die höchsten Galerien und sah sich von Abends acht Uhr bis nach Mitternacht den „Courrier de Lyon“, das grauenhafteste Schauderstück, und „la graçe de Dieu“, wohl zehn Akte zusammen, an; man lief in die Closeries des Lilas und meinte die Grisette zu bewundern, wenn man die liderlichen

Wasch- und Bügelmädchen im Cancan toben sah, während die wirkliche Grisette schon in seidenen Kleidern über die Boulevards roulirte, und rief, nach Hause kehrend, mit dem Bewußtsein, echtes Pariser Volksleben studirt zu haben, der Corcierge sein „Cordon, s'il vous plait!“ zu.

Heine lebte damals noch. Moritz Hartmann lebte oder krankte vielmehr in der Rue Taitbout. Niemann kam damals von Hannover, um bei Duprès zu studiren; wir wohnten in einer maison garni, in welchem er unter den jungen Damen des Hauses durch seine Hühnengestalt Schrecken erregte und wohin ich mich geflüchtet, der Warnung der heiligen Schrift folgend: „Mein Sohn, hüte dich vor der Sängerin, damit sie dich nicht fahe mit ihren Reizen.“ Auch Julius Rodenberg war damals nach Paris gekommen, um derselben literarischen Studien willen. Aber er hatte noch den eigentlichen Nerv nicht für das Pariser Culturstudium; er war von Natur zu sehr Lyriker. Ich erinnere mich noch, wie ihm Abends auf unsren winterlichen Spaziergängen im Hintergrunde einer Passage die Devise „ne pleure pas!“ mit großen schwarzen Buchstaben auf weißem Papier in die Augen fiel. Das rührte ihn. Der Lyriker erwachte in ihm. Als wir an Ort und Stelle kamen, war's die Affiche eines Speculanten, der Porzellankitt verkaufte. Wenn ich mit Feodor Wehl zusammentreffe, fragt er mich wohl gern: erinnern Sie sich noch, wie ich Sie ästhetisch machen wollte? Er liebte nämlich die ästhetischen Thee's, für die ich niemals Empfänglichkeit hatte. So gemahnt's mich immer, Rodenberg zu fragen: erinnerst du dich noch, wie ich dich zum Lebemann machen wollte? Das Pariser Pflaster hat ihm niemals zugesagt; er wandte sich deßhalb nach England, das seinem Naturell, seinem Streben mehr entsprach. Ich kehrte seitdem alljährlich nach Paris zurück. Die Stadt ward mir eine zweite Heimat, nicht um des französischen Wesens willen, nur weil es in der That ein Centrum der Welt, weil es, was man auch sagen mag, die Arbeitsseele dieser Welt; denn mag Paris das Eldorado alles Leichtsinns, aller Verschwendung sein, es gibt keinen Fleck auf der Erde, an welchem mehr geschaffen wird, an welchem Einer des Andern Fleiß so zu würdigen versteht wie gerade dort.

Ich habe wohl schon seit meinem ersten Besuch in Paris im schwarzen Buch der dortigen Behörden gestanden und nichts gethan, um darin gelöscht zu werden; während die Verleger meiner Bücher über Paris dieselben ohne mein Wissen zum Theil mit albernen illustrirten Umschlägen versahen, die das Publikum zur Kauflust reizen sollten, nahmen die Censurbehörden in Paris sie für das, was sie sein sollten, für Satire auf das zweite Kaiserreich und condemnirten sie ohne Ausnahme, ja einer der Sous-Chefs im Ministerium des Innern zeigte mir einmal, als man der librairie nouvelle ganze Ballen meiner Bücher weggenommen und ich beschwerdeführend im Bureau erschien, ein Exemplar dieser Bücher, das Seite für Seite mit dem Rothstift übermalt war. Der Mann selbst konnt's nicht lesen, denn er verstand kein Deutsch, einer der deutschen Mouchards im Ministerium aber hatte in seinem Diensteifer selbst in den unbefangensten Aeßerungen eine Beleidigung Frankreichs gewittert, und — kolossale Ironie! — als ich gleich nach Niederwerfung der Commune wieder in Paris erschien, war's gerade einer dieser Preß-Mouchards, der die Stirn hatte, bei mir zu erscheinen und mich um eine Unterstützung anzubetteln, da der Krieg ihn um seine so dankbare Stellung gebracht!

Wie weit es diese Mieths-Seelen mit ihrer Schnüffelei trieben, erfuhr ich um dieselbe Zeit 1867. Ich schrieb der Weltausstellung halber ein Wochenfeuilleton für verschiedene

deutsche Zeitungen mit autographischer Dinte und ließ die wenigen Abzüge in einer Steindruckerei anfertigen. Das ging eine Zeit lang, bis mir der Lithograph eines Tages den Abdruck mit großen klaffenden Lücken brachte. Er sei denuncirt und gezwungen worden, sagte er, das Manuscript zur Censur vorzulegen, die es ihm in dieser Verfassung zurück und eine Verwarnung obenein gegeben. Mir blieb nichts übrig, als den Abdruck in meiner eigenen Wohnung machen zu lassen, was dann so ungeschickt geschah, daß kein Mensch ihn lesen konnte, ich selber nicht —

Die Censur also mußt' ich immer fühlen, meine Person aber hatte man zehn Jahre hindurch mit jenen höflichen, aber entschiedenen Ausweisungs-Befehlen in Ruhe gelassen. Später erst erfuhr ich, wem ich den ersten dieser Ausweisungsbefehle zu danken, die, ich muß es gestehen, in ihrer Form viel Liebenswürdiges hatten, denn selbst der Sergeant de Ville, der mir jenen überbrachte, war höflich genug, in meiner Wohnung ein kleines Frühstück anzunehmen, das er vielleicht wie ein Abschiedsmahl betrachtete. Es war die Kaiserin selbst, und die Ursache war die Geschwätzigkeit ihrer schönen Schwester, der Herzogin von Alba. Wie das zuging, erzähle ich im Nächsten.

Zur polnischen Literaturgeschichte.

Von **Wilhelm Goldbaum.**

Ob es sich verlohne, aus modernden Aschenhaufen geborstene Säulen und zerbröckelte Capitäle auszuwühlen, fragte man mich jüngst, als ich den Wunsch äußerte, es möchte eine berufene Feder sich finden, um dem deutschen Volke eine ausführliche Geschichte des polnischen Geistes- und Literaturlebens zu schreiben.

Dieser Einwurf, fürchte ich, könnte auch wider den anspruchslosen essayistischen Versuch, welchen ich durch die freundliche Vermittlung der „Neuen Monatshefte“ auf den nachstehenden Seiten zur Veröffentlichung bringe, erhoben werden, und deshalb eile ich, ihn schon an der Schwelle nach meinem Vermögen zu entkräften.

Die Ungunst der Zeit ist gegenüber dem Bestreben, in Deutschland die Kenntniß des polnischen Schriftthums zu vermitteln, noch niemals größer gewesen als in diesen Tagen. Gewaltige politische Ereignisse haben uns selbst die Erfüllung jahrhundertelanger Träume herbeigeführt und uns zu werkthätiger Arbeit an unserem eigenen Geschicke, dem ehedem viel vernachlässigten und noch mehr verunglimpften, aufgescheucht. In solchen Epochen streift auch die Seele des selbstlosesten Volkes verzeihlicher Egoismus; das fluthende Leben gestattet keine behagliche Umschau nach rechts und links, sondern drängt unaufhaltsam nach vorwärts; am wenigsten aber duldet der rasche Strom, auf dem wir treiben, daß wir betrachtend vor Todtem oder Sterbendem stillehalten und uns besinnen, ob es ziemlich sei, von dem „de mortuis nil nisi bene“ einen mehr oder minder statthaften Gebrauch zu machen. Der Lebende hat Recht, sagt unser großer Dichter, und der polnische Geist gehört mitsammt den Volksresten, welche er beseelt, wenn nicht zu den Todten, so doch sicher zu den Sterbenden.

Unsere Sympathien haben überdies die Polen weder jemals gesucht, noch erworben; sie betrachteten, um mit Heine zu reden, unser Deutschland als einen großen Sumpf, welcher sie von Frankreich trenne. Auch galten die stürmischen Mitleidsgesänge, welche unsere politische Lyrik dereinst ihrem nationalen Jammer widmete, nicht sowohl ihnen, als der vermeintlich in ihnen geknebelten Freiheit und dem über die Maßen verhaßten Moskowiterthume, wie kurz zuvor auch der poetische Philhellenismus nicht so sehr der Theilnahme an den entarteten Enkeln Homer's, als vielmehr der Entrüstung über den türkischen Despotismus entsprungen war.

Heute vergrößert noch ein anderer Umstand die Schwierigkeit, der deutschen Wißbegier das polnische Geistesleben nahezurücken. Die Polen sind, schlecht und recht angesehen, unsere Feinde und verstärken den Heerbann unserer Gegner. Nicht erst seit gestern oder vorgestern. Der „Niemiec“ — unser Nennwort in der Sprache der Piasten — ist von dem ersten Augenblicke an, welcher ihn mit den Polen in geographische oder politische Berührung brachte, für diese ein Gegenstand bald des hochmüthigen Spottes und bald der leidenschaftlichsten Verlästerung gewesen, und diese Abneigung ward gar zu einer Art Idiosynkrasie, seitdem das polnische Nationalgefühl sich mit den Interessen der Kirche identificirte, mit den nämlichen, in deren Bekämpfung das deutsche Volk spät zwar, aber desto energischer den Inhalt seiner civilisatorischen Sendung erkannte. Ich

weiß nicht, ob man derlei nationale Neigungen oder Abneigungen mit Hilfe der Statistik ins Klare und Greifbare zu setzen vermöchte, aber ohne Zweifel würde man ein beredtsames Bild von dem feindseligen Verhalten der Polen zu den Deutschen gewinnen, wenn man die Zahl der wechselseitigen Heirathen constatirte. Da würde sich unwidersprechlich zeigen, wie sehr die Polen jede innigere Berührung mit den Deutschen scheuen und vermeiden, während sie, wenigstens in diesem Bereiche, nicht einmal vor dem Contacte mit den verhaßten Russen, geschweige denn mit den Romanen oder Ungarn zurückweichen.

Nichtsdestoweniger üben wir Unrecht und wohl auch eine Unklugheit, indem wir achtlos und unbekümmert an der polnischen Literatur vorübergehen. Aus hundert Gründen. Fürs Erste, weil kein anderer slavischer Stamm jemals zu so hoher geistiger Blüthe gediehen ist, wie sie durch die Namen Mickiewicz, Slowacki, Goszczynski bezeichnet wird; fürs Zweite, weil die deutsche Wißbegier sich niemals durch politische Ursachen abhalten ließ, sich von dem einen Weltende bis zum andren im selbstlosen Forschen nach dem Erfahrenswerthen umherzutummeln und zu dem Ruhme der Universalität auch denjenigen der Objectivität und sachlichen Unbefangenheit zu erwerben; fürs Dritte, weil wir unsere Gegner nicht gewisser in ihren Vorzügen und Schwächen zu erkennen vermögen, als wenn wir in die Werkstätten ihres geistigen Lebens eindringen und sie dort beobachten, wo der Rohstoff ihnen theils von den Jesuiten und der Kirche, theils durch französische Kanäle, am wenigsten aber aus dem Jungbrunnen nationalen und autochthonen Wesens zuströmt. Andere Gründe übergehe ich, weil mir die angegebenen auszureichen scheinen, um meinen eigenen Versuch einer polnischen Literaturstudie sowie den Wunsch nach einer deutsch geschriebenen und gedachten Geschichte des polnischen Schriftthums zu rechtfertigen.

Man unterschätze diese Argumente nicht. Ich für meinen Theil weiß wohl, daß kein Deutscher auf Adam Mickiewicz hochmüthig oder feindselig hinabschaut, weil er ein Pole war, schon aus dem Grunde nicht, weil unser Goethe auf der Stirne des ernsten Litthauers die Muse thronen sah und mit dem Geschenke einer goldenen Feder das Talent des fremdsprachigen Gastes ehrte. Hätte der Olympier von Weimar den feurigen Slowacki oder Bohdan Zaleski, das wilde Dichterfüllen der ukrainischen Steppe, von Aug zu Auge gesehen, so zweifle ich nicht, daß er auch sie neben seinem erhabenen Thronsessel geduldet und als echtbürtige Söhne des Apoll anerkannt hätte.

Aber eben nicht das ästhetische Moment allein, sondern auch das culturhistorische und politische, das letztere sogar in hervorragendem Maße, kommen für mich in Betracht. Oder wirkt es nicht wie ein Blitzstrahl, der plötzlich ein undurchdringliches Dunkel aufhellt, wenn wir wahrnehmen, wie fast alle großen Poeten polnischer Zunge allmälig aus den nationalen Träumen ihrer Jugend in die Netze des vogelstellenden Ultramontanismus oder in die nebelhaften Arme mystischer Schwärmerei hinübergleiten? Ist es nicht, als ständen wir hier vor dem völkerpsychologischen Räthsel, welches uns das Verständniß des gesammten polnischen Volkscharakters so sehr erschwert, gleichsam in mikrokosmischer, individuell begrenzter Sphäre? Mir ist es nicht erinnerlich, irgendwo einem Zweifel darüber begegnet zu sein, daß Adam Mickiewicz ein edler und verehrungswerther Mensch gewesen. Ingleichen hat sich die Verleumdung niemals an Julius Slowacki oder Siegmund Krasinski herangewagt. Dennoch erleidet das achtungsvolle Urtheil über sie und manche andere talentvolle Dichter polnischer Zunge einen herben Abstrich von dem Punkte an, wo der trübselige religiöse Quietismus sie wie ein Verhängniß ergreift und, ohne Widerstand zu finden, ihre große Begabung für immer ablenkt, vergiftet, brachlegt.

Ganz so ergeht es uns mit der Schätzung des Volkes, welchem sie angehörten. Ritterlichkeit und Muth, Gastfreundschaft und Hochsinn wissen wir an ihm zu rühmen, ja, es mangelte ihm in besseren Tagen auch nicht an Arbeitsamkeit, noch an wissenschaftlichem Interesse. Aber plötzlich schleichen wie dunkle Schatten die Jesuiten heran, werfen den Keim der Bigotterie, des Aberglaubens, der Unduldsamkeit aus, und wie mit Eins ist der Charakter des Volkes verändert, seine Begabung ausgelöscht, seine Wohlfahrt zerrüttet. Wo ist hier, fragt man, die Brücke, über welche das Unheil daherschritt? An

den Einzelnen vermag man sie zu erkennen; vielleicht bedarf es nur einer Analogie, um sie auch im Leben und den Schicksalen der gesammten Nation zu entdecken.

Adam Mickiewicz ist an hoffnungsloser Liebe, an getäuschten Illusionen, an dem Kummer über das Mißgeschick seines Volkes und zu guter Letzt an mangelndem materiellem Wohlbehagen menschlich zu Grunde gegangen, ehe er sich zum Mystiker und Wirrkopf transsubstantiirte. Siegmund Krasinski tauchte in die Tiefen philosophischer Speculation nieder, aber da es ihm an der nothwendigen wissenschaftlichen Grundlage gebrach, um die Wirbel und Strudel der Metaphysik zu bestehen, so warf ihn die Brandung wund und zerschlagen wieder empor, einen armen, irrenden Bettelmann, der unverständlich und zusammenhangslos dunkle Phantasmen lallte, während er einst keck und lebensfroh über die Haide geritten war. Julius Slowacki endlich fand sich mit seinen großen geistigen Anlagen zu knapp und eng von dem dürftigen Rahmen seiner Muttersprache umschlossen; wie Alexander dem Großen Macedonien, so war ihm sein polnisches Vaterland zu klein, aber unvermögend, mit anderen als mit heimathlichen Gestalten und Tönen seinen erweiterten Gesichtskreis zu beleben, verfiel er in dumpfe Lethargie, von welcher bis zur mystischen Umnebelung der Sinne und des Verstandes bekanntlich nur ein einziger Schritt ist.

Und nun benutzen wir einmal die Analogie zu einem Schlusse von den Einzelnen auf das Ganze, von den bevorzugten Söhnen auf die Mutter, von Mickiewicz, Krasinski, Slowacki auf das gesammte polnische Volk! Hoffnungslosigkeit, getäuschte Illusionen und mangelndes materielles Wohlbehagen, sagten wir, hätten Mickiewicz der Bigotterie in die Arme getrieben; sie sind es auch, welche, von der Kirche und den Jesuiten ausgebeutet, den Charakter des polnischen Volkes so lange benagten und zerfraßen, bis er unrettbar in dem bedingungslosen Kirchenthume aufging. Mangel an allgemeiner Bildung und an wissenschaftlichem Fundamente verdarben und verunstalteten die geistige Physiognomie Krasinski's, und wer möchte bestreiten, daß genau auf dem nämlichen Wege sich der hippokratische Zug auf das Antlitz der polnischen Nation schlich? An dem Abgang vernünftiger Mäßigung endlich, an dem Mißverhältniß zwischen dem Wollen und dem Können scheiterte Slowacki, und sein Geschick ist nur das Paradigma für den historischen Niedergang seines Volkes, denn auch dieses begehrte politische Selbständigkeit, als es längst nicht mehr zu derselben befähigt war, auch dieses verwechselte die Reminiscenz mit der Wirklichkeit, welche letztere, trüb und abgünstig, es selbst verschuldet hatte.

Daß die Vergleichung dieses Volksthums mit einem modernden Aschenhaufen schon heute zutreffend sei, möchte ich freilich nicht geradezu behauptet haben; der gegenwärtige Zustand seiner Literatur gibt aber allerdings dem grausamen Gleichnisse Recht, und es wäre zweifelsohne belehrend, die Ursachen dieses Verfalls zu erforschen. Jedenfalls ergibt sich schon bei oberflächlicher Betrachtung der extra et intra beherzigenswerthe Schluß, daß jedes Volk verdursten und verhungern muß, welches lediglich aus dem nationalen Gedanken seine Nahrung schöpft.

Die polnische Literatur vor dem Eintritte der dritten Theilung Polens ist kaum von Belang, weder formell noch inhaltlich. Man erwähnt die alten Chronisten, die Kadlubek und Dlugosz, achtungshalber und weil sie als Quellenschriftsteller für die Specialgeschichte von einigem Werthe sind. Nicht minder citirt man die Namen des Nikolaus Rej von Naglowice und des Jan Kochanowski, weil sie zuerst von den lateinischen Vorbildern sich emancipirten und wenigstens den Versuch, in heimathlichen Tönen zu singen, unternahmen. Aber von wirklichen polnischen Poeten und Historikern kann erst die Rede sein, nachdem der polnische Staat von der Tafel der Weltgeschichte ausgelöscht worden; dann aber ist es, wohin man auch blicke, der nationale Gedanke und nur dieser allein, der die Phantasie beschwingt und die Gestaltungskraft belebt. Jammer oder Rachegefühl, Sehnsucht nach der verlorenen politischen Selbständigkeit und Klagen über die Ungerechtigkeit des Schicksals sind sozusagen die einzigen Tonarten, innerhalb deren die polnische Poesie sich bewegt. Bei Adam Mickiewicz nicht minder als bei Severin Goszczynski, bei dem Historiker Lelewel wie bei dem Dramatiker Slowacki. Nicht höher

und nicht tiefer steht der ästhetische Werth dieses Schriftthums als derjenige der politischen Lyrik, welche zwischen 1830 bis 1847 den deutschen Parnaß beherrschte, nur daß die letztere ein Uebergangsstadium, eine Phase, eine flüchtige Episode unseres Geisteslebens ausmacht, während die patriotische Dichtung das Ein und Alles der Polen ist. Man erwäge nun, was die deutsche Literatur in dem universellen Schriftthum bedeuten würde, wenn sie nichts Anderes umschlösse, als unsere politische Lyrik der Vierziger Jahre. An sich berechtigt, würden diese stolzen, bald heftigen und bald klagenden Weckrufe, diese revolutionären Elegien und Dithyramben kaum geeignet sein, der deutschen Nation ein glorreiches Blatt in der internationalen Literatur zu verbürgen. Der nationale Gedanke reicht eben allein nicht aus, ein Volksthum mit fruchtbarem geistigen Inhalte zu erfüllen.

Wenn man aber weiters die Adam Mickiewicz, Siegmund Krasinski, Julius Slowacki mit geborstenen Säulen und zerbröckelnden Capitälen vergleicht, so soll man gerechtigkeitshalber mindestens nicht vergessen, davon zu reden, von wie edlem Stil und wie unvergänglichem Stoffe diese Säulen und Capitäle sind. Ich bin weit davon entfernt, den Adam Mickiewicz, wie es seine Landsleute thun, mit Goethe oder Byron, den Julius Slowacki mit Heine gleichzustellen; aber ein großer Familienzug, eine physiognomische Aehnlichkeit ist unzweifelhaft zwischen Mickiewicz und Byron, zwischen Slowacki und Heine vorhanden, ohne daß man gerechterweise behaupten könnte, daß die geistige Verwandtschaft auf Kosten der Originalität sich eingefunden habe.

Mickiewicz zumal ist bei aller Congenialität mit Lord Byron ein polnischer Originalpoet, seines Volkes Art nicht minder getreulich als dessen Entartung in seiner eigenen Individualität wiederspiegelnd. Ob man seine Epen „Konrad Wallenrod" und „Herr Thaddäus", sein dramatisches Gedicht „Die Todtenfeier", die wundersamen Sonette aus der Krim oder endlich jene weltberühmte „Ode an die Jugend" liest, welche im Jahre 1830 zur Marseillaise der Insurrection wurde und strophenweise alle Fahnen der Aufständischen schmückte — immer und überall schaut man unwillkürlich nach dem britischen Vorbilde aus und kehrt doch wieder zu dem polnischen Poeten zurück, weil das Herzblut seines Volkes durch seine Lieder pulst und ein echter nationaler Hauch sie eigenartig belebt. Man meint das schwermüthige Schilf in den dunkeln Wassern der Weichsel rauschen, den Klaggesang des Karpathenbauers durch die Gebirgsschlucht hallen zu hören, und doch wieder einen universellen Ton, gleichsam einen Urlaut der Menschheit zu vernehmen, der ebenso gut von Goethe oder Victor Hugo, von Byron oder Leopardi herrühren könnte.

Adam Mickiewicz ist wiederholt und mit gutem Rechte der Fürst unter den slavischen Dichtern geheißen worden. Aber von denen, welche dieses prunkende Beiwort gläubig nachsprechen, ahnen vielleicht die Wenigsten, wie viel Herzeleid und Jammer es umschließt. Ihnen steht der feurige Sänger vor dem Geiste, welcher in herben Sonetten sein Heimweh und sein Vaterland beklagte, in köstlichen Epen sein armes Volksthum verherrlichte und in schwungvollen Liedern seine verlorene Jugendliebe betrauerte. Sie erinnern sich, daß er mit Marie Szymanowska, der musikalischen Freundin unseres weimarschen Jupiter, einen innigen Seelenverkehr pflog und in geistvollen Zwiegesprächen den genialen Puschkin durch seine Ueberlegenheit nicht selten in die Enge trieb. Aber darüber hinaus sind kaum dunkle Gerüchte bis zu ihnen gedrungen von den mystischen Irrungen, welchen der alternde Poet verfiel, und von verscherzten Lebensfreuden, denen sein müder Geist, von der gemeinen Noth des Daseins umdüstert, mit melancholischer Zähigkeit nachbrütete.

Von seinen Landsleuten ist über Mickiewicz und die wechselnden Phasen seines Lebenslaufes leider nur wenig biographisches Material für die Nachgeborenen gesammelt worden, daraus sich psychologisch mit Bestimmtheit feststellen ließe, woher der unheilvolle Riß entstand, welcher sein Dasein jäh und hart in zwei einander so fremde Hälften zerschnitt. Man kennt in Deutschland den Dichter, dessen Fruchtbarkeit mit der obgenannten „Ode an die Jugend" wenn nicht ihr Ende, so doch ihren Höhepunkt erreicht hatte, und verehrt ihn nach Verdienst und Gebühr; man rechnet es ihm auch nicht gering an, daß er als Gymnasiallehrer in Wilna im Hinblick auf deutsche Muster den Kampf wider den

zopfigen Classicismus aufnahm, welchen seine aus französischen Quellen genährten Landsleute als das Ideal der Poesie ansahen. Aber von dem Menschen Mickiewicz geht nur geringe Kunde. Es würde auch wenig frommen, sich über ihn bei polnischen Gewährsmännern zu unterrichten, denn er gilt seinen Stammesbrüdern als ein Heiliger, dessen Schicksalen objectiv und unbefangen nachzuforschen, eine nahezu grenzenlose nationale Pietät verbietet. Um so dankbarer muß davon Act genommen werden, daß vor Jahresfrist sein Schwager, der Lyriker Theophil Lenartowicz, seinen Gedächtnißschrein aufthat, um in einem dünnleibigen Büchlein mit der Aufschrift „Briefe über A. Mickiewicz"*) den gealterten, von dem Drange der Existenz und der Pein des Irrthums gebrochenen Poeten liebevoll, aber ohne Schönthuerei zu schildern. Die volle Wahrheit enthüllt freilich auch dieser Epigone nicht, und man muß bis auf Weiteres sich noch immer dabei bescheiden, den Beginn der traurigen Wandlung, welche in dem Leben des Dichters sich vollzog, ganz äußerlich auf den dritten Band seiner „Vorlesungen über slavische Literatur" zurückzudatiren, in welchem sie schreckhaft zuerst zu Tage trat. Aber einzelne Andeutungen, welche scheu und ängstlich, als zitterten sie, den Genius des großen Todten zu beleidigen, über diese jüngsten Erinnerungsblätter huschen, gewähren zum mindesten einen losen Faden, welcher aus dem lichten Jugendtage in die öde Altersnacht dieses Dichterlebens hinüberleitet.

An den feurigen Sänger von ehedem gemahnt kaum noch ein leiser Zug. Die stolzen Tage sind dahin, in denen er, bewundert und angestaunt, mit seinem sprühenden Geiste die Salons der gefeierten Marie Szymanowska belebte und Alexander Puschkin, den Liebling der Petersburger Gesellschaft, durch seine unvergleichliche Beredtsamkeit in den Hintergrund schob. Auch die Wonnen der ersten Liebe sind längst zerflattert und die Wogen eines viel durchstürmten Flüchtlingsdaseins haben rettungslos das Bild seiner süßen Marylla, der vielbesungenen, hinweggespült. Er haust als Professor des Collége de France mit Weib und Kindern in dumpfem Quartier zusammengepfercht, abseits von dem Getümmel der Weltstadt, in nächster Nähe des Luxembourg und starrt halb im Traume den Ringelwolken nach, welche von der unentbehrlichen Tabakspfeife emporsteigen. Bisweilen scheucht ihn die unliebsame Zudringlichkeit neugieriger Landsleute aus seinem Brüten auf, welche haufenweise in seine enge Klause wallfahrten, um den Heros ihrer nationalen Dichtung von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Dann wird er, je nach dem Charakter der Eindringlinge, unwirsch oder salbungsvoll, barsch oder süßlich, aber niemals mehr hell und beredt, wie in den Tagen schaffensfreudiger Jugendlichkeit. Zwei bartlose Bursche, adeliger Eltern verzogene Kinder, stehen eines Tages mit glotzäugiger Bewunderung vor seinem Arbeitstische. „Woher kommt ihr?" fragt er kurz und rauh. — „Aus der Heimath." — „Und wozu kommt ihr?" — „Um Französisch zu lernen." — „Nicht übel. Aber was trug euch sonst noch eure Mutter auf?" — „Mickiewicz zu besuchen." — „Das ist geschehen." — „Ja." — „So lebt wohl." Und verdrossen kehrt der Alte den verblüfften Jungen den Rücken. Er will nicht gestört sein in seinen wirr verschlungenen Gedankenreihen, welche wie Nebelbilder labyrinthisch durcheinander wallen und seinem getrübten Blicke bald die Gestalt eines neuen Welterlösers und bald einen nationalen Heiland vorgaukeln, der „in einem noch nie von feindlichen Schritten befleckten Winkel der littauischen Wälder" sich anschicke, geboren zu werden und Polen zu befreien.

Nicht immer halten ihn diese verhängnißvollen Phantastereien gefangen; bisweilen zuckt es wie der Widerschein alter Herrlichkeit durch seine kleinen, stechend grauen Augen. Dann reckt sich sein dichtbehaarter Graukopf straff in die Höhe, das von Leidensstürmen durchfurchte Antlitz verklärt sich zu gewinnender Heiterkeit und sein Athem geht schwer, als gelte es, sich von dem Alp eines mächtigen Spuks zu befreien. Ein junger Verskünstler sitzt ihm gegenüber, der eben in tiefsinnigen Vergleichungen seine ästhetische Weisheit vor dem Alten ausgekramt hat. Aber kaum ist er mit seinem Sermon zu Ende, so beginnt Mickiewicz mit nachdrücklicher Betonung: „Landsmann, wenn Du meine

*) Paris 1875.

Meinung erfahren willst, so höre: alle Dichter sind einander gleich und nur ein einziger Unterschied ist zwischen ihnen; jeder muß er selbst sein und der Adler darf sich nicht in einen Spatzen, der Spatz nicht in einen Adler verwandeln wollen. Blos Narren sind im Stande, etwas geringzuschätzen, weil es nicht in dieser oder jener Form vom Himmel stammt. Wer mir Raphael mit Wouvermans oder Phidias mit Rauch vergleicht, dem sage ich es ins Gesicht, daß er ein Narr ist. Er ist es auch, wenn er Robert Burns verachten will, weil Shakespeare existirt hat. Denn sie Alle sind Gottgesandte und nur der Vorwitz stellt Vergleichungen zwischen ihnen an." Ein anderesmal kommt ein Freund zu ihm und zeigt ihm einen heiteren Brief, welchen Chopin kurz vor seinem Tode geschrieben. Voller Rührung überfliegt er denselben, dann ruft er begeistert aus: „Ja, das ist er, das ist der ganze Chopin! Der herzigste Mensch, den ich mein Lebtag gekannt. Das Talent Garrick's und die vollendetste Mischung französisch-polnischen Geistes; nur das Eine hat mir an ihm mißfallen, daß er so gerne die Salonpuppen unterhielt, die er hinterher verspottete. Was für Fabeln doch jetzt die Leute in Wort und Schrift über ihn verbreiten! Wenn man ihm all das dumme Zeug vorgelesen hätte, als er noch lebte, so wäre er erschrocken vor diesem Zerrbilde seiner eigenen Person, welches diese Melomanen mit den melancholisch verdrehten Augen von ihm entwerfen. Die Seele seiner polnischen Mutter spielte aus ihm und der Geist seines französischen Vaters lachte dazu aus vollem Halse. Das war Chopin."

Aber das sind spärliche Lichtblicke in seiner Conversation, seitdem ihn der religiöse Schwindler Towianski umgarnt und zum Herold seiner hirnverbrannten Messianitätslehre mißbraucht hat. Denn seitdem schwört er darauf, daß nur beständige innere Begeisterung zu einer erwünschten socialen und politischen Umgestaltung der Gesellschaft führen könne, befleißigt er sich einer affectirt biblischen Redeweise, welche, schleppender Bilder voll, sich das alte Testament und den tropischen Ueberschwang der Propheten zum Vorbilde nimmt. Ja, so trostlos verwirrt hat ihn der verrückte Landsmann, der sich selbst als Messias auszugeben nicht übel Lust zeigte, daß er nicht blos dessen wahnwitzige Hallucinationen in dem Buche „L'église officielle et le Messianisme" zu vertheidigen, sondern, den alttestamentarischen Geboten entsprechend, unter Anderem eine geflissentliche Verachtung der bildenden Künste zur Schau zu tragen strebt. „Wenn die Künstler", sagt er, „die Liebe, welche sie an ihre Bilder und Figuren verschwenden, der Gesellschaft zu gute kommen ließen, wie viele Wunder würde doch dann die Geschichte zu verzeichnen haben!" Als ihm in Florenz die Statue Dante's gezeigt wird, spottet er, sich geringschätzig abwendend: „Bah! Kosciuszko brachte Schöneres zu Stande."

Genug, es hat sich hier ein Zerstörungsproceß vollzogen, dessen Anblick einem jeden Beobachter das Herz zusammenschnürt, wenn er bedenkt, daß dies die Reste eines Poetendaseins gewesen, an welchem Goethe rückhaltloses Gefallen fand und das von Byron seine besten Impulse empfing. Und was verursachte, beschleunigte, vollendete diese Vernichtung, welche der Welt das Andenken an einen edlen Dichtergeist verleidet, der jedem Volke, in dessen Mitte er geboren, zur Ehre gereicht hätte? Ich habe einen Theil der Erklärung schon vorweggenommen, indem ich des nationalen Mißvergnügens, der getäuschten Illusionen, des mangelnden materiellen Wohlbehagens gedachte. Den anderen Theil der Erklärung füge ich nunmehr hinzu, indem ich es ungescheut ausspreche, daß der polnische Nationalcharakter überhaupt zwar gewöhnt ist, Leid und Mißgeschick zu ertragen, aber daß er nicht geeignet ist, es mit Würde zu tragen. Es ist ein nationaler Defect, der dem Einzelnen eben deshalb nicht zur Last fällt. Von dem Charakter Spinoza's ist weder bei Mickiewicz, noch bei Krasinski oder Slowacki eine Spur zu finden, und deßhalb bröckelten sie allesammt unter dem Drucke der leiblichen Noth und des heimatlosen Mißbehagens wie mürbes Steinwerk ab.

Adam Mickiewicz litt nicht gerade Hunger in Paris, aber es ist gewiß, daß sein karges Einkommen bei weitem nicht ausreichte, um ihn und seine zahlreiche Familie gegen die peinigendsten Sorgen sicherzustellen. Als eines Tages seine Gattin plötzlich erkrankte, da war er von Mitteln derart entblößt, daß er ein kleines werthvolles Bild, an dem er mit rührender Zärtlichkeit hing, einem Kunsthändler zum Verkaufe anbieten mußte. Es

war ein Domenichino und der Dichter wäre glücklich gewesen, wenn ihm dafür dreihundert Francs bewilligt worden wären. Aber das Angebot wurde zurückgewiesen, und andere verkäufliche Gegenstände von einigem Werthe besaß er nicht; Uhr und Kette waren längst schon verpfändet. Es könnte verwunderlich erscheinen, daß die begüterten polnischen Emigranten, welche mit ihm eine Art von Heiligencult trieben, ihren Dichter so jämmerlich im Stiche ließen. Allein es wäre ungerecht, sie zu beschuldigen, denn sie wußten gar nicht, welche Dürftigkeit in Adam's Hause herrschte; er hätte auch jegliches Almosen schroff und empfindlich zurückgewiesen, weil er nicht wollte, daß man sich um ihn bekümmere. „Scheer' dich um dich, Bruder!" rief er einst bei einem Diner einem Freunde zu, der ihn mit der wohlgemeinten Frage, warum er nicht esse, aus seinem Brüten aufgerüttelt hatte. So zerrte denn das Bleigewicht der Noth ungehindert an seiner Seele und zog sie in die Tiefen eines halb grollenden und halb verzweifelnden Quietismus hernieder, aus dessen zärtlicher Umarmung allerhand dunkle Geister und geheimnißvolle Mißgeburten sich erzeugten.

Daran jedoch war es nicht genug. Die Armuth hätte der Poet vielleicht ohne Einbuße seiner geistigen Anlagen erduldet; aber sein Haus war freudeleer und poesielos, denn er hatte ein Weib an seinen Heerd geführt, welches ihm von allem Anfang an keine Liebe, sondern blos das Gefühl der Dankbarkeit eingeflößt hatte. Celine Szymanowska war die Tochter jener Marie, für welche einst der alte Goethe geschwärmt und in deren Hause zu Petersburg der junge Mickiewicz eine freundliche Zuflucht gefunden hatte, als er, ein politisch Verdächtiger, von der russischen Regierung in der Newastadt internirt worden war. Celine war damals noch ein Kind gewesen. Anderthalb Jahrzehnte später, als der Dichter in Paris sich vereinsamt fühlte und seine Sehnsucht nach einem eigenen Heerde im Freundeskreise zur Erörterung kam, erinnerte ihn einer seiner Kameraden an das Töchterlein seiner Petersburger Wohlthäterin. „Wenn sie hier wäre," rief er lebhaft aus, „so würde ich sie ohne Zaudern zum Altar führen!" Gesagt, gethan. Die diensteifrigen Freunde veranstalteten eine Zusammenkunft, und in wenigen Monaten war Celine des Dichters Weib. Sie ist ein stilles, opferfähiges Geschöpf gewesen, eine Dulderin, die, ohne zu grollen, die Noth des Daseins mit ihrem Gatten redlich theilte, aber um der Inbegriff seines Glückes zu werden und in seiner Erinnerung das Bild der verherrlichten Marylla auszulöschen, um mit Einem Worte das Weib eines Dichters zu sein, dazu fehlte es ihr an beweglichem Temperament und wohl auch an schmiegsamer Intelligenz. Die Liebe hätte den armen Mickiewicz vielleicht von dem Rande des Abgrundes hinweggezogen, in welchem die Messiasse und Erlöser Towianski's ihr Unwesen trieben; statt ihrer aber nagte die Reue an seiner Seele und die Ehe aus übelangebrachter Dankbarkeit ward zu einer Wüste, aus der er stündlich zu entfliehen trachtete. Wohin? Das war am Ende gleichgiltig, denn um vor einem Uebel Schutz zu suchen, ist jeder Unterschlupf gut genug. Das Betrübsame ist nur, daß es gerade die Mystik war, welche er sich als Asyl aussuchte. Es war der falsche Himmel, in welchen der Dichter gerieth, der einst in seinem Freiheitsdrange gesungen hatte:

Wie die Biene mit dem Stachel auch das Leben sich entreißt
So vertieft mit dem Gedanken in den Himmel sich mein Geist.

... Ich rede, wie man sieht, weniger von dem Poeten, als dem Menschen, weil es mir nicht so sehr darum zu thun ist, eine literarisch-kritische, als eine nationalliterarische Betrachtung anzustellen. Mickiewicz ist mir der Pole schlechtweg, ein Prototyp seines Stammes, dessen Vorzüge und Schwächen er in seiner geistigen Physiognomie reflectirt. Der leichtsinnige, im traurigen Aufwallen besser als im klugen Dulden bewährte Geist ist ihm in gleichem Maße wie seinem Stamme eigen, hingegen jene ethische Widerstandskraft fremd, welche das Mißgeschick stählt, anstatt sie zu verwirren. Und seltsam! — die einzige Blüthe-Epoche der polnischen Dichtung, jene wenig über ein Vierteljahrhundert ausgedehnte Spanne, welche (1822) mit der „Todtenfeier" des Mickiewicz beginnt und (1849) mit den „Psalmen" Krasinski's endigt, beherbergt vier Poetengestalten, deren Structur sich im Besseren wie im Schlimmeren nahezu gleicht.

Am verwandtesten ist seinem Landsmanne Mickiewicz vielleicht der geistvolle, aber

zerrüttete Siegmund Krasinski. Daher auch Mickiewicz sein Erstlingsgedicht, die „Ungöttliche Komödie“, mit kritischem Wohlwollen in das polnische Schriftthum einführte. Auch Krasinski ist die Irrpfade der Mystik gewandelt und hat mit einem visionären Bekenntnißeifer ohnegleichen seine Muse in den Opferwagen des Kirchenthums gespannt; aber es geschah auf völlig anderem Wege, daß er in die Nebel mystischer Verwirrung versank. Als dilettirender Philosoph hatte er der Hegel'schen Speculation sich zugewendet, ohne zu ihrem Verständnisse mehr als eine allgemeine humanistische Bildung mitzubringen. So blieb er an der Oberfläche haften, schied nicht zwischen Form und Wesen, zwischen Inhalt und Methode des Denkens, scheiterte mit Einem Worte an der Wahrheit, noch ehe er bis zu ihr vorgedrungen. Nirgends hat die Hegel'sche Dialectik soviel Unheil angerichtet als unter den Polen, welche sie allesammt — den edlen Grafen Cieszkowski, den vielbewanderten Libelt, den schlagfertigen Trentowski — zu religiösen Kopfhängern machte. Auch Krasinski unterlag diesem unheilvollen Zauber. Die riesenhafte Architektonik seines deutschen Meisters trachtete er in die Dichtung zu verpflanzen, indem er großartig, aber formlos, in dialogischer Prosa seine beiden ersten Poeme, die „Ungöttliche Komödie“ und den „Irydion“ concipirte. Es wird schwer halten, für diese „faustischen“ Entwürfe eine Kategorie ausfindig zu machen, denn sie sind weder Drama, noch Epos. Aber auch ihr Inhalt spottet jeder klaren Reproduction. Dunkel und voller Allegorien schreitet ein grenzenloser Pessimismus einher, mit blutiger Grausamkeit den gesammten Kosmos niederreißend, bis aus dem Nichts in Flammenschrift das Motto sich ergibt: „Vicisti, Galilee!“ Allmälig aber wächst sich dieser Nihilismus einer philosophisch dilettirenden Weltanschauung zu der sonderbarsten nationalen und religiösen Orthodoxie aus. In einem von Krasinski's Gedichten erschlägt der Freund den Freund, an dem Leichnam des Gemordeten ein inbrünstiges Gebet hersagend, darin er die Seele seines Opfers Gott empfiehlt, diese arme Seele, welche er nur deshalb meuchelte, um sie vor Verfall und Mißgeschick zu bewahren. In einem anderen Gedichte wird der nationale Fanatismus an einem polnischen Mädchen verherrlicht, welches einen Mann aus fremdem Stamme ehelichen und mit ihm in die Ferne ziehen mußte. Der Gott ihres Gatten ist nicht der ihrige, seine Heimat nicht die ihre, ein fremder Priester hat über sie den Segen gesprochen, deßhalb und weil sie dennoch ihren Gatten liebt, tödtet sie ihn und sich in einer schwülen Sommernacht.

Polen ist dem Dichter das schuldlos freiwillige Opfer, welches sich für die verderbte Welt dem Herren hingab und nicht eher wieder frei werden kann, als bis jene durch und durch aufs Neue „verchristlicht“ ist.

Eine Geisteswirrniß sondergleichen hat dieses Dichterhirns sich bemächtigt. Vaterland und Kirche bieten die einzigen electrischen Berührungen, unter welchen dieses unheilbar zerrüttete Nervensystem noch aufzuckt. Siegmund Krasinski lebt inmitten des Treibens von Paris oder in jener wundersam schönen Villa Blum zu Baden-Baden, auf welche die freundlichen Häupter des Schwarzwalds herniederschauen; des Daseins Nothdurft hat sich niemals störend zwischen seine Gedanken geschlichen, bis Kränklichkeit an seinem Leibe nagte; des Ruhmes verführerische Zauber wurden ihm in jungen Jahren zutheil, und dennoch liegt schwarze Melancholie wie ein Flor über seinem Wesen, schleicht sich bigotter Glaubenseifer ihm in die phantasiebeschwingte Seele. Er nennt ihn „Menschlichkeit“, aber davon ist wenig zu spüren. So hart und verständnißlos kann diese weiche, schmiegsame Poetengestalt werden, daß sie eines Tages zürnend den Zeitgenossen zuruft:*)

Ich schaue Euren Fortschritt, Eure Wunder und Erfindungen,
Dampf, Galvanismus, Stahl und Erz und Blei
Stehn wie gebundne Engel Euch zu Dienst!
Die Sonne selber malt Euch Eure Bilder!
Und dazu habt ihr Heere viel und Schulden,
Spione zahllos, häufigen Verrath!
Die Menschlichkeit indeß ist Aschenbrödel,
Vor Hunger sterbend, in der Asche spielend!

*) Eine vortrefflich redigirte Ausgabe der Schriften Siegmund Krasinski's ist 1875 in dem Lemberger Verlage von Gubrynowicz und Schmidt erschienen.

Auch Krasinski ist ein tragisches Beispiel jener verhängnißvollen Einseitigkeit, welche, von dem nationalen Gedanken so lange sich nährend, bis derselbe aufgesogen ist, schließlich der alleinseligmachenden Glaubensorthodoxie in die Arme gleitet. Aber er wehrt sich länger, als sein Freund Mickiewicz, denn er läßt bis zu seinem Lebensende nicht ab, zu dichten, wenn auch in der unseligen Sphäre seines Irrthums, während Mickiewicz, vertrocknet und ausgedorrt wie eine Pflanze im Wüstensande, keinen Ton mehr auf der Leier hat von dem Augenblicke, da er in den Abgrund der Mystik niedergestürzt ist. Krasinski ist eben der speculativere Kopf, der philosophirende Dilettant, indessen Mickiewicz der leichter bepackte Schöngeist ist. Mickiewicz ist ein Meister der Form, während Krasinski oft erfolglos mit ihr ringt; Mickiewicz fliegt den Wolken entlang, wo Krasinski keuchend über Stoppeln wankt. Als der ethische Gehalt bei Beiden aufgezehrt ist, da kasteien sie sich, werden sie ascetische Säulenheilige und haben ihren Blick nur noch für den vermeintlich geöffneten Himmel, aus dessen Tiefen sie den nationalen Heiland, den Messias des „verchristlichten" Weltalls erwarten. Der Pole ist blos mehr der Schleppträger und Lanzknecht der Kirche. Krasinski's „Irydion", das Hellenenkind, hat an der stolzen Roma sich für sein zertrümmertes Vaterland rächen wollen und trachtete, sie zu Schutt und Asche zu zerstören; aber sein Plan mißlang, denn aus dem vernichteten heidnischen Rom erhob sich das christliche. Krasinski selbst will die gesammte Welt aus Rache für sein untergegangenes polnisches Vaterland zertrümmern; aber auch hier steigt aus der Asche wiederum die Kirche empor und Polen, das „schuldlos-freiwillige Opfer", bleibt in Fesseln, denn die Kirche gibt es nicht frei und hält es fest in der Sklaverei und Knechtung der Gewissen, des Gedankens, des Glaubens. So wendet sich des Dichters Vision wider ihn selbst und was er als Rettung ansah, ist gerade die Besieglung des Verfalls.

Die Geschichtsphilosophie Krasinski's ist großartig, aber im verwegensten Sinne utopisch. Sie beruht auf dem Axiom, daß Völkerindividualitäten nur so lange spurlos ausgelöscht werden konnten, bis der Heiland auf Erden erschien; seine Opferung habe jene Möglichkeit für immer ausgeschlossen. Der Dichter will sich offenbar bereden, daß Polen nicht untergehen könne; aber da ihm die Geschichte des Alterthums jedwede Analogie verweigert, so setzt er willkürlich Jesum Christum als Grenzstein. Dieser Trost ist indessen nicht blos willkürlich — wie viele Völker sind doch während der Anfänge des Mittelalters unter den Augen des Christenthums verweht! — er ist auch verhängnißvoll, denn die blanke Verzweiflung bildet seinen Inhalt. Das ist nicht die Art, um den „Kampf ums Dasein" erfolgreich auszukämpfen und sich durch Arbeit selbst zu befreien; es ist der Fatalismus, der gläubig auf eine imaginäre Erfüllung wartet, indessen höhnisch das Nichts, die Auflösung, der Zersetzungsproceß sich heranschleicht. Ich kann mich nicht enthalten, zu sagen, daß auf dem Grunde dieser Weltanschauung ein brutal-slavischer Zug, ein herzloses „Après nous le déluge" ruht. Mögen die anderen Völker sich zerfleischen und um leere civilisatorische Ideale sich abringen, predigt sie, uns Polen ist durch Christus auch ohne unser Zuthun die Unsterblichkeit gesichert, denn wir sind das Opfer der Nationen, wie Jesus das Opfer der Menschen war! Und bezeichnend genug hat Krasinski diese Auffassung bekundet, als er seinem Landsmann Slowacki den Weg zur Satire anrieth. Mehr Galle, schrieb er dem Freunde, solle er seinen Azurbildern beimischen, denn es gebe mehr Leber, als Herz auf Erden; mit starker Hand in die niederen irdischen Regionen hineinzufahren, nach allen Seiten Schläge auszutheilen und dann von dem leichenbedeckten Felde wiederum zum Himmel emporzuflüchten, sei der Beruf des polnischen Poeten.

Immerhin ist zu constatiren, daß Krasinski nicht kopfüber, wie Mickiewicz, in die rettungslose Tiefe des mystischen Schwindels hinabkollerte, sondern die plumpe Messianitätslehre des „betrogenen Betrügers" Towianski mit Würde von sich abwehrte. Dieses Gute ist ihm wenigstens aus der sonst von ihm so gröblich mißverstandenen Hegel'schen Philosophie entsprungen, daß er von sich aus, auf dem Zickzackwege unzureichender Speculation, nicht aber den Lockungen eines aufdringlichen Rattenfängers folgend, vor den Altären Roms anlangte, indessen Mickiewicz, der Beherrscher des

polnischen Parnasses, und mehr noch der excentrische Julius Slowacki wie verirrte Lämmer den Spuren Towianski's nachgingen. Als Slowacki ihm in wiederholten Briefen eifrigst zuredete, sich der neuen Secte Towianski's anzuschließen, gab er ablehnenden Bescheid, was den Dichtercollegen und Proselytenmacher so tief erbitterte, daß derselbe ihn und seine Familie, sowie diejenige seiner Gattin, die Branickische, in dem Drama „Pfarrer Markus" taktlos beschimpfte. Als ferner Krasinski in seinen „Psalmen der Zukunft" (1845) vor demagogischen Anschlägen gegen den polnischen Adel warnte, wurde er von Slowacki in einer maßlos gereizten „Antwort an den Dichter der Psalmen" wie von einem Landstreicher angefallen.

Wenn es eben nur solche Streiche wären, aus denen polnische Selbstbespiegelung die Vergleichung Slowacki's mit Heinrich Heine herleitete, so vermöchte man das Tertium comparationis zwar nur sehr oberflächlich zu finden, aber sich immerhin gefallen zu lassen. Hat ja dieser nämliche Slowacki auch sonst noch eine Reihe von persönlichen Unschicklichkeiten geleistet, welche einigermaßen an den „ungezogenen Liebling der Grazien" erinnern. Als Goethe starb, frohlockte er, weil nunmehr für ihn Raum geworden sei. Von Mickiewicz erzählte er, derselbe compromittire den Dichterstand und sei in einen Spielsaal nicht eingelassen worden, weil man ihn wegen seines „unglaublich liederlichen Aussehens" für einen Bedienten hielt. Als man Mickiewicz in Paris durch ein Bankett zu feiern gedachte und Slowacki aufgefordert wurde, bei dieser Gelegenheit eine Ansprache an ihn zu halten, lehnte er dies in schroffster Weise als eine Zumuthung ab, da er nicht der „Vasall" des Mickiewicz sei. Persönlich ist der „polnische Heine" durch diese Züge genugsam charakterisirt; er war neidisch, eifersüchtig, excentrisch und überdies nervös wie ein hysterisches Weib. Zweifellos haben unberufene Freunde zu diesem Gemüthszustande des Poeten nicht wenig mitgewirkt. Als im Jahre 1832 unter Lafayette's Vorsitz in Paris ein Polenbankett abgehalten wurde, forderte ihn ein Herr de Julien — als den größten polnischen Dichter — auf, eines seiner Gedichte vorzutragen; er war damals dreiundzwanzig Jahre alt. Ein Prospect der „Revue Contemporaine" kündigte unter den vorbereiteten Biographien neben derjenigen des Generals Skrzynecki auch die des Dichters Slowacki an.*) Das mag dem blutjungen Manne zu Kopfe gestiegen und daselbst jene Ungeduld des Größenwahns erzeugt haben, welche, athemlos den Phantomen der Eitelkeit nachhastend, mäßige Erfolge mit glorreichen Triumphen, gelungene Würfe mit dichterischen Thaten verwechselt.

Von allen Trägern der literarischen Blüthe-Epoche Polens ist mir keiner unsympathischer als dieser ewig gährende Feuerkopf mit der durch eigene Schuld zerrütteten Begabung. Wo immer ich in seinen Phantasmen blättere, in dem Drama „Kordyan", der Satire „Benjowski", dem Legenden-Epos „Geist-König", allüberall finde ich wohl die Trümmerstücke eines ursprünglich großen Talentes, aber nirgends die zusammengefaßte Kraft des wirklichen Dichters. „Als ich acht Jahre alt war," schrieb er an seine Mutter, „gelobte ich Gott im Dome, daß ich vor meinem Tode nichts von ihm erbitten, dafür aber nach meinem Tode Alles fordern werde." Dieses Gelübde hat er gehalten, sofern man nur seinen grenzenlosen Ehrgeiz ins Auge faßt, aber vernachlässigt, soweit es sich auf ein im höheren Sinne gemeintes Streben nach Unsterblichkeit bezieht.

Ehrt man in Julius Slowacki den unvergleichlichen Bildner und Meister seiner Muttersprache, so ist dagegen nichts zu erinnern, denn so souverän wie er hat selbst Mickiewicz nicht den spröden polnischen Lauten das Geheimniß ihres Wohllautes abgefordert; bewundert man an ihm neben der kühnen Unerschöpflichkeit seiner Phantasie die beinahe fabelhafte Leichtigkeit des Schaffens, so geschieht es ebenfalls nur nach Gebühr und Verdienst. Er hat binnen zwanzig Tagen die 2200 schönen Verse seines Dramas „Kordyan" zu Stande gebracht und der Katalog seiner Schriften bietet eine Art Goethe'scher Wohlbeleibtheit, obschon sein Leben sich nur über vierzig Jahre (1809—1849) erstreckte. Späht man aber nach künstlerischer Mäßigung, nach unverrückbarem Schön-

*) Ich basire diese Angaben auf die in diesem Jahre bei Gubrynowicz und Schmidt in Lemberg erschienenen „Briefe Slowacki's". I. Band.

heitssinn und idealischer Selbstdurchdringung, so geht man kläglich leer aus. Anstatt der poetischen Vernunft begegnet man poetischen Instinkten, anstatt der herrschbewußten Composition dem regellosesten Wirrwarr.

In der Lyrik mag dieses Mißverhältniß noch erträglich sein; für Drama und Epos ist es der gewisse Tod. Deßhalb verfehlen seine „Ode an die Freiheit", sein „Hymnus an die Mutter Gottes", sein „Lied der Litthauer Legion" — Improvisationen, welche der Aufstand des Jahres 1830 gezeitigt — keineswegs eine starke poetische Wirkung. Doch schon das Epos „Lambro" erweist die schöpferische Unzulänglichkeit Slowacki's, denn es ist schlecht und recht eine sklavische Nachahmung des Byron'schen Korsaren, manuell vollendet, aber ethisch und ästhetisch aus dem Grunde verfehlt. Die „Towianskische" Epoche, will sagen die Abschwenkung in den Irrgarten der Mystik, ist selbstverständlich nicht geeignet, diese wankelmüthige Begabung zu vertiefen. Das Dichten, lehrte Towianski, sei ein unmittelbarer Erguß unsterblicher Begeisterung, an dem alle übrigen Geisteskräfte unbetheiligt bleiben müßten, und Slowacki war einer der Propheten dieses sonderbaren Schwärmers. Also die „Beschränkung, in der sich der Meister zeigt", das Bewußtsein von Aufbau und Zusammenfassung, die ästhetische Tendenz sind nichts, sind eitel Phrase gegenüber dieser wunderlichen Spontaneität der Begeisterung. Umsonst haben Aristoteles, Batteux und Lessing, umsonst Dante und Goethe gelebt. Slowacki's Legenden-Epos „Geist-König" wird beweisen, daß man nichts gelernt und gedacht, nichts erfahren zu haben brauche, um ein großer Dichter zu sein, wofern man eben nur „spontan begeistert" ist. Traurige Verblendung! Dieser „Geist-König" ist ein Proteus, der heute Popiel, morgen Piast und übermorgen Miecislaus heißt, das personificirte Gespenst der polnischen Geschichte, das nicht gleichsam als Niederschlag pragmatischer Entwicklung, nicht als leibhaftiges Gesetz der Causalität die Weltgeschicke lenkt, sondern von Epoche zu Epoche sich neu verjüngt. Auch Gott ist dieser „Geist-König" nicht, denn dazu fehlt ihm die erhabene Unveränderlichkeit, und Mickiewicz hatte schon recht, wenn er die Poesie Slowacki's mit einem herrlichen Tempel verglich, in welchem Gott fehle. Will man dieses Schattenbild ergreifen, so zerrinnt es, und dieses mystische Schemen nennt der Dichter, von einem Escamoteur der Religion ins Garn gelockt, seinen „Geist-König".

Im Angesichte dieses Phantasten, der manche letale Charaktereigenschaft seines Stammes reflectirt, ist es eine Art Erquickung, zu der poetischen Bornirtheit eines Severin Goszczynski zu flüchten. Der Alte ist vor nicht langer Zeit als Sechsundsiebzigjähriger in Lemberg gestorben, von seinem Volke geräuschvoll betrauert und pathetisch beklagt. Mit Recht, wenn man ihn lediglich aus dem nationalen Gesichtspunkte betrachtet. Denn Goszczynski repräsentirte wie kein Anderer die trotzige Abkehr seiner Landsleute von der Gemeinschaft der Völker, die grollende Vereinsamung, welche, ob sie dabei auch vermodere, mit ihrem Schmerze allein sein will, und er war es, welcher mit obscurer Ernsthaftigkeit in einer kritischen Abhandlung die Forderung aufstellte, daß ein polnischer Dichter nur polnische Stoffe wählen, nur nationale Empfindungen besingen, nur patriotische Gedanken versificiren solle! Ein gescheidter Mann im Uebrigen, aber eben durch dieses Begehren von herostratischer Bedeutung für das Schriftthum seines Volkes.

Das polnische Vaterlandsgefühl und mit ihm der polnische Stoffkreis waren schon seit der mehrerwähnten „Ode an die Jugend" des Adam Mickiewicz erschöpft. Seitdem ward wohl die nationale Tonart noch öfters angeschlagen, allein die Stimmen, von denen es geschah, waren inzwischen degenerirt, und auch die Resonanz war schadhaft geworden. Immer dichter wurde der Nebel, in den die Aussicht auf Polens Restauration sich verhüllte, immer inhaltsloser die Sehnsucht nach den ernsten Gefilden der Heimat. Nichtsdestoweniger klimperte die Lyrik wie professionsmäßig ihre Racheschreie und Nothrufe unverändert weiter, monomanisch in einem gegenstandslosen Schmerze schwelgend, der ehedem der ganzen Welt an das Herz gerührt hatte, allmälig aber wegen seiner starren Eintönigkeit verdientermaßen unwirksam geworden war. Denn Weh und Leid, wären sie auch noch so berechtigt, dürfen sich nicht, komödiantisch drapirt, in den Vordergrund des Weltgewühls drängen, wenn man auf die Dauer sie für baar nehmen soll; ihnen geziemt es, im Kämmerlein sich auszuweinen und dann von neuer Thaten- und Lebenslust

abgelöst zu werden. Der alte Severin Goszczynski hat mehr für sein unseliges Heimatland gestrebt und gelitten als irgend eine der jüngeren Nachtigallen, welche die Freiheit als Sport betrieben und im Exil sichs weidlich wohl sein ließen. Er legte nicht blos Worte und Lieder, sondern auch sein Leben auf den nationalen Altar nieder, indem er eine That vollbrachte, für welche er sich einen Ehrenplatz in der Geschichte seines Volkes erkaufte. Als junger Poet war er, ein Kind der ukrainischen Steppe, in den Zwanziger Jahren nach Warschau gekommen und das Netz der geheimen Gesellschaften und Conspirationen hatte ihn gierig in allen seinen Maschen eingefangen. Der Hauch der Revolution lag schwer auf der geängstigten Weichselstadt und mit brutaler Hand griff die russische Polizei bis in den Schooß der Familien hinunter, um sich die Opfer ihres Verdachtes hervorzulangen. Da kam, wie auf Windesflügeln, die Botschaft von den Pariser Juli-Vorgängen hergeweht und versetzte das Blut der Jugend in ungestüme Wallung. „Nach dem Belvedere“, raunte sich plötzlich die Losung von Ohr zu Ohr, „wir überfallen den Großfürsten Konstantin, wir müssen ihn haben, lebendig oder todt.“ Goszczynski empfing die Parole und gab sie weiter von Freund zu Freund, von Complice zu Complice, mitten zwischen den Spionen des Czars, dann eilte er — es war am Abend des 29. November 1830 — zur Sobieski-Brücke, wo das Rendezvous der Verschworenen verabredet war. Aber es stellten sich blos achtzehn Jünglinge ein, der Waffen harrend, welche ihnen Peter Wysocki, der Fähnrichs-Lieutenant, versprochen hatte. Bange Ewigkeiten verstrichen; endlich reichten ihnen unsichtbare Hilfsgeister hinter den Brückenpfeilern hervor die ersehnten Gewehre mitsammt der Munition. Und nun marschirten die Achtzehn unter Goszczynski's Führung furchtlos hinaus, den Großfürsten zu fangen. Sie fanden ihn nicht, denn er war rechtzeitig gewarnt worden; aber die blutige Revolution war eingeleitet und noch an dem nämlichen Abende begann der Kampf mit den russischen Truppen, welcher erst bei Ostrolenka sein tragisches Ende nehmen sollte. Noch heute entblößen Bauer wie Edelmann ihr Haupt, wenn sie von einem „Belwederczyk“, das heißt von einem jener Achtzehn reden, welche an dem nebligen Novemberabende das Zeichen zu dem unglücklichen Befreiungskampfe gaben.

Goszczynski war vielleicht bis vor wenigen Monaten der Letzte aus der Heldenschaar, den der Tod verschont hatte. Es ist unter seinen Poesien ein ergreifendes Gedicht, in welchem er diesen welthistorischen Augenblick seines Lebens besang. Ich versuche dasselbe in reimloser Uebersetzung hier wiederzugeben:

Sieben schlug's; der Abendhimmel
Glühte jäh von rothen Flammen,
Welche tödtlich mich umfingen,
Mich und all mein junges Dichten.

Gierig leckten Feuergarben
An mir nieder, dann erklang es:
Neunundzwanzigster November —
Bessres wirst du niemals dichten.

Ja dies eine kurze Liedchen,
Nicht um Welten möcht' ichs missen.
Flammenengel, ew'gen Dank dir,
Daß du mir es eingegeben.

Nicht um Lorberkränze buhl' ich,
Noch um eitle Dichterehre —
Eins nur bitt ich, laß noch einmal,
Einmal solch ein Lied mich finden!

... Er hat es nicht gefunden. In langem Exil und harter Arbeit vollendete sich sein Dasein und anstatt der ersehnten Stunde neuer patriotischer That durchlebte er zu Paris die Schrecken der Commune, bekümmerten Auges in das chaotische Greuel hineinstarrend, mit dessen Blute auch ruchlose polnische Hände sich befleckten.

Andere Lieder aber, schmerzdurchschauerte und thränendurchtränkte, sind ihm auch nach jener siebenten Abendstunde des neunundzwanzigsten November noch reichlich zu-

geströmt und haben die Lorberkränze, auf welche er einstens verzichtet hatte, um seine Stirn gewunden.

Seine Landsleute sagen, die beste Epoche seines Dichtens sei ihm erst im Exil angebrochen. Ich hege eine andere Meinung. Für mich ist sein Jugendpoem, „das Schloß von Kaniow“, ein farbensattes Steppen-Epos, die edelste seiner Schöpfungen. Aber freilich hat er nach seinem eigenen Bekenntnisse sich durch Walter Scott's „Seefräulein“ zu demselben angeregt gefühlt. Ich bin weit davon entfernt, hiemit eine Einschränkung seines Talentes zu statuiren, denn ich weiß im gesammten Umkreise der Literaturen nur wenige Poeten, hinter welche er an feinem Natursinn und an dichterischer Intuition zurückzutreten braucht. In diesem „Schloß von Kaniow“ rauschen die Wipfel und flüstern die Halme eine wundersame Sprache. Bäche und Hügel sind beredt wie der Gott der Dichtung selber und das Gemüth des Volkes liegt offen wie ein Spiegel. In letzter Linie erweist sich aber bei Goszczynski ebenso wie bei Mickiewicz, Slowacki, Krasinski an der Thatsache, daß die polnischen Dichter sich allesammt an fremde Vorbilder anlehnen, keine Ausnahme.

Die nationale Empfindlichkeit wird sich in Lemberg und Warschau, in Posen und Krakau durch diese Behauptung unliebsam getroffen fühlen, wie sie es immer thut, wenn man von dem vermeintlichen Martyrium der Polen nicht in Superlativen redet. Hat sie einen Grund dazu? Je nun, wenn es hart ist, zu constatiren, daß die polnische Dichtung einen rapiden Rückgang genommen hat und daß unter ihren jüngeren Adepten keiner sich mit Mickiewicz oder Goszczynski zu messen vermag, dann allerdings bekenne ich mich einer Gehässigkeit schuldig. Wenn es ferner grausam erscheint, daß ich die Originalität der polnischen Dichtung nicht allzuhoch veranschlage, so reclamire ich für mich das bekannte Körnchen Salzes, mit welchem jede allgemeine Bemerkung verstanden sein will. Die Polen, obschon unter den Slaven weitaus am intelligentesten, haben gleichwohl zu wenig selbständiges geschichtliches Dasein entwickelt, zu wenig allgemeine Bildung aufgehäuft, als daß ihre Dichter zu Hause die genügende Anregung und das ausreichende dichterische Material hätten finden können. Daß sie überdies ein eigentlich nationales und im poetischen Sinne autochthones Leben an sich erst dann bemerkten, als sie es im politischen Sinne bereits eingebüßt hatten, das weiß Jedermann aus der Geschichte. Der Kampf, welchen im ersten Viertel dieses Jahrhunderts die litthauische Poetenschule unter Mickiewicz' Führung gegen den Classicismus ausfocht, war seiner Natur nach wider das Ausländische gerichtet, nur trug Mickiewicz neben der eigenen Flagge auch diejenige Byron's und Goethe's in die Arena und es war somit nicht ein ausschließlich nationaler Streit zwischen Polnischem und Fremdem, sondern ein allgemein ästhetischer zwischen der Vorliebe für die Franzosen und derjenigen für Engländer und Deutsche. Als Mickiewicz vom Kampfplatze verschwand, setzten Slowacki, Krasinski, Zaleski das Ringen fort, wobei der Flaggen immer mehre wurden und je nach der humanistischen Bildung der Kämpfer auch die Erinnerung an die „Sonne Homer's“, an Ariosto und Schiller in die Entscheidung eingriffen. Endlich sei auch noch dem Einwande begegnet, als ob ich den tödtlichen Einfluß, welchen die polnische Literatur dem Ultramontanismus über sich eingeräumt hat, übertriebe. Mickiewicz, Slowacki, Krasinski sind an ihm gescheitert, wie ich gezeigt zu haben glaube, und auch Goszczynski hat ihn nicht überwunden. Als er noch ein jugendlicher Mann war, beantwortete Prazmowski, der Bischof von Plock, sein „Gebet eines Freien“ (1831) allerdings mit einer Anklage wegen Gotteslästerung, welche jedoch Lelewel, der Cultusminister der Nationalregierung, niederschlug.

Um so befremdlicher war später Goszczynski's Fall in die Tiefen des religiösen Wahns, in denen er den besten Geistern seiner Nation begegnete. Nur einem einzigen nicht, der auch sonst und im Leben des Alltags sein Antipode war, nämlich dem Grafen Alexander Fredro. Und weil der Letztere eben deßhalb ein Phänomen war inmitten seiner dichtenden Landsleute, weil insbesondere auch sein kürzlich erfolgter Tod dazu einen naheliegenden Anlaß bietet, deßwegen räume ich ihm die Schlußbetrachtung meines Essays ein.

Vielleicht auf keine unter allen Literaturen läßt sich mit dem nämlichen Rechte wie auf die polnische das Wort anwenden, daß man, um den Dichter zu verstehen, in Dichters

Lande gehen müsse, und wenn es statthaft wäre, nationale Züge pathologisch zu beurtheilen, so müßte man aus dem Bilde der vier Poeten, welches ich oben zu entwerfen strebte, auf eine Krankheit schließen, die das Volk der Polen mitsammt ihren Dichtern unter den gleichen Symptomen und Entwicklungen mitleidslos zerstöre. Denn was für Mickiewicz, Krasinski, Slowacki und Goszczynski der Mysticismus war, das ist für die heutige Generation der Polen das bigotte Kirchenthum, in dessen Armen sich unerbittlich der Proceß vollzieht, den schon Kosciuszko vorahnte, als er auf dem Schlachtfelde von Maciejowice das „Ende Polens“ verkündigte.

Alexander Fredro, der Komödiendichter, ist von dieser Krankheit verschont geblieben. Er war ein gläubiger Mann bis zu seinem Tode und noch als Achtzigjähriger sang er:

> Gott, des Undanks wider dich
> War ich nie verdächtig,
> Denn bekannt und vorgeahnt
> Hat mein Herz dich mächtig!

Aber von jener nationalen Einseitigkeit, deren Herold Goszczynski gewesen, war weder in seinem Talente noch in seiner persönlichen Stimmung eine Spur vorhanden. Deßhalb geschah es auch, daß schon im Jahre 1835 Goszczynski wider seine Komödien eine scharfe Verurtheilung proclamirte, in welcher knapp und bündig dem armen Fredro jedwede nationale Ader aberkannt wurde. Der solchermaßen Angegriffene war wehrlos gegenüber dem Terrorismus dieser fanatisirten Aristarchen und verschüchtert, abgeschreckt, enttäuscht zerbrach er seinen Griffel, um ihn durch vierzig volle Jahre nicht wieder zur Hand zu nehmen. Vier Jahre später vollzog sich an einem deutschen Dramatiker, an Franz Grillparzer, ein ähnliches Verhängniß; die Kritik, welche das Publikum an seiner Komödie „Weh dem, der lügt“ verübte, schlug ihm die Feder aus den Fingern für lange, lange Zeit.

Der nationale Fanatismus fragt nichts nach ästhetischen Argumenten und auch die Gerechtigkeit steht seinen Kundgebungen ferne. Fredro hatte in den napoleonischen Kriegen sein Blut für die polnische Sache dahingegeben und also einen vollen Anspruch darauf, nationaler Lauheit nicht bezichtigt zu werden. Nur besaß er eben eine andere Auffassung von nationalem Empfinden als jene Heißsporne, welche sich nicht theatralisch genug mit dem roth-weißen Vaterlandskummer drapiren konnten. Das hat nicht gehindert, daß er als „polnischer Molière“ more polonico hundertfach überschätzt wurde von den Rednern und Journalisten, welche ihm vor drei Monaten die Grabreden zu halten hatten.

Mit Molière hat nun Graf Alexander Fredro kaum mehr gemein gehabt, als das sozusagen Zünftige der Lustspielmuse. Aber was thut das? Welches andere Volk außer dem französischen hat denn überhaupt einen Molière aufzuweisen? Dieses leidige Vergleichen und Kategorisiren fördert überall den fundamentalsten Widersinn zu Tage, und schon Goethe hat bekanntlich dagegen geeifert.

> Wie aber kann sich denn van Eyck
> Mit Phidias nur messen?
> Ihr müßt, so lehr' ich allsogleich,
> Den Einen um den Andern vergessen.

Nirgends aber grassirt diese Unsitte mehr als bei den Polen; sie construiren sich einen „polnischen Goethe“ — Adam Mickiewicz; einen „polnischen Schiller“ — Siegmund Krasinski; einen „polnischen Heine“ — Julius Slowacki; und zu guter letzt den „polnischen Molière“ — Alexander Fredro. Als ob damit Etwas gewonnen wäre! Oder als ob solche Parallelen denjenigen, zu deren Ehre sie berechnet sind, überhaupt nur zu statten kämen! Die polnische Dichtung ist bettelarm grade dort, wo der poetische Geist sich am reichsten manifestiren kann, nämlich im Drama. Und auch der Humor liegt nicht in dem Charakter und der Begabung der Polen. Es ist bezeichnend, daß der genialste polnische Komiker, Zółkowski, tagsüber auf den Warschauer Friedhöfen zwischen Gräbern kauerte, um dann des Abends auf der Bühne die Genien der Heiterkeit zu entfesseln. Etwas von dieser Leichenbittermiene trägt der polnische Humor durchweg in seinem Antlitz. Fredro war eine rühmliche Ausnahme, denn seine Muse war wirklich voll heiterer Unbefangenheit und Freiheit — mußte er darum schon ein Molière sein?

Jahrelang lebte Fredro in Paris, ohne mehr als ein einziges molière'sches Stück kennen zu lernen, das er im Théâtre français aufführen sah; er hat die Komödien des unsterblichen Franzosen in der That erst viel später gelesen und zwar aus einem abgegriffenen Exemplare, das er zu Lemberg einem hausirenden Juden abkaufte. Seine besten Lustspiele hatte er inzwischen bereits geschrieben; sein „Geldhab", ferner der „Brief", die „Damen und Husaren", die kleinen Proverbes „Niemand kennt mich", der „Kampf um die Grenzmauer" waren auch in chronologischem Sinne unabhängig von irgend welchem Einflusse, den Molière auf ihn hätte ausüben können. Sie verlieren dadurch wahrhaftig nichts an ihrem sehr beträchtlichen Werthe, daß man sie der uneingeschränkten Originalität ihres Autors zuschreiben darf. Etwas Anderes ist es, wenn man Fredro den Vater der polnischen Komödie nennen wollte; gegen dieses Prädicat wäre im Grunde nichts einzuwenden, nur daß man es dann mit einem Kinderlosen zu thun hätte, denn das, was ihn auszeichnete, war die Fähigkeit, aus dem polnischen Volks- und Gesellschaftsleben einzelne erheiternde Typen emporzulangen, und diese Fähigkeit ist bei seinen Epigonen nicht zu finden.

Ueberhaupt sind Naturen von der heiteren Gleichmäßigkeit, welche Fredro als Mensch und Dichter charakterisirte, unter den Polen gar nicht oder im besten Falle sehr dünn gesät. Fredro war schon als sechzehnjähriger Knabe unter die Soldaten gegangen; er hatte keine Zeit gehabt, sich viel mit profundem Lernstoff zu quälen. Aber die Verse troffen ihm gleichsam von den Lippen und im Bivouac waren seine Improvisationen eine stets willkommene Unterhaltung. Ein Kamerad, der einen solideren Schulsack besaß, machte ihn einst darauf aufmerksam, daß seinen Versen die Cäsur fehle. „Was ist das?" erwiderte naiv der Poet, „davon habe ich noch nie Etwas gehört." Dabei mangelte es ihm keineswegs an durchdringender Kenntniß der Menschen. Als er sein erstes Lustspiel, den „Geldhab," vollendet hatte (1821), übergab er dasselbe zur Aufführung nicht der Bühne seines Wohnortes Lemberg, sondern derjenigen von Warschau; interpellirt wegen dieser Entschließung, antwortete er, das höchste Gut des dramatischen Autors sei, todt zu sein; sein größtes Unglück aber, an demjenigen Orte, an welchem seine Stücke zum erstenmale die Bühne beschritten, persönlich gekannt zu sein. Der Satz ist so wahr, daß er in einem Evangelium dramaturgischer Lebensweisheit stehen könnte.

Inwieweit man Fredro's Stücke auf die deutsche Bühne zu verpflanzen vermöchte, darüber habe ich mir bisher kein Urtheil bilden können. Eine seiner besten Komödien ließ Heinrich Laube für das Wiener Stadttheater übersetzen und auf demselben aufführen; der Eindruck war jedoch kein unmittelbar günstiger. Die Gestalten des fremden Dichters erwiesen sich spröde und, abgesehen von einigen auf die Rechnung der Darsteller zu setzenden Effecten, in der Hauptsache unwirksam. Ich begründe darauf keinen Vorwurf, eher ein Lob. Dadurch werden die aus einem uns fremden Volksleben heraufgeschöpften Figuren ja nicht weniger wahr und getreu, daß wir menschlich nicht mit ihnen sympathiesiren. Es ist doch mehr als fraglich, ob Freytag's „Journalisten" oder Bauernfeld's „Krisen" einem französischen Publikum zusagen würden, und doch steht es außer Zweifel, daß das deutsche Lustspielrepertoire auf diese beiden Stücke stolz sein darf.

„Das höchste Gut des dramatischen Autors ist, todt zu sein." Als Fredro gestorben war, vereinigten sich seine Landsleute in der Klage, der „polnische Molière", der „Vater der polnischen Komödie" habe zu athmen aufgehört. In der Zeit seines rüstigsten Schaffens peinigten sie ihn mit dem Vorwurfe, er sei nicht national, schlossen sie ihm gewaltsam durch ihre Nörgeleien den beredtsamen Mund. In dem falschen Sinne, wie die Polen heute ihre Nationalität auffassen, war er es allerdings nicht, denn er weinte nicht ohne Aufhör Bäche von Thränen über das Unglück seines Volkes, er fluchte und knirschte nicht am Vormittag, um am Nachmittag auf den Knien zu rutschen und von dem Priesterspuk sich umgarnen zu lassen. Die Mystik hat ihm nicht beikommen können, weil er gesünder war als sein Volk; der Jesuit mied ihn im weiten Bogen, weil er das Lächeln dem Beten vorzog. Wenn es von Mickiewicz und Goszczynski, von Slowacki und Krasinski wahr ist, daß

> Wer den Dichter will verstehn,
> Muß in Dichters Lande gehn —

so ist es doch auch von dem völlig anders gearteten Fredro, aber freilich in einem bei weitem erfreulicheren Sinne anzuwenden. In jenen fand das krankende Polenthum seinen dichterischen Ausdruck; Fredro suchte die gesunden Keime; daß nicht eben viele vorhanden waren, lag nicht ihm zur Last; noch weniger konnte er dafür verantwortlich sein, daß seine hypochondrischen Landsleute das gesunde Bild, welches er ihnen zeigte, nicht als das ihre anerkennen mochten. Er hörte schließlich auf, zu schaffen, wie ein Arzt, dessen Medicinen der Patient beharrlich zurückweist. Dadurch ward der Kranke freilich nicht gesünder. Der verschmähte Helfer aber hat sich seinen Ruhm gewahrt. Er bleibt für alle Zeit eine erfreuliche Erscheinung auf dem polnischen Parnaß, eine von den wenigen, bei deren Anblick man nicht in die Klage auszubrechen braucht: „O welch ein edler Geist ward hier zerstört!" Eben deßhalb ist es mir eine Genugthuung, die kleine Dichtergallerie, durch welche ich den Leser geführt, mit dem Bilde Fredro's abzuschließen, aus dessen Zügen nicht bigotte Verzerrung noch nationaler Fanatismus den Beschauer unliebsam anstarren.

Wilhelm Jordan als Epiker.

Eine Studie

von S. Heller.

Die Schriftsteller sind auch in Deutschland an den Fingern abzuzählen, deren ganzes Dasein ein einziger erhabener Lebensgedanke ausfüllt, deren Ziel unter allen Umständen ein rein künstlerisches geblieben ist und die sich von ihrem jeweiligen Schaffen stets die strengste Rechenschaft gegeben haben. Unsere Gegenwart zumal ist arm an jenem großartigen Sinn für das Hohe und wahrhaft Ideale, der sein Alles daran setzt, dem, was in ihm glüht und treibt, den vollen und bewältigenden Ausdruck zu geben. Nur spärlich ragen sie, nur ganz vereinzelt, die einsamen Dichtergrößen, die mit der geisterhaften Sicherheit des Nachtwandlers, unbeirrt von dem Tageslärm und Tagesverstand unsrer Zeit, den Blick von dem bunten Treiben um sie her nach oben gerichtet, still und einfach ihren Weg gehen, Aufsehen meidend, aber doch erregend durch die Klarheit und Bestimmtheit des Wesens und durch den bewußten Gegensatz, in welchem sie zu den Bestrebungen ihrer Mitbürger stehen. Die hier zu führende Untersuchung soll allerdings erst nach eingehender Prüfung die Frage beantworten, ob Wilhelm Jordan, der Sänger der „Nibelunge“, der ebenso gefeierte wie verketzerte deutsche Rhapsode, auch wirklich den größten Poeten aller Zeiten an die Seite gesetzt zu werden verdiene; so viel aber darf schon hier ausgesprochen werden, daß Jordan's Weise eine durchaus eigenartige ist, daß er sich die Laufbahn selbst vorgezeichnet hat; daß wie sein Bildungsgang mit ehernem Schritt mitten durch die Wirren der letzten drei Jahrzehnte sich seine Selbständigkeit behauptete, so auch alles, was er in diesem Menschenalter veröffentlicht hat, den Stempel eines festen und unabänderlichen Wollens an sich trägt, daß er nicht Goldschnitt und Goldschaum, sondern wuchtige Goldbarren in unsere Literatur gebracht und unter so vielen Pygmäen und Homunkeln als Mann mit mächtiger Hünengestalt dasteht.

In der Lyrik wie im Drama und in der Uebersetzungskunst hat Jordan Nennenswerthes geleistet; sein Dichterruhm jedoch liegt in seiner außerordentlichen epischen Begabung. Wenn die heutige Literatur noch etwas Erträgliches auf epischem Gebiete aufzuweisen hat, so dankt sie es ihm, der allen Uebrigen vorangeleuchtet, wie er Alle ohne Ausnahme durch den gewaltigen Genius weit überstrahlt. Ihm ist das Epos kein gelegentlich entstandenes, mehr oder minder gelungenes Gedicht, sondern die Schöpfung der Zeit selbst, der vielen ihr vorangegangenen Jahrhunderte und des unbezwinglichen Dranges, das bisher Erlebte in einem grandiosen Glanzbilde zusammenzufassen und als befruchtenden Kern zu etwas noch Höherem und Vollendeterem in den Schooß der Zukunft zu legen, was bisher Höchstes und Vollendetes gereift ist. Das Epos ist ihm der eigentliche krystallhelle Völkerspiegel; nur die Nation bringt es nach seiner Ansicht hervor, die, von dem Strom der Geschichte in das Weltleben hineingerissen, sich darin mit Kraft und straffer Geistesenergie behauptet; wenn eine solche an einem der entscheidenden Punkte ihrer Entwickelung angelangt ist, dann ersteht ihr von selbst der Seher, welcher ihre großen Sagen, deren Mund er gleichsam nur ist, im Lichte der jeweiligen Zeit

erzählt. Er kennt also im Ganzen nur eine unendlich geringe Anzahl von Epen im wahren Sinne des Wortes. Er läßt allenfalls das Mahâbhârata und Râmâyana, Ilias und Odyssee gelten, auch das Schah Nameh Firdusi's hält er hoch. Alles jedoch, was der Poet nur aus seiner engen Individualität heraus und nicht als Ausleger und Dolmetsch seines Volkes hervorgebracht, sieht er als ein schwächliches Kunstprodukt an, das seinen gewissen Werth haben mag, das aber auf den Namen eines großen Epos nicht Anspruch machen darf. Camoens, Ariost und Tasso, Klopstock und Milton sind ihm daher keine Epiker im großen Style; unser vielgepriesenes Nibelungenlied stellt er ziemlich tief und Hermann und Dorothea ist ihm ein episches Gedicht, aber kein Epos.

Gewiß verlohnt es sich der Mühe Nachforschung darüber zu halten, wie Jordan zu diesen Ansichten gekommen ist, wie weit er sie verwirklicht hat und inwiefern dieselben stichhaltig genannt werden dürfen. Jedenfalls sind es bei diesem Manne keine leeren Aesthetisierereien, nichts Angelesenes und Angedachtes, sondern von Jordan selbst innerlich und äußerlich erlebte Anschauungen. Auch äußerlich; denn Jordan's Geschick hat ihn frühzeitig und auf das innigste mit den Geschicken Deutschlands verwebt. Die persönlichen Erfahrungen, die er insbesondere in dem Wirbel der großen politischen Ereignisse gemacht, sind vom nachhaltigsten Einfluß auf sein dichterisches Sinnen und Trachten gewesen. Noch nicht dreißig Jahre alt saß er in jenem großen Parlament, das im Jahre 1848 alle deutschen Herzen in maßlosen Erwartungen höher pochen machte. Mit der Weltliteratur vertraut wie wenige Gelehrte, dabei tief im Naturwissen bewandert, ein gluthensprühender Feuerkopf mit schmerzlich gespannter Sehnsucht nach der damals vielumworbenen Freiheit, voll dichterischen Feingefühls und lebendiger, raschbeweglicher Einbildungskraft, so trat er in die Paulskirche. Und ehe noch ein Jahr um war, wie sah er sich da in Allem, was er und Tausende mit ihm so heiß herbeigewünscht hatten, so schmählich betrogen! In derselben Stadt, wo Deutschlands erste Geister tagten, wo er selbst das Licht der Welt erblickte, lagen die Leichen Auerswald's und Lichnowsky's, mit deren einem er ein dauerndes und enges Freundschaftsbündniß geschlossen zu haben scheint, von blinder Pöbelwuth hingeschlachtet. Ueberall in Deutschland war ein Aehnliches gefolgt und nun machte sich eine rückläufige Bewegung geltend, welche nicht nur Alles, was so hoffnungsvoll emporgestrebt hatte, hoffnungslos zu Boden warf, sondern allmälig auch auf keinen Widerstand in den Gemüthern der Betroffenen selbst stieß. Denn was der Aufschwung der Naturwissenschaften, als deren Vertreter in Deutschland damals der große A. v. Humboldt angesehen wurde, leise aber mit sicherer Hand vorbereitet hatte, das drang nun nach dem Erwachen aus dem langen und vergeblichen Freiheitsrausche unaufhaltsam und siegreich vor. Es ist dies die materielle Cultur mit allen ihren Segnungen und Uebeln, wie sie gegenwärtig auf ihrem Höhenpunkte steht, und in unausweichlicher Folge derselben ein Sichbehagen in den gegebenen Verhältnissen und das Hervorkehren aller Anstrengung, sie nach bestem Vermögen auszunützen. Mit dieser Anspannung aller industriellen Triebkräfte war ein natürliches Erschlaffen des idealischen Sinnes verbunden; selbst ein Gervinus rief damals die von Bulwer so genannte Nation der Denker von den Büchern zur Arbeit, zur Politik — er hat es, trotz der goldenen Früchte, welche dieser Materialismus getragen, unmittelbar vor seinem Lebensende bitter bereut. Jordan aber erleichterte seine zornentbrannte Seele in seinem ersten und am tiefsten empfundenen Epos, im Demiurgos.

Ein Mysterium nennt er seinen Demiurgos, er ists in demselben Sinne wie etwa Wolfram's Parcival, also ein Epos, in welches ein tiefbedeutsamer Weltgedanke niedergelegt ist. Demiurgos ist der Weltbaumeister, wie ihn die christlichen Gnostiker des zweiten Jahrhunderts sich vorstellten, eine beschränkte Gottheit, welche vom höchsten Wesen den Auftrag erhalten, die Erde zu schaffen und in ihrer engern Intelligenz auch die vielen Uebel mit hineingeschaffen, für welche daher der oberste Gott nicht verantwortlich ist, dessen mit einem Scheinleib begabter Sohn dann als Mensch Jesus auf die unter ihrer Sündenlast seufzende Erde niederstieg, um alles das zu beseitigen, was der bornierte Handwerker-Verstand des Demiurgos Böses angerichtet. Dieses mystische Grundgewebe, in welchem zoroastrische und christliche Anschauungen sich wunderseltsam

verschlingen, nimmt Jordan zum Ausgangspunkte seiner Dichtung. Es ist in der Urzeit, wo der Erdball gerade zu verdunsten und sich zu festigen anfängt, da erscheinen, von einem Kometen dahergetragen, der Geist des Bösen und des Guten, Lucifer Demiurgos und Agathodämon. Der Letztere meint, nun werde dieses Gestirn als finstrer Schlackenstein ewig so fortrollen, wenn er ihm nicht Werdekraft einflöße. Lucifer dagegen getraut sich ganz aus Eigenem hier eine lustige Schöpfung zu gründen.

„Ich mein's im Ernst. Was gilt die Wette?
Du nennst in Zukunft diesen Stern
Noch ein Juwel der Sternenkette
Und gibst ihm deinen Segen gern."

Wer von Beiden die Wette verliert, der muß dem Andern ein volles Götterjahr als Vasall dienen. Die Anlage des Ganzen ist, wie man sieht, von außerordentlicher Kühnheit: es gilt nichts Geringeres, als das Böse in der Welt in seiner Göttlichkeit und Heiligkeit nachzuweisen. Indessen finden wir gleich beim Beginn eine Verzeichnung in den Grundlinien, von der zu fürchten ist, daß sie für den Aufbau des Ganzen verhängnißvoll werden könnte. Lucifer bittet nämlich seinen Zwillingsbruder Agathodämon, von dem Erdensterne mit dem Momente, wo die Wette anfängt, sammt seiner Liebe fern zu bleiben.

„Denn was davon ich brauchen kann,
Enthält er schon von Anfang an."

Er will dem Erdenstaube nur zwei Tropfen, Tod und Haß, vermählen und ihn dann laufen lassen. Wenn nun Lucifer schon, was er von Liebe brauchen kann, in dem gegebenen Stoffe vorfindet, so bleibt Agathodämon der neuen Schöpfung nicht ganz fern, und für das kundige Auge ist schon hier eine Unebenheit in der Symbolik zu erkennen, welche sich sehr zu ihrem Nachtheile von der ursprünglichen gnostischen unterscheidet, wo Agathodämon und Gott Vater identische Wesen sind.

Nach anberaumter Zeit sitzen die Beiden auf einer Alpe in der Morgendämmerung. Lucifer ist inzwischen als Demiurgos thätig gewesen, allein Agathodämon merkt nichts davon in dem rings sie umfangenden Nebel. Nun folgt eine gloriose Schilderung:

„Doch immer gluthenvoller glänzen
Die Rosen um des Tages Thor,
Die Schatten bannen sich in Gränzen,
Das Licht des Tages taucht hervor.

Nun steigt der Ball von Flammengold
Und fluthet Licht ins Panorama,
Und majestätisch langsam rollt
Der Vorhang von dem Lebensdrama.

Der Nebelschleier reißt in Stücke
Und flattert, wogt und steigt und fällt,
Und vor dem überraschten Blicke
Erschließt sich eine Wunderwelt.

Wie Rauch entwälzt es sich dem Thale,
Verdampfend vor der Sonne Kuß,
Und silbern blitzt in ihrem Strahle
Am fernen Horizont der Fluß.

Im Kreise, der sich endlos ründet,
Und der das Leben grün umspinnt,
Vom Zauberstab des Lichts entzündet
Der Farben Schattenspiel beginnt.

Die Tannen an der Bergwand zittern
Zur Daseinswollust aufgewacht,
Vom Thau besät mit tausend Flittern,
Wie Diamanten auf Smaragd."

Natürlich gibt sich Agathodämon durch den bloßen Anblick noch lange nicht gefangen.

Das Wimmeln der Geschöpfe kommt ihm schon im Vorhinein verdächtig vor; er will den Stern erst bereisen, bevor er ihm seinen Segen spendet. Und schon jetzt läuft ein Schatten über die sonnigen Gefilde und Alles scheint ihm wie umgewechselt. Wir bekommen die Schopenhauer'sche Nachtseite des Universums zu sehen.

„Das leise Wachsen aller Pflanzenzellen,
Der Knospen lautlos Auseinandergehn,
Es dünkt ihm nur ein schmerzhaft banges Schwellen,
Er sieht darin nur stumme Mutterwehn,
Im Naß der Knospenaugen nichts als Zähren,
Geweint um endlos dauerndes Gebären.
Er sieht den Aar mit vorgestreckten Krallen
Aus blauer Höhe gierig niederfallen,
Von seinen Fängen mitleidslos zerfleischt
Ein armer Hase herzzerreißend kreischt ...
Ein düst'res Wetter ballt sich rasch zusammen,
Es zuckt der Blitz und setzt die Stadt in Flammen.
Die Glocke wimmert ihren Hilferuf,
Ein Augenblick zerstört, was ein Jahrhundert schuf.
Dort sprengt der Riesensklave seine Fessel,
Die Alp erbebt vom Sprung der Dampferkessel,
Zerfetzte Glieder, Leiber halb gebrüht
Der Flammenschlund nach allen Seiten sprüht."

Agathodämon will losbrechen, aber Lucifer fordert jetzt erst recht, daß er zuerst sich das gesammte Treiben, besonders das menschliche, genau ansehe, nur darf ers nicht obenhin thun, sondern muß es menschlich mitfühlen. Zu diesem Zwecke aber muß er selbst Mensch werden und Lucifer will zum Zwecke seiner Menschwerdung in Deutschland „nach einem Wildling für das Himmelsreis" umherspähen. Auch hier ist die Zeichnung nicht ganz rein; denn sowie Agathodämon die Dinge vom begränzt menschlichen Gesichtspunkte ansieht, kann, ja muß er nach der einen oder andern Seite hin irren.

In deutschen Landen ist um diese Zeit die achtundvierziger Revolution im Anzuge. Einer frommen Gräfin will eben ihr Sohn Heinrich sterben. Des Verscheidenden Leib wählt Lucifer zum Gefäße für Agathodämon, der in Nebel zerfließen und sich in die Tropfen eines Heiltrankes drängen muß, den Lucifer, als Arzt verkleidet, dem jungen Grafen auf dem Todtenbette einflößt. Da träumt diesem von einer lichten Frauengestalt in idealischer Schönheit. Das, meint Lucifer, ist der Köder, wo die Menschen anbeißen müssen, um dann mühsam und nach den mannigfachsten Abänderungen und Zeitläuften die Schönheit wirklich hervorzubringen. Im Jahre 1848, wo Schopenhauer noch völlig unbekannt war, trotzdem er sein Hauptwerk längst hatte drucken lassen, und wo der Demiurgos entstanden ist, sehen wir Jordan bereits, gleichviel ob er die Schriften Schopenhauer's, der ja auch gleich ihm in Frankfurt a. M. lebte, schon kannte oder, wie er behauptet, noch nicht kannte, die Hauptzüge des Schopenhauer'schen Pessimismus, wie in der oben citirten Stelle, klar auseinandersetzen. Hier sind es wieder Darwin's Lehren von der Zuchtwahl, die Jordan mit großer Schärfe auseinandersetzt und allerdings scheint er diesen Gedanken dichterisch vorgeahnt zu haben, denn von den vorzüglichsten Abhandlungen Darwin's war damals noch nichts bei uns publicirt und ich weiß nicht, ob selbst in England der Name des Mannes schon eine Berühmtheit hatte. Es ist nun aber ganz die Darwin'sche Theorie, wenn Jordan sagt:

„Das Ideal *wird* Fleisch und Bein,
Nur muß man sich auf Fleisch und Bein verstehen,"

und wenn er hinzufügt, daß man für ferne Zeiten Staatsverträge schließt, Familienstipendien und Fideicommisse stiftet und auf tausenderlei Weise für die Zukunft der Enkel sorgt, daß es jedoch Niemand in den Sinn kommt, das Allerbeste, einen schönen Leib, den Kindern zu vermachen. Von genialischer Grobheit und Großheit ist dann die Stelle:

„Doch nein, es ist wohl nicht so schlimm.
Allmählig weicht der Theologengrimm;
Wie sehr man sich noch mit Romantik täusche,
Die Welt versöhnt sich endlich mit dem Fleische,
Denn hier und da bereits irrlichtelirt

Die Lehre, die 's emancipirt.
Quirinus M..... hat sechs H.... aufgepackt
Und zeigt den Lords in England klassisch nackt
Antike Meisterwerke warm lebendig.
In L...... freilich fand man's unanständig,
Wo auf den glatten Kieselpromenaden
Ein Völkchen trollt mit krummen Ohnewaden,
Wo sich mit Spülkaffee und Putterpemmen
Die S..... ihre Mägen stopfen,
Wo Bretterbusen oft den Athem klemmen
Und tausend Herzen gegen Watte klopfen.
'S ist hohe Zeit! Das Volk muß sich bekehren
Und fernerer Entartung züchtend wehren,
Erkennen, daß der König mit dem Zopf,
Der sich die langen Riesen schuf,
In allen Dingen besser als sein Ruf,
Das Ding ergriffen bei dem rechten Schopf.
Dünnbein'ge Hämmel, einen edlen Hengst
Zu züchten, das versteht man längst:
Warum nicht nach dem Grundsatz von Trakehnen
Nun endlich auch den Menschenschlag verschönen?"

Wer heute Darwin's Buch von der Variation der Pflanzen und Thiere im Zustande der Domestication aufschlägt, wird billig staunen, daß Darwin Furore machte, während des deutschen Dichters Verse von der Zeit vergessen wurden.

So ist denn Heinrich-Agathodämon wieder unter den Lebenden. Eine Ahnung seiner überirdischen Abkunft webt nur wie ein leiser Dämmer in seinen halbwachen Zuständen um ihn. Sogleich erwacht auch in ihm Agathodämon's lebhafte Vorstellung von dem Jammer dieser Welt und von der Unersprießlichkeit des ganzen Daseins. Jeder Freude folgt das Leid wie dem Körper sein Schatten und dieses Unlautre jeder Lust, dieser Tropfen Wermuth in jedem Becher der Wonne scheint ihm unerträglich. Dabei ist er gründlich blasirt und, an allen Idealen irre geworden, erfaßt ihn die helle Verzweiflung, und in einem faustischen, aber etwas gedehnten Monolog beschließt er denn auch, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Aber Lucifer tritt unversehens hervor, schlägt ihm die Pistole, ehe er sie abdrückt, aus der Hand und zeigt ihm das Thörichte seines Unternehmens: wie ohne den Widerstand des Bösen das Gute sich nicht entwickeln könnte, wie die klarsten Ideale doch nur aus den trüben Flammen der Begierde hervorgehen, ja daß das bloße Ideal an sich ein Unding ist, das hinter der armseligsten Verwirklichung weit zurücksteht, daß aber der Mensch dieses Hirngespinnst, genannt Ideal, braucht, um im Guten und Tüchtigen vorwärts zu kommen. Heinrich vertraut nur zögernd dem räthselhaften Freund, er will jenes Frauenbild, das ihn in seinen schönsten Träumen umschwebt, auf Erden finden und Lucifer will ihm im Suchen behilflich sein. Er weiß wie Mephisto, daß Heinrich-Faust in jedem Weibe Helenen sehen werde, indessen läßt er ihm doch durch seinen Helfershelfer Puck etwas ganz Apartes aussuchen. Es ist die junge Fürstin Helene, deren Vater, in vertraulichem Verkehr mit A. v. Humboldt, nach ganz moderner Weltanschauung sein geliebtes einziges Kind erzogen hat. Auf einer Insel, fern dem gemeinen Treiben, hat er alle Schönheiten der Natur, alle Schätze der Bildung, alle Bequemlichkeiten des Luxus um sie versammelt. Helene ist harmlos wie ein Kind und dabei von klarem, durchdringenden Verstande, sie weiß nichts von einer Religion, aber ihr Sinn ist offen für alles Edle und Treffliche. Lucifer läßt sie von Heinrich im Bade belauschen und macht ihm weiß, daß er ihm eine Statue zeige. Die Enttäuschung macht ihn erst besinnungslos und bald zum erklärten Geliebten Helenens, die ihn durch eine von Lucifer gesponnene Intrigue für den Bräutigam hält, den der abwesende Vater ihr bestimmt hat. Aber auch dieser Wonnerausch ist bald verflogen. Sehr schön zeichnet Jordan das stillselige, mit dem Gegenwärtigen vollbeschäftigte und darin seine Befriedigung findende Mädchen und den immer weiter stürmenden, nach dem Unmöglichen trachtenden Heinrich, der sehr bald aus den ersten Seligkeiten und Entzückungen erwacht, in Helenen das gewöhnlichste Frauenzimmer sieht und gar nicht begreifen kann, was ihn an ihr so habe blenden können. Freilich aber ist dieser Heinrich auch ein idealischer Narr,

und während Faustens Verhältniß zu Gretchen und der endliche Bruch desselben uns so natürlich erscheint, können wir Heinrich's Empfindungen gar nicht begreifen. Jordan wagt nur durch Punkte eine Natürlichkeit anzudeuten, durch welche das Paar für immer auseinanderkommt, aber er versteckt unter diesem Cynismus nur die eigene Unbehüflichkeit. Helene wird von Heinrich schmählich verlassen.

Bis hierher ist der Gang des Gedichts ein fester, völlig zielbewußter. Nun aber treten wir plötzlich vor ein Räthsel. Ohne alle Vermittlung erfindet Jordan ein Märchen, wie in einem alten Heidentempel, den man in eine christliche Kirche umgewandelt, ein Venusbild, für eine sündige Eva gehalten, von der Zerstörung verschont geblieben sei. In einer Nacht belebt sich die Statue, sie sieht den Gekreuzigten, seine edeln Züge machen einen tiefen Eindruck auf sie, sie tritt zu ihm hin, erklärt ihm ihre Liebe und fordert ihn zum heitern Lebensgenuß auf. Er verneint es traurig und schließt die Augen. Venus weint. Da spricht Maria ihr Trost zu. Genug hat der Sohn gelitten, das Kasteien hat aufgehört, und nun folgt ein Schluß, den ich hierher setzen muß, weil ich bei einem Jordan an kein Phrasengeklingel glaube, diese Verse aber mir völlig unverständlich sind:

„Erhebe dich, o Schaumgeborne
In dir begrüß' ich die Erkorne
Die zweite Jugend zu gebären.
Ein Theil von meinem Heil'genschein
Soll deine Frauenhuld verklären,
Und der Erlösungspflichten Pein
Soll höchste Seligkeit auf Erden
An deiner Brust dem Sohne werden.
Im unbegrenzten Thatenfeld
Umzäune sich ein eignes Eden,
Und auf Dreieinigkeit gestellt
Empfang' er für die Gottesfehden
Den sichern Stand, die unverdross'ne Stärke,
Die ernste Lust zum ew'gen Heilandswerke."

Wir sind aus allen Himmeln gefallen. Wir glauben einen achselzuckenden und händereibenden Diplomaten zu sehen, der gerne Unvereinbares vereinen möchte. Auf die Dreieinigkeit gestellt, räthselt uns Jordan vor, soll das moderne Leben zugleich heidnisch-fröhlich drein blicken. Wenn das nicht blanker Widersinn ist, so gibt es überhaupt keinen. Hier hat Jordan entschieden mit sich selbst gebrochen, von da an werden wir noch eine Menge wunderschöner Einzelheiten antreffen, aber um die Einheit des Gedichtes ist es geschehen, das Hohe, Verheißungsvolle der kühnen Composition löst sich in ganz gewöhnlichen reactionären Tendenzen à la Görres oder Julius Stahl auf. Lucifer führt nun Heinrich mitten unter die Vorereignisse der achtundvierziger Revolution, um ihm zu zeigen, daß die alten Formen sich ausgelebt haben und neue gefunden werden müssen. Lucifer läßt Heinrich eine herzbrechende Tragödie im Hause eines Tischlers erleben, den die unhaltbaren bürgerlichen Verhältnisse mit Weib und Kind an den Rand des Elends und der Schande bringen und führt ihn dann in einen Biergarten, wo alle Parteischattirungen vom crassesten Absolutismus bis zum rothen Republicanismus vertreten sind, wo die Demagogen und Communisten ihr Wesen treiben, wo endlich die Polizei sich ins Mittel legt, alle auseinanderstieben und Heinrich schließlich, von Lucifer im Stich gelassen, eingesperrt wird.

Mit diesem Doppel-Mißklang schließt der erste Theil des Demiurgos. Die beiden andern werden uns nicht so lange zu beschäftigen brauchen. Den zweiten Theil eröffnet eine prachtvolle Parabase in ottave rime, worin Jordan seinen Gegnern, die weder das Wort Demiurgos, noch die tiefen Intentionen des Epos begriffen, sehr siegreich entgegen tritt, mit nichten aber sich gegen die Anklage, daß er mit dem Glauben buhle, vertheidigen kann. In recht unangenehmer Christelei sehen wir dann zuerst Lucifer wie einen Klopstock'schen Seraph Abbadonna seinen ehemaligen Abfall von Gott bereuen und auf einmal wird dieser Gott, den Jordan bis jetzt, als vollkommen unnöthig, wohlweislich aus dem Spiele gelassen, mit in das Gedicht hineingezogen und eine ganze mittelalterlich-scholastische Stufenleiter göttlicher Wesen uns zum Besten gegeben, da

doch die zwei Principe des Guten und des Bösen vollkommen zur Fortführung und Lösung des Mysteriums genügten. Heinrich in seiner Gefängnißzelle hinwiederum laborirt an einer andern Vision. In wunderlichem Gemenge verschweben ihm die Gottheiten aller Zeiten und Völker in einander, Olymp und Asenheim, ägyptischer Götterdienst und heiliger Gral, um sich zuletzt wieder in lächerlicher Christelei zu verschmelzen. Das Schlimmste aber ist die Art, wie Jordan mit seiner Helene umspringt. In einem Volksaufstande wird des Fürsten Besitzthum eingeäschert, ihr eigenes Leben bedroht, sie entflieht bei Nacht und Nebel von der Insel, ihr Führer bringt sie ans Ufer in — eine Kirche. Nichts in Helenens Wesen läßt auf eine solche Entwickelung schließen, sie ist, wie der ganze Verfolg des Mysteriums, einer frommen Grille Jordan's zu Liebe, bei den Haaren herbeigezogen. Endlich wird uns die Revolution selbst und die deutsche National-Versammlung in der Paulskirche vorgeführt. Schon heute bedürfen diese frischen und kecken Zeitbilder, welche mit ätzender Laune und oft sprudelnder Verve hingeworfen sind, eines Commentars. Auch sein eigenes Portrait, des „Polenfressers Jordan", liefert uns der Dichter. Und wieder anticipirt er ziemlich genau die Bismarck'schen Gedanken, welche 18 Jahre später Deutschland umgestalten sollten. Oesterreich sagt er, soll lieber aus Deutschland scheiden, als daß Deutschland darüber zu Grunde gehe. („Getheilt ist besser als zertrümmert.") Ferner plaidirt er für den Zollverein, schwärmt für ein deutsches Kaiserreich und die preußische Miliz ist ihm das Ideal deutscher Kraftentfaltung. Da bricht der Frankfurter Putsch los, Heinrich's theurer Freund, Fürst Felix, liegt ermordet auf der Straße, und dies bewirkt eine völlige Sinneswandlung Heinrich's. „Nur ein Gottesbild kann unser Volk verjüngen" ist fürder sein (und Jordan's) Wahlspruch. Lucifer will ihn nun in das Arsenal führen, aus welchem die modernen Titanen ihr ganzes atheistisches Rüstzeug holen.

Er geht mit ihm zu A. v. Humboldt, den wir im Gespräche mit Helenens Vater finden, welcher, durch Schaden klug geworden, zur Einsicht gelangt ist, daß mit dem crassen Materialismus nicht mehr auszukommen ist; der große Naturforscher soll ihm sagen, wie der Sturm, den er mit heraufbeschwören geholfen, wieder zu dämpfen sei. Die Darstellung von Humboldt's Kosmos-Ansichten ist reich an blendenden Schönheiten; natürlich hat er das Mittel nicht. Auch in einer allzulangen Auseinandersetzung mit Heinrich kann er diesen so wenig ändern, daß Heinrich vielmehr der Erde und der Tücke ihres Schöpfers flucht. Da bebt die Erde, Humboldt und Heinrich werden ohnmächtig, Agathodämon erscheint, der Wette gemäß die Herrschaft der Erde zu übernehmen. Was nun folgt ist eine leere Komödie, ein freventliches Spiel, das Jordan sich mit seinen Lesern erlaubt. Agathodämon richtet nun die von Lucifer Demiurgos überkommene Erde in seiner Weise schattenlos engelhaft ein. Er inaugurirt sein Reich mit Schiller's: „Seid umschlungen, Millionen!" In kürzester Zeit fangen die Menschen an, sich zu langweilen, denn da Niemand zu arbeiten braucht, so hat Niemand etwas zu thun. Man darf aber nicht vergessen, daß wir hier noch immer nicht Agathodämon's Welt vor uns haben, obwohl Agathodämon darin schaltet, sondern die von Demiurgos gebaute, und die Frage bleibt unerschüttert stehn: Mußte so viel Elend auf Erden sein, und hätte ein weiseres Wesen nicht auch eine bessere Welt geschaffen? Wenn zuletzt Heinrich-Agathodämon einsieht, daß es nichts ist mit dem Schlaraffenleben, wenn Lucifer wieder vom Bruder das Regiment erhält, so ist das nur billig. Der richtige Vollzug der Wette wäre die Vernichtung der actuellen Welt und das Hervorbringen einer neuen durch Agathodämon gewesen — abermals ein Mißklang.

Von jetzt an haben wir es freilich nur mit eitel Sphärengesang zu thun, aber ein süßlicher Weihrauch kitzelt unsere Nase und beklemmt uns den Athem in der Brust. Heinrich hat wieder allerlei ziemlich läppische Visionen, wird dann in den Himmel geführt, wo man ihm drei durch allerlei theologische Brimborien verunstaltete Stücke zum Besten gibt: den Prometheus des Äschylus, den Hiob und ihn selbst als Faustin, der den Schlingen des Doktor Wurzelreißer, des eingefleischten Materialisten, glücklich entgeht, welcher Wurzelreißer sich dann, wie die Phorkyade im zweiten Theil des Faust, als der leibhaftige Gottseibeiuns, als Mephistopheles entpuppt. Heinrich wird ein ehr-

samer Philister, er thut, was Goethe's Faust so stolz ablehnt, als Mephistopheles, der seinen Mann kennt, ihm dazu räth, er hält sich in einem engen Kreise und lebt mit dem Vieh als Vieh. Er wird Bauer, wird reich, pachtet sein ehemaliges, durch die Revolution in fremde Hände gegangenes Gut, bekommt seine Helene wieder; sein Schwiegervater, der mittlerweile auch mürb gewordene und zum Kreuz gekrochene Fürst, zieht zu ihm, er hat Kinder und Kindeskinder, den Enkeln erzählt er allerlei sinnreiche Märchen, stirbt gottselig, nachdem er das neue deutsche Kaiserreich geweissagt, worauf Lucifer die Wette gewinnt und die Beiden sich versöhnen, damit zum Lohne sie der Gottessohn am jüngsten Tage zum Vaterthron geleite — dies das Ende eines Epos, das so stolz, so mannestrotzig angefangen! Die Ereignisse des Jahres 1848, wo sein Gedicht bereits concipirt war, sind Jordan offenbar über den Kopf gewachsen, er hat in Folge dessen sein Mysterium umgewandelt, ist ins Lager der Conservativen geflüchtet und meint ernstlich, mit dreieiniger, christlich-germanischer Romantik die aus den Fugen getretene Welt wieder einrichten zu können.

Im Demiurgos thut Jordan's Geist einen gewaltigen Flug ins Universum und dessen Geheimnisse, fällt aber gleichsam wieder auf eine Kirchthurmspitze herab. Ihm fehlt der Glaube an die Kraft des reinen Menschenthums, das selbstständig und nur aus sich heraus immer neue und immer höhere Ideale erzeugt. Er vergißt in seinem romantischen christlichen Eifer sogar, daß die halbe Erde nicht christlich ist, oder vielmehr, er verachtet diese halbe Welt, weil sie dem Halbmond oder Buddha anhängt. So meisterlich er den Vers in allen nur denkbaren Formen, so virtuos und farbenprächtig er den Reim handhabt, die Tiefe der Empfindung fehlt ihm; bei all dem Erschütternden, das er vorführt, feuchtet sich nie unser Auge; so weit sein Geist, so eng sein Gemüth. In einem nur wird er nicht müde, obwohl gerade dieses Thema dem Gedichte völlig fremd ist: im Patriotismus. Er ist, seltsam genug, die starke Seite dieses Mysteriums, und was die starke Seite hätte sein sollen, das Ideenhafte und Symbolische, tritt im Verlaufe der Handlung immer mehr zurück. Von diesem Patriotismus muß aber Act genommen werden. Er ist zunächst prophetisch bedeutsam, wie ich schon oben gezeigt, und wie folgende Glorificirung der Hohenzollern beweisen mag. Der Teufel sagt:

„Ich weiß von meinen letzten Kriegen
Kaum einen schlimmern, dornenvollern,
Als den im steten Unterliegen
Ich kämpfte mit den Hohenzollern.
Sie fingen an vor tausend Jahren
Sich Gold und Länder aufzusparen,
Und gehn so eisern consequent
Von Sohn zu Sohn dieselbe Bahn,
Daß noch die Welt nichts Gleiches kennt,
Und mancher meint, des Hauses Ahn
Sei im Geheimen leben blieben
Und habe Jedes vorgeschrieben.
Sie waren anfangs winzig klein,
Doch glanzvoll fügt sich Stein zu Stein."

Wir werden aber in der weitern Epik Jordan's dessen Patriotismus eine noch viel ausgiebigere Rolle spielen sehen und die Frage wird an uns herantreten, wie weit in der modernen Poesie, in der Poesie des 19. Jahrhunderts, der Patriotismus überhaupt ein berechtigtes Element ist.

Noch möchte ich auf einen Umstand aufmerksam machen, der bei Jordan eine das Kunstwerk und die künstlerische Stimmung geradezu zerstörende Bedeutung gewinnt, das ist sein Ringen nach dem äußern Erfolg, sein rastloses Bemühen, seine Leistung auch von der Menge anerkannt zu sehen und daher den Bedürfnissen derselben eine über die Gebühr eingehende Berücksichtigung zu schenken. Dieß bedingt bei ihm ein fast fieberhaftes Horchen auf die jeweilige Zeitströmung und zwingt den Beurtheiler, immer das Titelblatt seiner Werke anzusehen und das Jahr des Druckes genau zu beachten. 1854 ist das Druckjahr des Demiurgos und das erklärt den ganzen verunglückten Aufbau. Sehnsuchtsvoller als je blickte damals der deutsche Patriot nach Rettung aus, die deutsche

Flotte war unter dem famosen Hannibal Fischer unter den Hammer gekommen. Jordan war bei dieser Flotte gewissermaßen persönlich betheiligt, sagt auch ganz unumwunden, daß er demnächst als zweiter Admiral werde angestellt werden, Heinrich sieht denn auch im Verscheiden das Meeresbanner der Hansa wehen und die Orlogsflotte stolz den Hafen verlassen. 1854 waren auch die Blüthetage der Reaction und Jordan, dessen Mysterium dem Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha gewidmet ist, hat denn auch stets mit den Intentionen der gekrönten Häupter in einer Art von Einverständniß gelebt. Nun vergesse man nicht, daß 1854 Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker auf dem Königsthron, der mit dem Ritter Christian Josias Bunsen für christlich-germanische Gesinnungen schwärmende und das Volksthum unterdrückende lebte und waltete, daher denn Jordan's Ringen nach einer christlichen Weltanschauung, die er selbst gar nicht besitzt. Denn Prachtschilderungen, hochtönende Redensarten, patristisch-spintisirende Nachweise, daß des äschylischen Prometheus Leidens-Uebernehmer (διάδοχος πόνου), daß des Job ganz unverfängliche Worte: „Ich aber weiß, daß mein Erlöser lebt," direkte Hinweise auf Jesus, Vorahnungen des Messias seien, darin besteht das Christenthum nicht, sondern in der seelischen Hingebung an den Erlösungs-Gedanken. Dieses Zeitgeistige und Zeitgeistliche bei Jordan ist etwas höchst Bedauernswerthes.

Trotz all dieser Cautelen und einschmeichelnden Maßnahmen schlug der Demiurgos nicht ein und doch hatte der Dichter namentlich um der Frauen Beifall geworben, wie er selbst in der Gebrauchsanweisung gesteht:

„Um jene traute Stunde wirbt
Mein Lied, in der der Kessel zirpt
Und China's Nektar braut.
Versucht, von holden Frau'n umringt,
Wie dann die Symphonie erklingt
Und fühlt euch mild erbaut."

Der Demiurgos ein Frauenliebling! Heutzutage eine Lächerlichkeit, war das schon vor zweiundzwanzig Jahren ziemlich gewagt und vielleicht ist diesem Streben die Koketterie mit dem Christenthum zuzuschreiben, womit man bei dem zarten Geschlechte immer einen Stein im Brett hat. Nun kamen andere Zeiten. Der elektrische Draht, die Eisenschiene und der Courszettel fingen an, weltbeherrschende Mächte zu werden. Die Ideale treten erst langsam in den Hintergrund und verschwinden dann gänzlich. Man liest keine Gedichte mehr. In Folge dessen thut man alles Mögliche, sie durch die gewagtesten Mittel an den Mann zu bringen. Der Buchhändler associirt sich mit dem Buchbinder, um das Büchlein, wenn auch ungelesen, doch im feinsten Saffian und mit den kostbarsten Verzierungen auf dem Salontisch aufliegen zu lassen, in Folge dessen entsteht eine ganz neue Gattung von Versen, die Goldschnittpoesie. Das Drama wird durch massenhafte Schnurr- und Birch-Pfeifereien für die Lektüre nicht nur entbehrlich, sondern einfach unmöglich. So verwandeln und verlarven sich Lyrik und Drama, für das Epos war die Verpuppung erst noch zu finden. Der politische Horizont zeigt das Aufsteigen des Hauses Hohenzollern, der Freiherr von Bismarck-Schönhausen entfaltet an Jordan's Geburtsstätte, dem Sitze des deutschen Bundestages, seine rastlose Thätigkeit, die Gothaer Partei, der Jordan schon im Demiurgos angehört, hat sich gebildet und greift stark um sich, und endlich wird durch die Anstrengungen Frauenstädt's und seiner Gesinnungsgenossen die Schopenhauer'sche Philosophie immer entschiedener das Lieblings-Studium der Gebildeten Deutschlands.

Alle diese Zeitverhältnisse und dazu noch den Umstand, daß den am Christenthum krankenden Friedrich Wilhelm IV. der nüchterne und seinen Vortheil klug erwägende König Wilhelm ablöste, daß die Christlichkeit stark abnahm in deutschen Landen und das Sphinx-Antlitz vom Neffen des Onkels immer unheimlicher grinste, alle diese Wandelungen muß man erwägen, um auch die Wandelung in Jordan zu begreifen. Zunächst also gilt es, dem Epos Stimme und Geltung zu verschaffen. Jordan, der seit einem Menschenalter vielleicht keinen Tag verstreichen ließ, ohne seinen Homer zu lesen, verfiel fast von selbst auf das Rhapsodenthum, auch beginnt ja ungefähr um diese Zeit das Wandervorlesen in Deutschland. Daß der Demiurgos keine Zugkraft besaß, lag zum großen

Theil in dem Abstracten des Themas, zudem forderten die Stimmungen des Tages laut und energisch eine Erweckung des nationalen Elements, wobei es vorderhand dahingestellt bleiben mag, ob der Poesie solche Aufgaben zugemuthet werden dürfen. Genug, Jordan, nach Simrock unter den Poeten der beste Kenner des germanischen Alterthums, versenkte sich mit aller Gluth der Begeisterung in die deutsche Ursage, welche an Gestaltenreichthum, an Mannigfaltigkeit und vielfache Verschlingung des Mythus und an tiefer Symbolik der hellenischen allerdings bedeutend nachsteht und beschloß das Nibelungenlied als Rhapsode zu erneuern und in die homerische Form das ganze moderne Zeitbewußtsein zu gießen („mit dem Zeichen der Zeit es preiswerth zu prägen") und durch eigenen Vortrag den gewonnenen Schatz zum geistigen Eigenthum jeder größeren Stadt des Vaterlandes zu machen. Wir alle haben dieses Unternehmen miterlebt, wie Jordan, anfangs verlacht, immer mehr Boden gewann, wie die Herzen der Jugend, insbesondere der Frauen, ihm zuflogen, wie er durchführte, was er schon dem Demiurgos gewünscht hatte, als er bat:

„... Begnügt euch nicht,
Nur durchzu sehen mein Gedicht,
Nein, lest es tönend vor,"

wie er sein Werk bis über den atlantischen Ocean, bis nach Californien hinübertrug, großen Ruhm einerntete, in seinen Ansichten immer bestärkter wurde, sodaß er sie in eigenen Arbeiten auseinandersetzte, und wie es jetzt über alle diese Dinge — vielleicht nur momentan — ganz stille geworden ist.

Gewiß ist es nun ein Wahnsinn zu meinen, die Dichtkunst sei fürs Auge oder auch nur vorzüglich fürs Auge, denn der ganze Eindruck gilt unmittelbar dem Ohr und durch das Gehör erst mittelbar den andern Sinnen. Ein Gedicht, das beim lauten Lesen nicht völlig bewältigt, darf keinen Anspruch darauf erheben, unter die Poesie überhaupt zu gehören. Hierbei sind jedoch noch zwei andere wesentliche Punkte in Betracht zu ziehen. In den homerischen Zeiten, wo Lesen und Schreiben auch dem Sänger fremde Dinge waren und die Menge nur aus dessen Munde vernehmen konnte, da hatte der Rhapsode nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht von Stadt zu Stadt und womöglich von Thüre zu Thüre zu ziehen, um sich allenthalben vernehmlich zu machen. Heutzutage ist der Procentsatz der mit einem Kreuz Unterzeichnenden ein verschwindend geringer; zudem gibt es fast kein Dorf, wo nicht mindestens der eine oder der andere sich befinde, der nicht recht anständig vorlesen könnte. Es hat also immerhin sein Mißliches mit Jordan's Weise überall persönlich zu erscheinen. Ferner ist gerade der Kern des Volkes, der deutsche Bauernstand, noch in Unkenntniß der neuen Jordan'schen Epen und wird es auch zeitlebens bleiben, denn wenn der Dichter sich auch entschlösse an den Hütten anzuklopfen, so hat doch der Bauer lange nicht den Bildungsgrad, der zum Verständniß dieser Gesänge mit ihren großen Voraussetzungen beim Lesen oder Hören gehört. Und nur der Bauer braucht einen eigentlichen Rhapsoden, nur für ihn ist der bloße Vorleser mit den leisen Nuancirungen und dem gleichmäßigen Ton derselben Stimme nicht genügend; er bedarf des Dolmetschers, der ihm die tieferliegenden Absichten des Dichters verlebendigt, seinem Gehör den Rhythmus verdeutlicht und ihm die Handlung, wenn auch nicht gerade in wirklicher Action, so doch durch stärkeres Agiren vor das Auge und vor die Seele bringt. Schon äußerlich also haben wir hier keine homerischen Rhapsodien vor uns und können sie nicht haben, die moderne Poesie entbehrt eben jener Einfachheit, welche der antiken eigen war, sie ist nicht mehr naiv und volksthümlich, sondern individuell und sentimental, wie ja auch selbst die meisten modernen Volkslieder einen gewissen sentimentalen Ton haben. Schon mit dem antiken Rhapsodenthum war ferner die Vorstellung verknüpft, wie etwa heute mit dem Bänkelsänger-Wesen, und ich kann noch heute den libellus de Homero nicht lesen, ohne über einige Stellen zu erröthen, wo Homer geradezu als Bettler behandelt wird. Unsere National-Oekonomie hat nun freilich den Erwerb beim Poeten geadelt; aber wenn schon für feinerfühlende Seelen das Buchhändler-Honorar eine leidige Sache ist, so möchte es beim Rhapsodiren noch mehr den ganzen Mannesmuth fordern, sich dazu zu verstehen, und es hat gewiß die volle Ueber-

zeugungskraft Jordan's von der Gerechtigkeit und Lauterkeit seines Thuns, das deutsche Epos nicht so sehr zu erneuern, als vielmehr ganz neu zu schaffen dazu gehört, daß er sich zu diesen Rundreisen mit allen ihren Mühseligkeiten ein Herz gefaßt hat.

Er ist darum jedenfalls doppelt bewunderungswürdig; denn wenn schon die Thatkraft an sich unsre Achtung herausfordert, so ist sie bei dem Geschlechte der Dichter, das über dem entzückten Schauen das lebendige Leben und dessen Erfordernisse ganz zu übersehen pflegt, eine fast phänomenale Erscheinung und gemahnt bei Jordan wirklich an die Poeten des griechischen Alterthums, die sich auf Schwert und Leier gleich trefflich verstanden. Allein das Rhapsodiren hat einen zweiten Uebelstand im Gefolge, der es mehr als überflüssig, der es in hohem Grade bedenklich erscheinen läßt. Auch das kleinste Gedicht hat nämlich seine Oekonomie, eine aus dem innersten Wesen desselben mit unabänderlicher Bestimmtheit hervorgehende Reihenfolge der Bilder, Gedanken und Empfindungen. Beim großen Epos tritt diese Oekonomie und die Unbedingtheit ihrer Forderungen noch viel entschiedener hervor. Nicht alle Gesänge können von gleicher Wichtigkeit, von gleich fesselndem Inhalte sein. Oft stimmt der Dichter absichtlich den Ton herab, um ihn am gehörigen Ort desto voller erklingen zu lassen. Das quandoque etiam bonus dormitat Homerus ist durchaus kein Tadel, sondern fast immer künstlerische Nothwendigkeit. Nun denke man sich aber einmal diese Rhapsoden-Abende. Es bedürfte deren mindestens fünf oder sechs, um ein Jordan'sches Epos mit seinen vierundzwanzig Gesängen vollständig vorzuführen. Und dies wäre auch eigentlich für einen modernen Rhapsoden durchaus nöthig. Denn da die Volksmasse dafür nun einmal keinen Sinn hat, den Gebildeten aber und den gebildet Thuenden nicht das einzelne Märchen, sondern die Verflechtung aller dieser Bächlein zu einem gewaltigen Sagenstrom anzieht, so müßte man auch das Ganze nach einander zu hören bekommen. Hat nun Jordan jemals ein solches Publikum gefunden? Wenn es geschehen, wird er an den fünf Fingern einer Hand abzählen können, wie oft es geschehen. Allein nur die wichtigsten Gesänge lesen, geht ebensowenig, es verschlüge das gegen die einfache Ehrlichkeit, weil der Hörer ja doch einen Einblick in den Aufbau des Ganzen bekommen soll. Der Dichter wird also gezwungen sein, gewisse größere Episoden, die in drei bis vier Gesängen fortlaufen, etwa für je einen Abend zu bestimmen. Nun kennt man wohl ein solches Publikum. Die Damenherzen insbesondere wollen immer in Spannung sein. Der Rhapsode muß also Alles aufbieten, um die Aufmerksamkeit immer rege zu erhalten; er muß die Charaktere so modeln, das Geschehene so erzählen, daß ein gewisser Effect nicht ausbleibt, kurz er kann jene Einfalt und Natürlichkeit nicht wahren, welche die höchste Zierde des Gedichtes und vorzüglich des Epos bilden. Ich werde Gelegenheit haben, diesen schwerwiegenden Fehler in der epischen Composition Jordan's nachzuweisen.

Das ganz Eigenthümliche und, ich darf wohl hinzufügen, das Absonderliche in Jordan's Auftreten kennzeichnet sich auch in der zu seinen Epen gewählten Versart, in dem oft bewunderten und noch öfter bespöttelten Stabreim. Ich möchte hier weder enthusiastisch noch ironisch sein, sondern die Sache ruhig untersuchen. Wir besitzen für den epischen Vers die mannigfachsten Formen und Gestaltungen: da ist der altindische Slokas und Firdusi's gereimte Doppelzeile, der homerische Hexameter und die danteskische Terzine, die ottave rime der Italiener und des Camoens und Milton's reimloser fünffüßiger Jambus oder die spanische, ebenfalls reimlose, trochäische Dipodie, der Stabreim der Edda und des Heliand, die Nibelungenstrophe und die kurzen Reimpaare der Minnesänger; Byron hat die letztere Weise in den kleinern Erzählungen, zum Child Harald verwendet er die Spenser'sche Stanze, endlich wäre noch der paarweise gereimte französische Alexandriner und Zehnsilbenvers (in welchen beiden Voltaire in Henriade und Pucelle Muster geworden ist) zu nennen. Die Auswahl ist also eine unendlich reichhaltige. Jordan wähnte nun, der altnordische Stabreim, in welchem auch noch drei oder vier althochdeutsche Gedichte abgefaßt sind, sei auch eine nationale Form für uns, zugleich fordert er mit einigem Recht für das Epos einen Vers, der, wie der Hexameter, der mannigfaltigsten Abänderungen, der wechselvollsten Ausgestaltungen und des beliebigen Abbrechens in der Mitte fähig sei. Den Hexameter selbst verwirft er als für uns unpassend,

und ich glaube, Mörike sagte es, daß ein Vers, in welchem das Wort Vaterland nicht vorkommen kann, niemals in Deutschland Achtung finden werde. Nun kann aber ein Vers sehr geschmeidig, sehr wohlklingend, kurz sehr zweckmäßig sein und seine Brauchbarkeit dabei doch in Frage stehen, weil — nun weil das Volk ihn eben nicht mag. Der Stabreim ist den Deutschen noch in ein paar sprichwörtlichen Redensarten geblieben, aber auch die gereimten sind nicht selten, ja aus der Urzeit des Stabreims, da Wuotan dem Räuber die Otter mit Gold stopfen und sie überdies ganz mit Gold bedecken mußte, ist uns das gereimte „Hülle und Fülle" geblieben. Das Christenthum hat nun einmal den Reim für uns unentbehrlich gemacht und Jordan gebärdet sich als eifriger Anhänger dieses Christenthums, bei dessen Prophezeiung durch die Seherin Oda es ihn auf einmal anheimelnd überkommt und er in wahrhaft barbarischer Weise mitten unter 15—16,000 Stabreimen in die nicht gerade schönen, aber ganz regelrechten veritabeln Reime ausbricht:

„O Meister der Milde,
Die wüthende, wilde
Und herzlose Hilde (= Kampf)
Verbannt dein Gebot;
Ihr Schwert birgt die schwache —
Nicht wieder erwache
Zum Rasen der Rache
Der Neid und die Noth."

Reim und Stabreim in einem — es gehört ein starkes Trommelfell dazu, das zu ertragen. Durch eine Unzahl der wundervollsten Volkslieder ist der Reim bei uns so eingebürgert, daß kein Stab und kein Stecken ihn je vertreiben wird. Man dichte nur ein Heidenröslein in Stabreimen, man denke sich „Ueber allen Gipfeln" in dieser Form und man wird einen rechten Ingrimm vor ihm bekommen.

Andererseits ist der Stabreim von Jordan, da wo in ihm selbst nicht ein unübersteigliches Hinderniß liegt, unleugbar mit virtuoser Kunst verwendet worden. Ich sage, daß im Stabreim selbst oft eine empfindliche Störung des Wohllauts liegt. Die deutsche Sprache hat nämlich selbst einem deutschen Organ spröde widerstehende Consonantengruppen und ist in onomatopoetischen Wörtern, die bei den Griechen so wonnig schön klingen, meist sehr unglücklich. Wo nun diese beiden Uebelstände zusammentreffen, da ist Jordan's Stabreim unerträglich. Man vergleiche nur die Musik der homerischen Verse, da wo des Thersites Körpergestalt geschildert wird und die Stabreime, in denen Hagen's Häßlichkeit zum Ausdruck kommt — sie sind von grauenerregender Scheußlichkeit, und wenn irgend etwas, so ist dies unkünstlerisch. Doch ich komme da schon in die Gedichte selbst hinein und die Hauptsache ist doch zuvörderst, das Verhältniß derselben zum Nibelungenliede herzustellen.

Jordan ist kein Bewunderer dieses unsres mittelalterlichen Volksepos, offen gestanden, ich auch nicht, wenigstens nicht in dem Maße, daß ich in ihm eine deutsche Ilias sehen möchte, wie unsre Literarhistoriker zu thun pflegen. Ich will die Mängel desselben hier kurz anzudeuten versuchen. Der erste Theil, Siegfried's Tod, hat eine so fröhliche Grundstimmung, daß die Katastrophe darin fast als etwas Nebensächliches erscheint. Gastmähler und Gelage, Jagden und pomphafte Aufzüge haben den Sänger offenbar am meisten angezogen; indessen hat die Charakterzeichnung trotzdem Mark und Saft, jede Gestalt tritt einfach und mit scharfausgeprägter Plastik vor uns, so daß wir die Züge derselben nie mehr zu vergessen im Stande sind. Freilich heißen die einzelnen Gesänge nicht umsonst Aventiuren, denn nur das Abenteuerliche interessirt eigentlich den Dichter, nur das Außerordentliche möchte er seinen Hörern vorbringen und je wunderbarer und unbegreiflicher, desto besser. Nun gehört das Wunder gewiß recht eigentlich in das Epos, aber über dem Wunder darf unsere rein menschliche Theilnahme nicht erkalten. Homer entfaltet in dieser Hinsicht einen wahrhaft staunenswerthen Feinsinn. Sein Diomedes ist sogar den Göttern überlegen, sein Hektor rührt uns bis zu Thränen durch seine hingebungsvolle Seelengröße. Wie stehts nun aber mit Achill? Seine Mutter hat ihn in das Wasser des Styx getaucht, er ist unverwundbar bis auf die Ferse, wie Siegfried gehörnt ist bis auf die eine Stelle am Rücken. Das weiß jeder Schuljunge; was aber

unsre Schuljungen nicht wissen und worauf man sie aufmerksam zu machen vergißt, das ist die wichtige Thatsache, daß im Homer von dieser Unverwundbarkeit Achill's kein Wörtchen steht. Und mit gutem Bedacht! Denn in dem Augenblicke, wo wir ihn gefeit sehen, wo er uns als hieb- und stichfest bezeichnet wird, ist auch alle unsre Theilnahme für ihn dahin. Homer ignorirt daher diesen Mythus ganz; aber er hört nicht auf, die Thetis klagen zu lassen, daß ihr herrlicher Sohn nicht lange leben werde, Achill weiß es, seine beiden Rosse weissagen ihm seinen baldigen Untergang, aber ein früher Tod ist ihm lieber als ein ruhmloses Dasein und das gewinnt ihm unsre Herzen. Siegfried dagegen macht uns durch keine Heldenthat erstaunen, denn er thut keine, da er, solange die tödtliche Stelle nicht kund geworden ist, sicher ist, jede Gefahr bestehen zu können. Hebbel's Hagen sagt daher mit Recht, daß er ein Drache ist und daß man Drachen todtschlägt. Trotzdem ergreift uns sein plötzliches Schicksal, weil wir im Kampfe des Trefflichen gegen die Hinterlist immer auf der Seite des erstern sind. Auch Krimhilde bleibt uns von Anfang bis zu Ende sympathisch, nur im zweiten Theile ist uns die Umwandlung des lilienzarten Wesens in eine Furie zwar nicht unbegreiflich, aber wir wollen doch sehen, wie sie's allmälig wird, wir wollen im Gedichte nichts Unvermitteltes. Darum können wir auch Brunhilden's plötzliches Verschwinden nicht fassen, sie hat eben ihre Schuldigkeit gethan und der Nibelungen-Dichter kümmert sich nicht weiter um sie. Dem zweiten Theil, der jedenfalls einen andern Dichter als der erste zum Verfasser hat, leidet weniger an solchen Gebrechen, das Wunderbare spielt fast gar keine Rolle darin, aber dafür umgibt uns eine Blut- und Leichen-Atmosphäre, die uns immer qualvoller wird, je tiefer wir eindringen, das sind Schlächtereien aber keine Kämpfe.

Jordan hat sich den Stoff nun so zurechtgelegt, daß er zwei mächtige Epen, ungefähr von dem Umfange und dem Inhalte der homerischen, daraus macht. Siegfried's Tod behandelt er in der „Sigfridsage“, Krimhildens Rache in „Hildebrand's Heimkehr“. Mit richtigem ästhetischem Gefühle ist die Färbung der beiden Heldengedichte derjenigen der zwei Theile des Nibelungenliedes ganz entgegengesetzt. In der Siegfriedsage erfüllten schwere Ahnungen unser Gemüth. Im Anfang von sonniger Heiterkeit, verwickeln sich die Verhältnisse immer unlöslicher, immer drohender, bis der Tod uns für die betroffenen Theile fast wie eine Erlösung vorkommt. Dagegen herrscht in Hildebrand's Heimkehr die Stimmung der Odyssee, das Entsetzliche und Gräuelvolle ist nur episodisch behandelt und wird uns nur abgeschwächt durch Wiedererzählung vorgeführt. Bunte Reisebilder ziehen an uns vorüber und zum Schlusse findet sich ein altes Paar wieder und ein junges reicht sich zum Lebensbunde die Hände.

Haben wir an der Sigfridsage eine deutsche Ilias gewonnen? Ein Dichter wie Jordan wollte nichts Geringeres leisten. Man könnte fast meinen, Homer sei noch überboten, denn Siegfried ist Achill und Hektor in einer Person, er hat die Heldenkraft des Göttersohns und den Gemüthszauber vom Gemahl der Andromache. Näher besehen stellt sich die Sache aber ganz anders. Die Ilias athmet Kampflust und freudigen Stolz persönlichen Mannesmuthes; Homer ist ganz und gar national, ohne ein einziges Mal die Griechen zu loben, höchstens versteckt und nie in direkter Weise thut ers, wie wenn er die Trojaner mit Lärm und Getöse, die Griechen still und besonnen in den Kampf gehen läßt, ein Zug, den, wenn ich nicht irre, erst Lessing's Scharfblick entdeckt. Jordan aber hat gar nicht Siegfried, sondern wie immer das deutsche Volk vor Augen. Gleich im Anfang spricht er zu seiner Göttin:

„Doch sorge Du jetzt, o göttliche Sage,
Du des deutschen Stammes unsterblich Gedächtniß,
Daß endlich entfesselt das erste der Völker
Vom tiefen Schlummer zur Schlachtenthatkraft
Vereinigt aufsteht, auch gegen den Erdkreis
Sich den Thron zu ertrotzen, um den es betrogen ward(!).“

Und die Antwort lautet:

„Bevor du dein Lied noch völlig vollendet,
Werden geworfen die eisernen Würfel.

Die stärkende Noth des Stammes naht schon:
Wenn Heil und Hilfe nur Helden verheißen,
Erweck' ich aus uns den Weltüberwinder."

Durch dieses gleichsam deductive Verfahren, die modernen Empfindungen in das Schemen hineinzudestilliren, wie Wotan und Loki das Gold in den Balg der Otter stopfen, wird dieser Siegfried ganz wesenlos, denn es werden ihm alle edeln Qualitäten auf den Ehrenscheitel gehäuft. Er ist der erste der Menschen, wie das deutsche Volk das Volk der Völker, er hat bei der Seherin Oda die Runen gelernt und besitzt daher nicht nur eine eiserne Faust, sondern auch eine ungeheure Intelligenz. Er schwärmt für Natur und hat ein weiches Herz, dabei ist er von kolossaler Mordlust in der Jagd und verschont doch den Hirsch, dessen Fleisch er auch bei der Tafel nicht berührt, weil eine Hirschkuh ihn, das Findelkind, gesäugt hat; gegen seinen Pflegevater, den häßlichen und zwerghaften Schmied Mime, bewahrt er eine rührende Anhänglichkeit. Soweit wäre der Charakter noch ziemlich entschieden, obwohl schon ein wenig von moderner Sentimentalität angekränkelt und ein gelehrter Held noch viel seltsamer ist als ein heroischer Gelehrter. Nun aber ist Siegfried den Frauen gegenüber, wenn ich den Ausdruck mir erlauben darf, eine Art von platonischem Don Juan. Brunhilden sieht er und gleich macht er ihr den Antrag, sie zu ehelichen, um sie dann aufs bitterste zu verrathen. Hier ist Jordan dem Irrsterne der Edda gefolgt, wo Sigurd's trauriges Ende durch diese Schuld erklärt wird. Der mittelalterliche Nibelungendichter ließ diese Sage wohlweislich unbeachtet, denn ohne alle Aesthetik sagte ihm die gesunde Empfindung, daß sein Held durch diesen Mangel an Treue viel, wenn nicht Alles verliere. Ebenso hat er eine zärtliche Neigung für die vermählte Königin Hulde gefaßt, aber er verleitet sie nicht nur zu keinem Treubruch, sondern mag auch die verwittwete nicht, weil man sonst doch denken könnte, er habe sie früher geliebt. Und er hat sie geliebt! Ein solcher Mann ist kein epischer Held, sondern gehört in den Roman. Geradezu komisch aber ist es mit seiner Ländergier. Er könnte ja Alles haben, denn was vermöchte ihm zu widerstehen. Er war auch überall (selbst in Amerika!) aber er kehrt immer nach Deutschland zurück. Da käme es denn nur auf ihn an, es ganz zu erobern; allein dazu ist er zu gewissenhaft, er will keinen ungerechten Krieg. Und doch schmerzt es ihn, daß er nur ein Findling ist, daß keine Krone auf seinem Haupte funkelt. So wartet er denn, bis ihn jemand beleidige, denn er ist sehr jähzornig und in der ersten Wuth schlägt er alles nieder. Unglückseligerweise ist er aber hinwiederum sehr versöhnlich und so bleibt er immer der Ohneland, der „lange Lümmel", wie Hagen ihn nennt, der deutsche Michel, wie Jordan ihn wohl intentionirt hat! Dieser Siegfried ist also durch und durch ein Weiberheld und steht weit zurück hinter dem Helden des alten Nibelungenliedes, der fest und kernhaft dasteht und für das Ausplaudern eines Geheimnisses an sein ebenfalls ausplauderndes Weib fällt, aber durch Tücke, so daß er immer unser ganzes Herz besitzt.

Ebenso ist die Krimhilde des alten, von Jordan verschmähten National-Epos lieblich und ergreifend auch in ihrer Thorheit, sie wird nach dem Zerwürfnisse mit Brunhilden von Siegfried zerbläut und das vertragen wir allerdings nicht mehr, aber sie steht in wohlthuendem Contrast zu Siegfried, und durch ihren Traum von den zwei Aaren und Bergen, durch das wundervolle Gleichniß vom „liehten mâne" steht sie zauberhaft schön und unverwischbar in unsrer Erinnerung. Jordan hat alle diese poetischen Züge, die Träume, das Gleichniß, getreulich benützt und steht doch tief unter dem alten Dichter. Er hat eine moderne Zierpuppe aus ihr gemacht, und diese Gestalt ist durch die Einflüsse des Rhapsodenthums vielleicht am meisten geschädigt. Sie kann sticken und malen und hat für die Kohle, mit der sie malt, um das Händchen ja nicht zu beschmutzen, eine gar elegante Handhabe aus Horn. Horand, der Harfner, hält sich am Hofe auf, er singt sehr schön, und sogleich beißt der verliebte Pensions-Backfisch in den Köder, sie stickt ein Harfenband für ihn und bringt eine gar sinnige Zeichnung hinein, dabei singt Horand von Siegfried, dem der Schatten der Mutter erscheint, und ihr Herz pocht in lauteren Schlägen und schon jetzt ist ein Schwanken in ihr zwischen dem Lindwurmtödter und dem Sänger desselben, der gewiß nicht minder groß ist, da er

„Diese Gestalt zu dichten verstanden,
Und in ihr doch gewiß nur vom eigenen Wesen
Als Bild offenbart das Höchste und Beste."

Wir werden nicht darüber belehrt, was sie so tief bewegt, aber es heißt unmittelbar darauf:

„Was es auch war, sie wählte nun plötzlich
Für des Harfenbands Mitte ein anderes Muster.
Bisher war's ein Kranz, nun ward's eine Krone,
Eine Harfe darunter, doch ruhte geringelt
Ein furchtbar drohender feuriger Drache
Unbezwingbar trennend im Zwischenraume."

Man sieht, der Backfisch formirt sich! Natürlich schwindet aller Zweifel, wie Siegfried kommt und der Hofmeister Horand bekommt und nimmt seinen Abschied. Nach der Vermählung ist Krimhilde gleich wie alle diese Fräulein eine vollendete Dame, versucht den Pantoffel über dem Manne zu halten, stachelt seinen Ehrgeiz, entlockt ihm sogar das Geheimniß von Brunhildens Brautnacht. In unserm Nibelungenliede geht das Alles hinter der Scene vor, Krimhilde weiß nun einmal darum, und damit basta. Aber in der Sucht, alles zu motiviren, bekommen wir Gardinenpredigten zu hören und Siegfried verliert wie Krimhilde viel bei uns. Den Zank der Königinnen gibt das Nibelungenlied schlicht und wahr. Jordan tüftelt auch hier mit allerlei Motivirungen, bringt prachtvolle Scenen zu Stande, aber die Wahrheit leidet außerordentlich darunter. Krimhilde will im Nibelungenliede den Vortritt in die Kirche; es ist ein Eigensinn, der sie nach der Ereiferung mit der Gegnerin plötzlich befällt, sie flackert in wildem Zorn auf, und alles ist verrathen. Das ist eine momentane, aber menschliche Verirrung, ihr lichtes Bild wird dadurch keinen Augenblick bei uns getrübt. Ganz anders Jordans Krimhilde. Der Vortritt in den Tempel zur Feier des Balderfestes ist bei ihr beschlossene Sache, sie fordert ihn von Gunther und droht, alles zu verrathen, wenn es ihr nicht gewährt wird. Man bewilligt ihr die Forderung auf das Bereitwilligste. Ihr Ehrgeiz ist befriedigt. Da bekommen wir aber noch einen Auftritt, einen der glänzendsten glorioseſten des ganzen Gedichtes, wie Krimhilde und Brunhilde gemeinsam ein Bad nehmen und dabei wilder und heftiger als je an einander gerathen — das ist vollkommen möglich, aber dann ist Krimhilde eine Furie, noch bevor der Verrath an Siegfried sie dazu macht, und wir können ihr unmöglich hold sein.

Müssen so die beiden Figuren Siegfried und Krimhilde, für ganz verfehlt erklärt werden, so wäre dagegen die Brunhilde beinahe völlig gelungen, wenn durch das fatale Rhapsodiren Jordan nicht allerlei Lichterchen aufgesetzt hätte, in allerlei Kleinmalerei verfallen wäre, die wiederum den epischen Styl auf das empfindlichste verletzen. Hier hat Jordan eine wesentliche Besserung am alten Nibelungenliede vorgenommen. Seine Brunhilde ist ein grandioser Frauencharakter, wie ihn höchstens noch Shakespeare in der Lady Macbeth und Aeschylos in der Klytämnestra hervorgebracht haben. In ihr hat Jordan seinen schon im Demiurgos verlautbarten Gedanken von der Zuchtwahl verwirklicht. Jordan scheut sich nunmehr nicht, das Wort selbst auszusprechen:

„Denn Zuwachs durch Zuchtwahl für alle Zeiten
Lautet die Losung, nach der wir leben."

Und Brunhilde spricht das herausfordernde Wort:

„. . . . . . Siegfried der König
Wird Brunhild's Gatte; von deutschen Gauen
So viel uns gefällt erobern wir ferner
Und erzeugen in Züchten die Erben der Zukunft,
Das Maaß der Menschheit durch unsre Minne
Steigernd und stärkend, daß demuthsvoll staunend
Vor unsern Enkeln sich beuge der Erdkreis.
Sie sollen noch herrschen in wachsender Hoheit
Und edler Güte, wenn die Götter vergangen."

Die Schuld Siegfried's, der dieses hohe Weib verläßt, um eine Krimhild sein zu nennen, erscheint daher ungeheuer. Sie ist voll rasenden Schmerzes, da sie hört, daß

ihr Siegfried untreu geworden ist. Freilich ist ihre Forderung, daß er ihr eine Krone bringe, er, der sie erlöst und ihr ihr Reich zurückerobert, ziemlich läppisch. Das kommt von der leeren Motivirsucht Jordan's, wo gar nichts zu motiviren ist. Denn Siegfried hat sich nun einmal gebunden und nichts kann solchen Treubruch rechtfertigen. Als durch Hagen's und Siegfried's List Gunther sie gewinnt, den sie anfangs verabscheut, fügt sie sich willig. Freilich hat auch hier Jordan seinen Dämchen zu Liebe aus Brunhild eine nordische Turandot gemacht und neben der Muth- eine Kopfprobe dem Werber Brunhildens aufgegeben, drei spitze Räthsel, die ihm einen recht hübschen Gesang einbringen, ihn aber wieder tief unter seinem Vorbilde Homer erscheinen lassen, der durch ein viel wohlfeileres Mittel im Schild des Achill die lieblichsten Bilder in sein Epos zauberte als Jordan durch diese unberechtigte und heillose Modernisirung eines so großartigen antiken Charakters. Wie sie hinter die Täuschung kommt, in deren Ergebniß sie sich mit hohem Duldersinn gefügt, da ist sie nach der ersten aufschäumenden Wuth ruhig und gefaßt und nur bemüht, Krimhilden zum Geständniß zu bringen. Dann plant sie mit Hagen, der hier ganz als ihr untergeordnetes Werkzeug erscheint, den Mord Siegfried's. Wieder läßt Jordan, um die zarten Seelen in süßer schwebender Pein während des Rhapsodirens zu halten, sie in sich gehen. Siegfried läßt sie durch ihr schwächliches Kind Helgi, das sie ihn streicheln sieht, um Verzeihung bitten, ehe er zur Jagd reitet. Sogleich entschließt sie sich, ihn zu retten. Spannungsvoller Moment! sie reißt das Fenster auf, eilt ihm zur Ueberfahrt nach, will sich in den Strom werfen und ihm nacheilen — alles umsonst! Alles eitle Gaukelei! füge ich hinzu und des Epos unwürdig, das bestimmte, unveränderliche Entschlüsse braucht und die Seelenfolter der Romanciers oder der Intriguen-Dramen perhorrescirt. An Siegfried's Leiche ist sie wieder sie selbst, hier feiert Jordan einen wahren Triumph über das alte Nibelungenlied. Brunhild verschwindet nicht, sie tritt zu Krimhilden, klagt mit ihr, bittet sie um den Tod, versöhnt sich zuletzt mit ihr und hier spricht Jordan den großen buddhistischen Gedanken des tat tvam asi, Schopenhauer's erhabene Lehre von der Täuschung des Willens durch das principium individuadionis in den wundervollen Versen aus:

„Und hinunter ins Nachtreich der nichtigen Schatten
Versank vor der Seele Brunhildens der Selbstschein,
Die qualvolle Lüge der Larve des Lebens,
Der Traum des Tropfens, der sich getrennt hat
Vom ewigen Urquell: er sei nun was Eignes,
Er könne sich mehren ohne zu mindern,
Er könne verletzen ohne zu leiden,
Er könne zerstören ohne zu sterben,
Morden und martern ohne Mitpein,
Er dürfe verdammend in heillosem Dünkel
Zum übrigen Dasein „Du" nur sagen,
Ohne daß ächzend die Antwort laute:
Ich, das Urall, bin in dir wie außen;
Unheil aber ist eigenes Elend,
Und wo du folterst, da mußt du fühlend
Die Bosheit büßen; denn Alles bist du."

Und das Schlachtroß Grani besteigend, sprengt sie in den eben angezündeten Scheiterhaufen Siegfried's, tödtet das Götterpferd, bohrt dann den Balmung in die eigne Brust und verloht mit Siegfried, der ihr im Leben unerreichbar geblieben.

Von viel geringerm Gehalt ist Jordan's Hagen, der direct von der Hölle abstammt und ein bewußter Bösewicht ist, während Jordan's glücklicherer Vorgänger vor achtehalbhundert Jahren lange nicht so viel Mythologie verstand wie der Rhapsode der Gegenwart und aus Hagen ein Wesen von inponirender Kühnheit und eisenfestem Charakter machte. Eigenthümlich unserm Epos ist Mime, der deutsche Chiron, dessen erstes Erscheinen große Erwartungen erregt. Zuletzt aber vertritt er immer mehr ein Element, das aus dem großen Epos billig ganz verbannt sein sollte. Er spinnt überall hinter Siegfried's Rücken die abgefeimtesten Kabalen in der besten Absicht, denn Siegfried ist viel zu idealisch, um sich auf seinen Vortheil zu verstehen. Ein Hauptmoment seiner

vielgeschäftigen Thätigkeit ist herauszubringen, woher das Findelkind Siegfried stamme. Hier entwickelt Jordan eine ganze Historie, die sich wie ein Stück aus dem Pitaval liest, eine wahre Criminalgeschichte mit geheimen Treppen, mit Mine und Gegenmine seitens des klugen Schmiedes und Hagen's, mit Wahnsinns=Scenen, Ueberlistungen und Ueberraschungen, mit der erpichtesten Spionage, schleichender Geheimthuerei und halsbrecherischer Einschleicherei, so ein Eugène Sue'sches Nachtstück, das sich im Epos ausnimmt, wie ein Frack im Anzuge Siegfried's und das Jordan mit allem Raffinement ausgeklügelt hat, um seinen zarten Zuhörerinnen das Gruseln zu lehren und ihnen den Beweis zu liefern, daß man auch außerhalb der Leihbibliotheken beim Rhapsoden höchst schreckhafte und dabei so amüsante Dinge erfahren könne. Das Königshaus der Burgunden hat durch Jordan's Darstellung nichts gewonnen, Gunther ist nur noch viel nichtssagender, je großartigere Reden von der Zuchtwahl und der Bedeutung des Dichters ihn Jordan im Munde führen läßt. Endlich wäre noch Horand der Harfner zu erwähnen, in welchem Jordan den Dichter in seiner höchsten Erscheinung verkörpern wollte. Es ist eine Art verkappter Jordan, wenn man genauer zusieht. Es treffen Jordan's gute Seiten dabei zu, wie man z. B. von manchem Gesang Jordan's sagen kann, was Gunther zu Horand, daß er seine Kunst kennt und versteht, leibhafte Formen und leuchtende Farben mit der Stimme vorzutäuschen und die Ohren in Augen umzuwandeln. Anderes scheint mir bedenklicher, so wenn Horand sich rühmt, durch seine Rhapsodien sich ein bedeutendes Vermögen erworben zu haben, sein gebührendes Maaß von dem Marke der Erde; ich denke, es soll bei der glorreichen Ausnahme bleiben, die Jordan in dieser Hinsicht gemacht hat und es stände schlimm um unsere Literatur, wenn sein Beispiel Nachahmung fände. Und wird man es glauben? Horand wird auch decorirt. Ja, ja, er bekommt einen wirklichen Orden ganz feierlich und mit allen den üblichen Anhängseln von Sr. Majestät König Gunther von Burgund. So ist zu lesen bei Jordan:

„Er trat zu Horand, nahm sich vom Halse
Die goldene Kette mit Gibich's Bildniß
Hakte dies ab und schmückte den Harfner:
Mein Bild sollst du tragen an diesem Bande."

So oft ich Jordan rhapsodiren sah, trug er ein rothes Bändchen im Knopfloch — Honny soit qui mal y pense; aber bei der eben citirten Stelle sah ich ihn im Geiste wieder und mit dem Bändchen.

Es ist nun Zeit, von der Compositionsweise der Siegfriedsage im Ganzen und Großen zu sprechen. Auch Jordan ist so wenig wie der alte Dichter im Stande, sie von der Nibelunge Noth völlig zu trennen, denn der Zauber, durch den Siegfried selbst ein Nibelung wird, der Antwaranaut, wirkt noch im zweiten Gedichte fort, während bei Homer Ilias und Odyssee künstlerisch vollkommen von einander losgelöst sind. Jordan hat dies auch gefühlt und die Zusammengehörigkeit seiner zwei Epen noch besonders damit betont, daß er Etzel's und des Frankenkönigs Heranrücken schon in der Siegfriedsage ankündigt, Siegfried's Tochter Schwanhild und ihr einstiges Schicksal bereits andeutet, den Keim der Rache tief in Krimhildens Brust im Anblick der Leiche Siegfried's senkt und auch von einer Statue Apoll's spricht, die eine römische in Siegfried verliebte Kaiserin nach dem Ebenbilde Siegfried's, als er sich eben in Italien aufhielt, anfertigen ließ, ja daß selbst Hildebrand wie bei den Haaren hereingezogen wird. Sinnig vergleicht Jordan sein Epos mit dem Rheine, an dessen Ufern der Schauplatz der Sage ist. Wie der Rhein aus vielen Bächen zusammenrinnt und erst nach längerm Laufe breit und ruhig dahinfließt, so sind die ersten zwölf Gesänge noch ziemlich elementar und vorbereitend und erst in der zweiten Hälfte hat das Gedicht einen festen Schritt und beschleunigten Gang. Die Diction ist mit großer Sorgfalt behandelt und wenn er bei besondern Anlässen den Stabreim=Vers in seine zwei Theile zerlegt, gelingen ihm meist Lieder von großer Gedankentiefe, wie z. B. der Gesang der Nornen, und von zarter Gefühlsinnigkeit, so namentlich das Balderlied. Die höchste Schönheit concentrirt sich in den letzten vier Gesängen, gegen welche die frühern großentheils matt erscheinen, worin Jordan sich wieder von seinem Vorbilde Homer sehr zu seinem Nachtheile unterscheidet. Die Zeit

ist die heidnische, im Nibelungenliede bekanntlich die christliche. Und wie übel kommt das Christenthum in der Siegfriedssage weg! Das Kreuzchen nämlich, welches Hagen Krimhilden an Siegfried's Anzug da zu nähen beredet, wo er sterblich ist, will er am Hofe König Etzel's bei einem gefangenen Griechen gesehen haben, der dadurch verzaubert und allen Versuchen, ihn umzubringen, unzugänglich geblieben sei. Und dieses Kreuzchen wird zum Verrath an dem Helden, der das Volk der Völker versinnbildlicht. Durch das Christenthum — einen andern Sinn vermöchte ich wahrlich dieser gewiß nur symbolischen Zwecken dienenden Erfindung nicht unterzulegen — wurde das deutsche Volk an seiner Wurzel getroffen und für Jahrtausende gelähmt. Aber welche Umwandlung von Jordan's so streng christlicher Gesinnung in einer verhältnißmäßig so kurzen Zeit! Mit Vorliebe betreibt er die Göttermaschinerie von Walhall und wie mich dünkt sehr zum Nachtheile des Gedichts. Denn schon dem Nibelungenliede ist es gelungen, das Gedicht auf rein menschliche Grundlage zu stellen und Jordan's antiquarische Fundamentirung ist daher ein Rückschritt. Jordan hat noch vom Demiurgos her die Schrulle vom unentbehrlichen Gottesbilde im Kopfe, nur paßt ihm der christliche Gott nicht mehr, daher muß Wodan Betrachtungen über das Verhältniß von Nothwendigkeit und Zufall im Weltlauf anstellen, darum sind Wodan und Loki geheimnißvoll mit einander verbunden wie Lucifer und Agathodämon im Demiurgos, darum kann nur selbstlose Liebe den der Hela Verfallenen nach Walhall emporretten und was der ziemlich überflüssigen Mythosopheme mehr sind. Selbst der ausgezeichnete letzte Gesang ist dadurch ganz verdorben, daß Brunhild, da sie Krimhilden nicht zur Versöhnung bewegen kann, den Schatten Mime's heraufbeschwört, der dann zur Versöhnung räth. Ich erachte also dafür, daß die ganze Geschichte mit dem Fluche, der auf dem Antwaranaut ruht, mit dem Wielantsgürtel hätten wegbleiben dürfen, ohne daß der epische Gehalt dadurch verringert worden wäre. Gürtel und Ring sind ohnedies eine unnütze Vermehrung der Vehikel, und der Gürtel ist außerdem ziemlich bedeutungslos, da er zuletzt gar nicht als die eigentliche Zauberkraft Brunhildens angesehen wird. Echt episch ist dagegen das Ausmalen der Handlung; hierin hat Jordan seinem Homer etwas abgelernt und hundert Stellen, wo selbst ein nicht gewöhnlicher Poet die Sache mit „er ging", „er trank" u. s. w. abgefertigt hätte, geben diesen einfachen Verrichtungen ein klares dichterisches Gepräge durch die lebendige Schilderung jedes einzelnen Zuges. Die Wandlung Fafner's in einen Drachen ist von einer Meisterschaft als hätte der Dichter der Metamorphosen sie gemacht. Sehr beklagenswerth ist bei dieser vollendeten äußern Technik die kleinliche Filigranarbeit, durch welche Jordan die statuarischen Gestalten zu modernen Figürchen herabdrückt und an zahllosen Orten das Schöne durch das Interessante verdrängt, sich in spielenden Allegorien verliert, wie in dem sonst so köstlichen Ritt Siegfried's auf den Hinderberg, der ohne diese Verunzierung mit dem Zauberwalde im befreiten Jerusalem wetteifern könnte. Durch diese Mißgriffe bekommt ein für die Unsterblichkeit beabsichtigtes Kunstwerk die unaustilgbaren Merkmale des unseligen Dilettantismus. Und so bleibt denn das alte Nibelungenlied in vollen Ehren und Jordan's Siegfriedssage eine bewunderungswürdige, modern aufgestutzte Alterthümelei.

Dem Demiurgos gegenüber ist die Siegfriedsage ein außerordentlicher Fortschritt, denn ohne daß in ihr die Gedankenkraft irgendwie abgenommen hätte, ist der epische Gehalt ungleich stärker, ja sie hat eigentlich erst einen wahren epischen Aufbau, der äußerlich von tadelloser Correctheit ist, innerlich aber durch viele lyrische Tändeleien leidet; dazu gehört namentlich eine gewisse Koketterie des Dichters mit sich selbst, mit den Gesetzen seiner Kunst und mit der Neigung seiner Zuhörerschaft und mancher Schluß eines sonst trefflichen Gesanges hebt dadurch die ruhige epische Wirkung auf. Auch hat Jordan ganz richtig geahnt, daß die Sage für sich nicht genügt, das moderne Deutschland zu fesseln; er ist daher bemüht, neben dem Erhabenen und Grausigen, ja Unerträglichen das romanhaft Süßliche einzuflechten, sodaß wir in einem in Siegfried den Sonnensohn sehen, die haarsträubenden Mären von der Art, wie Sigmund der Zweite mit der eigenen Schwester sich verbindet und den aus ihr gewonnenen Sinfiötli durch die rohesten Martern zum Helden erzieht, zu hören bekommen und dabei uns alle jene

Zierlichkeiten aufgetischt werden, die so ganz und gar nicht in jene altersgrauen Zeiten passen, diese Dinge uns gleichsam mit allen Salben geschmiert und mit allen Zugpflästerchen versehen, vor Augen geführt werden und die Seherin Oda sogar die napoleonische Zeit weissagt.

Höher noch als das bei allen seinen schreienden Fehlern imposante Epos Siegfriedssage steht das zweite, dem zweiten Theil des Nibelungenliedes adäquate, durch ausnehmende Erfindungskraft glänzende von Hildebrand's Heimkehr. Auch bei diesem erst im vorigen Jahre erschienenen Gedichte ist die Zeit, innerhalb deren es gedichtet worden, von tiefgreifendem Einflusse gewesen. Deutschland ist endlich geeinigt, Frankreich gedemüthigt, das Haus Hohenzollern hat die erbliche deutsche Kaiserwürde erlangt, und was die so gluthvoll schürenden Gesänge des großen Rhapsoden nicht vermochten, das hat die unwiderstehliche Macht der Ereignisse geleistet: ein ich möchte sagen versengender Patriotismus hat sich der deutschen Herzen bemächtigt, mit diesem sonst verjüngend und neukräftigend wirkenden Gefühle geht merkwürdigerweise ein erschlaffender Pessimismus Hand in Hand, und man gilt bereits für ungebildet, wenn man im Schopenhauer nicht Bescheid weiß; die Entchristlichung nimmt in einer Weise zu, so daß alle Hoffnung auf die Zukunft eines in seinen tiefsten Tiefen so mächtigen und der innigsten Sehnsucht des menschlichen Gemüthes wie abgelauschten Glaubens immer mehr schwindet; der römische Jesuitismus steigert sich bis zum Paroxysmus des Vaticanums mit seinem Unfehlbarkeitsdecrete und in Deutschland erwachen gleichzeitig der Kulturkampf und der Altkatholicismus; deßgleichen folgen sich die Publicationen Darwin's und über Darwin mit großer Schnelligkeit und werden vom heißhungrigen Publikum verschlungen.

Wenn in der Siegfriedssage oft das alte Nibelungenlied den Vorrang behauptete, so erscheint dieses gegen Hildebrand's Heimkehr gehalten, als eine ganz untergeordnete Dichtung. Die Mordgeschichten, von denen es strotzt, hat Jordan theils nur ganz obenhin berührt, theils in so geläuterter Gestalt vermenschlicht, daß sie, ohne etwas von ihrer erschütternden Gewaltigkeit zu verlieren, doch nirgends das feine, besonnene Maß vermissen lassen, den reinen Goldklang einer heitern und hohen dichterischen Stimmung. Sie bilden überdies nur eine Episode des Werkes, die ergreifendste und wichtigste zwar, die wohl ein Viertheil des Ganzen ausmacht, aber nur einen wohlthuenden Gegensatz bildet zu der wohligen Stimmung, welche durch dieses Epos zieht, das wie ein tönender Siegesgesang des triumphirenden Deutschlands und unsres nicht minder triumphirenden Poeten klingt. Schade, daß Jordan sich seinem Genius nicht ganz frei hingab, daß er durchaus eine deutsche Odyssee schaffen wollte und sich das homerische Lied zum Vorbilde nahm, dem er oft mit peinlicher Genauigkeit nachgeht. Auch in dieser trefflichen Conception steckt ein gut Stück vom einstigen Lord-Admiral in spe der deutschen Flotte. Er vergißt nur, daß das Meer in Griechenland gleichsam das Urelement des Ländchens bildete, dessen Sagen das ganze Volk durchflutheten, wie es dem Boden seine eigenthümliche Configuration gab, auf dessen Wogen jene Schlachten geschlagen wurden, deren Echo im Herzen jedes Einzelnen jubelnd nachzitterte. Deutschland dagegen ist und bleibt ein Binnenland, unsre Mythologie hat nichts von der proteusartigen Vielgestaltigkeit und dem lieblichen Verwandlungsreichthum der griechischen, unsre Hansa hatte wackere Kauffartheischiffe, weiß aber von keinem Salamis und Mykale. Soweit der edelste Hochheimer dem feurigen Chier nachsteht und bei aller milden Herbigkeit die Vergleichung mit den strömenden Flammen des kostbaren Inselgewächses nicht aushält, so sehr wird die germanische Abenteuerlust immer verlieren gegen die Plastik der griechischen Phantasie und ihre Unerschöpflichkeit an lachenden Bildern und anmuthvoller Süßigkeit, der germanische Tiefsinn mit seinen vorwiegend sittlichen Tendenzen und unmusischen Strenge gegen die bedeutungsreiche griechische Symbolik mit ihrer keuschen Grazie, ihrem sanften Gewährenlassen und ihrem rhythmischen Wohllaut, wo scheinbar die zügelloseste Einbildungskraft ihr Spiel hat.

Des Odysseus Heimkehr ist Inhalt der Odyssee. Die ersten vier Gesänge führen uns nach Ithaka: wir sehen den traurigen Zustand des Königspalastes, den Uebermuth der Freier, die Klugheit des treuen Weibes und die Ausfahrt des zu herrlicher Mannheit heranblühenden Sohnes, um den Vater zu suchen. Dann führen uns abermals vier

Gesänge den auf der Heimfahrt begriffenen Odysseus vor, wir sehen ihn bei der Nymphe Kalypso, aus deren Armen er sich entwindet und deren Herrlichkeiten er den Anblick des aus Ithaka aufsteigenden Rauches vorziehen möchte, wir erleben einen Sturm auf dem Meere mit ihm, den der unerbittliche Meergott gegen ihn erregt, er kommt endlich nach der holden Begegnung mit der reizenden Nausikaa zu den Phäaken, wo er wiederum in vier Gesängen seine wunderbaren Irrfahrten erzählt, nachdem seine tiefe Bewegung bei der Erzählung des phäakischen Sängers von der Einnahme Troja's ihn als Odysseus verrathen. Polyphem und Kirke, Sirenen, Scylla und Charybdis, Aeolus und das Todtenreich — im engsten Rahmen eröffnet sich uns eine neue verzauberte Welt, aus der wir gerissen werden, um in der ganzen andern Hälfte des Epos, in zwölf schwungvollen Gesängen, Odysseus endlich auf Ithaka zu erblicken, in alle Listen und Vorkehrungen eingeweiht zu werden, die verschiedenen Anagnorismen mitzuerleben mit seinem Sohne, mit dem göttlichen Sauhirten, mit dem alten Vater und am rührendsten wohl mit seiner Amme oder, wenn ich aufrichtig sein soll, mit dem auf dem Miste verendenden Hunde, der bei seiner Ankunft noch erkennend den letzten Blick auf ihn wirft und freudig mit dem Schwanze wedelt. Dann kommen die Kämpfe mit den Freiern nach vorangegangener unerhörter Demüthigung und endlich das Zusammensein mit der zwanzig Jahre lang entbehrten Gemahlin, zuletzt die Reinigung und Wiederaufrichtung des Hauses. Jordan selbst hat in einer geistvollen Monographie über dieses sein Lieblingsbuch nachgewiesen, mit wie tiefangelegter Kunst, die oft da versteckt ist, wo man es am wenigsten vermuthen möchte, das Epos gemacht ist, sodaß fast jede Episode den Hauptgedanken wiederspiegelt, daß selbst jene ausgelassene Erzählung von Hephästos, der im künstlichen Netze seine Gattin Aphrodite mit dem ehebrecherischen Ares fängt, unter gaukelndem Scherz das Grundmotiv der Odyssee, die Gattentreue und die Reinhaltung der Hausehre, deutlich wiedererkennen läßt. Jordan hat zuerst auf diese feinverborgene Intention aufmerksam gemacht. Es ist ein leicht und luftig in die Höhe gehender, ja in schwindelnder Höhe sich verlierender und dabei doch auf unerschütterlichem Fundament errichteter Bau.

Hildebrand's Heimkehr hat zwar dieselbe Anzahl von Rhapsodien, allein mit der künstlerischen Verflechtung derselben zu einer Einheit hat es eine wesentlich andere Bewandtniß. Wir kommen zuerst in die Heimath Hildebrand's, aus der auch er schon im zwanzigsten Jahre fern ist. Wir befinden uns im Schwabenlande und hören auch tant soit peu schwäbeln — Thierle, Mädle, Herle, Kräutele u. s. w. Da ist Ute, Hildebrand's Gemahlin, die Penelope Jordan's. Hildebrand hat sie bald nach der Geburt seines einzigen Sohnes Hadubrand, der nunmehr schon ein stattlicher Jüngling geworden ist, verlassen müssen, weil er in Holmgart, wo er mit Dietrich von Bern die Weihen bei der Seherin Oda genommen, dem Freunde das Wort gegeben, ihn, dem die furchtbarsten Gefahren drohen, nie zu verlassen und ihm bei der Erwerbung Italiens beizustehen. Nun kommt das Gerücht nach Schwaben, Dietrich sei, nachdem er um die griechische Kaisertochter seinen Glauben abgeschworen, voll Verzweiflung auf einen feuerschnaubenden Rappen gestiegen, der dann Flügel entfaltet habe und mit ihm in den brennenden Vesuv geritten sei, während Hildebrand in der Herulerschlacht durch einen Steinwurf das Leben verloren. Auf diese Nachricht hin freit Herrich, der junge fränkische Prinz, der eben Schwaben bedroht, um die Hand der trotz ihrer reifen Jahre noch immer begehrenswerthen Ute; diese hält ihn hin, worüber Hadubrand außer sich geräth, da er meint, die Mutter denke wirklich daran zu heirathen. Da aber zeigt Ute ihm und dem greisen Heribrand, Hildebrand's Vater, daß große Hoffnung vorhanden sei für Hildebrand's baldige Rückkehr, denn eben ist ihr Falke Feynald, den sie dem Gemahl auf die Reise mitgegeben, unversehens heimgekommen, ganz ruppig und einen Fuß verwundet, aber klug wie immer. Auf die Frage nach Hildebrand ließ er sich hängend fallen

„Und spreizte zum Fächer die Federn des Schweifes,
Daß nach oben gekehrt von den Kielen und Fahnen
Die untere Fläche sichtbar wurde.
Auf dem silbergrauen, fast weißen Grunde

Der mittelsten Feder mit Messingfirniß
In feinen Pünktchen gepinselt erschienen
In rother Farbe drei Reihen Runen."

Diese drei Zeilchen enthalten das Gewebe des ganzen Gedichtes. Sie lauten in ihrer kernhaften Kürze:

„Wund gewesen. Weite Reise
Gottbegehrt durch Gibich's Tochter.
Hoffe Heimkehr heuer im Herbst."

In zwei Gesängen hat Jordan exponirt was Homer in einem thut und doch mangelt es der Haupterzählung von Hildebrand's Heimkehr an episch breiter Entfaltung. Denn schon mit dem dritten Gesange beginnt das Episodenbeiwerk und geht bis zum Ende des zwanzigsten Gesanges, so daß nur sechs Rhapsodien das eigentliche Thema des Epos behandeln, während die Odyssee es in sechzehn ausführt. Das episodische Element also, bei Homer ein Drittel, füllt bei Jordan drei Viertel des Ganzen. Das Phäakenland der Odyssee bildet in Hildebrand's Heimkehr der Aufenthalt des Helden in Norwegen. Wir werden unmittelbar in die Scenerie des Landes versetzt und gleich der Beginn des dritten Gesanges gibt eine prachtvolle Schilderung des Sonnenunterganges auf dem Nordpol:

„Wo am längsten der Tage das Licht schon allein herrscht
Und die nachtlose Neige des nächsten Geburt ist,
Da sinkt eben jetzt zum Saume der Erde
Hinunter die Sonne der Sommerwende.
Als glanzlose Kugel wie glühende Kohle
Berührt sie den Rand gerade nordwärts
Und umgießt mit Gold den Gürtel der Schären,
Die Felsen am Forde, den Firnschnee der Berge
Und die flimmernde Fluth. Verflochten in eines
Sind Untergang, Aufgang, Abend und Frühe,
Und die Mitternacht schmückt sich mit Morgenröthe.
Nicht tiefer tauchend, noch tagwärts steigend
Rollt nur langsam der rothe Lichtball
Etwas nach Osten. Alles, was aufragt,
Selbst die kleinste Klippe der Klafterhöhe,
Reckt die Scheitel riesiger Schatten
Meilenweit südwärts zum Saume der See."

Hildebrand, der nach Schweden wollte, hat Schiffbruch gelitten und wird hier an die Küste verschlagen. Die sterbende Krimhilde hatte es ihm auf die Seele gebunden, ihre Tochter Schwanhilde, welche ein Wikingerschiff nach Schweden gebracht hatte, dort aufzusuchen und heimzubringen, denn nur durch Schwanhild könne der Wölsungenstamm, der durch Siegfried's plötzlichen Tod fast aufgehört, weiter fortblühen, da Siegfried's Sohn Sigmund nach Amerika (Winland) verschlagen wurde, um den germanischen Stamm in alle Welt zu verpflanzen. Aber Hildebrand's Schiffbruch war eine glückliche Fügung der Götter, denn Schwanhild ist nicht mehr in Schweden. Von dort hatte sie der Sänger Horand, eingedenk seiner alten Liebe zu Krimhilden, dadurch befreit, daß er am Hofe des Fürsten, der sie festhielt, die entsetzlichsten Greuelthaten von Schwanhild's Mutter erzählte, so daß der Fürst, fürchtend, sie könnte der Mutter nachgerathen, sie um etliche Pfund Goldes an Jormunrek, König von Norwegen, verkaufte, der, obwohl alt, heftig in sie entbrennt, aber am eigenen Sohne und Thronfolger Ramwer einen Nebenbuhler findet, was Schwanhild zu ihrem Vortheile ausnützt.

All dies erfährt Hildebrand durch das Fischermädchen Siltrun, der Nausikaa Jordan's, welches ihm zuerst begegnet. Er prüft dessen Gemüthsart, und da er Siltrun eben so bescheiden als klug findet, so vertraut er ihr das ganze Geheimniß seiner Sendung an — ein durchaus unpsychologischer Zug. Ueberhaupt kommen wir jetzt auf ein Gebiet, das jene Mittelgattung zwischen Epos und Roman bildet, welches Jordan beliebt hat, um die alte Sage seinen modernen Zuhörern acceptabel zu machen. Der ebenso tapfere wie kluge Hildebrand spielt förmlich Vorsehung. Der König will seine Verlobung mit Schwanhild feiern, Siltrun liefert Lachse in die Hofküche und zeigt Hildebrand einen

Hirsch, ein in Norwegen seltenes Wild, das er auch für die Hoftafel erlegt und sich dadurch Zugang zu derselben verschafft. Dann prakticirt er in einen der Lachse einen Goldring, um seine Pläne vorzubereiten. Bei Hofe indessen will es mit der Hochzeit nicht fördern, da Schwanhild sich im Männergemache zu erscheinen weigert. Durch den im Lachse gefundenen Ring geräth Hildebrand mit dem jähzornigen König sogleich in Streit. Er behauptet, daß das feinste Gold Norwegens dem nicht gleich komme, welches er mit sich führe. Der König wirft voll Wuth seinen Speer nach ihm, aber Hildebrand fängt ganz unbefangen das Geschoß mit dem Bierkruge auf, heftet dann den Bierkrug an die Wand und trifft mit dem Speer genau in das Löchlein, welches der König gebohrt. Nachdem er solches Jägerlatein vor unsern Augen ausgekramt, ist er denn freilich der Löwe des Tages. Er producirt sein Gold, das auf seine Forderung Schwanhild, die einst den Schatz des Nibelungen vor sich gesehen, als einzige Kennerin beurtheilen soll. Sie kommt und was zeigt er? Nichts Geringeres als den Antwaranaut an einer Flechte vom goldrothen Haar Krimhilden's. Ueberraschung Schwanhild's, sie ahnt, daß ihr Befreier ihr nahe ist. Hildebrand hat seine Wette gewonnen und erlangt dadurch das Recht, sich ein Schiff zur Heimfahrt zu zimmern. Er wird Günstling des Königs und sticht dessen früheren Vertrauten Bicki aus, der Sohn und Vater mit einander entzweit, so daß jener in geheimem Einverständniß mit Hakon lebt, der des Königs Tochter heimlich zur Ehe nimmt und nun mit den Jarlen des Reichs, welche mit Jormunrek's Regierung unzufrieden sind, diesen zu stürzen sucht. Hildebrand aber hat sich vorgenommen, nicht nur Schwanhilden wieder heimzuführen, sondern auch den König zu bessern und die verwirrten Verhältnisse im Reiche wieder zu ordnen.

Hier konnte Jordan vom alten Homer, der keine sittlichen Programme hat und keinen Moral=Codex zu versificiren versteht, nichts lernen; da ist er zu einem andern in die Schule gegangen, zum erlauchten Bischof von Cambray, der einst ein gutes Buch ad usum Delphini geschrieben. Jordan's Epen wollen dasselbe für das deutsche Volk sein, was Fenelon's Telemach für den Enkel Ludwig's XIV. Hier nimmt nun Hildebrand's Heimkehr den Charakter einer unausstehlichen Sittenpredigt an. Hildebrand entnimmt aus Schwanhild's Reden, daß noch immer die unleidliche Hoffahrt der durch Krimhilden mit einem Tropfen Nibelungenblutes vergifteten Wölsunge in ihr stecke. So lange dieser nicht ausgeschieden ist, kann sich das Götterwort, daß einst aus Schwanhildens Schooße jenes Königsgeschlecht entsprießen soll, das Deutschland einigt, mit nichten erfüllen. Sie muß Demuth lernen. Jormunrek aber muß wie Idomeneus im Telemach des Fenelon ein ausgezeichneter Regent werden, ein Ausbund von Tugend, nachdem er früher allen Lastern gefröhnt. Hildebrand nennt sich nicht beim wahren Namen und bittet, ihn einstweilen Nornegast zu heißen. Bicki schöpft Verdacht und da er Horand in der Nähe weiß, der oft am Hofe Etzel's war, von wo Nornegast zu kommen vorgibt, so bringt er diesen unvermuthet in den norwegischen Königssaal. Aber die List schlägt fehl. Denn Schwanhild, die von Horand die Zeichensprache gelernt, macht ihn sogleich aufmerksam, daß der Fremde Nornegast heiße und da Hildebrand ruhig bleibt und durch keine Bewegung sich verräth, so wird Bicki völlig gestürzt und den Aufstand, der von ihm erregt wird, schlägt Hildebrand, der mit Siegfried's Balmung ausgerüstete, völlig nieder, Ramwer aber, der auf den Tod verwundete, wird von Siltrun gepflegt und moralisch katechisirt und schließlich gelingt es Hildebrand, durch Jormunrek's kleinen Enkel, den Sohn Hakon's, dem er eine „Rolle“ (wie es bezeichnend genug im Epos selbst heißt) einstudirt hat, den König mit Tochter und Eidam auszusöhnen, ihn endlich mit Ramwer, den Siltrun gründlich gebessert hat, zusammenzuführen, und Ramwer mit Siltrun zu vermählen. Für diese Leistungen bewilligt ihm dann Jormunrek, welcher wunderbar tugendhaft geworden ist, von Schwanhild abzulassen und die noch immer stolze und der Besserung bedürftige Jungfrau darf Hildebrand und Horand folgen.

Diese ganze höchst unerquickliche, weil ganz und gar romanhafte und in das große Epos nicht passende, von Jordan eigens erfundene Geschichte ist äußerst kunstvoll mit den Rhapsodien verwebt, welche Hildebrand und Horand wechselsweise jeden Abend nach dem Mahle zum Meth dem versammelten Hofe vortragen, deren Thema der Nibelunge Noth

ist, und welche das Beste sind, was Jordan gedichtet hat, wo das Nibelungenlied, wenn man es mit Jordan's ebenso fein durchdachten als grandios durchgeführten Gesängen vergleicht, fast nur wie schale Bänkelsängerei sich anhört. Was dem Nibelungenliede die Hauptsache ist, das Morden und Schlachten, wird in Hildebrand's Heimkehr kaum der Erwähnung werth gehalten, und was es nur nebenbei angibt, das wird von Jordan zum Mittelpunkte auf das tiefste erschütternder Ereignisse gemacht. Etzel wirbt um Krimhilden. Jordan malt ein überwältigendes Gemälde daraus. Da gilt es zunächst den Charakter Etzel's, den das Nibelungenlied als einen milden König kennt, der nie die Gottesgeißel geschwungen. Jordan versucht hier in allem Ernst eine jener Rettungen, gegen welche die Stahr'sche des Tyrannen Tiberius nur ein Kinderspiel ist. Etzel, der im Anblick von Millionen Leichen geschwelgt und zuletzt seinen Wollüsten zum Opfer fällt, wird bei Jordan zu einem erhabenen, ehrfurchtgebietenden Königsbild. Er war blutdürstig im Anfang seiner Laufbahn, ist aber nach und nach zur Ueberzeugung gekommem, daß die Götter Höheres mit ihm vorhaben. Aus der Ferne hat er Siegfried's Glanzthaten bewundert und sein Plan war, sich mit ihm zu verbinden, damit sie beide, Etzel im Osten, Siegfried im Westen, die Welt im Zaume halten und das immer anmaßender auftretende geistliche Rom im Zaume halten. Das Vaticanum und Minister Falk's Culturkampf fangen, wie man sieht, ihren Spuk an. Etzel ist just kein Gegner des Christenthums, an seinem Hofe ist ein Kaplan Arius (wie er nur von Aegypten nach den ungarischen Pußten gekommen sein mag?), so ein vierjahrhundertlicher Altkatholik, dessen evangelisches Wesen ihm ganz wohl zusagt. Aber die römischen Bischöfe wollen ihm keineswegs zusagen. Wie Hildebrand im Haine zu Holmgard die Zukunft bis 1871 vorhersieht: Napoleon III., der den Neffen des Onkels spielt, die Schlacht bei Sedan, den alten Kaiser Wilhelm, den „Königskönig", so sagt Etzel mit klaren Worten voraus, daß Karl der Große dem Papst zuliebe einst die Sachsen abschlachten werde, er kennt die Kreuzzüge, den dreißigjährigen Krieg und die Entvölkerung Deutschlands pr. 75%, die er im Gefolge haben wird, und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sein mögen.

Da kommt ihm mitten in seinen politisch religiösen Bestrebungen die Kunde von Siegfried's Ermordung und zugleich stirbt ihm seine Gemahlin Helke, die ihm zwei ganz unfähige Söhne, Erp und Eitil, zurückgelassen, mit denen sein Bruder Bleda, der Bluthund mit dem Doggengesicht, immer gegen ihn conspirirt. Er faßt also den Entschluß, Siegfried's Wittwe zu heirathen, um durch den aus ihr erzielten Leibeserben auch die deutschen Völker zu gewinnen und ein großes Universalreich aufzurichten, an welchem Roms Macht zerschellen müßte. Die Werbung Etzel's erscheint durch diese Darstellung als eine Großthat ohne Gleichen. Allerdings muß man dabei über die Ungeheuerlichkeiten lächeln, die dem Leser oder Hörer dabei zugemuthet werden. Die Werbung selbst füllt einen der herrlichsten Gesänge. Hildebrand erzählt sie. Er, der zur Demuth auffordert, benimmt sich überall als ein rechter Bramarbas Eisenfresser. Er hat alles gethan, er hat auch allein in seiner Eigenschaft als Arzt zu Krimhilden Zutritt gefunden, um ihr betreffs des kleinen todtkranken Helgi Beistand zu leisten. Das Kind stirbt und Hildebrand weiß sie zur Zusammenkunft mit Etzel zu bringen. Der letztere muß, damit wir erfahren, wie die Werbung vor sich gegangen, Hildebrand beauftragen, ihn zu behorchen und dadurch bekommt die ganze Scene nicht nur etwas Unglaubliches, sondern zugleich etwas Unangenehmes, schauspielerisch Zugestutztes. Herrlich aber ist zu lesen, wie der Hunnengebieter die Niederlandskönigin empfängt, der häßlichste Mann des Erdenrundes das schönste Weib der Welt, wie er ihr wider seine grimme Natur Schönheiten zu sagen gezwungen ist, wie er sie sorgfältig nach der körperlichen Beschaffenheit Siegmund's und Schwanhild's, ihrer Kinder aus der Ehe mit Siegfried, nach den Darwin'schen Principien der Zuchtwahl ausfrägt, wie Krimhilde, beleidigt, ihn schon zurückgewiesen hat, Etzel aber durch einen wahren coup de théâtre sie wieder gewinnt. Er hat ihr noch ein Geschenk zu übergeben. Mit dem Leuchter in der Hand führt er sie ins nächste Zelt und zeigt ihr die Statue Sigfried's, welche Tacita als Lichtgott Apoll hatte meißeln und Etzel an sich bringen lassen. Der Anblick bewegt sie wunderbar. Sie nimmt den Dolch aus seinem Gürtel, schneidet damit eine lange Strähne aus ihrem Haar, bindet an das

eine Ende derselben Siegfried's Hand, an das andere den Antwaranaut, den sie an Etzel's Hand steckt und das Rachebündniß zwischen Beiden gegen Siegfried's Mörder ist geschlossen. Etzel begrüßt sie nun mit dem Minnetrunk, das verabredete Zeichen, daß Hildebrand, der in einem drehbaren Spiegel bisher alles gesehen, nunmehr sich schleunigst zu entfernen habe.

Das unsäglich schauderhafte Gemetzel zwischen Hunnen und Burgunden bekommen wir glücklicherweise nicht zu sehen, wohl aber eine psychologisch meisterhafte Darstellung vom Tode Ortlieb's, des kleinen Sohnes Etzel's und Krimhild's. Das kecke Bürschchen hat von einem fahrenden Sänger etwas von der Zauberkraft des Antwaranaut erfahren. Gerade in dem Augenblick, wo Etzel, der Friede halten will, Krimhilden zwingt einzulenken und den Unheilsring abzuthun, schleicht das schöne Kind, in dessen Zügen sich die Kraft Siegfried's, die Schönheit Krimhildens und Etzel's Gesichtsfarbe zu einem reizenden Ausdruck verschwistern, zu der Lade, wo die Mutter den Ring verwahrt. Jordan's Kunst in der epischen Ausmalung erreicht hier nach meiner Ueberzeugung ihren Gipfelpunkt. Wie Ortlieb gierig das Gemach betritt, nachdem er gehorcht, ob er ohne Zeugen sei, wie er das Fach leise herauszieht, sein Körperchen halb dagegen stemmend, um das Geräusch zu dämpfen, wie er nach dem verhängnißvollen Kleinode tastet und ihn ein wollüstiger Schauder überläuft, da er's an den Finger nimmt — ich gestehe, daß mir beim Lesen dieser Stelle der Athem ausging und das Haar zu Berge stand. Wenn Jordan nur die zwei Dutzend Verse geschrieben hätte, welche er zu dieser Schilderung braucht, müßte man ihn den ersten Dichter der Gegenwart nennen. Hagen, dem Ortlieb den Ring höhnend vor die Augen hält, in der Meinung, ihn dadurch wehrunfähig zu machen, schwingt den Balmung, den er aus der Brust Brunhildens bei deren Verbrennung gezogen und sich angeeignet, und trennt Ortlieb's Kopf vom Rumpf, jener beißt sich in die Füße von diesem ein, ein Zug, den Jordan aus Brentano's Novelle vom braven Kasperl und schönen Annerl entlehnt hat. Nun erst beginnt auf Etzel's Befehl das Blutbad, welches uns aber nicht vorgeführt wird. Jordan ändert die Angabe des Nibelungenliedes, daß Hildebrand zuletzt Krimhilden, die Hagen den Kopf abgeschlagen, ebenfalls tödtet, sondern Krimhild, das Ungeheure ihres Verbrechens einsehend, nachdem ihr sonst kranker Gemahl an Ortlieb's Leiche durch einen jähen Blutsturz geendet, beschließt zu sterben, worin Hildebrand sie bestärkt. Zuvor muß er ihr versprechen, unmittelbar nachdem er Dietrich in Italien wiedergesehen, bevor er sich in seine eigne Heimat begibt, Schwanhild in Schweden aufzusuchen und ihr den Antwaranaut zu übergeben, wenn sie dem Stolze völlig entsagt. Auch schenkt sie ihm den von Hagen in ihren Besitz übergegangenen Balmung. Hierauf läßt sie den Scheiterhaufen rüsten, auf welchem sie sich, vor den andringenden Hunnen durch Hildebrand geschützt, mit Ortlieb verbrennt, Etzel aber soll in der Donau nach alten Brauch begraben werden.

Hildebrand, der nur zufällig als Gesandter seines Freundes Dietrich bei Etzel war, um alle diese Schrecknisse mitzuerleben, begibt sich nun in Eilritten, auf deren letzter Station er die schöne Stute Malka, die Etzel ihm als Geschenk bestimmt, bestiegen hat, nach Raben, wo er in dem Momente anlangt, da Dietrich den Väterglauben abschwört, um das „geistvergiftende Christenthum" anzunehmen. Er wendet sich von dem Treulosen, Meineidigen; aber die Heruler rücken an, jetzt kann er ihn nicht im Stiche lassen. Er zieht in den Kampf, und ein Steinwurf läßt ihn besinnungslos niederstürzen. Ein Wolf, der auf dem Schlachtfelde seinen Hunger stillt, hätte ihn verzehrt, wenn nicht seine treue Malka das Unthier mit einem Hufschlag zermalmt haben würde. Dem Falken Feynald, der sich am Kampfe mitbetheiligte, wurde dabei der eine der Fänge verwundet. Das rührende Bündniß zwischen Hildebrand, Malka und Feynald, zwischen Mensch, Thier und Vogel, in welchem sich die Verbrüderung aller Creaturen so köstlich versinnbildlicht, gehört zum Schönsten, was jemals gedichtet wurde. Hier aber geschieht Jordan wieder etwas, was nur zu lebhaft bedauern läßt, daß er, der so außerordenliche Schöpferkraft besitzt, sich zum bloßen Nachahmer hergibt. Die Odyssee hat ihre Nekyia, so muß denn auch Hildebrand's Heimkehr eine Beschreibung von Hela und Walhall haben. Nun hat aber Jordan endlich einsehen lernen, daß das Wunder im modernen Epos, wie er es bisher

gebraucht, durchaus werthlos ist. Er läßt also Hildebrand diese seltsamste aller Fahrten in dem Zustande der Bewußtlosigkeit machen, der zwischen seiner Verwundung und seinem Erwachen aus der Ohnmacht liegt. Jordan hat eine große Kunst dabei entfaltet, ich gestehe aber, mir ist noch nichts Knabenhafteres bei einem ernsten Poeten begegnet. Ich beuge mich mit Verehrung vor dem Glauben eines Homer und Dante, aber Widerwille ergreift mich vor diesem vernünftelnden Virtuosen- und Spectakelstück. Der Held erlebt zuerst ein Höllengericht über Krimhilden, durch welches sie losgesprochen wird und nach Walhall kehren darf. Er geht mit, kommt zuerst zu den Nornen, die ihm Botschaft an die ewigen Götter mitgeben, daß ihre Zeit um sei. Er sieht aus den Loosen,

„Die vierfach mit M nach oben gefallen,
Daß die wehvolle Welt erwarte und wünsche
Als Muster und Macht den Meister der Milde,
Weil maßlosen Mordens müde der Mensch sei."

Ist das Jordan's aufrichtige Meinung? Nimmermehr! er weiß es so gut und besser als ich, daß mit dem Christenthum in Deutschland das maßlose Morden erst angegangen ist. Er selbst sagt in dieser dritten und letzten Phase seiner Epik ganz offenherzig und in schneidendem Gegensatze zu den Dreieinigkeits-Christeleien seines Demiurgos:

„Kein grimmeres Loos, kein größeres Unglück
Kann befallen ein Volk, als dem Glauben der Väter
Mit verruchten Ränken entrissen zu werden;
Denn sei der fremde, dem es zu fröhnen
Getrieben wird oder treulos betrogen,
Auch noch so gut, ihm wird er zum Gifte
Und sterben an ihm, so stark es auch sein mag,
Unrettbar muß es, wofern sein Ringen
In langer Krankheit mit erblichen Kräften
Nicht endlich austreibt das eingeimpfte."

Er selbst endlich erklärt in diesem Epos seine Intention mit dem Kreuze an Siegfried's Jagdrock, daß dieses Kreuz mit seinen furchtbaren Folgen Deutschland auf ein Jahrtausend in der Entwickelung zurückgeworfen hat. Nein, nein! es ist nur wieder eine der vielen Connivenzen Jordan's an den Zeitgeist, der es noch nicht gewagt hat, hierüber sich unumwunden auszusprechen. In Walhall aber sieht dann Hildebrand den neuen namenlosen Gott,

„Der Jahrtausende lang im wirbelnden Tobel
Des Werdens gefangen, verwirrt und verfinstert,
Nach unendlichen Martern zum ersten Male
In Hildebrand's Hirn die Kraft der Blindheit
Zu sprengen gewußt."

Und wer ist dieser Gott? Er sieht sehr unscheinbar aus. Ein Mann in mittlern Jahren mit klugem Gesicht, schlichter Kleidung, einen Spiegel und eine Schiefertafel mit Griffel zeichnet die Entwürfe zu Dampfmaschinen und Eisenbahnen. Ich finde diese Symbolik ziemlich abstrus. Hildebrand erwacht, wird von Mönchen davongetragen, geheilt und tritt dann seine eben beschriebene Reise nach Norwegen an.

Jordan eilt nun zum Schluß. Hadubrand hat den Vater in Wälschland gesucht und nur die Malka gefunden, den Vater hält er für todt. Den Armen der Wittwe Dietrich's, die nach ihm fahndet, entwindet er sich, trotzdem sie ihm ihr Reich anbietet, wenn er sich taufen läßt. Er eilt in die Heimat, wo man sein bedarf; denn Herrich der Franke ist wieder eingefallen und in einer glänzenden Waffenthat schlägt er den Feind. Zum Lohne dafür erhält er, wornach schon Hildebrand gestrebt, die Mark Zollern und den dazu gehörigen Hohenzollern. Ute ist eine Staufin, Hildebrand ein Wülfing, aus jenem Geschlechte also, dessen Preis Jordan schon im Demiurgos gesungen und von dem er in unserm Epos sagt, daß es zu warten verstehe. Wir haben also die Ahnen des preußischen Königshauses vor uns, deren letzter Enkel seit fünf Jahren die deutsche Kaiserkrone trägt. Damit aber das Blut Siegfried's, das geheiligte Blut der Wölsunge, sich ihm verbinde, spinnt Jordan seine Sage noch in dieser Weise weiter: Hildebrand und Horand segeln endlich von Norwegen heimwärts, in der Nähe der Heimat

trennen sie sich, Horand soll Schwanhild geleiten, die zur Buße für ihren Stolz eine Zeit lang stumm bleiben und sich bei Uten als Magd verdingen muß. Horand will sie als die seine ausgeben und erzählt ihr bei dieser Gelegenheit ein Abenteuer, das er mit der Nixe Mechthild gehabt, voll Liebreiz und seltsamer Mär, das aber, unmittelbar vor dem Ende, wo die Handlung rasch geführt werden soll, ganz am unrechten Orte ist. Zudem glaubt ihm Schwanhilde nicht, und Jordan=Horand ergießt seinen tiefen Schmerz darüber, daß Deutschland die heimische Sage nicht pflege, daß die deutschen Fürsten kein Ohr haben für ihre Vergangenheit. Hildebrand, der ebenfalls von der Bedrängniß der Schwaben durch den fränkischen Einfall vernommen, eilt zu helfen und trifft, eben als der junge Hadubrand den Sieg errungen, mit diesem zusammen und hier bekommen wir jenen berühmten Zweikampf zu sehen, von welchem die paar Dutzend uns erhaltenen Verse des althochdeutschen Hildebrandliedes singen und aus welchen Jordan dieses sein vollendetstes Riesenepos mit seinen mindestens 15,000 Stabreimversen gemacht hat. Endlich erkennen sie sich und kommen auf ihr Stammgut. Kaum sieht Hadubrand die neue Magd, so ist er in sie verschossen. Sie selbst, der ein Traum als künftigen Gemahl Hildebrand in verjüngter Gestalt gezeigt hat, sieht ihren Traum hier verwirklicht. Aber das Gefühl entscheidet nicht. Hadubrand hatte schon früher ein wunderschönes Mädchen geliebt, der greise Heribrant war aber nach den Gesetzen von Darwin's natural selection energisch dazwischen getreten. Das Mädchen war so kurzsichtig, daß sie einen Storch für eine Wildgans gehalten und Heribrant wünscht, wenn er einst in seinen Enkeln die Erde wieder sieht, es mit seinen jetzigen scharfen Augen zu sehen. Schwanhild muß daher noch eine Probe bestehen und da sie das leuchtende Sonnenauge ihres Vaters besitzt, so fällt ihr dieses nicht schwer. Nun folgen noch die Anagnorismen zwischen Hildebrand und Ute und ebenso zwischen Feynald dem Falken und der schönen Malka. Der Herbst ist in vollster Kraft, die Fäden des Altweibersommers fliegen, Horand sieht darin das Gewebe der Nornen, das Deutschland eine freudige Zukunft verbürgt. Den Unheilsring Antwaranaut aber hat Hildebrand von einem Goldschmied ununterscheidbar nachmachen lassen. Einen bekommt Hadubrand, einen Schwanhild und sein Fluch ist für immerdar gebrochen.

Die hohe Dichterkraft Jordan's wüßte ich nicht besser auszudrücken als mit den Worten, welche sein Horand, in welchem er nicht undeutlich sich selbst personificirt, von sich selbst gebraucht, daß an Horand's Liedern die Lauscher als lautersten Lustquell loben

„Daß ihr tönnendes Spiel bis zur untersten Tiefe
Die ganze Natur durchtaucht und taghell
Offenbart wie sie schafft in scharfen Bildern;
Daß wenn Anderer Gesang nur die sichtbaren Schalen
Von draußen schildert, der Drang von innen,
Der in jedem Wesen webende Wille
In Horand's Stäben enthüllt am Stuhl sitzt
Und die schießenden Schifflein und Fäden schaun läßt;
Daß ich nicht wie ein Knabe die Knospe zerzupfe
Um das zarte Gebild erst getödet zu zeigen,
Sondern Blume bin, wo mein Lied sie erblühn läßt,
In das wiehernde Roß mich selbst verwandle,
Wo das edle Thier bei Thaten mitwirkt,
Es fühlend weiß, wie der Falke die Fänge
Und Fittige stellt, wenn er stößt in die Tiefe;
Kurz, daß ich dichtend von allem Dasein
Indem ich's besinge, die Seele selbst bin."

Diese Begabung wird nur dadurch oft tief in den Schatten gestellt, daß derselbe Horand von sich bekennt, vom Pfuscher maches gelernt zu haben. Aber nicht bloß „die Fassung und Führung des Fadens", sondern manche andere Auswüchse und Effecthaschereien hat sich Jordan wie wir gesehen haben zu eigen gemacht. Wenn er einen betrunkenen Hunnen „Trink, Brudder Deitsches" und „Bassaremtete" sagen läßt, so ist das schlimm genug, weil weder Geist, noch Humor darin steckt, viel schlimmer jedoch ist sein Horchen auf die jeweiligen Liebhabereien und Launen der Zeit und die Huldigung, die er den Tagesstimmungen entgegenbringt. In seinem Nachgesang thut er sich auf den ganz falschen Patriotismus, in den er sich hineingehetzt hat, als sei das deutsche Volk

das größte auf Erden, noch besonders zu Gute. Eine gräuelvolle Zerstörung aller Cultur aber würde eintreten, wenn Deutschland jemals verkennen könnte, wie viel es in seiner Bildung den Wälschen zu danken hat; denn ohne Italien und Frankreich wären wir geistig mundtodt. Jordan hat die schönsten Worte für die Verbrüderung von Stein, Pflanze, Thier und Mensch, aber von der Menschenverbrüderung weiß er nichts, so sind die Lehren Darwin's und Schopenhauer's bei ihm ganz leer. Dasselbe gilt von seinem ganz unhaltbaren Verhältnisse zur Religion. Erst schwärmte er für Christenthum, dann für ein gemildertes Heidenthum. Sein Etzel möchte der Welt gern beweisen, daß die Götter Walhalls mehr als bleiche Gespenster und blutiges Spiel sind, daß auch der Götterglaube mit Keimen des Segens, mit Kunst und Gesittung beglücken könne. In seinem Nachgesange schwärmt er wieder für den deutschen Glauben, gibt aber selbst zu, das Wehen desselben nicht zu begreifen. Er stammelt von der Zukunft desselben, als ob etwas wie ein allgemeiner Altkatholicismus durch ihn entstehen solle, wovor uns Wodan in Gnaden bewahren möge. Weder auf den deutschen Glauben, noch auf das deutsche Gemüth versteht sich Jordan, und darum ist ihm auch das Höchste versagt geblieben.

Mit den Dichtergrößen ist es wie mit den Berggipfeln: nur jene werden den ersten beigezählt, welche eine Schneelinie haben und über diese emporragen. Ein Dichter obersten Ranges glüht für die Ideale der Menschheit, ist aber kalt wie Eis allen jenen Bestrebungen gegenüber, welche nicht dem Tiefsten der Menschenbrust entsprungen sind. Darum blicken uns aber auch ihre Gebilde mit jenem hellen und reinen Kindesauge an, mit dem Blicke heiliger Unschuld, mit dem Sternenblick der Ewigkeit. Nie werden es solche Geistbegnadete übers Herz bringen, ihr Volk als das Volk der Völker, als an der Spitze der Gesittung stehend, als Messias der Menschheit zu begrüßen. Jordan hat ein unverbrüchliches Anrecht darauf, zu den Ersten der Nation gerechnet zu werden, aber der Genius der Weltpoesie verneint es mit traurigem Kopfschütteln, ihn unter die ersten Dichter zu rechnen.

Kritische Rundblicke.

Der Naturgenuß. Eine Philosophie der Jahreszeiten von Hieronymus Lorm. (Berlin 1876. A. Hofmann & Co.)

Es darf wohl als ein nahezu beseitigtes Vorurtheil gelten, daß der Dichter sich vor der Reflexion ängstlich zu hüten habe, oder wenigstens davon nur so viel in seinen Werken aufkommen lassen dürfe, als das rasche Verständniß derselben niemals beeinträchtigt. Aber doch noch mancher Pedant, der in der grauen Vorzeit mehr daheim ist, als in der Gegenwart, legt an diese einen Maßstab, der nur für jene taugt. Allerdings zur heroischen Zeit, da „Speere werfen und die Götter ehren" so ziemlich das ganze Maß der Bildung ausmachte, war die geistige Verschiedenheit, wenn auch immer vorhanden, doch gewiß weniger greifbar; was wir heutzutage Bildungsgrade nennen können, das mußte damals ziemlich ausgeglichen sein; der naive Volksdichter konnte für Alle singen, von Allen leicht verstanden werden.

Erst durch die unleugbare Bereicherung unseres Wissens erweiterte sich die allzeit gähnende Kluft geistiger Verschiedenheit in solchem Maße, daß unsere moderne menschliche Gesellschaft gegenwärtig nach ihrem Bildungsgrade gleichsam in Schichten gelegt werden könnte. — Jede neu entdeckte Wahrheit vergrößert den geistigen Riß zwischen Mensch und Mensch; jede neue Erkenntniß vereinsamt den, der zu ihr gelangt ist, in demselben Maße als sie ihn geistig bereichert. — So wenig nun die Zeiten wiederkehren können, da das Wissen die Menschen noch nicht so stark von einander trennte, so wenig dürfen wir jetzt mehr einen Dichter-Messias erwarten, dessen Lied in alle Schichten des Volkes dränge. Heutzutage haben vielmehr die einzelnen Schichten ihre Dichter, für Alle aber dichtet Keiner mehr. Ohne Zweifel kann aber der höchste Rang dem philosophischen Dichter zuerkannt werden, der auf dem Gipfel des Parnasses stehend, zwar das Himmelslicht ungetrübter als seine tieferstehenden Collegen in Apoll empfängt, sich aber mit dem wahren Worte „Geist wird nur von Geist erkannt" darüber trösten muß, daß seine Stimme in der Tiefe nicht mehr vernommen wird. —

Dies erklärt auch zur Genüge, daß Hieronymus Lorm als contemplativer Lyriker noch nicht jenen Beifall in größeren Kreisen gefunden hat, der von Poeten seines Werthes und seiner Bedeutung meist nur in hohem Alter oder wohl gar erst bei der Nachwelt erlangt wird. Es finden sich eben nebeneinander nicht Leute genug, die auf der Höhe solcher Geister stünden; sie müssen von der Zeit erwarten, daß nacheinander die Zahl ihrer Verehrer zur beträchtlichen Summe werde. „Auch mir hat die Zeit Rosen gebracht, aber weiße!" soll, auf den Schnee seiner Haare deutend, auch der Weise von Frankfurt mit Wehmuth ausgerufen haben.

Wenn nun aber der philosophische Dichter nur auf ein kleines, andächtiges Publikum rechnen darf, so hat im Gegentheile der poetische Philosoph sehr begründete Aussicht, daß seine Art, die abstractesten Lehren im poetischen Gewande vorzuführen, seinen Leserkreis erweitere. Und mit dem Dichter-Philosophen Lorm habe ich es heute zu thun, der unter dem Titel: „Der Naturgenuß", so viel ich weiß, sein erstes, größeres und zusammenhängendes philosophisches Werk vor Kurzem hat erscheinen lassen.

Die Philosophie ist zum großen Theil vielleicht nur darum ein so „schlechtes Métier", weil sie sich meist nur unmittelbar an den Verstand des Lesers wendet, und das wirksame Medium des Herzens ganz außer Acht läßt. Wie die Religionen hauptsächlich durch die Fabel, durch ihren epischen Glaubenstheil, auf die Phantasie der Menge wirken, da abstracte Sittengesetze keinen Eingang bei ihr fänden, so kann auch die poetische Kraft eines Philosophen Wunder bewirken, indem sie die meist bittere Pille der Wahrheit schön vergoldet und lieblich versüßt. — Philosophie ohne poetischen Gehalt ist aber auch der Kopfstimme zu vergleichen, die noch der Bruststimme Poesie bedarf, um den ganzen Umfang der menschlichen Stimme darzustellen, um in der Höhe des Geistes wie in der Tiefe des

Herzens gleich mächtig zu erklingen. — Ja, mit Recht sagt Vauvenargues: „Les grandes pensées viennent du coeur!“

„Der Naturgenuß“, welchen wir mithin schon seiner Doppelnatur wegen freudig begrüßen, beginnt mit einer Novelle, welche uns in die vom Autor gewünschte Stimmung versetzt, bevor uns die objektivgehaltenen Aufzeichnungen des Helden der Erzählung, als der eigentliche philosophische Kern des Buches, in die Hände gespielt werden. Diese Einleitung erreicht den Vortheil, den Leser wirklich für das Folgende empfänglich zu machen; sie wendet sich gleichsam an sein Herz, ehe das Buch an seinen Verstand appellirt.

Die folgenden Aufzeichnungen sind die eines Weltmüden und Weltflüchtigen, der im Naturgenuß Befreiung und Erlösung findet.

Es gilt als berechtigtes Vorrecht des Philosophen einzelnen Wörtern, über deren genaue Bedeutung die Menge sich niemals den Kopf zerbricht, einen erweiterten Sinn zu verleihen: vorausgesetzt, daß der Philosoph uns nur darüber nicht in Zweifel läßt, was er unter einem gewissen Worte verstehe, so brauchen wir uns nicht darüber aufzuhalten. Gerade wie die am meisten benützten Werkzeuge sich am schnellsten abnützen müssen, so sind auch jene Abstracta, welche am häufigsten im Munde geführt werden, gerade diejenigen, die leichter abgenützt, Schwankungen der Auffassung zulassen werden. Was Hieronymus Lorm unter „Naturgenuß“ versteht, sagt er uns deutlich auf Seite 56:

„Der Betrachtung der Natur drängt sich zunächst der Proceß auf, durch welchen die Natur mit sich selbst wieder zu dem Frieden gelangen wollte, den sie in ihrem letzten und höchsten Product, im Menschen, verloren hatte. Dieser Proceß ist die Geschichte, zuerst die Geschichte überhaupt, die Reihenfolge alles Geschehenen, dann die Geschichte der Wissenschaft und in dieser vor Allem die Geschichte der Philosophie.“

„Das Erzählen einer Geschichte fällt aber nicht mehr unter die Betrachtung aus dem Gesichtspunkt der Ewigkeit. Geschichtsschreibung fällt unter die Betrachtung der irdischen und vergänglichen Bedingungen, unter welchen die einzelnen Entwicklungsphasen des zu erzählenden Processes möglich geworden sind; innerhalb des Processes, mittelst dessen Natur und Geist in einander aufzugehen trachten, gibt es aber ein Verhältniß, einen Zustand, in welchem nichts mehr geschieht, in welchem vielmehr die nicht realisirbare Versöhnung der Streitenden sich der Illusion des bloßen Gefühls als bereits vollzogen darstellt und beide Theile zur Ruhe gekommen zu sein scheinen. Dieses Verhältniß, dieser Zustand ist der Naturgenuß.“

Zu diesem Zustande führt uns der Autor auf einem langen, aber wie dies Jeder voraussetzen wird, der des Verfassers Eigenart kennt, niemals zu lang scheinenden Weg. Ueberall hat uns Lorm etwas Bedeutendes zu sagen, und er sagt es mit so viel Geist, daß wir oft noch länger an Punkten verweilen möchten, wo er uns so herrliche Perspektiven in Weite und Tiefe eröffnet. Ueber den Weg selbst, der an der Hand des Autors zurückzulegen Jedem Gewinn und Genuß bringen wird, erklärt er sich selbst in dem Vorwort:

„Zur Vertiefung und Beseeluug des Naturgenusses kann es sich nur um die Erweckung und um die erschöpfende Ergründung der zu diesem Genuß nothwendigen Gemüthsstimmung handeln. Sie ist die Ruhe, die von den Gegenständen der Betrachtung genährt und ausgefüllt wird. Zu diesem Zwecke eignen sich die Gegenstände, wenn sie dem Gemüth nicht mehr unmittelbar Gegenwärtiges, sondern historisch gegeben, in sich abgeschlossen und fertig sind, oder wenn sie der sinnenfälligen Betrachtung unterworfen, nicht zugleich Objecte des Willens, des persönlichen Interesses, der Leidenschaft sind.“

„Demnach zerfällt die vorliegende Arbeit gleichsam in einen theoretischen und praktischen Theil.“

„Nachdem sie die Disposition für die erlösende Heiterkeit, die ich „grundlosen Optimismus“ nenne, für die Möglichkeit der Betrachtung, oder das richtige, beseligende Schauen in die Kunst und in die Natur kurz dargelegt hat, entrollt sie das Verhältniß des Menschen zur Natur in allen Zeiträumen, bemüht, die Entwicklung dieses Verhältnisses selbst zu einem angenehmen Schauspiel zu gestalten. Daraus ergibt sich, daß diese Aufzeichnungen weder eine Geschichte der Philosophie oder Literatur, noch eine Aesthetik sein können, schon weil von der Ruhe der Betrachtung jedes Moment des Widerspruches, des Streites, der Kritik ausgeschlossen ist; es können höchstens die Unterschiede der sich entwickelten Weltauffassungen nebst ihrem innerlichsten Charakter leise angedeutet werden. Die hervorragendsten Erscheinungen des Geisteslebens sind berührt, aber unter den einzigen hier maßgebenden Gesichtspunkt der Naturbetrachtung gebracht.“

„Hieran schließt sich die Darlegung des unmittelbar gegenwärtigen Naturlebens. Die Ruhe der Betrachtung erheischt nicht, daß auch ihre Gegenstände ruhig seien, vielmehr kann

selbst die immerwährende Bewegtheit des menschlichen Lebens zu einem erquickenden Schauspiel werden, wenn das Gemüth des Beobachters nicht in Mitleidenschaft gezogen wird. Es gilt jedoch zunächst den Versuch, auch das, was uns zuweilen wegen der Verborgenheit seines eigentlichen Inhalts völlig gleichgültig läßt, hier in eine Sphäre zu rücken, wo es zu heiterm und bedeutungsvollen Naturgenuß werden kann."

Deutlicher noch erhellt der Plan des Werkes aus den folgenden Zeilen: — „Ich habe Dasjenige in Andeutungen aufgezeichnet, was bewußt oder unbewußt den Frieden der Natur für die noch athmende Brust suchte. Bewußt oder unbewußt! Denn während einer großen Epoche, während des ganzen Alterthums, war sich die Menschheit der Spaltung in Natur und Geist nicht bewußt. Als die Uebermacht der Natur, der Schmerz der Welt unerträglich wurde, glaubte die Menschheit die Natur von sich stoßen und dem Geist das Erlösungswerk übertragen zu können: die befehdete Natur. Sie wurde bei den Emanationen und Evolutionen des Geistes nicht mit in Rechnung gezogen, als ein seinem Ziel, der Wahrheit, feindliches Element verdammt und verworfen, mit den Teufel identificirt. Aus der naiven, unbewußten Einigkeit von Natur und Geist im Alterthum war die absolute Entzweiung geworden. Die Folge war, daß im ganzen Mittelalter der Geist, während er die Natur mit Füßen trat, selbst der completen Lähmung verfiel. Er hatte keinen Inhalt mehr, um den er sich hätte drehen können und seine Scheinbewegungen in der Scholastik drückten im Wesentlichen nur seine Verzweiflung über die eigene Leere aus.

Die Selbstheilkraft des Geistes offenbarte sich zuerst in den deutschen Dichtern und in den deutschen Mystikern, welche der Reformation ziemlich nahe vorhergingen. Wollte man der Sache ein eigenes Studium widmen, so könnte man nachweisen, daß diese Offenbarung noch früher in Italien laut wurde, daß des Ghibellinen Dante „divina commedia" schon die ersten Anzeichen der Nothwehr des Geistes gegen die ihn selbst fesselnde Gefangenschaft der Natur enthält, Italien ist aber auch durch die Renaissance Deutschland in dieser Beziehung vorangegangen, und wenn man das Wort auch nur im kunsthistorischen Sinne nehmen will, so versteht man auch diesen nicht, wenn man darin nicht die Wiedergeburt der Natur erkennt. Offen und frei durfte sie sich ihres wiedergewonnenen Lebens erst in der auf die Reformation folgenden Philosophie freuen. In ihr trat die Natur groß und majestätisch als ausgedehnte Substanz der denkenden Substanz zur Seite. Als beide Substanzen zu Attributen der Einen allein möglichen Substanz herabgesetzt wurden und durch natura naturans und natura naturata das Ausgedehnte zur höchsten Potenz des Geistes, zum Erscheinen im Göttlichen erhoben, das Göttliche in der Ausdehnung verwirklicht, der Pantheismus begründet war, gestaltete sich die erst unerkannte und dann befehdete zur begriffenen Natur.

Allein sie war noch lange nicht Bedürfniß und Genuß geworden. Erst die Entwicklungen der Cultur, welche Dank der ungestört fortwährenden Naturfeindschaft in der Politik wie in der Gesellschaft, im Staats- wie im Städteleben unnatürliche Richtungen annahm, erst der Sonnenaufgang des Begriffs der angebornen Menschenrechte weckte mit andern Idealen auch die Sehnsucht nach dem verlornen Naturparadiese und mit ihr den flammenden Haß gegen die Anforderungen und die Auswüchse der bisherigen Civilisation. Der Eremit von Montmorency, der den „contrat social" schrieb, predigte auch im „Emile" mit leidenschaftlichem Grimm die Rückkehr zum primitivsten Zustand des Menschengeschlechtes. Die erst unerkannte, dann befehdete und endlich begriffene ward jetzt erst die ersehnte Natur.

Als Sehnsucht trat sie in die Poesie ein, als eigenthümliche Sentimentalität berühmter Romane, als wichtigster Bestandtheil der ganzen Literatur der Empfindsamkeit. Sehnsucht nach der Natur wurde zum Pathos der Lyrik und später zum Inhalt der Romantik. Hatte das Hellenenthum das Bedürfniß nach reiner Betrachtung der Natur nicht gekannt und erkannt und deshalb überall die Verehrung der Götter, die religiöse Weihe der Naturdinge, die Quellen und Haine, an die Stelle gesetzt, so ward dasselbe Bedürfniß von der modernen Poesie zwar erkannt, aber mißverstanden. Sie glaubte ihm zu genügen, wenn sie die antiken Nymphen oder wenn sie die mittelalterlichen Feen mit der Aufgabe betraute, die reine Naturbetrachtung zu befriedigen. Die ersehnte Natur ward Gegenstand poetischer Behandlung. Die noch immer ungestillte Sehnsucht nach dem Wesenhaften des Naturgenusses trieb mitten aus dem unnützen Spuk der Romantik den Ernst der Philosophie hervor: die Natur ward Gegenstand speculativer Betrachtung.

Erst seit der Pessimismus in seiner objectiven Begründung zur Weltanschauung des Zeitalters

wird, hat man begonnen, die Natur aus dem Gesichtspunkt der Ewigkeit zu betrachten, den Genuß, den sie gewährt, als Erlösung ohne Erklärung, oder als grundlosen Optimismus aufzufassen, der zwar dem Abgrund des Schmerzes keinen Grund, kein Ende giebt, aber eine Tiefe, in der man wie in der finstern Tiefe der Cisternen die Sterne des Himmels zu sehen glaubt."

Aus diesem Gedankengange und namentlich aus dem Schlusse desselben erhellt auch, daß der Verfasser dem Naturgenuß vor Allem die reine beglückende, erlösende Seite abgewinnt:

„Ich habe mich nicht dem ästhetischen, ich habe mich ausschließlich dem eudämonologischen Einfluß des Naturlebens unterworfen. Nicht das Naturschöne an sich fällt in den Kreis meiner Betrachtung. Wie das Kunstschöne ist seine Erscheinung und Wirkung von zufälligen Bestimmungen abhängig, von einer besondern Gegend, von einer besondern Beleuchtung. Philosophie und Poesie haben sich bereits unzähligemale mit dem Naturschönen bemüht, jene, um es in seinen Ursachen zu erklären, diese, um es in seinen Wirkungen zu beschreiben. Beides liegt mir so ferne, als jenen Bemühungen selbst das Gelingen liegt. Sie sind eine Aufgabe des Geistes, ich aber habe es mit einer Aufgabe des Gemüthes zu thun: mit dem Bestreben, den von allem Zufälligen unabhängigen Wandel und Wechsel der Jahreszeiten zu betrachten und die Ergebnisse dieses Schauens von Dingen, die in ihrer Vereinzelung keineswegs selbst schön zu sein brauchen, in dem Gefühl der Lebensschönheit zusammenzufassen."

An anderer Stelle heißt es wieder:

„Ist somit das Schicksal nichts Anderes als die Natur, nur subjectiv angeschaut, so kann die Befreiung vom Schicksal nichts Anderes sein als die Umwandlung der subjectiven in die objective Anschauung, die Loslösung des Herzens von den Ereignissen, die Werthschätzung derselben, als ob sie bloße Naturerscheinungen wären, die man nach ihrer gegenständlichen Beschaffenheit beobachtet, weil sie mit unsern Leidenschaften und Zwecken keinen wesentlichen Zusammenhang mehr haben." — —

„Nach all dem Gesagten setzt der eigentliche Naturgenuß eine Auffassung der Schicksalsidee und eine Beschaffenheit des Gemüthes voraus, um unabhängig vom Naturschönen zu bleiben und nicht aus dem Gesichtspunkt der Landpartie betrachtet werden zu können. In der Einsamkeit, deren negatives Glück die Unabhängigkeit von der Welt, deren positives Glück die im individuellen Gemüth sich vollziehende Vereinigung des Ewigen mit den sinnlichen Naturerscheinungen ist, stellt sich der grundlose Optimismus ein, die unerklärbare erhabene Heiterkeit, welche nichts, was das Leben dann noch ausfüllt, unbetrachtet und folglich ungenossen läßt."

Ich habe dem Autor wiederholt selbst das Wort ertheilt, in der Ueberzeugung, daß der Leser dieser Besprechung sich hiedurch leichter für das Werk interessiren dürfte, als wenn ich mit schwächern Kräften getrachtet hätte, ein Bild zu entrollen, das doch nur Skizze geblieben wäre. In so fern auch Lorm sich eben so sehr an das Gefühl als an den Verstand des Lesers wendete, muß „der Naturgenuß" gleichsam nachempfunden werden. — Das Werk ist so inhaltsreich, daß ich selbstverständlich nicht jede Ansicht seines Autors unterschreiben möchte; gibt es aber überhaupt ein Buch, das ein Zweiter in jedem Detail gutheißen könnte? Hier handelt es sich nur um den Gesammtwerth des Buches, worüber hoffentlich das Publikum mit mir einerlei günstiger Meinung sein wird. Um das Werk kurz zu charakterisiren, möchte ich es ein Erbauungsbuch im edelsten Sinne des Wortes nennen. —

Der Tadel, den ich dem Verfasser nicht ganz ersparen kann, mag nur dazu dienen, als Schatten die Licht- und Glanzseiten des Werkes schärfer hervortreten zu lassen: Die vier Kapitel über die Jahreszeiten fallen nämlich gegen das Uebrige ab; sie erscheinen mir als eine überflüssige Zugabe, die leider umso mehr die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, als das Buch ja noch den zweiten erklärenden Titel „Eine Philosophie der Jahreszeiten" führt. Hie und da, namentlich in der Vorrede versucht wohl Lorm diesen Titel zu rechtfertigen, allein ohne Erfolg. — Von einer zweiten Zugabe, die den Titel „Ergänzungen" führt, ist vielmehr zu bedauern, daß diese Perlen von unschätzbarem Werthe, welche durch geeignete Fassung noch gewonnen hätten, dem Schlusse nur lose angereiht wurden. Der Verfasser ist zwar dadurch entschuldigt, daß er die „Ergänzungen" nur dem bessern, ernsteren Theil seiner Leser zumuthet, und sie deßhalb gleichsam in ein cabinet séparé geschoben hat, in das nur die vornehmsten Gäste eingelassen werden sollen; allein diese Isolirung des Schönsten und Besten wird nicht nach dem Geschmack des Publikums sein, da Jeder, der ein Buch in die Hand nimmt, sich doch für gleich berufen hält es ganz zu lesen. — Die „Ergänzungen" erinnerten mich an einen geistreichen Mann, der bei seinen Be-

suchen immer anregend, immer belehrend, die eigenthümliche Gewohnheit hatte, erst beim Abschied, die Thürklinke in der Hand, die wichtigste und interessanteste Mittheilung zu machen.

Hoffen wir, daß der Beifall des Publikums dem Verfasser bald Gelegenheit biete, diese kleinen architektonischen Fehler in einer zweiten Auflage in der Weise zu verbessern, daß er hier den unnützen Zierrath der Jahreszeiten beseitigt, dort das prächtige unverbrauchte Material zu würdigem Schmuck des schönen Gebäudes verwendet. **Emerich du Mont.**

Miscellen.

Wir erhalten über Halm's Nachlaß folgendes beachtenswerthe Schreiben:

Im 6. Hefte des 3. Bandes Ihrer geschätzten „Monatshefte" bringen Sie ein Citat aus Hans Hopfen's neuestem Buche: „Streitfragen und Erinnerungen." Infolge desselben nennen Sie mit Recht die Mittheilung auffallend, „daß sich in Halm's Nachlaß noch Stücke vorfinden, die von den Herausgebern seiner nachgelassenen Schriften zurückgehalten worden sind; so u. A. ein Komödienfragment: Aristophanes in der Unterwelt." Hopfen geht sogar noch weiter, indem er behauptet, daß die Herausgeber in ihren Vorreden dieses Fragment „nicht einmal namhaft machen."

Offenbar hat Hopfen diese Vorreden namentlich die zum 1. Nachlaßbande (dem 9. der „Werke Fr. Halm's") nur oberflächlich gelesen. Er würde sonst pag. XI die den Herausgebern übergebenen dramatischen „Fragmente, von denen die meisten nicht über die zwei, drei Anfangsscenen des ersten Akts reichen," chronologisch aufgezählt gefunden und unter Nr. 6 „Theater in der Unterwelt, Komödie aus d. J. 1854" erwähnt gesehen haben.

Außer dieser Flüchtigkeit hat aber wahrscheinlich auch noch entweder ein Gedächtnißirrthum oder ein allzutreues Schwören auf unverläßliche Mittheilungen diese leichtsinnig hingeworfene Beschuldigung veranlaßt, gegen welche mit aller Entschiedenheit aufzutreten schon jetzt für mich zur Pflicht wird; u. z. sowohl in meinem Interesse, wie in dem meines fern von Wien lebenden Mitherausgebers Professor Emil Kuh.

Was wir Beide aus den Händen von Fr. Halm's Schwägerin als dessen literarischen Nachlaß überkamen, haben wir in unserer gemeinschaftlichen Vorrede mit größter Gewissenhaftigkeit Nummer für Nummer verzeichnet. Ein Aristophanes in der Unterwelt konnte nicht angeführt werden, weil sich keiner vorfand; und allem Anschein nach gibt Hopfen dem schon erwähnten 109 Verse langen Fragment, das, in der Weise von Platen's Romantischem Oedipus gearbeitet, offenbar den Eingang zu einer gegen die modernen Theaterdirektoren gerichteten satyrischen Komödie bildet, einen unrichtigen Titel.

Ueber seine weitere Anklage, daß wir dieses oder jenes nicht gebracht haben, ist wohl hier nicht der Ort zu reden. Doch können wir getrost darauf verweisen, daß es auf dem Titelblatte heißt: „Werke", und nicht „Sämmtliche Werke"; daß wir Rücksichten auf die ausdrücklichen Wünsche des Verlegers zu nehmen hatten; und daß wir in Bezug auf die Mittheilung von Gedichten, die nur biographisch-charakteristischen, aber nicht zugleich bedeutenden ästhetischen Werth zu haben schienen, mit jener Strenge verfahren sind, die wir dem Andenken des Dichters schuldig zu sein glaubten.

Was endlich die verlangte Biographie betrifft, so scheint mir eine solche, wenn sie ausführlich und gerecht werden soll, nicht wohl möglich vor Ablauf eines längeren Zeitraumes als seit Halm's Tode verfloß. Uebrigens haben die beiden Herausgeber bei Verweisung gewisser Fragmente in die Biographie mit keinem Worte versprochen, diese selber zu schreiben. Eine vorbereitende Skizze von meiner Hand jedoch soll noch in diesem Jahre erscheinen, und ich hoffe ihr dann die Herausgabe des Briefwechsels zwischen Halm und seinem trefflichen Lehrer Enk folgen lassen zu können.

Wien im Oktober 1876.

Dr. Faust Pachler.
Custos der k. k. Hofbibliothek.

☞ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Dr.** Oscar Blumenthal, **Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther in Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Cromwell.

Tragödie in fünf Aufzügen

von

E. Wertheimer.

11 Bogen in splendidester Ausstattung. Preis 2 Mark.

Die Geschichte hat wenige Charaktere aufzuweisen, die unsere Aufmerksamkeit so zu fesseln vermögen, als Cromwell, der berühmte Protektor Englands. Der Verfasser stellt seinen Helden dar als einen theils durch Ehrgeiz, theils durch die Macht äusserer Umstände zum Despoten gewordenen Republikaner. Die reiche, wechselvolle Handlung zeichnet sich durch energischen Gang aus; die Sprache ist durchaus den verschiedenen Charakteren und Leidenschaften angemessen. Ohne Phrase, ohne conventionelle Rhetorik ist der Dialog einzig und allein auf echt dramatische Wirkung angelegt. Als besonderer Vorzug dieses Werkes sei noch hervorgehoben, die glänzende Rolle Cromwell's, wie die seiner Tochter Elsbeth, zwei Aufgaben, geeignet das Talent befähigter Schauspieler nach allen Seiten hin zu zeigen.



Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien:

Blätter im Winde.

Von

Johannes Scherr.

Ein Band 29 Bogen. Preis broschirt 5 Mark, elegant gebunden 7 Mark.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Aus dem Leben.

Skizzen

von

Ada Christen.

1 Band in eleganter Ausstattung.

Inhalt: Käthe's Federhut. — Wie Gretel lügen lernte. — Rahel. — Im Armenhause. — Irrlichter. — Zu spät.

Preis 3 Mark.

Ada Christen, die als lyrische Dichterin so rasch zu einem hervorragenden Ruf gelangt ist, übergiebt hier der Leserwelt einen Band von kurzen Erzählungen, die von so eigenartiger Natur sind, daß sich nur **Theodor Storm's** beste Novellen damit vergleichen lassen. Mit wenigen Strichen ein festes anschauliches Bild hinzustellen, in sparsamen aber stimmungssatten Worten eine guterfundene Begebenheit eindrucksvoll zu erzählen und jedes einzelne von diesen kleinen Bildern mit einer intensiven Gemüthswärme zu beleben — darin ist Ada Christen Meisterin, und diese Eigenschaften sind es, die ihrem energischen und liebenswürdigen Naturell die vollste Theilnahme der Leserwelt zuführen müssen.

Drei Weihnachtsmärchen.

Von **August Becker.**

Jäckchen auf dem Schlitten.

Es war einmal ein kleiner Knabe, den Du nicht gekannt hast, und der war krank. Er hieß Jäckchen, und seine ältere Schwester Annchen war schon klüger als er, ließ es ihm aber nicht merken; denn sie hatte das arme Jäckchen, das schon den ganzen Winter über krank im Bette lag, lieb, wich nicht von seiner Seite und erzählte und sang ihm vor. Auch Vater und Mutter saßen oft am Bett und hatten Angst, wie alle Eltern um die kranken Kinder bange haben. So kam Weihnachten herbei; das Tannenbäumchen glänzte helle wie sonst und hing voll herrlicher Früchte. Aber das gute Jäckchen sprang nicht wie sonst fröhlich um den prächtigen Christbaum, sondern ließ sich alle die schönen Bescheerungen vors Bett bringen. Darunter war ein neuer Schlitten, der das Jäckchen am meisten freute. Unter das Bett mußte der neue Schlitten gebracht werden, und stand da bis zum Sylvesterabend, der das alte Jahr beschließt. Da saß Annchen mit dem Vater bei ihrem kranken Brüderlein, und während es vor den Fenstern schneite und stob, fragte Jäckchen immer wieder:

„Darf ich denn heute nicht hinaus, Schlitten fahren?"

„Nein," sagte der Vater darauf, „Du bist ja krank. Wenn Du aber wieder gesund bist, dann darfst Du alle Tage im Winter nach der Schule auf dem Eise fahren!" —

„Wann werde ich denn gesund?" fragte das Jäckchen.

„Sobald es der liebe Gott im Himmel will!"

„Der liebe Gott will aber lange nicht!" sagte das Jäckchen. „Weiß er denn, daß ich so gerne Schlitten fahren möchte? und daß ich einen neuen Schlitten habe?"

„O sicherlich weiß er das, denn er weiß ja Alles und sieht Alles vom Himmel herab wo es noch schöner ist, als der schönste Christbaum, wo Jedermann glücklich und Niemand krank ist."

„Ich möchte einmal in den Himmel, — ich möcht' in den Himmel!" sagte darauf das kranke Jäckchen und sah gedankenvoll in die Höhe.

„Wenn Du immer den geraden Weg gehst, so kommst Du in den Himmel!" erwiderte der Vater.

Jäckchen aber fragte: „Den ganz geraden Weg? Warum denn nicht auch den krummen?"

„Weil der Dich irre führen könnte. Geh' nur immer auf dem geraden Weg, Jäckchen."

„Ich darf aber wohl auch fahren,“ meinte Jäckchen. „Ich kann ja jetzt nicht gehen.“

„Nun, es hat ja auch noch Zeit; Du bist ja noch viel zu klein, Jäckchen,“ meinte der Vater.

Aber Jäckchen fragte: „Warum hat mir denn das Christkindlein den neuen Schlitten gebracht, wenn ich nicht in den Himmel fahren darf?“ —

Der Vater hatte sich umgewendet, als Jäckchen dies mit leiser Stimme fragte und sich dann still ins weiche Bettkissen zurücklehnte. Es war warm im Zimmer, vor dem Fenster aber glitzerte das Eis und man hörte den Schnee unter den Füßen der draußen gehenden Leute krachen. Vor dem Bette stand jetzt die Schwester allein und sagte:

„Jäckchen, leg Dein Köpfchen hin und schlafe; dann wirst Du wieder gesund.“

Und Jäckchen wollte schlafen, allein es konnte nicht; der Kopf war ihm so heiß und es dachte nur immer wieder an seinen Schlitten. Die Schwester aber summte ihm leise vor ein Liedlein nach dem andern, wie sie die Kinder singen. Und sie summte immer leiser und zuletzt in aller Stille auch das:

„Schlaf, Kindlein, also wohl,
Daß Dich unser Herrgott hol'
Auf einem goldnen Schlitten,
Nimm Deine Mutter inmitten,
Setz' den Vater hintendrauf,
So fahren wir zum Himmel 'nauf.“

„Ach ja, käme doch der liebe Gott mit seinem goldenen Schlitten, ihr dürftet alle mitfahren!“ sagte das Jäckchen, wie im Traum leise vor sich hin.

Annchen aber erwiderte: „Du hast ja Deinen Weihnachtsschlitten!“

Jäckchen war wieder ruhig und lag da mit verschlossenen Augen, still, als ob es schliefe. Aber es hatte wohl gehört, was die Schwester sagte, und sann darüber nach — noch im Traum, indeß Annchen, da das Brüderchen so still geworden war, sich wieder an ihre Arbeit setzte. Es war so gar stille im warmen Zimmer; kein Mäuschen rührte sich, damit Jäckchen gut schlafen und träumen könne. Und Jäckchen schlief und träumte.

Auf einmal schien es dem kranken Jäckchen, es wäre ganz gesund. Es reckte den Kopf empor und sah sich um. Die Schwester kehrte ihm den Rücken, saß ruhig am Fenster und stickte oder sah hinaus, wo die weißen Flocken langsam durch die kalte Luft herabsanken und am Fenster spielten. Da stieg Jäckchen leise auf, glitt aus dem Bette auf den Boden, zog schnell die wärmsten Kleider an, holte dann den Weihnachtsschlitten unter dem Bette hervor, setzte sich darauf und sagte:

„So, jetzt nur immer den geraden Weg, — ich fahre gegen Himmel!“

Nun war das ein eigener Schlitten, auf welchem das Jäckchen saß, — man brauchte ihn nicht fortzuziehen oder zu stoßen, — sobald man nur auf ihm saß, ging er von selbst, wie mit Pferden bespannt dahin — bergauf bergab, daß es eine Lust war. Bald war Jäckchen unten auf der Gasse, Niemand aus dem Hause sah es. Jetzt ging es lustig auf der langen Straße hinab, zwischen den Leuten und Wagen dahin, und überall wichen diese zur rechten Zeit aus.

„Das ist schön von den Leuten und Pferden,“ dachte das Jäckchen, indem es dahinfuhr. „So komm' ich doch stets den geraden Weg.“

Und fort ging es auf der Straße hinunter. Jäckchen's Haar flatterte im Winde und die zarten Schneeflocken legten sich auf seinen Scheitel. Jäckchen jauchzte auf, als

es so lustig dahinging, die Gasse hinab, zum Thor hinaus und ins freie, verschneite Feld, über das der Wind die Flocken trieb. Dort wo es sanft abwärts den Hang einer Anhöhe hinunter ins Thal ging, hörte jetzt Jäckchen fröhliches Rufen, Jubel und Jauchzen von Kinderstimmen. Wie der Blitz, so hurtig fuhren da viele kleine Schlitten den Berg hinab und Knaben und Mädchen saßen darinnen. Andere fuhren mit Schlittschuhen auf dem Eise dahin, noch andere warfen einander mit Schneeballen, und alle waren glücklich und fröhlich.

„Da muß der Himmel sein!" dachte Jäckchen, als er endlich zu den jubelnden Kindern gelangt war. Er hielt seinen Schlitten an und sah eine Zeit lang zu. Dann fragte er eines der Kinder, das eben laut lachend aus dem Schnee sich erhob, indem es vom Schlitten herab gefallen war:

„Hör' Kamerädchen! Gelt, hier seid Ihr im Himmel?"

„Ei ja!" meinte das Kamerädchen. „Wir sind lustig, als wären wir im Himmel. Aber der Himmel ist noch weit von hier."

„Dann muß ich wohl noch lange fahren?!" fragte Jäckchen.

„O ja, noch ziemlich lange," meinte das Kamerädchen, „noch ziemlich lange, wenn Du dahin willst. Aber bleibe doch lieber da bei uns!"

„Nein," sagte Jäckchen, „ich muß auf dem geraden Weg weiter. Ich muß eilen, daß ich den Himmel erreiche!" —

Und fort fuhr das Bübchen schnell wie der Wind über das Schneefeld dahin und ließ die Stadt, die jubelnden Kinder und die fliegenden, krächzenden Raben weit hinter sich. Als er so über Berg und Thal fuhr, war es schon Abend geworden. Da, wo die Sonne unterging, lag das Firmament purpurroth über der weißen Erde, und die Schneewolken kamen wie Rosen gefärbt daher. In den hellen Glanz reichte aber dunkel die Spitze eines Kirchthurms, denn Jäckchen war jetzt vor ein Dorf gekommen. Friedlich lagen die Hütten da, die weit herabhängenden Strohdächer voll Schnee; Eiszapfen hingen an der Dachtraufe, daß der Mond, der roth und hell aufgestiegen war und die Sterne, die um ihn am Himmel standen, darinnen glitzerten. Wie Demantsteine hingen die Eiszapfen da. Rechts aber vom Brunnen stand eine Hütte, durch deren Fenster ein heller Lichtschein auf die Gasse fiel. Man konnte durch das Fenster sehen, und Jäckchen hielt und sah hinein. Drinnen war es so still und freundlich im warmen Stübchen; das Feuer im Ofen knisterte, die Wanduhr tikte, die Katze schnurrte und knurrte und spann darauf los, gleich einem Spinnrädchen, an welchem ein schönes Mädchen saß und das Rädchen drehte. Ihr Haar war so blond und fein, wie der Flachs, den sie von der Kunkel zupfte. Neben ihr saß ein junger Bursche und sah ihr freundlich ins Gesicht, — die beiden waren Brautleute und unterhielten sich vom Hochzeitstag und künftigen Zeiten. Sie waren von Herzen glücklich, das konnte man ihnen ansehen. Und Jäckchen dachte:

„Hier muß der Himmel sein."

Jäckchen klopfte leise an das Fenster und sagte:

„Macht mir auf und laßt mich auch in den Himmel!" —

Da schauten die beiden Brautleute einander lächelnd an, der Bursche trat aber ans Fenster und erwiderte:

„Ja, liebes Kind, recht gerne lassen wir Dich herein. Wir sind hier so glücklich und selig, daß wir im Himmel zu sein meinen. Aber wenn Du in den wirklichen Himmel willst, mußt Du noch weiter fahren!" —

Da sagte das Bübchen:

„So? Dann will ich mich eilen, damit ich zu rechter Zeit noch ankomme. Ade!" —

Und da fuhr nun das Büblein wieder fort, und sein Schlitten trug ihn durch die Nacht dahin über Berg und Thal und über einen breiten, zugefrorenen Strom. Eine große Stadt lag drüben, von welcher her alle Glocken feierlich durch die Nacht daher tönten. Die Straßen, durch welche Jäckchen jetzt hinfuhr, waren beleuchtet und aus einer Nebenstraße wogte eine große Menschenmenge daher. Der Schein von vielen hundert Fackeln warf ein grelles Licht auf die hohen alterthümlichen Giebel und die Menschenmasse, über deren Köpfe hin sich der dicke Rauch wälzte gleich schweren Wolken. Jäckchen hielt an, bei sich überlegend, was das sein möge. Da sah es vor sich ein großes Haus festlich beleuchtet. Hinter den Fenstern stand ein schön gekleideter Herr von edelm Aussehen, der eine schöne Frau an der Hand hielt, während einige Kinder sie umstanden. Vater und Mutter und Kinder — eine glückliche Familie.

Jetzt war der Fackelzug herangekommen und hielt vor dem Hause, — die Musik rauschte mit lauten Klängen in den Jubel der Menge und in den Gesang der festlich gekleideten Männer. Dann war Alles still. Einer aber trat vor und sprach zu dem Fenster empor, wo jener Herr mit Frau und Kindern stand. Jäckchen konnte es wohl verstehen, was er sagte. Der Mann sprach den Dank der Bürger dieser Stadt ihrem würdigen Vorstande aus für die vielen großen Verdienste, die sich derselbe so lange Jahre und auch im verflossenen um Stadt, Bürger und Vaterland erworben habe. Er überreichte ihm dann einen silbernen Ehrenpokal als Angedenken dieses Sylvesterabends. Dann aber durchschütterte die Luft der Jubelruf der Menge, die den Geehrten hoch leben ließ. Die Frau oben am Fenster weinte Thränen der Freude, die Kinder aber lächelten, und ihr Vater trat vor und dankte mit gerührten Worten den Bürgern der Stadt, die ihn so sehr ehrten. —

Jäckchen sah das Alles mit großer Theilnahme und fühlte, wie glücklich der Herr dort am Fenster sein müsse.

„Die lieben Leute sind gewiß im Himmel!" dachte er und lenkte seinen Schlitten gerade vor das Thor des Hauses. „Ich will hinein, da ich immer den geraden Weg gefahren bin!" —

Am Thor stand der Pförtner in buntem Kleide. Er war nicht so grob und barsch gegen Kinder, wie die Pförtner gewöhnlich sind.

„Was willst Du, Kleiner?" fragte er. —

„In den Himmel, zu Eurem Herrn," sagte Jäckchen. „Der ist sicher heute im Himmel."

„Allerdings," sagte der Pförtner, „ist es eine Art Himmel, wenn man den Lohn und die Anerkennung für treue, redliche Dienste und unermüdliche Amtsverwaltung findet. Aber der rechte Himmel liegt doch noch ferne, den hast Du noch nicht erreicht, lieber Kleiner!" —

„Dann will ich mich recht sehr eilen!" sagte Jäckchen und fuhr weiter durch die Straßen der belebten Stadt und durch das Thor wieder hinaus in die stille Winternacht. —

Fort ging es über den bleichen Schnee wie mit der Eisenbahn durch einen großen, dicken Wald. Alle Bäume hingen voll Reif und die Tannen voll Schnee. Es war so still im Walde, wie in der Ewigkeit, als so das Jäckchen dahinfuhr und bei sich dachte:

„Jetzt werd' ich aber doch bald im Himmel sein! Ich kann ihn doch nicht wohl verfehlt haben, da ich immer die gerade Straße gefahren bin."

Allein der Wald war lang und breit, still wie im Grabe ringsum. Endlich schimmerte dem kleinen Schlittenfahrer Licht entgegen. Der Weg führte gerade darauf hin, — konnte es doch leicht das Ziel seiner Reise sein. Endlich hielt er vor einem einsamen Hofe, vielmehr er fuhr geraden Wegs durch das Thor hinein. In der Stube drinnen war es warm und gemüthlich. Ein uralter Mann mit wenigen eisgrauen Haaren um den Scheitel saß im Strohsessel, neben ihm eine ebenso alte, freundliche Frau. Es war Großvater und Großmutter, und um sie her und auf ihren Knieen spielten viele fröhliche Kindlein und streckten wie kleine Engel den beiden alten Leuten die Händchen entgegen. Ein junger Mann und eine junge Frau standen ebenfalls da, jedes hatte ein Kindlein auf den Armen, das dem Großvater und der Großmutter zulallte. Selbst die Katze kam unterm Ofen hervor und rieb sich schmeichelnd am Fuße des Großvaters. Die helle Gottesfreude glänzte aus den Augen der beiden alten Leute; denn ihre Kinder und Enkel gratulirten ihnen zum neuen Jahre und thaten Alles, was ihr Alter fröhlich und selig machen konnte.

„Jetzt bin ich doch endlich am rechten Orte angekommen!" sagte Jäckchen zu sich selbst, indem es in großer Freude durch das Fenster die Fröhlichkeit des schönen Familienfestes am frühen Neujahrsmorgen mit ansah. „Hier ist ganz gewiß der Himmel und hier will ich auch bleiben."

Darauf pochte es an die Thüre. Allein in ihrer lauten Freude hörten ihn die Leute nicht. Nun trat er ungeladen ein und sah unbeachtet die Freude noch eine Weile mit an. Endlich bemerkte ihn der Großvater und fragte:

„Wer bist Du, lieber Kleiner?"

„Jäckchen, das in den Himmel will. Ich bin immer den geraden Weg gefahren, darum laßt mich jetzt bei Euch im Himmel verweilen!" —

„Recht gern lassen wir Dich bei uns verweilen," sagte der alte Mann und sah ihn gerührt an. „Bleibe bei uns, wenn es Dir gefällt. Wir sind allerdings in einem Himmel auf Erden. Doch der rechte Himmel wartet noch unser, und dies ist nur ein Vorgenuß seiner Freuden." —

„Ach, so will ich mich eilen, daß ich in den rechten Himmel komme!" sagte Jäckchen. „Ich kann nicht bei Euch bleiben. Aber sagt mir nur, hab' ich noch weit von Euch zum Himmel?" —

„O nein, nicht mehr weit!" sagte der Alte. „Wir, ich und die Großmutter, sind jetzt achtzig Jahre alt. Die nächste Station ist der Himmel, wohin uns der Postillon Gottes bald bringen wird."

„Wo ist der Postillon, von dem Ihr sprecht?" fragte Jäckchen.

„Ich glaube, er wartet schon draußen vor der Pforte."

„Wird er mich auch mitnehmen?"

„Wenn Du solche Sehnsucht nach dem Himmel hast, sicherlich! Aber es wäre noch zu frühe für Dich!"

Doch Jäckchen wollte nichts davon hören, daß er noch warten müsse, sondern sagte: „Ade, ihr lieben Leute," ging hinaus, setzte sich wieder auf den Schlitten und fuhr davon in den dunklen Wald. —

Da sah er einen finstern, schweigsamen Mann im Wege stehen, als ob derselbe auf Jemanden warte. Er war dicht in einen Mantel gehüllt, so daß man sein Gesicht kaum sehen konnte. Der Schnee lag ihm aber auf der Hutkrempe, und sein Mantel selbst war überschneit. Als Jäckchen nun so dahinfuhr, rief der Schweigsame:

„Halt, wer bist Du und wohin willst Du?" —

„Ich bin das Jäckchen mit dem Weihnachtsschlitten und will in den Himmel!"

„Was hast Du für ein Recht auf den Himmel?" fragte der Finstere. —

„Ich bin immer den geraden Weg gefahren!" sagte Jäckchen. „Jetzt fahr' ich auf der letzten Station, — lieber Freund halte mich nicht auf."

„Hier darf Niemand ohne meine Erlaubniß und ohne mein Geleit fahren," sagte jetzt der Finstere.

„So!" meinte das Jäckchen. „Wer bist Du denn?"

„Der Kutscher Gottes, der die Menschen auf dem letzten Wege fährt."

„Wie heißt Du denn?"

„Gevatter Tod!"

„Hui, das ist ein schauerlicher Name. Willst Du mich nicht vorbeischlüpfen lassen? Da drinnen im Hofe erwartet man Dich schon!"

„Das geht nicht," sagte der finstere Mann mit hohler Stimme. „Aber ich will Dir etwas sagen, Jäckchen. Weil Du ein so kleiner Junge bist und doch schon so große Sehnsucht nach dem Himmel hast, will ich Dich wohl auf Deinem Schlitten weiter passiren lassen und blos neben Dir bis zur Himmelsthüre herschreiten, ohne Dich in meine schwarze Kutsche zu nehmen. Am Himmelsthore magst Du aber zusehen, ob Dich St. Peter hineinläßt."

„Gut!" sagte Jäckchen. „So sei es!!"

Und wie der Blitz fuhr nun der Schlitten mit dem Jäckchen auf schwarzem, dunkeln Wege fort, stets bergan und der Finstere nebenher. Nur hie und da zeigte sich ein feuriges großes Licht in weiter Ferne, und wenn Jäckchen fragte, was da so glänze, so sagte ihm der Gevatter Tod, das seien Sterne, Monde und Fixsterne. Stets höher empor ging so der Weg, an den Sternenkreisen vorüber, ein stiller, dunkler Weg, — es war ja der Weg der Ewigkeit. Und weiter oben kamen wieder Sterne und kreisten umher gleich ungeheuren Feuerkugeln, und dann gings mitten durch die Finsterniß der Ewigkeit auf einem lichten Weg, — ich glaube, es war die Milchstraße, die man von hier unten in hellen Nächten sieht. Endlich zeigte sich ein ungeheures prächtiges Thor, von blauen Diamanten aufgebaut und Jäckchen staunte.

„Das ist die Pforte des Himmels!" sagte der Tod. „Steig ab, klopf' an und sieh zu, ob Du eingelassen wirst. Ich will wieder in den Wald vor den Bauernhof zurück, wo die beiden Alten meiner warten."

Und damit verschwand der schweigsame Begleiter von der Seite Jäckchens. Der Knabe aber war herzlich froh, endlich am Ziel zu sein und pochte dreimal an.

„Wer da?" rief innen St. Peter.

„Jäckchen mit dem Weihnachtsschlitten!"

„Was will Jäckchen mit seinem Schlitten hier?"

„In den Himmel!"

Da schloß St. Peter mit einem großen Schlüssel das Himmelsthor auf und trat heraus und sah unserm Jäckchen streng ins Gesicht, so, daß es beinahe Furcht bekam.

„Wie bist Du hieher gekommen?" fragte jetzt St. Peter.

„Auf meinem Schlitten und stets auf dem geraden Weg!"

„Dann fahr' nur auf dem geraden Weg und auf Deinem Schlitten wieder heim," sagte St. Peter, indem er das Himmelsthor wieder verschließen wollte.

Jäckchen aber sah fast mit weinenden Augen drein, und dies rührte den Himmelspförtner.

„Liebes Kind,“ sagte er, „Du hast größere Sehnsucht nach dem Himmel, als selbst die ältesten Leute. Ich wollte Dich auch gerne hereinlassen, wenn ich dadurch drei Menschenherzen nicht bitterlich betrüben würde, und wenn mir nicht däuchte, Du solltest Dir erst die verschiedenen Himmel auf Erden verdienen. Ich will Dich nun selbst entscheiden lassen, — wirf einen Blick vorwärts durch dieses Thor und dann einen rückwärts in Deine Heimath auf Erden.“ —

Damit sperrte St. Peter das Himmelsthor weit auf, und Jäckchen schaute mit einem verlangenden Blick hinein. Drinnen war es so schön, daß es sich nicht beschreiben läßt, darum schweige ich lieber darüber, nur das sei ehrlich mitgetheilt, daß Jäckchen viele Engel sah, die jubilirend einher wandelten, auch ältere Leute sah er wohlvergnügt und wie neuverjüngt über die Himmelswiese schreiten. Aber sein Vater und seine Mutter und sein Schwesterchen waren nicht darunter. —

Jetzt mußte er auch den Blick abwärts zur Erde richten. Und so sah er weit, weit hinab, daß ihm fast schwindelte. Da erkannte er an den Thürmen seine Vaterstadt, und bald fand er sein Vaterhaus aus den übrigen heraus. Durch das Fenster fiel ein bleiches Licht auf die Straße. Weil er aber so genau hinschaute, konnte er durch das Fenster in die Stube sehen, wo sein Bettlein stand. Und was sah er? Vater und Mutter standen da gar traurig und betrübt vor dem Bette und weinten, und Annchen, seine Schwester kniete vor dem Bette und hatte den Kopf in die beiden Hände gelegt. Durch die Finger aber flossen der Schwester heiße Thränen. Und unserem Jäckchen war es, als fielen sie ihm auf das Herz, wie glühende Tropfen. Und als er horchte, hörte er seinen Namen nennen und wie lieb sie ihr Jäckchen gehabt hätten, das nicht auf Erden bei ihnen habe bleiben wollen. So fern es war und so leise die Worte heraufklangen, ging es unserm Jäckchen doch zu Herzen.

„Nun,“ sagte St. Peter, „erwähle! Willst Du in den Himmel und Deine Eltern und Deine Schwester um Dich weinen und klagen lassen, — oder willst Du wieder heim und fröhlich mit ihnen leben und warten, bis Gott der Herr Dich zu sich abruft!“

„Ach!“ sagte Jäckchen, „ich möchte wieder heim und sie trösten, daß sie nicht mehr weinen!“

„Nun, so fahre getrost wieder heim,“ sagte St. Peter, „und komme nicht eher wieder vor das Himmelsthor, als bis Du zur rechten Zeit gerufen wirst. Dann bringt Dich unser Postillon schon her in seiner schwarzen Kutsche!“

Jäckchen ließ sich das nicht zweimal sagen. Es setzte sich auf seinen Schlitten und wie der Blitz fuhr er dahin über die Milchstraße an der Himmelswand hinab. Die goldenen Sterne tanzten um ihn wie sprühende Funken, — aber er achtete es fast nicht, sondern sah nur immer hinunter nach seiner Eltern Haus. Es ging so reißend schnell, daß er es kaum bemerkte, als eine schwarze Kutsche mit schwarzen Pferden bespannt an ihm vorüberfuhr; Großvater und Großmutter saßen darin, die lächelten im seligen Schlaf. Der Kutscher auf dem Bocke aber war der finstere Gevatter Tod. Als er das Jäckchen auf dem Schlitten daher eilen sah, dachte er sich, wie es zugegangen sein mochte und um den Knaben auf seiner Rückreise nicht aufzuhalten, wich er aus an die Seite des Wegs. Da aber fuhr Jäckchen rasch abwärts der Erde zu; schon war der Mond

hinter ihm und schaute ihm verwundert nach; schneller als auf der Eisenbahn ging es steil abwärts auf der Straße vom Himmel zur Erde.

Endlich langte Jäckchen daheim an und fuhr leise durch die stillen Straßen der Stadt am frühen Morgen des Neujahrstages dahin und dann ungesehen durch die Pforte seines elterlichen Hauses. Diener und Mägde kamen an ihm vorüber und erkannten ihn nicht. Sie schluchzten alle.

„Warum weint Ihr denn?" fragte das Jäckchen.

„Ach," sagten die guten Leute, „unser Jäckchen ist von hinnen! Das gute, junge Jäckchen mußte schon diese Welt verlassen. Das böse Fieber hat ihn verzehrt!"

Jäckchen sagte nichts, um sich nicht zu verrathen. Aber es war selbst gerührt, als es alle Leute so um sich weinen sah; es hätte sich selbst beinahe beweint und betrauert. Leise schlich es jetzt vor die Thüre. Innen war es stille geworden. Es machte die Thüre auf; das Licht brannte bleich und trübe; am Fenster saßen die Mutter und Schwester und schliefen, denn ihre Augen waren ihnen vom Weinen schwer geworden. — Da schlich sich Jäckchen ans Bett, stellte den Schlitten unter dasselbe, legte sich auf die Kissen und deckte sich zu. Es dauerte nicht lange, so kam der Vater wieder herein. Er hatte einsam und im Stillen geweint und hielt jetzt ein großes weißes Tuch in den Händen. Nun weckte er leise die Mutter und Tochter und sagte:

„Wollen wir unserm lieben Jäckchen den letzten Liebesdienst thun. Ach, das gute Kind ist jetzt im Himmel, wohin es stets so große Sehnsucht hatte. Ach, wäre es doch noch bei uns geblieben!"

Da öffnete das Jäckchen seine Augen, die ganz müde von der langen Reise waren und rief:

„Ich bin wieder bei Euch und will bei Euch bleiben lange, lange Jahre, bis mich Gott abrufen läßt. Weinet nicht mehr, liebe Eltern und betrübe Dich nicht, lieb Schwesterchen, ich bin wieder da, lebendig. Ich war vor dem Himmelsthor, aber St. Peter hat mich umkehren heißen, bis ich den Himmel verdient habe. Glück zum neuen Jahr!"

Da hätte man die Freude und das Frohlocken der Eltern und des Schwesterchens sehen und hören sollen, als Jäckchen sich also vernehmen ließ, während sie es schon im Himmel glaubten. Da zündeten sie nochmals den Christbaum an, der von Weihnachten her in der Stube stand, und mit ihnen freute sich Jäckchen selbst, als wäre es im Himmel.

Als es aber wieder gesund geworden war, fuhr es gleich andern Kindern Schlitten auf dem Schnee und Eise vor der Stadt, allein so weite Reise wie in jener Nacht machte Jäckchen nicht mehr. Wohl ging Jäckchen später im Leben stets den geraden Weg als ehrlicher, redlicher Mann, — er ward groß und nahm eine Frau zu seiner Eltern Freude, ward ein hochgeachteter Bürger, der sich um die Stadt viel Verdienste erwarb und in großes Ansehen kam, ward Großvater und nahezu achtzig Jahre alt. Da war seine Lebensreise vollendet, eben auch als ein Traum. Er war müde und schwach geworden und durfte sich jetzt wohl nach dem Himmel der Ewigkeit sehnen. Nun ließ ihn Gott der Herr auch nicht mehr lange warten und rief ihn in der Neujahrsnacht ab. Der alte Tod kam ihm nicht als Feind, und fuhr ihn rasch der Pforte des Himmels zu. Und als sie vor das Thor der Ewigkeit kamen, trat St. Peter heraus, erkannte ihn und sagte, treuherzig ihm die Hände schüttelnd:

„Ei, grüße Dich Gott, mein lieber Freund. Sei willkommen hier! Du hast Dir

jetzt den Himmel redlich verdient und darfst nun ohne Schmerz zurückschauen ins Erdenleben. Komm herein! Glück zum neuen Jahr — zum neuen Leben!" —

Da ging er auch wohlgemuth hinein und ist mit St. Peter gut Freund dort oben. Wenn Du einmal später selbst hinauf kommst, so grüße ihn von mir. —

Christkindlein bäckt.

Es war schon spät im Jahre, lange nach Allerheiligen, und dennoch war das Wetter hell und freundlich. Die Sonne glänzte wie um Johanni, und zarte, weiße Fäden hingen in der Luft, flogen langsam über die Flur, gleich Blüthenflocken, und umspannen Baum und Gebüsch wie mit Seide. Auch den Bauer, der dort auf der Anhöhe pflügte, umwob das luftige Gespinnst, als sollte er mit einem Feenschleier umstrickt werden. Fast träumerisch sah denn auch der Landmann nicht selten vom Pfluge weg in den sonnigen Spätherbsttag hinein, und über die Feldflur und das Wiesenthal hinan nach den nahen Wasgaubergen, die in ihrer braungrünen Farbe sich dunkel über das hellbeleuchtete Land erhoben.

Weiter hinan im Wiesenthale — das droben, wo die Thürme von Klingenmünster am Schloßberge emporragen, aus dem Wasgaugebirge tritt und zur Rheinebene hernieder zieht, stiegen zwischen den Bachweiden blaue Rauchsäulen auf; Kinder, die das Vieh weiden ließen, hatten sich ihre Feuerlein angezündet, saßen dabei, um sich Kartoffel, Aepfel und Kastanien zu braten, oder hüpften fröhlich singend umher, während die Kühe stille grasend mit richtigem Instincte die Herbstzeitlosen stehen ließen, die üppig aufgeschossen im Rosenkleide ihr Gift bargen.

Die Sonne hatte sich gegen die Berge hingeneigt; der alte Schloßthurm von Landeck blickte finster zu Thal. Und wenn unser Landmann thalabwärts blickte, wo der Wiesengrund sich in die Rheinebene verliert, wob sich allmälig der Abendschleier aus Rauch und Nebel um sein Heimathsdorf und all die reichen Orte, die dort nahe beisammen eine einzige große Stadt zu bilden schienen, indem ihre Thürme über den Abendnebel emporragten.

Eben kamen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die sich traulich an der Hand führten, vom Dorfe her. Sie schauten jubelnd in die Höhe und sangen immer wieder von vorne anfangend:

„Schneegänse, Schneegänse!
Bringt eine weiße Windel
Für's Christkindel!"

Mit lachendem Gesichte sah unser Bauer die Kleinen kommen und hörte ihren Jubel. Seine Augen folgten den ihrigen.

„Aha, da sind sie ja!" sagte der Landmann. „Ihr habt bessere Augen als euer Vater."

Und die Kinder, die gekommen waren, ihren Vater im Felde aufzusuchen, sahen nun mit diesem dem seltsamen Fluge nach, der hoch am Himmel sich von Norden nach Süden fortbewegte. Es war ja der Zug der ersehnten Wandervögel, der wilden Gänse

des Nordens, die den Schnee bringen sollen, und deswegen am Oberrhein Schneegänse heißen.

„Freilich bringen sie eine weiße Windel," sagte der Vater zu den singenden Kindern, indem er sein Gespann anhielt, sich auf den Pflug setzte und die Kleinen auf die Knie nahm. „Es wird bald Schnee geben, denn wenn die Vögel da oben sich sehen lassen, ist der Winter keine Tagreise mehr fern."

„Ei," riefen die Kinder freudig, „ei, dann kommen die Flocken vom Himmel geflogen, weil die Schneegänse sich rupfen lassen und auch die Himmelsschäfchen geschoren werden. Dort kommen sie von den Bergen her!"

„Gelt, Vater," fing das kleine Mädchen an, „die Mutter, die im Himmel ist, hilft die Schneegänse rupfen für Christkindels Winterbettchen. Hat doch die Mutter, wie sie noch bei uns war, auch immer die Gänse gerupft und ihnen nie weh dabei gethan, weil das eine Sünde wäre."

Ein wehmüthiges Lächeln flog über das braune Antlitz des Mannes, indem er es nach den schwebenden Wandervögeln und Wölkchen richtete und die Kinder fester ans Herz drückte.

„Und ich will Schäfer werden, damit ich, wenn ich auch einmal in den Himmel komme, die Wolkenschäfchen scheeren darf," fiel der Knabe ein.

Indeß waren die Schneegänse hinter dem dunkleren Gewölk, das nun hinter den Bergen allmälig aufstieg, verschwunden. Die Sonne selbst war zum Neigen gekommen. Ein frischer Nordwestwind folgte und strich fühlbar über das Stoppelfeld. Der Vater, der sein Tagewerk vollends verrichten wollte, ermahnte die Kinder, sich hinter den Nußbaum zu stellen und sich an den Raben-Krähen zu erfreuen, die keck auf dem Acker vor ihnen herumtanzten, während er noch einige Furchen zu ziehen gedachte.

Der Abend nahte. Rosenroth und feurig angeflogene Wölkchen zogen vom Gebirge her, säumten ihre Ränder golden oder tauchten ganz in die Gluth, die ins Land hereinleuchtete. Der Abendhimmel ging nach und nach in voller Pracht über den braunen Bergen und Gründen auf, ohne daß die Kinder dessen inne wurden. Denn sie freuten sich der drolligen schwarzen Vögel dort auf den Ackerfurchen und eines großen alten Raben, der vor ihnen mit komischem Ernste auf den feuchten Erdschollen seine Männchen machte und sie mit gescheidten Blicken ansah. Da sangen sie ihn mit dem bekannten Kinderliedchen an:

„Rab, Rab, Dein Nest brennet,
Sieben Junge hocken drinn!"

Der alte Rabe flog plötzlich krächzend auf und mitten in den Abendglanz hinein. Ihre Augen waren ihm gefolgt und flossen über, geblendet von dem lichten Scheine der sinkenden Sonne.

„Ah! Ah! Vater, da sieh her!" riefen die Kleinen dem Landmanne nach, der sein Gespann wieder angetrieben hatte; sie zeigten mitten in die wunderbare Gluth, in welche die Berge ihre Häupter reckten und in deren Glanz der Thurm der Ruine sich finster und scharf abzeichnete.

„Was ist denn das? Was ist denn das?"

Sich umwendend bewunderte der Landmann einen jener glanzvollen Abende, wie sie nicht selten die Adventnächte einleiten und deren Erscheinung in der Kinderwelt eine so liebliche Erklärung gefunden.

„Das Christkindlein bäckt!“ sagte er dann mit bedeutungsvoller Betonung. „Wißt ihr denn nicht, daß bald Weihnachten?! Wenn es in der Zeit vor Weihnachten am Himmel so feurig glänzt, was Frost andeutet, dann sagen die Kinder zu einander: „Das Christkindlein bäckt! Wollen wir brav sein, damit es uns auf den Christtag auch die guten, süßen Sachen bescheere.“ — Wenn ihr brav seid, bäckt es auch für euch!“

Und damit ging er wieder langsam dem Pfluge nach. Die Kinder aber schauten andachtsvoll zum Abendhimmel empor und gelobten für sich, brav und folgsam zu sein.

Und als sie so fort und fort in die lichte Gluth schauten, meinten sie bald Christkindleins Backofen hinter den Bergen zu sehen. Sie sahen den aufsteigenden Rauch, und in den glühenden Wölkchen, welche zu Tausenden über dem Firmament zerstreut waren, wollten sie die feurigen Kohlen erkennen, wie sie dieselben schon oft im Backofen erblickt hatten. Sie konnten sich an der offenbarten Herrlichkeit nicht satt sehen und nicht satt träumen von all den schönen und guten Dingen, die da gebacken würden. Bald stieg ihnen denn auch das Verlangen auf, näher dabei zu sein.

„Wir wollen hin zu Christkindleins Backofen!“ sagte das Brüderchen und zog einen Apfel aus der Tasche. „Wir lassen uns vom Christkindlein einen Apfelkrapfen backen, wie ihn die Mutter, die jetzt im Himmel ist, uns auch gebacken hat.“

„Ja, wir wollen hin zum Christkindel!“ erwiderte Schwesterchen. „Ich helf ihm beim Backen, halt ihm die Brodkörbchen und Kuchenbleche.“

„Und ich scharr' die Kohlen zusammen, damit sein Haus nicht verbrennt. Komm schnell, daß wir noch recht kommen!“

Und Brüderchen ergriff Schwesterchens Hand. — — —

Der Vater war jetzt mit dem Pfluge am anderen Ende des über einen Hügel ziehenden langen Ackers angekommen und konnte somit nicht zur Stelle hinsehen, wo er seine Kinder gelassen hatte. Als er so still und langsam dem Pfluge folgte, hatte er seine eigenen Gedanken in dem hereinbrechenden Abend. Diese Gedanken waren auch mehr im Himmel als auf der Erde; denn dort oben hinter den rosenrothen Wölkchen wähnte er ja sein treues Weib, die gute, fromme Mutter seiner Kinder. Eine Thräne floß über die wetterbraune Wange, ungesehen. Eine milde Sehnsucht hatte ihn überkommen. Stärker trieb er sein Gespann an, um zu seinen Kindern schneller zurückzukommen.

Als er zu dem Nußbaum zurückgelangte, schaute er verblüfft dahinter. Aber die Kleinen waren nicht mehr da. Er sah sich um — sie waren nirgends zu sehen. So hatten sie wohl den Heimweg eingeschlagen, tröstete sich der Vater. Doch litt ihn die Sorge nicht länger auf dem Felde, und ohne Aufschub rüstete er sich zur Heimkehr, während unten im Wiesenthale des Klingbachs die Hirtenfeuerlein lustig fortbrannten und freundlich durch Weiden und Pappeln schimmerten. So trieb der Vater rasch sein Gespann thalabwärts dem heimathlichen Dorfe zu. Aber auch hier waren die Kinder nirgends zu erfragen. Niemand wollte sie gesehen haben. Jetzt stieg die sorgenvolle Unruhe des Vaters zur höchsten Angst. Wieder lief er ins Feld zurück und rief der Kinder Namen. Vergebens. Verzweiflungsvoll untersuchte er die buschigen Erlenwiesen und den Bach längs seines Gestades. Aber es fand sich keine Spur. Die Nacht brach herein und er rüstete seine Schritte thalaufwärts gegen Klingenmünster. So war er an die Stelle gekommen, wo die Feuerlein der Kinder auf der Wiesenweide gebrannt hatten; die Kohlen glühten noch, aber die kleinen Hirten waren schon alle heimgegangen. Der Verzweiflung nahe schritt er weiter; denn ihm kam der Gedanke, die Kinder möchten von

den Zigeunern aufgegriffen worden sein, welche, aus den Gebirgsthälern hinter Klingenmünster kommend, dieser Tage wieder das offene Land streunend und bettelnd durchzogen hatten!

Wir aber wollen sehen, was aus den Kleinen geworden. —

Hand in Hand, die Augen nach der lichten Abendgluth erhoben, waren die Kinder den Pfad entlang geschritten, der ins Wiesenthal führte. Ihre Freude, das Christkind backen zu sehen und ihm dabei zu helfen, ward noch durch die Vorstellung gesteigert, daß ihre Mutter bei dem Christkind sein könnte. Im Thale gingen sie zwischen den entlaubten Erlen und Weiden fort, als sie plötzlich ganz nahe auf einem heimlichen Rasenplatze ein Feuerlein lustig flackern sahen. Kühe und Schafe weideten da auf den Wiesen oder hatten sich satt zur Ruhe niedergelegt. Die Thiere blöckten und brummten die kleinen Wanderer träge an, während sie hinter dem Gesträuch heranschlichen. Um das Feuer unter dem großen Weidenbaume war ein bewegtes Leben, Knaben sprangen umher, andere saßen um die Gluth und sahen in die sinkenden Kohlen, daß die knisternden Flammen ihre Gesichter rosig anstrahlten. Die beiden hinter den Weiden versteckten kleinen Wanderer konnten meinen, schon ans Ziel gekommen zu sein, und lauschten mit Herzklopfen hinüber.

„Wir kommen gerade recht, Christkindlein bäckt schon!“ sagte Schwesterchen mit zurückgehaltenem Athem.

„Und die vielen Kinder wollen ihm auch backen helfen, komm', ich laß mir meinen Apfelkrapfen gleich backen,“ sagte Brüderchen.

„Bst!“ mahnte das Mädchen. „Es sind vielleicht die Engel, die da sitzen und einander erzählen — horch, das Märlein vom klugen Hirtenbüblein, das uns auch die Mutter oft erzählt hat.“

„Aber sieh, dort der Kleine im blauen Kittel am Feuer mit dem Apfel in der Hand — das ist wohl das Christkind. Es sieht gerade aus, wie auf dem Bilde. Da muß ich mir den Apfelkrapfen backen lassen, Du kriegst auch die Hälfte.“

Schwesterchen konnte den kleinen Ungeduld kaum zurückhalten, während ein anderes der Kinder am Feuer das Märchen vom „Schwesterchen und Brüderchen“ begann, deren Mutter gestorben und die miteinander in die weite Welt wanderten. — Da begann von den Bergen her das Abendgeläute, zuerst ein einzelner halbverwehter Klang, dann laut und feierlich der Glockenschall von den Thürmen von Klingenmünster im Thalgrund. Die Kinder unterbrachen ihr Märchen und sangen bald im ganzen Chor:

„Abends, wenn die Glocken läuten,
Und die Stern am Himmel leuchten,
Geh'n die Engel wandern,
Von einem Kind zum andern:

Geh' jetzt heim und geh' zur Ruh.
Schließ Deine Augen zu.
Ich will im Arm Dich tragen
Zu einem gold'nen Wagen,
Ich will Dich fahren lassen
Auf den Himmelsstraßen . . .“

„Ach, wer kommt denn da aus den Hecken!“ rief plötzlich das Lied unterbrechend einer der Knaben am Feuer, während im Thale die letzten Glockentöne verklangen.

Zusammenschauernd fuhren die andern auf und sahen die beiden Kindergestalten zwischen den dürren Zweigen der Weiden hervortreten; des Feuers rother Glast fiel auf ihre Gewänder, und die kleinen Wanderer und die Kinder im Kreise sahen gleich scheu und ehrfurchtsvoll einander an. Diese glaubten wohl die wandernden Abendengel zu sehen, jene meinten Christkind im Engelskreise zu treffen.

„Ja, das muß es sein im blauen Röckchen," hub Brüderchen endlich, sein Schwesterchen anstoßend, an — „komm, wollen wir es einmal selber fragen." Und herzhaft dem Knaben gegenübertretend, der mit dem Apfel in der Hand am Feuer saß und von dessen Schimmer ganz übergossen war, fragte der kleine Wanderer:

„Gelt, Du bist das Christkindel?"

„Ich? Nein, ich bin es nicht," antwortete der überraschte Knabe und sah den kleinen Frager verwundert an.

„Wer ist es denn?" fragte Brüderchen etwas kleinlauter und sich im Kreise umsehend, weiter.

„Von uns Niemand, es wohnt ja im Himmel und kommt erst in der Christnacht zur Erde herab, um uns die Bescheerungen zu bringen," war des Blaukittels Antwort, während die größeren Knaben im Kreise schon zu lachen und kichern anfingen, da sich ihre Scheu zu verlieren begann. „Warum," fuhr der kleine Blaukittel fort, „fragst Du denn so?"

„Weil wir hingehen wollen, wo das Christkind bäckt. Wir wollen ihm dabei helfen und davon" — der Knabe zog dabei wieder seinen Apfel aus der Tasche — „laß ich mir einen Apfelkrapfen backen."

„Warum nicht gar!" rief jetzt einer der größeren Knaben. „Das Christkind bäckt ja dort oben, hoch auf den Bergen."

„Ja, Lebkuchen und Zuckersachen bäckt es," setzte der Blaukittel bestätigend hinzu.

„Nun so wollen wir dahin — geh' Du auch mit uns!" entgegnete jetzt das Brüderchen, seinen Apfel wieder einsteckend. Und Schwesterchen wiederholte die Bitte.

Der Vorschlag leuchtete denn auch dem kleinen Blaurocke mit dem Lockenkopfe ein. Ich kann Dir, lieber Leser, dies als bestimmt versichern, da der Blaukittel kein anderer war, als der ernste Mann, der Dir diese Adventgeschichte mittheilt — damals freilich ein von den Stürmen des Lebens noch unberührtes Kind. Ich hatte noch nicht die Furchen auf der Stirne, kannte aber auch kaum erst das ABC. Allein Abends, wenn vor hereinbrechender Nacht die anderen Kinder, in den Feuerglanz blickend, riefen: „Sieh, das Christkindel bäckt!" da wär' ich oft schon gerne weit gelaufen, um dabei zu sein.

„Ich geh' mit Euch," sagte ich entschlossen und nahm das kleine Mädchen an der Hand, so daß es in unserer Mitte schritt, als wir, den Weg nach meinem Heimatsorte einschlagend, uns westlich wandten, während uns die Anderen lautlachend nachsahen.

Es dämmerte schon stark, als wir die Häuser umgingen und gerade dem Schloßberge zusteuerten. Begegnete uns Jemand, so sagten wir, wo wir hinwollten; die Leute lächelten der Einfalt und gingen unbesorgt vorüber. Schon war es kühl geworden, als wir an den Fuß des Schloßberges kamen, wo der Pfad durch den entlaubten Kastanienwald hinan uns jedoch wieder warm genug machte. Müde fühlten wir uns in der Hoffnung des schönen Ziels jedoch nicht; plauderten wir doch ganz selig von den Freuden, die unserer warteten, und wir beschlossen, wenn es uns gefiele, ganz bei Christkindlein zu bleiben, um ihm für die braven Kinder auf Erden backen zu helfen. Das Schwesterchen

wollte ihm die Brodkörbchen und Backformen halten und den Teig machen; ich gedachte das Holz zuzutragen, auf die Lebkuchen Acht zu geben und die Zuckerbröckchen zu versuchen, ob sie gerathen seien; Brüderchen aber zog zum zehnten Male seinen Apfel aus der Tasche und sagte:

„Ich lasse mir einen Apfelkrapfen backen, ihr beide kriegt auch davon!"

Darauf freuten wir uns, wie sich Kinder freuen können.

Die Nacht lag schon unten auf dem Orte, aus dem einzelne Herdfeuer und Lichter schimmerten, als wir oben neben der Ruine angekommen zu Thal blickten. Hinter uns war es dunkel und neblicht, vor uns lag der Wald, aber über ihn hin glänzte es noch roth und feurig zwischen den Bergen. Wir schritten auf dem Wege an der Berghalde nur immer geradeaus dem Schein entgegen, der uns lockte; aber dieser Weg war noch lang genug, um uns zu ermüden. Das Mädchen fühlte sich besonders erschöpft, dazu ward die Nacht im Walde unfreundlicher und kühler, ja geradezu kalt und der Wind strich unheimlich durch die seufzenden Föhren.

„Sind wir noch nicht da?" fragte die Kleine zitternd. „Haben wir denn noch weit?"

„Bald sind wir dorten. Sieh' nur," tröstete ich sie und mich selbst, „wie die Gluth uns entgegenstrahlt. Es muß gerade da vor dem Walde sein."

Und ermuntert schritten wir weiter, denn die Bäume standen nicht mehr so dicht, der Wald ward lichter und verdeckte den feurigen Glanz nicht mehr, der dort hinter den letzten Bäumen ausgebreitet lag.

Nur noch wenige Schritte und der Wald hörte auf. O, wie schön! Dort lag das Feuer ausgebreitet auf der freien Berghalde. Wir eilten glücklich dahin — und die Täuschung konnte nicht mehr lange währen. Mit der Biegung des Weges waren wir um die Bergkante gekommen und auf eine freie felsige Halde hinausgetreten, die steil nach Westen sich absenkt und einen weiten Blick in die merkwürdige Felsenlandschaft gewährt, die sich dort von der Queich bis über die Lauter zur elsässischen Grenze zieht. Dort hinten lag frei vor unseren Augen der Feuerglanz ausgebreitet über den Schluchten und Felsgraten der Schwanheimer Berge, deren zerrissener Kamm sich dunkel und abenteuerlich in der lichten Gluth abzeichnete. Dort lag unser Ziel frei vor unseren Augen in tiefem, blendendem Glanze. Aber es war noch weit dahin, und ein tiefes, dunkles, breites Thal zerklüftet und schluchtenreich dazwischen liegend, gähnte uns schwarz an. Wie ein ungeheurer Abgrund lag es da, seine Felsenthürme abenteuerlich emporreckend, während sich die reizenden Wiesengründe zwischen den phantastischen Felsengruppen, die stillen Thaldörfer im Dunkel der Nacht vollständig verbargen. Zu unserer Rechten erhob sich der hohe Kegel des Treitelsberges, zu unserer Linken der Abtskopf; gerade vor uns senkte sich in schwarze Tiefe die Rözelschlucht ab, in welche die Dorfsage den wilden Jäger mit seinem Hunde, der Kinderaberglaube die unheimliche polternde Adventerscheinung des Pelznickels versetzt, — darüber hinaus über Thal und Höhen ein freier Blick in den Glanz des westlichen Himmels, der in tiefen, gesättigten Farben über der Gebirgsnacht lagerte. Ein eigenthümlicher Anblick.

Aber was half uns armen, ermüdeten Kindern all der Reiz einer originellen Gebirgslandschaft im Schatten der Nacht! Getäuscht sahen wir in das weite dunkle Thal vor uns, aus dem nur da und dort ein schwacher Lichtschimmer strahlte oder mit einem Windstoß der Lärm einer Mühle rauschte, um anzudeuten, wo da unten Menschen wohnen, während ein einziges Glöckchen aus der Ferne des Gossersweilerer Thals heraufklang.

Ueber die Bergwälder und Felsenkuppen hatte sich dunkles Gewölk gespannt, durch das nur da und dort ein Stern blitzte. Feuchtkalt schauerte der Nachtwind durch das dürre Haidekraut der Berghalde, auf der wir todtmüde, erschöpft, hungrig und verschüchtert standen, um noch immer dahin zu schauen, allwo weit, weit auf den Bergen des Westrichs am scharf und zackig abgegrenzten Horizont ein grellrother Streif glühte, aber immer schmäler, immer schwächer und bläßer wurde — wie ein erlöschendes Feuer.

Da sahen wir einander traurig an. Dorthin, wo es noch fortglühte, konnten wir nicht mehr gelangen, das sahen wir jetzt ein; zurück durch den Wald war ein weiter Weg, und die Berghalde hinab wußten wir keinen Steg, wenn wir auch gewagt hätten, in die tiefe dunkle Schlucht zu steigen, die, wie ich wohl aus den Erzählungen der Leute wußte, für den Aufenthalt des wilden Jägers galt. Müde setzten wir uns in das dürre Haidekraut unter den weißbemoosten Felsen. Zitternd vor Furcht in der einsamen Gebirgsöde und vor Kälte, da der Wind stets schärfer um die Berghalde blies, kauerten wir uns zusammen.

„Das Christkind ist fertig mit Backen, — es hat uns nicht dazu gebraucht,“ seufzte ich mit scheuem Blick in die Gebirgsnacht.

„Ja siehe nur, es macht den Ofenschalter zu!“ meinte mit weinerlicher Stimme das Mädchen und deutete mit dem halb erstarrten Finger nach der Richtung, wo es eben noch aus einem scharfen Einschnitt der den Horizont abschließenden Felsenberge funkelnd geleuchtet hatte. Aber nun hatte das schwarze Gewölke auch diese Kluft ausgefüllt, so daß der letzte Gluthschimmer des Abendhimmels verschwand. Wir sahen mit verzweiflungsvollen Blicken dahin; es hatte wirklich ausgesehen, als schöbe eine unsichtbare Hand einen Schalter vor.

Und nun war Alles schwarze Nacht.

„Jetzt krieg ich keinen Apfelkrapfen gebacken,“ jammerte schmerzlich das Brüderchen, indem es den Apfel zum letzten Male aus der Tasche holte und in der kleinen, fast erstarrten Hand wog.

„Da müssen wir ihn ungebacken essen,“ fügte ich hinzu, einen lüsternen Blick nach dem Apfel werfend.

Dort im Haidekraut unter den Felsen aßen wir denn auch zu Dreien den kleinen Apfel; zuerst biß das Brüderchen hinein, dann Schwesterchen, hierauf ich — und so der Reihe nach, bis nichts mehr zu beißen war und wir uns noch um den Butzen stritten. Der fiel in das Haidekraut und wir fanden ihn nicht mehr — das fehlte noch zu all unserm Kummer.

Mittlerweile schob sich das schwarze Gewölk immer höher und verdeckte die letzten durchschimmernden Sterne. Unheimlich lagerte die dunkle, kalte Nacht um uns, daß es uns im Innersten durchschauerte, denn der Nordwind blies jetzt mit vollen Backen über die offene Halde. Schwesterchen weinte schon im Stillen, und als wir sein leises Schluchzen hörten, wirkte es auf uns Knaben so mächtig, daß wir in ein rührendes Heulen ausbrachen; auch das Mädchen stimmte laut ein, so daß es gellend in die Waldschlucht hinein hallte. Nachdem dies eine geraume Zeit gedauert, schwiegen wir wieder nacheinander, und nur das eine oder das andere schluchzte noch leise fort, indem wir uns ergeben und still unter den Felsenvorsprung duckten, um vor dem schneidenden Winde etwas geschützt zu sein. Da kauerten wir dicht beisammen. Dem Schwesterchen waren trotz aller Angst schon die Augen zugesunken, Brüderchen folgte bald nach, und nur ich

blieb wach und horchte dem Schluchzen der Kinder, das sich noch im Schlafe fortsetzte. Bald aber ward es übertönt von dem Pfeifen des Windes über den Felsen und seinem dumpfen Brausen in der Waldschlucht unten, wo die Nachtluft in den Kronen der mächtigen Föhren ein schauerliches Lied spielte und die schwankenden Baumstämme wie vor Angst ächzten. Aber noch mancher andere unheimliche Ton der Nacht drang herauf und schnürte mir das Herz zusammen. Ich hatte mit zum Christkind gewollt und war jetzt dahin gelangt, von wo der schreckhafte Pelznickel in die Dörfer kommt; diese Spuckgestalt der Adventnächte, der Schreck der Kinder schwebte mir vor — es schauerte mich durch alle Glieder.

In Furcht und Grausen starrte ich in die Nacht. Da — plötzlich — sah ich in zwei funkelnde Augen; eine zottige, vierfüßige Gestalt stand dicht vor mir. Mir zog es das Herz zusammen, ich schloß die Augen. Als ich sie aber wieder öffnete, funkelten noch immer die schreckhaften Augen aus einem zottigen Thierkopfe mir entgegen. Ich konnte nicht mehr zurückhalten und stieß ein so durchdringendes Zetergeschrei aus, daß die schlafenden Geschwister aufschreckten und nach Kräften mitschrieen.

Jetzt tauchte neben der Felskante ein Schlapphut auf, dann eine Männergestalt, der ein blitzender Flintenlauf über die Schulter ragte. Mein Schrecken hatte den höchsten Grad erreicht. Es konnte nur der Pelznickel oder der wilde Jäger selbst sein. Eine rauhe Stimme tönte uns entgegen.

„Waldmann, zurück! Wetter, was ist das? Da möchte man ja ein Hirsch werden! Wie kommt denn das Nest voller Schreihälse daher?"

Der Zottelkopf wich zurück auf diese Stimme hin, die mir, so rauh sie auch war, wie Musik in die Ohren tönte. Denn ich erkannte sie als die des alten Försters, eines Nachbars und Freundes unsres Hauses, der mit seinem Hunde noch in der Nacht des Weges gekommen war. Als ich ihm zurief, fragte er erstaunt:

„Ja, wer seid ihr denn?"

„Ich bin das Gottliebchen und diese da sind fremde Kinder, die dem Christkind backen helfen wollten."

„So, so! Nun das ist eine schöne Geschichte. Statt zu backen hättet ihr erfrieren können. Wie bring' ich Euch denn nur heim?" sagte der gutmüthige Mann. „Doch, halt!"

Er pfiff laut durch die Finger in die schwarze Schlucht hinein, daß es den Widerhall erweckte. Jetzt antwortete ein anderer Pfiff aus dem Waldgrunde, und der Förster wiederholte sein Zeichen, nachdem er jedem von uns aus seiner Jagdtasche ein Stückchen schwarzes Brod gereicht.

„Da nehmt ihr kleinen Abenteuerer, es ist kein Lebkuchen, wird euch aber wohl so gut schmecken, als hätt es euch das Christkind gebacken."

Wir aßen mit großem Appetite und waren kaum fertig, als ein zweiter Mann aus der Schlucht emporgestiegen kam. Es war ein Waldhüter. Ich brauche nun wohl nicht das Nähere zu berichten, wie dieser die zwei fremden Kinder auflud, der Förster mich auf den Arm nahm und der Rückweg durch den Wald angetreten wurde. Bald kamen wir an den Rand des Schloßberges, wo wir schon die Lichter aus den Häusern schimmern sahen. Unten, am äußersten Ende des Ortes begegneten uns Leute, die von meinen sehr besorgten Eltern ausgeschickt waren, noch in der Nacht die Mühlenwehre und das tiefe Thal zu durchsuchen. Mein eigner Vater war mit dem der beiden andern Kinder bis zur Sägemühle tief im Thalgrunde vorgedrungen, ohne Kunde von uns zu vernehmen.

Die halbe Einwohnerschaft war in Erregung. Im Hause meiner Eltern fanden wir auch den niedergebeugten Vater der kleinen Fremdlinge.

In selbiger Nacht aber fiel der erste Schnee, der uns Kinder wohl im Walde begraben hätte. Als wir aufwachten, lag ein kalter, heiterer Morgen über der Schneedecke. Der Winter war eingezogen, die Schneegänse hatten richtig prophezeit; sie hatten eine weiße Windel für das Christkind gebracht, wie es der kindliche Wunsch im Liede aussprach, hätten aber für uns, ohne die Dazwischenkunft des guten Nachbars, leicht ein Leichentuch bringen können. Munter sprangen wir beim Abschiede in der Frühe in dem frischen Schnee umher.

Von der Zeit an konnten wir aber das Christkind backen sehen, ohne dabei sein zu wollen; wir lernten warten, bis es uns sein Backwerk auf Weihnachten brachte. Das Brüderchen wollte auch keinen Apfelkrapfen mehr vom Christkind selbst backen lassen, und Schwesterchen sah ein, daß dasselbe allein fertig werde ohne seinen Beistand. Wenn nun wieder ein schönes Abendroth am Himmel glühte, hatten wir wie immer unsere Freude daran und sagten:

„Christkindlein bäckt, — es braucht uns aber nicht!“

Der ewige Fuhrmann.

„Es gibt eine recht kalte, grimmig kalte Weihnacht!“ sagte der Rösselwirth, der hinterm Fenster stand und durch die, trotz des heißen Ofens, halb zugefrornen Scheiben sah. „Die Sterne glitzern so hell. Und horcht nur, wie der Schnee unter den Sohlen der Leute, die vorbeigehen, kracht!“

„Ja, ja — 's kann schon kalt werden!“ sagt der einzige Gast im Wirthszimmer.

Es ist der Nachbar Bäcker, der herübergekommen war, um den Fuhrmann zu erwarten, welcher heute Abend noch hier vorbeikommen mußte. Denn er hatte an seinen Bruder, der droben am Gebirge, im Weinland wohnte, und dem die Fuhre gehörte, etwas auszurichten und für dessen Kinder zum Christfeste einige sinnreich erfundene Kuchen und Zuckerbrod gebacken, die der Fuhrmann mitnehmen sollte.

„Hört man von dem Fuhrmann noch nichts?“ fuhr er nach einer Weile fort. „Ich meine, ich hätte Wagengerassel gehört!“

„Von Euerm Fuhrmann höre und sehe ich nichts,“ versetzte der Wirth am Fenster. „Aber das ewige Fuhrmännchen — die Gelehrten nennen ihn den kleinen Bär — dort oben, das glitzert und flimmert! Seht nur her, Nachbar, dort fährt es über die Milchstraße, — Ihr könnt ganz deutlich den Wagen mit den vier Rädern, die Wagendeichsel, die Rößlein, die Peitsche und sogar die Wagenleitern sehen, — schaut nur her, Nachbar!“

Der Bäckermeister stand auf, trat ans Fenster und sah an das prächtig erhellte Firmament, das wie ein unermeßlicher Christbaum mit vielen tausend Lichtern droben prangte.

„Welches ist denn der ewige Fuhrmann?“ fragte er starr hinaufblickend.

„Nun, Ihr seid doch nicht blind, daß Ihr den nicht herausfindet, — seht, dort

sind die Zwillinge, dort die Glucke,*) — jener helle große Stern ist der Zigeunerstern, seinen Namen habe ich vergessen, und dieß da ist ganz deutlich der Fuhrmann, wie er über die Milchstraße fährt. Man meint ordentlich, er jage heut' schneller dahin und treibe seine Gäule stärker an — — aber horch! Habt Ihr nicht gehört?" unterbrach sich der Wirth, — erbleichend.

„Nun was denn?"

„Den Peitschenknall! Das war der ewige Fuhrmann, — ich sag' Euch, Nachbar, das war er!"

„Ihr seid nicht recht gescheidt, — meines Bruders Fuhre wird ankommen. Wie kommt ihr nur zu dem Gedanken, der Peitschenknall rühre vom Himmel?"

„Das weiß ich besser, als Ihr!" erwiderte der Wirth mit wichtiger, geheimnißvoller Miene, und der Bäcker dachte: „ja, Du bist auch einer von denen, die's Gras wachsen hören!" sagte es aber nicht laut. Indeß fuhr der Wirth fort:

„Davon kann ich reden, und ich sag' Euch, es bedeutet nicht gerade ein Glück, daß der ewige Fuhrmann sich heute Nacht hören läßt. Es heißt, wenn er sich um Mitternacht mit seinem Wagen umwendet, gibt's eine theure Zeit. Und Jederman am ganzen Rhein weiß ja, daß man oft in stillen Nächten mit einem Male einen lauten Peitschenknall hört, und dann kann man darauf schwören, daß es der ewige Fuhrmann gewesen ist, der anzeigen will, daß Jemand in die Ewigkeit abfährt in kurzer Zeit. Ich weiß noch recht wohl, wie mein Vater auch den ewigen Fuhrmann peitschen hörte und in selber Nacht verunglückte seines Nachbars Knecht, der auf der Reise war. — Aber horcht, horcht nur! — —"

„Ich höre schon!" sagte der Bäcker. „Das ist das Gerassel von dem Wagen meines Bruders, und sein lustiger Fuhrmann. Oder hört man den ewigen Fuhrmann auch in der Nacht singen?"

Der Wirth sah ein wenig verblüfft darein, als er jetzt das ganz gewöhnliche Gerassel eines Frachtwagens vernahm und mit Peitschenknall vermischt eine Stimme durch die kalte Nacht herüberklang:

„Bin i nit a lustiger Fuhrmannsbue,
Bin i nit a lustiger Bue!
Fahr Städt'l aus, Städt'l ein,
Fahr Städt'l aus, Städt'l ein,
Schau'n mir die Leut' alle zue!"

Bald darauf hielt der Wagen vor dem Thor des Wirthshauses, und der Wirth sprang mit einer Laterne hinaus; der Fuhrmann aber warf Decken über seine Pferde, die über und über grau vom Nachtreife aussahen, und kam dann herein in die Stube, legte die eigene Wolldecke, die ihm als Mantel diente, hinweg und stand nun im blauen Ueberhemd, als der junge Fuhrmann des Bruders im Weinlande vor dem Bäckermeister, welchem er seinen „Guten Abend" wünschte.

„Guten Abend Konrad! Wie geht's daheim? He? 's ist heute Nacht recht kalt!" sagte der Bäckermeister, indem er dem Konrad sein volles Weinglas hinreichte, das er sich bestellt hatte.

*) Glucke heißt im pfälzischen Dialekt die Bruthenne und ist die volksthümliche Bezeichnung für das Sternbild der Plejaden.

„Ja, kalt ist's, daß Stock und Bein zusammengefrieren!" erwiderte dieser und rieb sich die Hände, worauf er nippte und sich zum Ofen setzte. „Herr Wirth, gebt meinen Gäulen Hafer und mir ein Glas Schnaps, — hab' noch einen weiten Weg und da muß man sich erwärmen für die Nacht!"

Während der Wirth dieses besorgte, überreichte der Bäcker dem Fuhrmann die Weihnachtsgeschenke für die Kinder dahein, und dieser meinte:

„Das wird den Kleinen rechte Freude machen. Ich selber freue mich auf den Christbaum, den ich sonst immer putzen half, — denn ich bin bei den guten Leuten wie's Kind im Hause und geh nie leer aus bei solcher Gelegenheit!"

„Das ist auch recht, Du bist auch ein braver, ehrlicher Bursche Dein Lebtag' gewesen und artest ganz Deinem Vater, dem alten Schimmelsepp nach," sagte der Bäcker. „Nun, wirst Du bald die Käthel heirathen?"

Der junge Fuhrmann sah traurig drein und seufzte:

„Damit ist's aus, — die hat einen andern genommen, den Krämer von *heim, das drüben links von der Straße liegt. Ihre Mutter war Schuld daran; die konnte mich nie leiden; ich war ihr natürlich zu arm, und so bin ich ein unglücklicher Mensch geworden. Aber was liegt daran, — ich kann es als ein ehrlicher Kerl ertragen!"

„Freilich mußt Du das, Konrad. Du kriegst noch eine andere, eine schönere und bessere!"

„Nein damit ist's aus!" erwiderte Konrad und fuhr mit der flachen Hand über den Tisch, auf den er niederstarrte. „Eine liebere krieg' ich nicht, und eine bessere mag ich nicht, — denn sie war gut und ist es noch, wenn sie auch ihrer Mutter nachgegeben hat. Sie hat's mit schwerem Herzen gethan, — ich kann ihr deswegen nicht böse sein. Aber die Alte, das ist eine Teufelsrippe!"

„Nun, wenn Du die Sache so ansiehst, so wundert's mich, daß Du noch singen kannst! Man hat Dich ja von Weitem schon gehört!"

„Ja, warum sollt ich's auch nicht thun? Mancher singt mit dem Mund und im Herzen möchte er weinen. Ich sing, um die Zeit vergehen zu lassen und mich lustig zu machen; man kann nichts besseres thun bei solcher Kälte. Und dann kommt mir's immer vor, als ginge es bald mit mir zu Ende — und da sing ich — —"

„Hahaha!" lachte jetzt der Bäcker und sah den Konrad von Kopf bis zu Fuße an. „Du und sterben?! Ein Kerl wie ein Bär und frisch wie eine Eichel! Hahaha!"

„Lacht nur! Ihr könnt mir den Gedanken nicht nehmen. Er kam mir heute wieder stärker als je, da ich den Wein im Dorfe am Rhein drunten abgeladen und an meinen Vater, den alten Schimmelsepp dachte, den Ihr ja gekannt habt, da er als Fuhrmann so lange Zeit in Eures Vaters Haus gedient hat. Ich weiß es noch wie heute, daß ich als kleiner Bube bei ihm war, als er für die Schwaben Nüsse übern Rhein führte, — 's war um diese Zeit und eine ganz sternhelle Nacht. Wir schliefen vorn auf dem Wagen und es ging ruhig fort, — da hörte ich mit einem Male einen lauten, starken Peitschenknall durch den Wald und das Feld hinhallen, als käm' er vom Himmel, so daß mir die Ohren zuklappten und ich aufwachte. — „Was hast Du, Konrädchen?" fragt mein Vater, der auch aufwacht. — „Habt Ihr mit der Peitsche geknallt?" sag' ich. — „Was fällt Dir denn ein? Du hast geträumt!" — „Nein, ich hab' es ganz deutlich gehört!" — Da ward mein Vater still, und erst später sagte er: „Dann war's der ewige Fuhrmann. Gott gib, daß wir gesund heimkommen." — Aber Ihr wißt ja,

mein Vater fiel noch selbige Nacht im Schlafe vom Wagen und die Räder gingen über ihn, da wir gerade vor unser Heimathsdorf kamen. Ihr werdet Euch dessen noch wohl erinnern!"

„Ja, leider starb Dein Vater auf so schlimme Art!" sagte der Bäcker. „Aber, was Du von dem ewigen Fuhrmann da sagst, höre ich heute zum Erstenmale. Ich habe erst noch vorhin den Wirth ausgelacht, als er auch davon redete, da ich auf solche Mährlein nicht viel halte!"

„Da thut Ihr nicht Recht daran! Aber wie seid Ihr denn darüber zur Rede gekommen?"

„Nun, der Wirth glaubte, der Peitschenknall, der von Deinem Wagen herschallte, käme vom ewigen Fuhrmann!"

„Freilich mag sich der Wirth diesmal getäuscht haben, — man hört es auch ganz selten, und der, dem es gilt, der hört es nicht, wenn's auch sonst alle Welt hört!" sagte der Konrad und trank von dem Branntwein, den der Wirth gebracht hatte.

Dieser mischte sich auch wieder eifrig ins Gespräch.

„Ja so ist es, und ich glaube noch jetzt, daß das feurige Fuhrmännel am Himmel sich hat hören lassen vorhin!"

„Nun so sagt mir doch, was soll's denn mit diesem Aberglauben?" rief etwas ärgerlich der Bäckermeister. „Was ihr mir da vorfaselt ist doch leeres Stroh, und ein Paar gute Augen sehen in dem Sternbild, das Ihr den Fuhrmann nennt, eben nichts als ein Sternbild, wie es noch andere gibt!"

Der Wirth schüttelte den Kopf.

„Nein, da läßt sich nimmer reden!" fing er an. „Ihr wollt eben an gar nichts glauben und nichts begreifen, was nicht aus euerm Backofen kommt. — Wißt, der ewige Fuhrmann, hinter dem Ihr ein bloßes Sternbild sucht, fuhr auch einmal hier auf der Erde herum, fuhr für die Schwaben Wein über den Rhein und Nüsse, die sie droben am Gebirge holten, wo sie zu Tausenden auf den Bäumen wachsen, in ihr Ländle. Aber er war so ein rechter Fuhrmannsteufel, der seine Pferde über die Maßen schund, keine Rasttage machte, nicht einmal die Sonn- und Feiertage hielt, sondern Jahr aus Jahr ein auf der Straße zubrachte, die Wirthe schimpfte und nie seine Zeche ganz zahlte, obgleich er Alles am Besten haben wollte. Er fahre nie lieber, sagte er oft, als an Sonn- und Feiertagen, wenn sonst Alles faullenze. Dabei war er so hart, daß er keine arme Menschenseele auf den Wagen ließ, ob der Wanderer auch noch so sehr bat und noch so matt und müde nebenher ging, — selbst wenn der Wagen ohne Fracht war, that er's nicht. — So fährt er auch einmal in der Weihnachtszeit dahin die harte Straße und macht einen höllischen Lärm mit „Hist und Hott und Har" und lautem Peitschengeknall, da sonst Alles fein zu Hause blieb und sich der heiligen Zeit freute, weil man sagt, daß in diesen Tagen zur Feier seiner Geburt der Herr Christus immer wieder gerne zur Erde niedersteige und mit dem heiligen Petrus eine Wanderung durch die Wohnungen der Menschen mache. — Wie nun der Fuhrmann des Weges daher kommt und lärmt und knallt, als gälte es die Seligkeit, da sieht er plötzlich zwei Männer neben seinem Wagen hergehen, die auf eine Einladung von ihm zu warten schienen, Platz auf dem Wagen zu nehmen. — „Es mögen Pilger sein, nach der Kleidung zu schließen!" denkt der Fuhrmann. „Die würden das Verdienst ihrer Pilgerschaft einbüßen, wenn man ihnen Gelegenheit gäbe zu fahren, statt zu gehen!" — Und so fährt er fort, ja er thut, als höre

er es nicht, als ihn die beiden Wanderer bitten, aufsitzen zu dürfen. Jetzt glauben die es ungeheißen thun zu müssen und schwingen sich auf die Langwitt von hinten her. Aber kaum sitzen sie oben, als der Fuhrmann anfängt: „Was wär' mir denn das? Wartet, Ihr Lumpe, ich will Euch hinuntergehen heißen!" Und damit schlägt er mit der Peitsche einigemale so derb herum, daß es den Aufsitzenden wie der Blitz um die Köpfe fährt, und St. Peter (denn er mit seinem Herrn und Meister waren die Wanderer) den groben Fuhrmann in aufbrausender Hitze an den Ohren nehmen will. Der Heiland jedoch verbat sich das. St. Peter rieb die Peitschenhiebe ein, sein Herr aber sprach zu dem Fuhrmann: „Weil Du denn nichts achtest im Leben, so fahre ewig fort, ohne Ruhe und Rast, durch Leben und Tod, bis an das Ende der Welt!" — — Und so geschah es auch nach dem Worte und Fluche des Herrn, und der Fuhrmann fuhr fort und fort und hielt nirgends mehr an, ums ganze Erdenrund und dann die Straße nach dem Himmel zu, — aber das Thor blieb ihm verschlossen, weil ihn der heilige Peter, der die Schlüssel dazu hat, erkannte und schnöde abwies. Da schlug er sich auf die Schenkel, hieß den heiligen Peter etwas thun, was ich nicht nachsagen mag, schnippte mit den Fingern, knallte mit der Peitsche, daß den Engeln im Himmel die Ohren zuklappten, hieb in seine Gäule ein und jagte davon, daß das Himmelsthor hinter ihm dröhnte. Und so fuhr er mit der Peitsche klatschend und fluchend an den schönsten Sternen vorbei und über das ganze weite Firmament. Und dort fährt er noch, wenn Ihr ihn sehen wollt, ohne Rast und Ruh, und in ganz stillen Nächten kann man das Gerassel seines Wagens hören. — Die Peitsche aber hab' ich heute knallen hören, — das lasse ich mir nicht nehmen, und was es bedeutet, wißt Ihr schon, Herr Nachbar!" —

So erzählte der Wirth. Konrad, der den Rest seines Branntweins austrank, bestätigte, daß es wirklich so sei, wie es der Wirth erzählt und wie ers oft genug von seinem Vater gehört habe. — Dann wickelte er sich wieder in die wollene Decke, zahlte seine Zeche, nahm seine Peitsche zur Hand, ließ sich gute Nacht und gute Heimkunft wünschen und ging hinaus, in die kalte, starre Nacht zu seinen Wagen und seinen Pferden.

Bald befand er sich wieder auf freiem Felde. Es war eine Bärenkälte. Die Räder machten den Schnee knistern und knarren, und es pfiff unter ihnen in Einem fort. Alle Bäume hingen voll dickem Reif, und die Sterne standen mit glitzerndem, zitterndem Lichte am starren blauen Firmament.

Der Fuhrmann sah hinauf, — so reich war ihm früher der Himmel nie erschienen, als heute, denn tausend Sterne, die er früher nie bemerkt hatte, schienen für diese heilige Nacht hervorgetreten zu sein, um zu des Christkindes Ehre zu glänzen. „Ja, es muß dort oben schön sein! Ich machte mir nichts daraus, wenn des ewigen Fuhrmanns Peitschenknall mir gegolten. Freilich habe ich früher nicht daran gedacht, aber seit die Käthel den Krämer hat, da bin ich der halbe Kerl nicht mehr. Doch zu ändern ist es ja nicht, und es hat wohl so sein sollen! Was soll ich mich grämen?!"

Er zwang sich zu singen und sang des Fuhrmannsliedes übrige Verse:

„Fahr ich so auf den Straßen hin
Zwischen den Tannen im Wald,
Ach was ist das für 'ne Freud!
Was da das Schnalzen schön schallt!

Was da die Vögerln schön singen thun,
Was da die Blümeln schön blühn,

Was da die Hirsch und Reh
Ueber die Straße hinziehn!"

„Ach!" unterbrach sich der Fuhrmann jetzt. „Das paßt ja gar nicht mehr für mich und die Zeit, wo Alles Eis und Reif ist und mein Herz gerad' auch nicht vor Freud' zerspringen möchte. Ja, es war freilich einmal anders, wo dieses Lied so fröhlich klang von meinem Wagen herab aus voller Brust, — da ich noch lustig und fröhlich dem Heimathsdorfe zufuhr, die Käthel das Fenster aufmachte und zu mir hersah, daß mir das Herz im Leibe lachte und meine Peitsche noch einmal so lustig knallte. Da freute sich noch Alles mit mir, wenn ich so allein dahin fuhr mit den Gedanken an den herzlieben Schatz daheim, und:

„Was da die Vögerln schön singen thun,
Was da die Blümeln schön blühn,
Was da die Hirsch und Reh
Ueber die Straße hinziehn.

Fahr ich im Zwielicht am Wirthshaus an
Spann ich d'Gäul aus und kehr ein,
Iß mein Sach', leg mich ins Bett,
Denk an mein Schatz und schlaf ein."

„Damit ist's jetzt aus, ganz aus! Sing ich lieber den letzten Vers, der paßt eher!" unterbrach sich der gute Konrad in seinen traurigen Betrachtungen, und sang dann in trübem Tone weiter, indem er die beiden Verse mehrmals wiederholte:

Fuhrmannsbue bin ich schon fünfthalb Jahr,
Fuhrmannsbue bleib' ich noch lang.
Kann wohl sein, daß ich stirb',
Kann wohl sein, daß ich stirb',
Eh' ich was anders anfang.

„Ja, ganz gewiß, — es kann wohl sein, daß ich sterbe, — ich kanns nicht verwinden: der Gedanke verfolgt mich heute schon den ganzen Tag, und er macht mir auch nicht einmal Angst, —

„Kann wohl sein daß ich stirb,
Eh' ich was anders anfang."

So scholl seine Stimme immer wieder durch den öden, kalten Wald, durch den nur hie und da das Gekrach der von der Kälte berstenden Eichenrinde oder das Gekläff eines Fuchses tönte. Konrad fühlte sich außerordentlich vereinsamt und verlassen, bis ihm plötzlich wieder einfiel, daß heute die heilige Christnacht sei. Da sprach er für sich:

„Ich sollte keine weltlichen Lieder singen in der heiligen Nacht. Auch in meines Herrn Haus daheim werden sie jetzt den Weihnachtsbaum putzen, und die Kinder werden fragen, wo denn der Konrad so lange bleibt. — Was aber mag jetzt die Käthel in des Krämers Haus thun? Denkt sie wohl meiner, denkt sie in dieser Nacht, wo wir immer so fröhlich waren, da wir Christkindel und Pelznickel spielten, an den armen verlassenen Konrad? Vielleicht steht sie jetzt gerade auch am Tische und zündet die Lichtlein am Christbaum an, den sie für des Krämers Kinder herausgeputzt hat. Aber ob sie so glücklich dabei sich fühlt, als damals, wo wir noch miteinander in die Christmette gingen, das ist eine andere Frage. O ihre Mutter, ihre harte böse Mutter hat mich und sie unglücklich gemacht!"

Die Sterne spiegelten sich nur einen Augenblick in der Thräne, die ihm unbewußt über die Wange rollte, aber schon in ihrem Laufe zu einer Eisperle erstarrte. Denn er war jetzt nicht mehr fern von dem Orte, wo die Käthel verheirathet war, und ein dumpfes Hundegebell, welches der Wind über den Wald hertrug, mochte von dorten kommen. Sein Herz pochte gewaltig und er sah starr nach der Gegend hin.

Da war es ihm mit einem Male, er höre etwas seufzen und stöhnen, gerade da, wo der Weg zu dem nebenabliegenden Dorfe die Fahrstraße durchkreuzte. Er horchte schärfer hin. Da vernahm er deutlich eine menschliche Stimme, die klagend und jammernd zu Gott und allen Heiligen rief. Schnell hielt er seine Pferde an und lief der Stelle, woher die Töne kamen, zu. Dort lag neben einem hartgefrorenen, vom Winde hoch angewehten Schneehaufen die Gestalt eines alten Weibes, zusammengesunken und ohne Kraft sich aufzurichten. Schnell hob er die Alte vom Boden auf. Als er ihr beim funkelnden Sternenlichte in das todtenbleiche Gesicht sah, da zuckte es ihm durch alle Glieder.

Es war der Käthel böse, harte Mutter.

Er hatte sie sogleich erkannt, hob die Unglückliche ohne ein Wort zu sagen auf, und trug sie zu seinem Wagen zurück. Dort deckte er die Aechzende soviel wie möglich warm zu, legte noch seinen eigenen Fuhrmannsmantel über die beinahe schon erstarrten Glieder und lenkte dann die Pferde mit den Wagen selbst auf dem Weg nach dem Dorfe. Einige Tropfen aus der Branntweinflasche brachten dem alten Weibe so viel Kraft und Stärke, daß sie in den wärmsten Ausdrücken ihrem Retter, den sie nicht erkannte, danken und ihm Folgendes erzählen konnte.

Sie sei nämlich noch heute vor den Feiertagen in der Stadt gewesen wegen einer schlimmen Geschichte, um nämlich ein Unglück, das ihrer Familie drohe abzuwenden. Mit leerem Magen habe sie sich wieder auf den Heimweg gemacht, und sei dort auf dem gefrorenen Schnee ausgeglitten, so daß sie sich den Fuß verrenkt und die Kraft verloren habe, sich aufzurichten. Sie war dem Erfrieren nahe, als ihr Retter kam. Nun habe sie, wenn sie nach Hause komme, nur Jammer und Verzweiflung zu erwarten. — Sie habe nämlich, fuhr sie fort, eine Tochter an einen Wittwer verheirathet, der viel ärmer war, als man geglaubt hatte, und der selbst wieder ihre Tochter in der falschen Hoffnung, einiges Vermögen zu erheirathen, genommen habe. Nun sei eine Schuld zu zahlen unter Androhung von unverzüglicher Pfändung, und vergebens sei sie heute noch in der Stadt gewesen, bei Gericht und Gläubigern um Aufschub zu bitten. Daheim werde es großes Herzeleid geben, wenn sie zurückkehre und die Erfolglosigkeit ihrer Bitte heimbringe; ihre Tochter weine sich noch die Augen aus dem Kopfe über so großes Elend in ihren jungen Jahren, — da oft kein Kreuzer im Hause sei und der bereits schon mit Beschlag belegte Kram jetzt ganz stille stehe; — die Kinder mögen auch hungrig sein, die armen Würmer, die nicht einmal an die Befriedigung ihrer nothwendigsten Bedürfnisse, geschweige denn an einen Christbaum und Backwerk denken dürfen.

Das Alles hörte Konrad still und traurig an. Schweigend saß er da und hatte die Alte noch mit keinem Worte unterbrochen. In argem Leide starrte er vor sich hin. Jetzt aber fragte er mit unkenntlicher Stimme:

„Ist Eurer Tochter Mann ein böser Mensch?“

„Das nicht,“ erwiderte das Weib. „Er ist seelengut, würde gern arbeiten und wäre nie verdrießlich, wenn die bittre Armuth nicht wäre. Auch weiß er wohl, daß meine Käthel ihn nicht so lieb haben kann, als einen gewissen Andern droben in unsrer Heimath,

und daß sie ihn nur genommen, weil ich es einmal so haben wollte, — aber deswegen ist er ihr doch nicht böse und trägt sie auf den Händen bei allem Elend der Armuth."

Dem Konrad ward es unendlich weh' ums Herz.

„Wie viel hätte denn Euer Tochtermann nöthig im Augenblick."

„Ach, jetzt wäre uns mit fünfzig Gulden geholfen!" seufzte das Weib.

„Dann ist's gut, daß ich gerade so viel und noch etwas mehr bei mir habe, das mein Eigenthum ist. Ich wollte mir in der Stadt eine goldne Sackuhr kaufen, nach der schon lange mein Streben geht, — aber es reute mich wieder. Da —" und er zog eine Geldblase aus der Tasche — „nehmet das und gebt das Eurer Käthel, — wenn ihr damit geholfen ist, soll's mich freuen. Und wenn sie mehr braucht," fuhr er in seine natürliche Stimme verfallend fort, „soll sie zu mir schicken — hinauf ins Weinland. Was ich habe, gehört der Käthel. Hört Ihr's Frau Ländlerin?!"

Die wußte nicht vor Freude, Erstaunen, Schrecken und Beschämung, was sie sagen sollte und hätte in die Erde sinken mögen, da sie den in so edler Weise helfen sah, an dem sie so unedel gehandelt hatte. Denn nun hatte sie ihn erkannt.

„O ich elendes, böses Weib, wie hab' ich das um Dich verdient, Konrad! O mein Gott, mein Gott!"

„Laßt das, — 's ist geschehen und nicht mehr zu ändern!" sprach der Fuhrmann dazwischen. „Aber seid nur immer ordentlich gegen Euern Tochtermann, Frau Ländlerin! Macht ihm nie das Leben sauer, und helft den jungen Eheleuten rathen und thaten. Die Käthel, die Käthel aber soll nie eine harte Stiefmutter gegen des Krämers Kinder sein, sondern sie als ihre eigenen halten, — sagt ihr das, Frau Ländlerin. Die armen Würmlein werden's wohl brauchen können, eine gute Mutter zu haben. Und vielleicht wars gut, daß es so, gerade so ging, — sonst hätten ja des Krämers Kinder wohl bald betteln müssen, und würden ohne Pflege und Muttervorsicht zu Grunde gegangen sein. — Jetzt können sie noch brav erzogen werden; sie sollen ordentliche Menschen werden, weil — weil die Käthel ihre Mutter ist. Hört Ihr's Frau Ländlerin!"

Das alte, harte Weib saß auf dem Wagen weinend und in tiefer Reue; auch dem Konrad fielen die heißen Thränen aus den Augen, ohne daß er's wußte. Als man aber zu dem ersten Hause des Dorfes gekommen war, da sprach der Fuhrmann:

„Seht, da lad' ich Euch ab, und trag Euch in das Haus, dann könnt Ihr Euch von den Eurigen heimholen lassen. Richtet Alles aus, was ich Euch gesagt, Frau Ländlerin! Ich selber kann die Käthel heute nicht sehen, — es würde mir das Herz brechen. — Sie soll eine brave, gute Mutter sein, sagt ihr das."

Und so geschah es.

Der Fuhrmann fuhr bald wieder auf der Hauptstraße im Walde durch die kalte Sternennacht hin. Ein eigenes, wehmüthiges Gefühl hatte ihn überkommen. Vielleicht sah und hörte er im Geiste die Dankesworte und die Thränen der Käthel, ihres Mannes und ihrer Kinder, die aus großer Noth errettet, nun dennoch eine fröhliche, selige Weihnachten hatten, während er selbst so still und einsam unter Gottes freiem Himmel dahin fuhr. —

Es schien immer kälter zu werden, die Eichbäume krachten lauter und häufiger im Walde, — der Fuchs heulte übers Schneefeld herüber, und unter den Hufen der Pferde und den Wagenrädern knisterte und knarrte heller und immer heller der Schnee. Die armen Pferde selbst waren über und über mit starkem weißem Reife bedeckt. — Konrad aber saß still in seinen Teppich gewickelt auf dem Wagen.

Die Nacht ward immer lichter, je später es ward. Und als jetzt der Wald aufhörte, konnte man schon die Umrisse der heimathlichen Berge unterscheiden. Alles so still ringsum, — weit und breit kein Laut, welcher die Feierstunde der schlafenden Natur gestört hätte. Aber wie ein Traum hing die heilige Mitternacht über der Erde, wie ein beseligender Traum über der weiten Schneefläche, aus der sich nur die dunkeln Kirchthürme der umliegenden Dörfer erhoben. Da schlug die Mitternachtsstunde von den Thürmen. Die Wächterhörner mit ihren vollen, gedehnten Klängen tönten dazwischen, und ringsum in allen Dörfern nah und fern hallten die Glocken übers Feld und riefen die Leute zur Christmette. Der arme Fuhrmann aber glaubte, er höre die himmlischen Heerschaaren und die Engel sängen ihr Hallelujah, und die Posaunen der Erzengel dröhnten dazwischen. Denn er saß mit zurückgelehntem Kopfe auf dem Wagen und sah schweigend, stumm und ohne Regung in den Sternenhimmel hinein. Dort bei der Milchstraße glänzte der ewige Fuhrmann wie sonst, ja noch feuriger und heller, als er ihn je gesehen. Herrlich prangte das ganze Firmament. Da war es dem Konrad, er höre eine Stimme weit, weit her vom Himmel, — die Stimme seines Vaters. Ja, er meinte, er höre seinen seligen Vater herunterrufen: „Konrad, fahre herauf zu mir!"

Und da fuhr er und fuhr, wie der ewige Fuhrmann, immer zu, die weite Himmelsstraße entlang an der goldenen Jungfrau und der blitzenden Krone vorüber an all' den glänzenden Sternbildern vorbei, hoch über der dunkeln Erde, bis vor das himmlische Thor. Aber das verschloß sich nicht vor ihm, wie vor jenem, sondern blieb weit offen, und St. Peter stand da und sagte:

„Komm' herein, du frommer und getreuer Knecht!"

Und nun fuhr er unverzagt und fröhlich hinein in das Paradies, wo ihn sein Vater bereits erwartete. Und alles Leid dieser Welt lag wie ein Traum hinter ihm. — —

* * *

Daheim im Weinlande aber wartete man bis weit über Mitternacht auf den Fuhrmann in dem Hause seines Herrn, und die Kinder fragten immer wieder, ob der Konrad nicht gekommen sei. Denn sie alle hatten ihn lieb und wollten sich ihres Christbaumes nicht recht erfreuen, so lange der Konrad fehlte. Endlich, gerade da sich die Kinder zu Bette legen wollten, um noch im Traume die Weihnachtsfreuden fortzugenießen, da hörte man den Wagen kommen. Man eilte hinaus ihm entgegen, denn man wußte, daß er von dem Onkel drunten am Rhein Zuckerkuchen bringe. Die Pferde fuhren den Wagen in den Hof in ihren gewohnten ruhigen Gang, und sie blieben vor dem Stalle stehen, wie sonst. Aber der Konrad sprang nicht vom Wagen, wie sonst. Er blieb droben sitzen, still und stumm, als schlafe er. Da rief man ihm zu, — er hörte nicht. Man wollte ihn mit Rütteln wecken, aber er wachte nicht auf.

Denn seine Seele war im Himmelreich und sein Leib war erfroren. —

Aus der italienischen Dramatik.

Von **Woldemar Kaden.**

Vorbemerkung.

Ein Drama, das seit noch nicht Jahresfrist die ganze gebildete Welt Italiens von den Alpen bis zum Aetna in jubelnde Aufregung versetzt hat, und das von den sieben Hügeln aus, wo es geboren ward, auf Adlerschwingen seinen kühnen Siegesflug über die Bühnen fast aller größeren Städte nahm, ist Pietro Cossa's „Messalina." Durch sie ist der Dichter wie über Nacht, mehr als dies je sein „Nero" vermochte, ein berühmter Mann, der gefeiertste Dichter des heutigen Italiens geworden, dem nichts zu wünschen übrig bleibt, als daß der Lorbeer seines Ruhmes, der bei der zu starken Hitze italienischer Begeisterung leider oftmals nur zu rasch dahinwelkt, recht lange grünen möge. Jetzt meint man in dem einfachen Professor der Literatur den Shakespeare des Südens gefunden zu haben und erwartet noch große dramatische Thaten von ihm. Das wird die Zeit lehren. Wenn diese Hoffnungen sich nicht erfüllen, so trägt das verehrliche italienische Publikum mitsammt der wohllöblichen Kritik die Schuld, denn beide im Verein verderben ihren aufkeimenden Talentkindern gewöhnlich für ewige Zeiten den Magen durch Ueberfütterung mit dem Confekte unmäßigsten Beifalls. Pietro Cossa ist ganz Historienmaler. Auf breitem historischen Hintergrund malt er mit sicherer Hand in großen Linien seine lebensvollen Figuren, bei denen allen ihm der echte historische Fleischton wohlgelingt. Er huldigt, wie seine Collegen der zeitgenössischen Malerei und Sculptur, dem Realismus, und Modell standen ihm, dem geborenen Römer, jedenfalls Frauen und Männer von Trestevere, die er dann frisch und keck in die faltenreichen Gewande der Garderobe eines Tacitus, Suetonius u. a. zu hüllen weiß. Seine Weise zeigt sich am besten in dem hier folgenden zweiten, lebensvollen Akte, der uns in die verrufene Suburra führt, in die sich das üppige Weib des schläfrigen Claudius ihrem Buhlen C. Silius zu lieb, nächtlicherweile verirrte.

W. K.

Messalina in der Suburra.

(Zweiter Akt des Cossa'schen Dramas „Messalina".)

1. Scene.

Ein Zimmer zu ebener Erde in der Suburra. Seitenthüren, eine größere im Hintergrunde. Mondschein auf der Straße.

Silva. Gellia. Calpurnia. Kleopatra. Silius.

Calpurnia (einen Becher erhebend, trinkend).

Dies Deiner Anmuth Silius!

Kleopatra.

Deiner Schönheit,
Dir Süßen!

Gellia.

Laß um Deine Stirne mich
Dir Rosen flechten!

(Nimmt sich den Rosenkranz aus dem Haar und setzt ihn Silius auf).

Silius (eine nach der andern umarmend).

Oh, das Leben ist
Bei Euch nur Wonne! Noch einmal den Becher
Herum: ich trink' auf Euer Heil, auf frohe
Und glückerhellte Stunden goldner Jugend!

Kleopatra.
Vergessenheit dem Trübsinn!
Gellia.
Dieses hier
Geflügelter Liebe!
Calpurnia.
Mutter Venus dies!
Silius (zu Silva, die in Gedanken bleibt).
Und Du allein so melancholisch, Silva?
Willst Deine Stimme Du nicht auch gesellen
Dem frohen Hymnus?
Silva.
Ach, mein Hymnus ist
Der Schmerz!
Silius (zu Silva).
Du träumst, mein Kind? Welch' trübe Worte
Sind das? Vertreib' die läst'ge Sorge! Wehe
Wenn holdes Lächeln Dir die schönen Augen
Nicht füllt, ein jeder flieht Dich!
Silva (immer ernst).
Oh, ich würde
In meiner Einsamkeit zufrieden sein.
Calpurnia (auf Silva zeigend).
Komm', laß ihr ihre Launen!
Gellia.
Einige Tage
Schon ist sie unerträglich.
Kleopatra.
Komm', erzähle
Die Neuigkeiten Roms, da Du studirst
Die Zeitungen.
Silius.
Was sagen? Unsre Welt,
Sie schläft. Und wen'ge Schlägereien jenseit
Des Rheines oder in Britannien sind
Nicht laut genug, um ihren süßen Schlaf
Zu stören. Unsre Schreiber werden das
Wohl nennen mit gewohnten dicken Phrasen:
Des röm'schen Friedens hohe Majestät.
Hier in der Stadt, in Häusern der Patrizier,
Die altgewohnten guten, blinden Gatten
Und die gewohnte List der Frau'n, indeß
Der Sohn jedwedes Erbe still verpfändet
Dem Wuchrer auf denselben Tag, an dem
Der geiz'ge aber unvorsicht'ge Vater
Hoch auf dem Rogus brennt. In den Palästen
Die Freigelassnen reicher, mächt'ger selbst
Als ihre Herr'n, und im Senat so große
Ergebenheit, daß jeder der Erwählten
Mit hohem Schwur versichern würd' die Sonne
Um Mitternacht geseh'n zu haben, wenn
Dem Kaiser also es gefiele. Spiele
Und Brod verlangt der Plebs, und dann und wann
Erscheint ein Königlein aus fernem Land,
Ermattet, doch voll Hoffnung, eine neue
Provinz dem alten Reiche zu vereingen,
Die Rechte flehend hebend, zu erbetteln
Von den Quiriten die verlorene
Und tributäre Krone.
(Schlägt sich mit der Hand gegen die Stirne.)
Dummkopf! Ich
Vergaß die beste Neuigkeit: gefunden
Hat endlich in Egypten man den ....
Gellia. Kleopatra. Calpurnia.
Was?
Silius.
Den Phönix!
Die drei Mädchen (mit Verwunderung).
Wie, den Phönix?
Silius.
Ja, er schien
Ein Märchen nur der Dichter, und jetzt zeigt
Als Wunder er den Leuten sich. Er lebt
Aus seiner Asche wieder auf. Lebend'ger
Ist nach dem Tod er, denn zuvor.
Gellia.
Und werden
Wir solches Wunder schau'n?
Silius.
Gewiß: man will
In Rom ihm einen Tempel weih'n.
Silva.
Er lebt
Nach seinem Tode wieder auf ..... und wir,
Nachdem vor unsern Augen ausgelöscht
Wird sein die Sonne, werden neu wir leben?
Kleopatra.
Mit Deinen Nänien, Silva! Du verstimmst
Uns alle!
Calpurnia (zu Silva laufend).
Denke, daß die Jugend kurz ist
Gleich einem Traum, und eil', sie zu genießen.
Ein ew'ger Schatten folgt auf unsern Tag.
Gellia (zu Silius).
Die neuen Spiele, wann?
Silius.
In kurzem! Schon
Sind für die Augustalien dreihundert
Von Bären eingebracht, und eine gleiche
Anzahl von afrikan'schen Bestien. Das
Noch nicht genug! Denn Claudius will persönlich
Pompejus glänzendes Theater einweih'n,
Das lange Jahre schon, durch Feuersbrunst
Zerstört, darniederlag, und das von Grund aus
Er neu gebaut.

Kleopatra.
Wie lieb' ich doch so sehr
Die Pantomimen!

Gellia (mit Begeisterung).
Meine Leidenschaft
Sind wilde Thiere!

Calpurnia (zu Gellia).
Gladiatorenspiele
Die zieh' ich Allem vor.

Silva.
O weh, die Seele
Entflieht erschreckt dem bösen Schauspiel.

Calpurnia.
Du
Hast keine Seele! Wie beneid' ich immer
Die edlen Frau'n und die Vestalinnen,
Nur weil im Circus ihren Platz sie nächst der
Arena haben. Welches Wechselspiel
Von Kühnheit und von Flucht, von Siegen und
Von stolzen Todeskämpfen. Oh gewaltig
Bei solchem großen Anblick ist der Jubel
Des Herzens!

Silius (Calpurnia umarmend).
Du bist leider keine Römerin,
Arme Calpurnia, wohl aber würdig
Es zu sein.

2. Scene.

Die Vorigen. Pallas.

Pallas (tritt ein, ganz in den Mantel gehüllt).
Schöne Kinder, Gruß Euch!

Gallia.
Venus
Sei gnädig Dir!

Kleopatra.
Seltsamer Gast!

Calpurnia (zu Pallas).
Was hast Du
Gethan? Wozu umwickelst Du den Hals
Mit jener Wollenbinde?

Pallas
Schneidend weht
Der Nachtwind, und ich fürchte mich gar sehr
Vor einem Schnupfen, denn mein ganzer Reich-
thum
Steckt hier in meiner Kehle.

Silius.
Lector also!

Pallas (zu Silius).
Getroffen! Und ich suche mir Erholung
Von meiner heißen Arbeit hier im Schoße
Der Schönheit. Welcher Tag! Inmitten aller
Der Speisen, der Getränke und der Trübsal
Des Todtenschmauses hab' aus voller Kehle
'Ne Elegie ich deklamirt, die aus zweihundert
Hexametern bestand. Der Todte, Crassus,
War geiz'ger als sein Sohn, er setzte Sklaven
Die krank und sterbend waren, auf den Stufen
Des Tempels Aeskulap's aus— doch der Dichter?
Durch meinen Mund sang er das Lob von seiner
Unendlichen Verschwendung.

Silva.
Sag' und wurdest
Du applaudirt?

Pallas.
Im Hintergrund des Saales
Steht wüthend applaudirend eine Menge
Clienten, wenn durch Zufall etwa schweigen
Die Gäste. — Dann ins Haus Valeria's, einer
Patrizierin aus feinstem Blute, trat ich.
Es hingen an den Thüren dicke Kränze
Von Veilchen und von Rosen, auch die Treppen
Erschienen bunt geschmückt. Die Dame saß,
Empfangend, vornehm lächelnd, Festbesuche
Und Gaben von den hundert Freunden. Niemals
Sah eine häßlichere Alte ich:
Die Zähne falsch und falsch die Haare, fruchtlos
Versucht zu tilgen hatte von Catania
Der Bimsstein alter Runzeln Furchen. Eilig
Hab' mein Poem ich hergesagt, bewundernd
In dem verklärten Antlitz die Versammlung
Der Grazien.

Gellia.
Ging zur Hochzeit sie?

Pallas.
Dies nicht.
Sie glänzte mit dem Jahrestag von ihrer
Geburt.

Calpurnia
(Pallas eilig umarmend und liebkosend).
Oh heut' ist auch der meine! Bitte,
Mach' ein Geschenk mir.

Kleopatra.
Und auch mir!

Gellia.
Und mir!

Pallas (sich von den Mädchen losreißend).
He! welche Räuberei! Weh! laßt mich, Kinder!
Und Dir sag' ich, daß ich einmal 'ne Freundin
Gehabt, die ward zum Unglück inne, daß ich
Zu sehr sie liebe. Um Geschenke denn
Aus mir herauszulocken, sieh, gelang es
Ihr gar in einem einz'gen Jahre achtmal
Geboren zu sein.

Calpurnia.
Das war gescheidt!

Kleopatra.

Mit einem
So großen Geizhals!

Pallas.

Geizig? Lügen kann ich
Euch strafen. Trag' ich nicht bei mir ......

Gellia (hastig).

Ein Halsband?

Kleopatra.

'Nen Ring?

Calpurnia.

Was doch?

Pallas (ein kleines Beutelchen zeigend).

Bonbons!

Kleopatra.

Wie sind sie gut!

Calpurnia.

Ja, delikat!

Gellia.

Und süß!

(Essen hastig die Bonbons.)

Pallas.

Den Athem machen
Sie lieblich duftend. Kaufte sie beim Erben
Des Kosmos, dessen Spezerei'n beliebt
Schon in den Zeiten unsres göttergleichen
Augustus waren.

Silius.

Ganz bewundrungswürdig
Drückst Du Dich aus!

Pallas (zu Silius).

So applaudire, Freund!

Silius.

Des Histrionen Maske, sie versteckt
Dich nicht, ich werde mir Dein wahr Gesicht
Enthüllen!

Pallas.

Immer zu, du Seufzer aller
Verliebten Frauen, schönster Ritter!

Silius.

Willst Du
Heraus mich fordern?

Pallas (lächelnd).

Ich beneide Dich!

Kleopatra (erschreckt).

Weh! zwischen ihnen kommt's zum Streit!

Gellia (zu Kleopatra).

Um was?

Pallas.

Die Furcht ist thöricht, Mädchen, laßt, wir sind
Zwei alte Freunde, und an diesem Ort,
Vereinigt durch den Zufall, wollen wir
Die Nacht in Lustbarkeit verbringen. Siehe,
Da kommt mir eine Prachtidee! Ich fordre
Zum Spiele Dich heraus, und wer von uns
Der Sieger, nun der zeige mit der Beute
Freigebig sich den Mädchen!

Calpurnia.

Eine nette
Idee!

Gellia.

Ich thue feierlich Gelübde
Für Dich!

Kleopatra (läuft Silius zu umarmen).

Und ich für Silius.

Silius (zu Pallas).

Nicht umsonst
Hast Du mich ausgefordert.

Pallas (zu Silius).

Gar zu sehr
Gefällt mir hier die wunderbare Gemme,
Die Dir am Finger glänzt. Wieviel ist doch
Sie werth?

Silius.

Sesterzien hunderttausend!

Pallas.

Beim
Saturn! dem Gott-Schatzmeister, den sie alle
Bestehl'n, — da hast Du sicher mitgerechnet
Die Geberin. Nichtsdestoweniger
Halt' ich den Pakt.

Silius.

Ich auch!

Pallas.

Und welches Spiel?

Silius.

Den Diebshazard.

Pallas.

Gib acht, daß Du mir nicht
Den Griechen machst!

Silius.

Geboren bin ich römisch
Und frei!

Pallas (zu Gellia).

Komm', Mädchen, führ' uns.

Gellia.

Lache Dir
Das Glück!

3. Scene.

Silva (allein).

Allein denn endlich! — Wie bin ich
Verändert! Und warum? Ich weiß nicht. Heißes
Verlangen hab' zu weinen ich. Und doch
Dort, dort, bei jener ernsten Lieblichkeit
Der Lieder und Gebete fand den Frieden

Ich ganz .... Die Stunde naht, und ungesehen
Will fort ich.

(Schreitet gegen die Straße und kehrt erschreckt um.)

Da — wer kommt da?

4. Scene.

Silva. Bito.

Bito (Auf der Schwelle erscheinend).

Ich bins!

Silva.

Bito!

Bito.

Mißfällt es Dir?

Silva.

O nein!

Bito.

Es schien mir so.

Silva.

Nein, glaube ..... Hast Du heute auch gekämpft
In der Arena?

Bito.

Dies Geschäft, im Spiele
Zu morden, um nicht selbst durch Mord zu enden,
Ist gar zu niedrig, eine Last ist mir's
Schon längst.

Silva.

Zerbrich das mörderische Eisen
Und werde Mensch!

Bito.

Ja, Asiaticus
Der größte der Patrizier, wollte dies
In einer feierlichen Stunde, da
Er mir die Freiheit gab, doch mich besiegte
Gewohnheitsmacht, die schlimme. Und Du, Silva,
Was treibst denn Du? Wenn Deine reizenden
Gefährtinnen in jugendvollem Leichtsinn
Sich laut ergehn, und ringsum Jubel herrscht,
Entfliehst Du schweigsam, trauervoll und denkst....
Ja, woran denkst Du? Weg damit! Komm' her
Zu mir! Wie haben Dich die Schmückerinnen
So zart geschmückt. Es tropfen Deine Haare
Von pers'schen Narden, und die kleinen Oehrlein,
Sie zerret das Gewicht der großen Perlen.
Du arme Silva!

Silva.

Du beklagst mich? Mögen
Dir meine Thränen danken!

Bito (sie liebkosend).

Seltsam Mädchen.

Silva.

Gladiator, o Du bist so gut, mein Herz,
Es überredet mich, Dir zu vertrauen.

Bito.

Was kann ich für Dich thun?

Silva.

Seit ein'gen Tagen
Trag' ich mit einem großen Plane mich,
Entschlossen auch, ihn auszuführen: diesem
Verruchten Ort will ich entflieh'n, und nie
Setz' ich hierher den Fuß mehr.

Bito.

Und wohin
Gedenkst, Verlaß'ne, Du zu gehen?

Silva.

Dahin,
Wo mich die inn're Stimme führt.

Bito.

Bedenke
Dich wohl!

Silva.

Umsonst räthst Du mir ab, ich habe
Beschlossen!

Bito.

Die entlauf'nen Sklavinnen
Bestraft der Kerker und die Stäupung ....

Silva.

Mich
Erschreckt kein Schmerz. So höre denn.

Bito.

Ich bin
Ganz Ohr!

Silva.

Es war am Fest der Saturnalien,
An jenem Tage, der von Claudius noch
Hinzugefügt ward: Jubel überall,
Und öffentliche Gasterei'n und tolles
Gejage, lautes Schrei'n und Singen. Ich,
Mit List von den Gefährten wußt' ich mich
Zu trennen. Ganz allein ging ich vom Orte
Abseits durch unbekannte Gäßchen. Ohn' es
Zu wollen schritt ich fürder durch die Porta
Capena. Drüben sank die Sonne. Ruhe
Verbreitete sich über die Campagna,
Die ernst sich dehnte neben jenen langen
Einsamen Gräberreih'n. Da traf mein Ohr
Ein Echo von Gesang, entfernt, es schien
Als ob er aus der Erde käme, langsam
Und feierlich. In jenem Augenblicke
War mir's als ob geführt ich würde, leise
Von unsichtbaren Händen. Und so kam ich
Und stieg hinab zu der geheimnißvollen
Behausung. Eine Höhle, feuchte Wände,
Ein dürftig Lämpchen zeigte mir mit schwachem
Geflimmer knie'nd vor einem Kreuze, eine
Gemeine .... Ehrfurcht faßte mich, und ich
Auch neigte meine Stirne. Dann erhob

Ein Mann sich, wie der Schnee so weiß war sein
Gewand und er begann zu sprechen, sanft
Verkündend, daß die Armen, die Belad'nen
Gar theuer sind dem Vater, der im Himmel
Da droben wohnt, und daß der Uebermuth
Zu Falle komme, denn das neuempfangene
Gesetz, es sei die Liebe, welche alle
In ihrem göttlichsüßen Kuß umarme.
Er endete, und Alle, die da knieten,
Erhoben laut noch einmal jenen Hymnus.
Und mir erklang in jenen reinen Stimmen
Von Frau'n und Kindern, eine Hoffnung nach
Dem Vaterlande dort jenseit der Sterne,
Das unvergänglich, ewig!

(Lärm und Geschrei aus dem Nebenzimmer).

Vito.

Was verheißt
Dir dieser Hymnus, frech und wild?

Silva.

Ich bin
Verloren. Oh, sie werden mich entdecken.

Vito.

Trau Keinem, Mädchen, hüte Dich!

Silva.

Hier nennt
Man Sklavin mich, dort Schwester.

Vito.

Gehe denn!

Silva (nach einem Augenblick zu Vito).

Vielleicht seh'n wir uns nimmermehr, wirst Du
Wohl manchmal meiner denken?

Vito (sie auf die Stirn küssend).

Arme Silva!

Silva.

Leb' wohl! leb' wohl!

Vito.

Es mögen Dich beschützen
Verliebte, die die Nacht durchirren, und
Die Wächter.

Silva.

Schützt mich doch mein Glaube.

5. Scene.

Vito (nach einem Augenblicke des Schweigens).

Im
Verwirrten Geiste eines Weibes stellt
Das Treiben sich der Welt dar. Unsre Götter
Veralten. Werden sie wohl besser sein,
Die Neuen? Oh — die künft'ge Welt entscheide
Darüber — Wir indessen schreiten zum
Verderben.—Immer schwebt vor der Erinnerung
Mir jene schöne Stunde: Cajus war
Gefallen, und die Consuln, der Senat,
Verkünden sollten sie vom Capitole
Die alte Freiheit — da, Fortuna's Hand
Erwischt im Neste seiner Furcht'nen Schwächling,
Und der zerstört die großen Träume. Jener
Lebend'ge Dummkopf, Seel' und Blut des
Jul'schen
Geschlechts, bewegt die Plebs vielmehr als die
Erinnerung an tausend todte Brutus ....
Wer weiß, vielleicht hat's recht, das Volk, denn ein
Gefall'ner Adler gilt soviel nicht als
Hier das Insekt, das Dich umsummt. — Und ich?
Vom Circus zur Taberna tauml' ich, oder
In diese niedrige Gesellschaft von
Verworf'nen Dirnen und von Dieben. Weh mir!
Was bleibt? Ich kämpf' umsonst! O edle Tugend
Des Asiaticus, Du bist genug,
Um mir die Scham zu wecken ....

(Von der Schwelle hinaussehend.)

Welche helle,
Verklärte Nacht! Im Lieben unbeständig
Hast Luna Du, wie heut, mit allen Reizen
Gelächelt dem Caligula. Verworfne,
Daß Wolken Dich verhüllten! Ich verachte
Dich, Buhl'rin des Tyrannen! — Als ich kam,
Lag unter einem Porticus laut schnarchend
Ein Trunkner, und mit ausgereckten Armen
Versperrte er den Wandelnden den Weg:
Mir schien der träge Körper das Symbol
Von unsrer Stadt zu sein.... Ho! endlich werd' ich
Ein Abenteuer haben, denn da kommt
Ein Weib!

6. Scene.

Vito. Messalina.

Messalina

(tritt ein in Gedanken, schaut umher und sucht ihr Antlitz mit dem Gewande zu decken).

Verloren hat er meine Spur .....
Weh mir, ich halte mich nicht aufrecht ... mich
Besiegt die Angst.

Vito.

Ich kann Dir meinen Arm
Zum Schutz anbieten, wer verfolgt Dich?

Messalina

(mit einem Schrei, sucht sich zurückzuziehen).

Hörtest
Du mich? was willst Du?

Vito (sie verfolgend).

Fliehst Du mich?

Messalina.

Ich suchte
Nicht Deine Hilfe!

Vito.

Weib, Du schwankst!

Messalina.

Nein, Nein!
Das ist nicht wahr: frei kann ich gehn! Ich irrte
Im Wege mich.

Vito (sich auf der Schwelle pflanzend).

Das freie Geh'n, erlaube,
Daß ich Dir's nicht gestatte.

Messalina.

Was für Recht
Hast Du?

Vito.

Mein Recht, es ist die tiefe Nacht,
Und meine Laune.

Messalina.

Würdest gegen mich
Gewalt Du etwa brauchen?

Vito.

Nein, ich wünsche,
Ins Antlitz Dir allein zu schau'n, denn sieh, ich meine,
Daß schön Du bist!

Messalina.

Oh weh mir, laß mich!

Vito.

Wohl
Ein grober Fechter bin ich, doch das Weib
Beleidige ich nicht, sei's, daß sie auch
Auf schmutz'gen Wegen der Suburra ginge.
Doch warum zitterst Du?

Messalina.

Berühr' mich nicht!

Vito.

Wer weiß, welch ein germanisch Mädchen jetzt
Bejammert die geraubten blonden Haare,
Mit denen in der Nacht Du prunkst, betrügend
Geliebten oder Gatten. Doch Du schmücktest
Zu flüchtig Dich, denn eine rabenschwarze
Flechte fällt Dir gewiß recht unwillkommen
Hier auf den Hals.

Messalina.

Ein jedes Deiner Worte
Wird mir zur Qual. Gib mir die Bahn frei, denn
Was Uebles that ich Dir? Ich bitt' Dich, habe
Erbarmen!

Vito.

Alle Götter, Deine Stimme
Berührt gar seltsam mich!

Messalina.

Was meinst Du?

Vito.

Laß mich
In Deine Augen schauen!

Messalina (zu fliehen versuchend).

Nein!

Vito (dringlicher).

Ich will es!
Umsonst hoffst Du Dich zu verbergen.

Messalina.

Weh' mir!

Vito.

Bin ich verrückt? Ist das ein Trugbild? Ist's
Ein Wunder? Messalina!? . . Du?

Messalina.

Ich bin's.
Sprich leise!

Vito.

Kaum glaub' Deinem Wort ich! Du!
Zu dieser Stunde und an diesem Ort?
Und ganz allein? Wie lodert durch mein Blut
Die Flamme jenes alten Fiebers. Zufall,
Allmächt'ger Du! So macht denn die Suburra
Noch einmal Dich dem Gladiatoren gleich,
Dich göttlich Weib des göttergleichen Claudius!

Messalina.

Mein Name möge Dir die freche Zunge
Verbrennen. Treib' nicht Mißbrauch mit der Lage.
Wer bist Du? Sprich! Ich kenn' Dich nicht . . .

Vito.

Es breiten
Die neuen Liebesthaten schnöd' Vergessen
Auf die Vergangenheit. Du kennst mich nicht?
Erinnre Dich an Zeiten und an Menschen,
An Dinge . . .

Messalina.

Laß mich! Nein!

Vito.

Du mußt mich hören!

Messalina.

O Schicksal!

Vito.

An dem Tag des Circus war's:
Du saßest droben voller Majestät, Dein Gatte
War schläfrig Dir zur Seite. Ueberall
Die ungeheure Menge, voller Unruh,
Sich klammernd an die Statuen, an die Säulen.
Das Standbild des Augustus, nicht zu schaudern
Vor jener großen Metzelei, es war verhüllt
Mit einem Schleier. Weicher Marmor, Du
Hast zarte Nerven! Ungeduldig harrt
Des Zeichens Alles — drauf: zwei Kämpferscharen,
Sie stürzen wild von der Arena Rande
Sich aufeinander. Jene Menge, eben
Noch rauschend, wird mit einmal still. Es ist,
Als ob es Eine Seele wär', ein einzig
Verlangen. Nichts wird rings gehört als Klirren
Der Schwerter, dann und wann ein kurzer Ausruf

Des Beifalls bei besonders guter Wunde,
Und Pfeifen und Verwünschungen, wenn Einer,
Noch unbekannt mit der beliebten Kunst
Zu fallen und zu sterben. Blut'ge Streifen,
Sie ziehn die Bahn durch die Arena, wo
Man widerlich, die Haken in der Brust
Die Leichen weggeschleppt. Ich, immer siegreich
In allen Kämpfen mit den Gladiatoren,
Ich hatte, zu bekämpfen mich, nur Einen
Noch unbesiegt. Wild war der Gegner, hart das
Gefecht, voll Trotz. Doch endlich warf ein Stoß
Ihn in den Staub. Er fiel, gleich einem Bildwerk
Aus Marmor, mehr der Kunst gedenkend, als
Des Schmerzes. Durch den weiten Circus ging
Getöse. Nach dem kaiserlichen Podium
Warf ich den Blick, für den Gefallenen
Begnad'gung zu erflehen, doch der Kaiser ...
Er saß und schlief. Du aber, schön und grausam,
Der Wollust wildes Feuer Deinen Augen
Entflammend, ohn' Erbarmen wandtest Du
Den Daumen zu der Erde. Die Vestalinnen,
Die Senatoren und das Volk, sie ahmten
Dein Beispiel nach — —. Aus tiefster Brust
gebrüllt
Hab' damals ich dem Leuen gleich, mir war's,
Als ob das unbarmherz'ge Eisen, das
Den Rest von jenem Leben löschen mußte,
In mein Fleisch drang. Mein Feind blieb stumm,
Verschied. Die Menge, die erhob sich, jubelnd
Erklärt' für todt sie ihn.

Messalina.

Genug!

Bito.

Und jetzt
Wirst Du mich kennen! — Die geheimste Kammer
In dem Palast empfing mich jene Nacht . .

Messalina.

Oh ende, aus Barmherzigkeit!

Bito.

Ein Duft
Von tausend Wohlgerüchen, süße Luft
Berauschte meine Sinne, und zu jener
Wollüst'gen Raserei der schönsten Stunde
Erschienst Du mir . . . . . . oh! . .

Messalina.

Ich beschwöre Dich ...
Willst Du mich tödten? Ende! Ende!

Bito.

Als
Der Morgen anbrach, da warfst Du mich weg,
Sowie man ein zerbrochen Schwert wegwirft.

Messalina.

Weh' mir!

Bito.

Die Wunde, die Du mir ins Herz
Gerissen, blutet immer noch, und Frieden
Hatt' ich nicht mehr, und ohne Rast sucht' ich
Dich überall; schon segnend mein Geschick
War mir's vergönnt nur, aus der Ferne, in dem
Theater, vor den Tempeln, auf den Straßen,
Wie Du vorbeizogst, stolz und glänzend, Dich
Zu schauen — zu bewundern. Ich vergaß,
Daß meine Augen aus der Menge Dich
Verfolgten, und vor Liebe bebt' ich. Nach
Den tausend Leiden und nach all der feigen
Trostlosigkeit, nach Thränen und nach Zürnen
Voll Ohnmacht, gegen alle Hoffnung, halt' ich
Dich endlich hier von Furcht und Scham erbebend,
Und Du verlangst zu flieh'n? Ho, jene Wildheit,
Die mich zu lieben einst Dich zwang, befällt
Jetzt mich und Du bist mein!

Messalina.

Du tödtest mich!
Noch einmal: laß Dich nicht unedle Wuth
Besiegen! Was erhoffst Du? Höre mich:
Vernunft nimm an, Verrückter, bieten kann
Soviel Du willst ich Dir, ja mehr, als je
Die unbegrenzte Gier des Geiz'gen wagt
Zu wünschen. Willst Du herrschen über eine
Provinz? Befiehl! Du weißt, ich schlage Dir
Nichts ab: es genügt ein Wink und Du bist mehr
Als König.

Bito.

Mach' zu Deinem Sklaven mich,
Doch liebe mich!

Messalina.

O Trotz'ger willst Du mein
Verderben? Nicht mehr bin ich Kaiserin,
Ein schwaches Weib umarm' ich Deine Kniee!
Vergieb mir!

Bito.

Nimmer! Diese Deine Thränen
Erwecken in mir eifersücht'ge Wuth.
Und die Suburra würdig ist sie ganz
Verworfner Streiche! Sprich, hat Dich hierher
Geführt die Liebe nicht für Silius, diesen
Bewunderten Adonis, diesen Abscheu
Der Guten und der Edlen, höchster Wunsch
Doch jeden Weibes, das Dir gleicht, o Weib
Des Claudius! Und doch liebt er Dich nicht!

Messalina.

Das —
Das lügst Du!

Bito.

Nein, er liebt Dich nicht! Ich meinte
Vor wenig Augenblicken seine Stimme
Zu hören.

Messalina.
Seine Stimme?
Vito.
Ja, und hier
Bei vollen Bechern, bei verkauften Mädchen
Durchrast die Nacht in Orgien er, und Deine
So glüh'nde Leidenschaft, sie wird von ihm
Verachtet, läßt ihn kalt wie Deine Liebe,
Die rasende, und Deine gegenwärt'ge
Gefahr. — Vernimmst Du nichts? . . .
Messalina.
Verächtlicher . . .
Ich gehe selbst . . . .
Vito (sie zurückhaltend).
Versuch' es, meine Hand,
Des Starken Klaue ist sie.
Messalina.
Ach!
Vito.
Kein Wort —
Und folge mir!
Messalina.
Du läßt mich! . . . Achtest Du
Auf Bitten nicht — jetzt droh' ich: wohl, verderben
Kannst Du vielleicht mich, doch ich schwöre Dir
Bei allen styg'schen Göttern, daß auch Du
Wirst untergehen!
Vito.
Den mit Gleichmuth ich
Noch stets herausgefordert: jeden Tod
Verlach' ich. Komm! . . . .
Messalina.
Und nein!
Vito.
O komm und nimm
Mein Leben dann, ich werde glücklich sterben.
Messalina.
Ich werde Dich in einem andern Haupt, geliebt
Von Dir so sehr, zu treffen wissen.
Vito.
Und
In wem, Verruchte, sprich!
Messalina.
Wohlan, in Deinem
Valerius Asiaticus!
Vito.
Dann Fluch
Aufs Haupt Dir!
Messalina.
Hilfe!
Vito.
Willst Du schweigen?
Messalina.
Schützt,
O schützt mich! . . . er, er will mich tödten!

6. Scene.

Vito. Messalina. Silius. Pallas. Gellia. Calpurnia. Kleopatra.

Silius.
Was für
Geschrei? . . . Du!? . . .
Messalina (zu Silius).
Rette mich!
Vito (das Schwert ziehend und Silius anlaufend).
Hei! nobler Kämpfer
Für lose Dirnen!
Silius (zu Vito).
Circusheld!
Vito.
Nun wag's
Mit mir! Deine zarten Venusinnen werden
Ja weinen! Deine Schönheit will ich zeichnen!
Silius.
Prahlhans der Saturnalien!
Pallas (sich zwischen die Gegner stellend.)
Gebet Ruhe!
Und weg!
Vito (zu Pallas).
Zurück!
Messalina.
Verwünschte Nacht!
Pallas.
O welch
Gezeter!
Calpurnia.
Seht, sie greifen zu den Dolchen!
Gellia.
'ne Schlägerei!
Kleopatra.
Entflieh'n wir . . . .
Calpurnia (auf die Straße laufend und schreiend:)
Hierher! hierher!
Ihr Wächter, hier!
Pallas (zu Silius und Vito).
Werft weg die Waffen! Der
Triumvir!

7. Scene.

Die Vorhergehenden. Der Triumvir der Nacht Wächter.

Der Triumvir (plötzlich eintretend.)
Wer beginnt Tumult?
Vito (zum Triumvirn).
O Du
Kommst grade vom Olymp! Und Zeus ist Wächter
Der Stadt wie Du von der Suburra. Jeder
Ergibt dem Schlaf sich sorglos, denn Du wachst
Für Alle, Schrecken Du der Diebe, wie

Der Liebenden, Du Sicherheit der Reichen
Und Ehemänner! Deiner Wachsamkeit
Will einen würd'gen Ort ich zeigen: stelle
Nur Deine Häscher um den Palatin auf,
Dort, wo der Claudius Sitz hat, dem die Erde
Den Weihrauch spendet und Tribute, der
'ne Puppe ist, gewickelt in die Fetzen
Der kaiserlichen Draperie'n. Erschrickst Du?
Sieh, dieses Weib, das fliehen möcht', und
krampfhaft
Mit ihrer Hand das Angesicht bedeckt —
Ja weißt Du, wer es ist? So sag' ich's Dir:
Es ist das Weib des Kaisers: Messalina,
Die Göttliche!

Die Mädchen.

Wie, Messalina!

Bito.

Ja!
Die in der tiefen Nacht sich vom Palaste
Gestohlen, wie ein Weib des Volks, verfolgend
Voll Leidenschaft den frechen Buhlen. Sie
Befleckte Rom, indem sie auf die Stirne,
Auf die erlauchte, sich des Freudenmädchens
Blonde Perrücke drückte. Dieses Rom,
Das nach achthundert Jahren, reich an Schlachten,
Und soviel Tugend edler Frau'n und Mütter,
Sich zu des gegenwärt'gen Kaiserthums
Gewalt'ger Größe aufschwang! O Triumvir,
Befolge meinen Rath: mit Deinen Wächtern
Umstell' die Wohnungen des Palatin's,
Und glaube mir: es sind dort solche Höhlen
Von Missethätern — im Vergleich mit ihnen
Beherbergt die Suburra edle Frau'n,
Erhab'ne Bürger wie in einem Tempel!

Der Triumvir (zu Bito).

Ich zeihe Dich des Majestätsverbrechens!

Silius (zu Bito).

Rebell!

Bito.

Daß keiner wage, sich zu nah'n,
Ich strecke ihn zu Boden! . . .
(Geht ab, sich mit dem Schwerte schützend).

Der Triumvir.

Man verfolge
Ihn!
(Einige Wächter verfolgen den Gladiator).

Messalina.

Tödtet ihn! Das Herz will mir die Brust
Zersprengen. Meinem Zorne fehlt das Wort.
Rebellen all'!
(Auf Silius zeigend zum Triumvir):
Den führst Du in's Gefängniß
Des Palatin's.

Pallas (sich Messalina vorstellend).

Auch mich, o Herrin?

Messalina (zu Pallas).

Lachst Du?
In's Knie! und zittre vor mir! Was ich sei,
Sollst, feiger Freigelaß'ner, bald Du lernen!

Wie ich Feuilleton studirte.

Von Hans Wachenhusen.

II.

Es war wohl mehr eine Perlschnur interessanter Zufälligkeiten, daß gerade ich so oft und so Mancherlei von der graziösen Kaiserin Eugenie und der Mère Montijo zu erzählen hatte, und das war natürlich eine besondere Empfehlung an die napoleonische Behörde. Aber man denke sich: welch ein herrlicher Stoff für einen jungen Feuilletonisten, diese Kaiserin, die von der Mansarde des Vendome-Platzes auf den Thron von Frankreich kletterte!

Eugenie war damals die Fée bleue der ganzen Frauenwelt. Sie regierte die Französinnen und diese regierten die Franzosen. Napoleon selbst hatte also damals nur mit der „Marianne“ und den übrigen Verschwörern und politischen Uebelthätern zu thun. Sein Volk war in guten Händen. Die Journalisten fraßen ihm aus der Hand und die Nation hatte vollauf zu thun, um den Wohlstand zu erwerben, in welchem wir es 1870 fanden.

Das erste feuilletonistische Malheur mit der Kaiserin passirte mir, als ich Ohrenzeuge der Erzählungen zweier liebenswürdigen jungen Gaditaner, zweier junger Elegants aus Cadix war, von denen der eine in der indiscretesten Weise uns im Café — im hintersten Stübchen des alten Café Helder — seine Liebschaft mit Eugenia Montijo erzählte. Das Unglück wollte, daß der Milchbruder des seligen Herzogs von Reichsstadt, ein Marquis, dessen Namen ich vergessen, der aber als Mouchard bekannt war, an der Thür des Nebenzimmers saß und das mit anhörte. Welch ein Wasser auf seine Mühle!

Am nächsten Morgen waren die beiden jungen Spanier aus ihrem Hôtel verschwunden und man hat sie nicht wieder gesehen. Ich aber schrieb darüber im Feuilleton einer deutschen Zeitung, die natürlich confiscirt wurde, und erhielt wohl den ersten Schwarzenpeter-Strich bei der Pariser Polizei.

Schon während der ersten dortigen Weltausstellung hatte ich die Ehre, eines Morgens der Führer der Kaiserin durch die deutsche Abtheilung zu werden. Ich besitze ein Bild der Kaiserin, eine Kreidezeichnung, die ich, ehrlich gestanden, beim ersten Besuch unserer Vorposten im Schloß von St. Cloud aus dem Schlafgemach der Kaiserin „gerollt“. Das Bild hat für mich viel Interesse, denn es erinnert mich lebhaft an ihre damalige noch blühende Schönheit — sie war damals Dreißig.

Es war, wie gesagt, das ein merkwürdiger Morgen, jener in der Ausstellung. Ich habe schon früher davon erzählt, aber es ist jetzt vergessen. Napoleon betrat mit der

Kaiserin am Arm die Ausstellung und schritt geradeswegs auf Deutschland zu. Als er eintrat, waren nur einige untere Beamte erst da. Große Verlegenheit von wegen des französisch Sprechens. Aber der Kaiser sprach ja deutsch! Das tröstete.

Bei seinem Eintreten also fiel sein erster Blick auf eine vis-à-vis an der Wand angebrachte Pyramide von Helmen der preußischen Armee. Die flüchtig gelegten Dielen zitterten — und kein Wunder, denn unter dieses Mannes Fuß zitterte ja damals ganz Europa — der oberste Helm, ein Garde du Corps-Helm, machte sich auf, fiel herab und rollte Sr. Majestät unterthänigst zu Füßen.

Ich sehe noch das dämonische Lächeln Napoleons, als er das blanke Ding vor sich liegen sah. Er, der abergläubischer als Wallenstein, mochte darin eine gute Vorbedeutung, einen Wink des Schicksals sehen, denn er nannte sich ja selbst ein „instrument de la providence“. Aus Dankbarkeit kaufte er an dem Morgen Angesichts der Helme eine kostbare Solinger Klinge.

Die Kaiserin hatte sich inzwischen vom Arm ihres Gatten getrennt, der eben mit der „providence“ beschäftigt war und eins der „Instrumente“ kaufte, welche leider die Geißel unsres Jahrhunderts geworden. Sie trat an die gegenüberstehenden Vitrinen und schaute nach einem Führer umher, der ihr erklären könne, und daran war Mangel an so frühem Morgen. Einer der unteren Beamten beschwor mich, die Kaiserin zu führen, und so stellte ich mich der Allergnädigsten denn vor. Sie war sehr huldvoll und sehr neugierig und ich meinerseits habe in meinem Leben kein so parfumirtes Französisch gesprochen wie damals. Und kann man denn auch ein größeres Glück haben als junger Feuilletonist!

Napoleon holte uns ein, als wir mitten unter lauter Filzen und Flanellen der rheinischen Tuchfabrikanten umherwandelten, und gönnte mir einen müden Blick aus seinem boshaft schläfernden Auge.

Ein Jahr darauf fand ich in Madrid Gelegenheit zu den undankbarsten Indiscretionen gegen die hohe Frau. In Madrid kannte und kennt sie Jeder, und kein Wunder, sie hatte ja dort die Stiergefechts-Programme als „Director“ unterzeichnet. Ich selbst habe noch ein solches unter meinen Reise-Charteken, unter welchem ihr Name als „Director“ gedruckt steht.

Man kannte sie aber auch als Freundin der Stierfechter. Man wußte, daß sie mit dem berühmten Montez unter vier Augen soupirte, auch mit Chiclanero, so behauptete man. Sie war ein feuriges Naturel, das seinen Spielraum verlangte; sie schwärmte für die Corridas wie jede Spanierin; sie verehrte die Helden derselben. Das war nicht das Schlimmste, was man ihr nachsagte!

In den Salons der Madrider Aristokratie lernte ich ihre Schwester, die Herzogin von Alba kennen, eine lebhafte, geistvolle und wunderbar schöne Frau, tief brünett im Gegensatz zu der blonden Kaiserin. Die Gräfin von Alba war nur Bürgermeisterin von Madrid geworden, und ließ deßhalb gern ihren Spott an der Majestät, ihrer Schwester, aus. Sie hörte also lächelnd zu, als mir eine der Damen die Liebschaft Eugenie's mit Pepe Alcanises, dem Herzog von Sesta, erzählte und bestätigte dieselbe, — mit demselben Herzog, den die Kaiserin später mit der Morny verheirathete.

Der gute Pepe war einer der flottesten Elegants von Madrid; Eugenie Montijo, oder Teba meinetwegen, war rasend in ihn vernarrt; er nicht in sie. Auf dem Prado in Madrid vergaß er sich so weit, sie öffentlich zu verhöhnen und Eugenie fuhr, von sich

selbst kaum wissend, weinend nach Hause und nahm — Gift. Wie das aber oft Leuten passirt, die damit nicht umzugehen wissen, hatte sie die medizinische Vorschrift vergessen, die Arsenikflasche umzuschütteln; sie trank nur eine leichte Auflösung und kam mit den Schmerzen davon.

Die Geschichte ist vollständig wahr, ich erzählte sie deßhalb. Ich bestreite nicht, daß ich sie etwa nicht erzählt hätte, wenn sie erfunden gewesen wäre.

Als ich nach Cadix kam, sagte man mir dort, wo sie einen Theil ihrer ersten Jugend verlebt, bereits von der illegitimen Geburt der Kaiserin, was jetzt vor Kurzem erst als Gegenstand eines Prozesses durch alle Zeitungen lief. Auch ich sprach öffentlich davon, aber auch das ist vergessen worden.

Damals nämlich sagte man mir in Cadix eine andere Version als die gegenwärtig circulirende: Graf Teba habe schon lange vor Eugenie's Geburt mit der Montijo in Scheidungsprozeß gelebt. Der Jahrgang der Gaditaner Zeitung, in welcher dieser Prozeß gestanden, sei vernichtet worden, ich solle aber in Paris denselben Jahrgang der Gazette des Tribuneaux suchen, die diese Verhandlungen abgedruckt, der aller Wahrscheinlichkeit nach jedoch auch bis auf das letzte Blatt vernichtet worden — und so war's auch.

Ein rechtschaffener Feuilletonist läßt sich solche Stoffe nicht entgehen. Als ich wieder in Paris erschien, trat zum ersten Male der Mann mit dem Dreimaster, der Sergeant de Ville, bei mir ein, um mir einen — ich muß es sagen — in höflichster Form abgefaßten Ausweisungsbefehl zu übergeben. Es hat mich das indeß nicht gehindert, immer wieder nach Paris zu gehen und dasselbe gewissermaßen als zweite Heimath zu betrachten.

Es war ja ein wunderbar dankbares Versuchsfeld für einen jungen Feuilletonisten, dies Paris im Flor des wiederaufgegangenen Kaiserreichs mit seiner in der Krim geholten Gloire, seiner neuen aus den Abenteuern des gekrönten Parvenu recrutirten Aristokratie, dem märchenhaften Luxus, der galanten Lüderlichkeit aller Kreise, namentlich der höchsten, dem Wettrennen der ganzen neuen Gesellschaft nach Sensation und Decoration, den Theatern und endlich den tausenderlei „Cancans", welche dies neue Tohubohu den Boulevards und den Kaffeehäusern lieferte.

Damit freilich verschwand auch das alte, ehrliche, solide Feuilleton. Die „Chronique" trat an seine Stelle, dem rechten Namen nach die Chronique scandaleuse. Die Feuilletonisten ersten Ranges sammelten ihre Stoffe in den Salons bis hinauf in das Palais Royal, wo Plon-Plon den Hofrevolutionär als „rother Prinz" spielte und die Journalistik und die Emigration um sich sammelte, und bis zu den Tuilerien, ja bis in die geheimsten Gemächer der Kaiserin, in welchen Prosper Merimé bekanntlich seinen „Strapontin" hatte. Sie sammelten ihre Stoffe in den Logen und Garderoben der Actricen, in denen die köstlichsten kleinen Scandäle von den geschminkten Lippen der Mademoiselle X oder Y flossen, während sie ihre Glieder mit dem engelfarbigen Maillos überzog, und in den Boudoirs der haute cocotterie, in denen die Fürstin von Breda ihrem intimen Chroniqueur die geheimsten Beziehungen zwischen dem Faubourg Montmartre und dem Faubourg St. Germain oder die gekrönten Abenteuer im Moulin rouge oder im Café anglais anvertraute, deren Heldin sie selbst oder ihre Freundinnen gewesen. Sie sammelten ihre Stoffe auf dem Turf von Longchamps und wußten ganz genau, warum der Prinz Trois Etoiles einen unbedeutenden Aderlaß im Bois de Vincennes erhalten.

Die niederen Chroniqueure verschmähten nicht, ihre Stoffe um die Zeit und da zu sammeln, wo der Chiffonnier mit Hacke und Laterne die Orangenschalen sucht; alle aber fanden — alle deckten täglich ihren Tisch und servirten dem skandalsüchtigen Paris die pikantesten Geschichten.

Das Feuilleton ging sonach, mit fortgerissen durch die neue Gesellschaft des neuen Kaiserreichs, in die Chronique scandaleuse über; die Boulevards=Blätter, an der Spitze der Figaro, öffneten täglich eine Pandora=Büchse, aus der die seltsamsten Odeurs über Paris ausströmten; selbst Henri Rochefort, der damals noch keine politischen Dummheiten gemacht, verschmähte diese Odeurs nicht. Für die Cocotterie ward ein eignes Organ gegründet, „la Vie parisienne“, das eben deßhalb in den höchsten Kreisen seine Leserinnen und Beschützerinnen fand. Villemessant, der gewandteste aller literarischen Faiseurs, ward mit seinem Figaro ein reicher Mann, die Chroniqueure der Boulevard=Blätter verdienten spielend für ein paar tägliche Kalauer und ein bischen hübsch aufgeputzten Blague ihre 30—50,000 Francs und tranken ihren Champagner, von den süßesten Lippen kredenzt, und wollte einmal der Stern eines von ihnen untergehen, so begann er irgend einen kleinen Krakehl mit einem Collegen oder einem Cavalier en vogue, ritzte sich mit diesem das Armgelenk und ward wieder der Mann des Tages.

Man kam sich recht armselig unter diesen Collegen vor, die bis an den Hals in Stoff und Zerstreuungen, in Honorar und Gloire wanderten! Als ich damals wieder nach Berlin kam, sah und las ich Kossack, der seine pikante Detail=Malerei aus dem Berliner Leben wöchentlich an ein halbes Dutzend Zeitungen lieferte. Er ließ sich's recht sauer werden, denn Berlin gab damals so spottwenig her für einen Feuilletonisten, und kein Wunder war's, wenn er stumpfe Zähne davon bekam. Ich bewunderte seine Ausdauer. „Ich bin wie ein Chausseegeld=Einnehmer“, sagte er. „Ich strecke meinen Klingebeutel heraus und Jeder, der vorbei kommt, muß mir sein Scherflein zahlen!“ Es war dies ein bös Stück Arbeit für einen geistreichen Mann!

In Berlin hat das Feuilleton denn auch wirklich niemals rechten Boden gefunden; in Wien, ja! Aber es ist seltsam genug, daß, was in Wien die deutsche Tagespresse so üppig und überfluthend leistet, eben — außerhalb Deutschlands geschrieben wird!

Sonette.

Nach dem Dänischen von **Emma Klingenfeld.**

(Aus Paludan Müller's Epos: Adam Homo.)

1.

Durch Dich, ja, nur durch Dich ist mir das Gut
Des reichen Erdenlebens aufgegangen.
Ich war so einsam, fühlte solch ein Bangen
Wie der Delphin, der in der Tiefe ruht;

Bis voll und laut, in mächt'ger Liebesgluth,
Die Worte Deines Mundes zu mir drangen,
Die heißen Worte, die mein Herz bezwangen.
Da schwamm empor ich an die klare Flut.

Und durch den reinen Aether hört' ich beben
Den süßen Laut und fühlte, wie das Leben
Bei seinem Klang mir in die Seele rauscht.

O Liebster! Laß mich öfter noch und länger
Vernehmen diesen Laut! Du bist mein Sänger,
Ich Dein Delphin, der Deinen Liedern lauscht.

2.

Oft, wenn ich mich in meinen Garten stehle,
Wo Baum und Strauch von Gottes Güte reden,
Wo jeden Morgen gleichsam mit Gebeten
Die Vögelschaar begrüßt aus voller Kehle;

Dann steht auf's Neu Dein Bild vor meiner Seele.
Mir ist, ich hab' das Paradies betreten;
Mir ist (damit vollkommen sei mein Eden),
Als ob sogar die Schlange drin nicht fehle:

Das ist die Lust, Dir bis ins Herz zu sehen,
Die Lust, Dein früher Leben klar zu wissen,
Die wieder mich und wiederum versucht.

Sag', würd' ich wohl mein Paradies vermissen
Und würde all die Herrlichkeit vergehen,
Wenn einst ich pflückte der Erkenntniß Frucht? —

3.

Mir träumte — o, wie macht ein Traum erbeben! —
Denn deutlich sah ich Alles um mich her
Erstarrt und todt; da war kein Athem mehr,
Dein Name ausgelöscht aus meinem Leben.

Ich fühlte tiefe Oede mich umgeben,
Als wär ich ein Gefäß, des Inhalts leer,
Als ob der edle Trank verschüttet wär'
Und ich ein dürrer Weinstock ohne Reben.

Da wacht' ich auf, sah um mich — und es malte
Der junge Tag Dein Bild, das herrlich strahlte
Vor meinem Blick in reiner Jugendhelle.

Da füllte sich auf's Neu die leere Schale;
Und warm zum Herzen stieg mit einem Male
Mir Deines Namens süße Freudenquelle.

4.

Da sitze ich und schreibe. Rings ist Schweigen;
Verschwommen sind des Tages bunte Tinten
Und auf das Laub, bewegt von Abendwinden,
Die mächt'gen Schatten schon sich niederneigen.

Die Wohlgerüche, die dem Tage eigen,
Nun, da der Blumen Kelch sich schließt, entschwinden;
Und nur die Nachtviole läßt den linden
Und würz'gen Duft empor zum Aether steigen. —

Dereinst, wenn unser Tag wird still entschweben,
Mein Adam! wenn, wie dieser Sommerabend
Vor unsern Blicken friedlich liegt das Leben:

Dann wird noch unsre Liebe uns erquicken
Und, gleich der Nachtviole, süß und labend
Uns ihre milden Balsamdüfte schicken.

5.

Du gabst mir, Liebster, gestern viel zu sinnen.
Du fragtest: wenn Dein Herz sich von mir wende,
Wenn es für eine Andre warm empfände
Und sie statt meiner würde liebgewinnen;

Wenn Deiner Liebe Quell würd' einst entrinnen
Mit seines Labetrunkes reicher Spende;
Wenn ich mein Eden ohne Adam fände —
Was Deine Alma würde dann beginnen?

Ach, wenn so tief mein Haupt ich niederneige;
Und wenn ins arme Herz solch wilde Flammen
Der wirft, den es so innig hat geliebt:

Dann geht es mir wie der zerbrochnen Geige,
Die, fügt der Meister sie auf's Neu' zusammen,
Noch süßer bebt, doch schwächre Klänge gibt.

6.

Du flehst um Nachsicht, daß manch trübes Wort
Wehmüthig klang aus Deinen letzten Briefen,
Daß Deine düsteren Gedanken riefen
Mich jäh heraus aus meinem sichern Port.

O, schreib' so wahr und offen stets hinfort!
Du bist der Harfenstrang, der in die Tiefen
Der Brust mir dringt und Töne, die hier schliefen,
Erweckt zum langnachhallenden Akkord.

Gib frohen Klang — und ich will froh erwidern;
Sei traurig — und es soll ein Meer von Schmerzen
Entgegenströmen Dir aus meinen Liedern.

Denn jede Saite, die in Deinem Herzen
Erzittert, berg' auch ich im Busen innen.
Ich bin Dein Widerhall — Du mußt beginnen.

Benjamin Disraeli als Romancier.

Von F. Groß.

Wer sich um die politischen Weltereignisse bekümmert — das will heutzutage fast sagen: Jedermann — hat in den jüngsten Zeitläuften immer und immer wieder den Namen Benjamin Disraeli gehört. Bereits drei Male Minister gewesen, erlebt der berühmte Führer der Tories in seiner jetzigen — der vierten — Wirksamkeit als Rath der englischen Krone glänzende Resultate seines Lebensabends. In diesen Blättern ist nicht der Ort, um für eine politische Partei Propaganda zu machen; nicht nur der Dichter, sondern auch der literarische Kritiker soll höher stehen als auf der Zinne der Partei. Und so möchte ich hier nicht das vielgenannte Oberhaupt der englischen Konservativen kennzeichnen, sondern mit flüchtigen Strichen den Romanschriftsteller, der zufällig über zwei Berühmtheiten verfügt: über die staatsmännische neben der belletristischen. Allerdings ist die haarscharfe Trennung einer solchen Doppelpersönlichkeit nur theoretisch möglich; in der Praxis bleibt jede Individualität ein Ganzes, auch wenn sie in mehrfachen, heterogenen Gebieten sich ausspricht. Speziell Disraeli hat seine verschiedenen Thätigkeiten enge verquickt; als politischer Redner verleugnet er nie den Belletristen, der seine Freude hat an wohlklingenden Sätzen, an dem Sprühfeuer einer, mit witzigen Einfällen gewürzten, Rhetorik; als Romancier hält er staatsmännische Reden, und seine Helden und Heldinnen interessiren sich weniger für ihre eigenen Herzensaffairen als für die Politik von St. James. Hätte er die Tragödie von Romeo und Julia geschrieben, er würde Romeo zum Sohne eines Whig, Julia zur Tochter eines Tory gemacht haben. Fast jeder seiner Romane ist nur ein mehrbändiger Vorwand, um seine Ansicht über Landesangelegenheiten an den Mann zu bringen; fast jeder trägt die Physiognomie eines Leitartikels der „Times“. Vielleicht gerade daraus erklärt sich der Erfolg, den Disraeli als Schriftsteller bei dem englischen Publikum errang. Der Britte fühlt sich in stetem, innigstem Zusammenhange mit dem Wohl und Weh' seiner Nation; er politisirt von Kindesbeinen an, und so mag ihm ein Roman willkommen sein, in welchem es sich weniger um der Liebe Lust und Leid als um Parlamentsbeschlüsse handelt. Dem deutschen Leser ist Disraeli, der Romancier, beinahe ein Fremder. Die Romane des englischen Ministers lassen uns Deutsche kalt; sie muthen uns oftmals an wie alte Jahrgänge eines Londoner Journals. Ueberdies existiren sie, ausgenommen „Lothair“, in wahrhaft jämmerlichen Uebersetzungen. Um eine Probe dieser Verdeutschungen zu geben, sei nur erwähnt, wie ein Herr „Hofrath Dr. B. L. F. Petri“ den Titel des Romanes „Sybil, or the two nations“ übersetzt. Disraeli spielt mit dem zweiten Theile dieses Titels auf die Zweitheilung der Nation in Reiche und Arme an; er stellt den Trägern des Ueberflusses die zum Pauperismus Verdammten entgegen. Herr „Hofrath u. s. w.“ schreibt auf das Titelblatt „Sybille, oder die gedoppelte Nation“. Ich kenne gedoppelte Stiefel aber keine gedoppelten Nationen. Ein anderer Uebersetzer — kein Hofrath — spricht von „Hohnspott“, von „behufigen Mittheilungen“, kurzum der bedauernswerthe Disraeli wird von seinen deutschen Uebersetzungen geradezu mißhandelt. Und es ist dies um so

mißlicher, als er einen schwülstigen Stil schreibt, kein Ding beim rechten Namen nennt, aus staatsrechtlichen Auseinandersetzungen sich in hyperromantische Schilderungen verirrt, und in Handlung und Sprache niemals trifft, was die ewig fruchtbare Domäne des Dichters ist: das rein Menschliche. Entkleidet man seine Helden des Engländerthums, so bleiben leblose Schemen, Puppen, die an Drähten gelenkt werden. Der Liebende in Disraeli's Romanen erinnert zumeist an den landesüblichen italienischen Tenoristen, der dem Publikum zuschreit: „O cielo", sich dann abwendet, dem übrigen Gesange keine Aufmerksamkeit schenkt, und erst wieder hervortritt, wenn sein Stichwort gefallen ist ...

Und doch fesseln diese Romane, weil man hinter ihren Figuren immer eine mächtige Persönlichkeit gewahrt: einen Staatsmann, dem es nicht genügt, auf der Tribüne zu reden, und der sich deßhalb, in die Maske des Fabulisten gehüllt, an die Freunde des Romans wendet — freilich nur, um ihnen hinterrücks einen Leitartikel zu versetzen. Merkwürdigerweise hat man von Disraeli's Schriftstellerthum beinahe gar nicht gesprochen, als er mit seiner anti-russischen Politik jüngst wieder die Aufmerksamkeit Europa's auf sich zog, als er von seiner Königin zum Lord Beaconsfield*) ernannt wurde. Desto mehr diskutirte man seine jüdische Abstammung — ein Beweis dafür, wie wir Alle noch über Hals und Kopf in Vorurtheilen befangen sind. Welche Religion seine Väter gehabt, mag ziemlich gleichgiltig sein. Nicht was seine Ahnen geglaubt, sondern was er gethan, darf bestimmend einwirken auf den Beurtheiler. Uebrigens steht mit seiner Abstammung der einzige sympathische Zug in Berührung, der Einen an Disraeli freundlich anmuthet. Seine Familie, zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus Spanien vertrieben, fand in Venedig eine Zuflucht; der Großvater siedelte sich in England an, der Vater — ein namhafter Literat — trat zum Christenthum über, nachdem Benjamin bereits das Knabenalter erreicht hatte. Man weiß, wie Convertiten sonst gegen ihren ursprünglichen Glauben zu wüthen pflegen. Sie setzen einen Stolz darein, ihre natürlichen Glaubensbrüder zu verachten, und indem sie zu Fanatikern werden, und den Herodes überherodisiren, meinen sie, ihre Abstammung vergessen zu machen. Sie erziehen ihre Kinder in Haß gegen die abgelegte Confession und freuen sich daran, der Jugend das Gift unerbittlicher Intoleranz einzuimpfen. Benjamin Disraeli hat in seiner Familie nichts von dieser Unwürdigkeit gelernt. Er spricht oft und gern von seiner jüdischen Herkunft, und mit Wohlwollen legt er die bedeutenden Gaben und Fähigkeiten des Juden dar. In dem Romane „The wondrous tale of David Alroy" (1844) idealisirt er das Judenthum. In seinem Buche über Lord Bentinck (1851) plaidirt er für völlige Emancipation des jüdischen Mitbürgers. Nur das erstgenannte Werk fällt in den Bereich dieser Zeilen. David Alroy, der Abkömmling jüdischer Könige, fühlt in sich die Mission, das jüdische Reich glänzend wiederherzustellen. Er gelangt in den Besitz von Salomon's Scepter, obsiegt den Seldschuken und Mediern, verfällt aber in Selbstüberhebung, läßt sich zum Khalifen ausrufen, und — darin gipfelt des seltsamen Buches Moral – Gott verläßt ihn, nachdem er Gott verlassen. Die Geschichte David's erscheint da im Gewande eines mystischen Märchens, in das selbst die Zauber der Kabbala hineinspielen; hier darf Disraeli seiner Lust an orientalischem Farbenprunke freien Lauf lassen. Er darf von Springbrunnen, Rosenhainen, phantastischen Geschmeide aus Perlmutter und Elfenbein, von den Aeußerlichkeiten des orientalischen Lebens erzählen. Ein Märchen — und als solches darf „David Alroy" bezeichnet werden — ist um so wahrer je unwahrer es ist. Leider kann Disraeli niemals der Ingredienzien entbehren, die im Orient kaum am Platze sind. Seine jungen Lords triefen von Reichthum, die Personen seiner Romane wohnen in fürstlich ausgestatteten Palästen, dem Leser schwindelt vor den Millionen, die in Disraeli's Büchern aufgestapelt sind wie in den Werken anderer Romanciers die Liebeserklärungen. Auf orientalischem Boden mögen wir es möglich finden, wie Braut und Bräutigam, an die Wendungen des Hohenliedes gemahnend, einander sagen: „Glaubst Du nicht, Liebe, daß die Sonne bald untergehen

*) Seine Gattin, die Wittwe des Deputirten Wyndham Lewis, seit 1839 mit Disraeli verheirathet, ist 1869 zur Gräfin Beaconsfield erhoben worden.

wird?" — „Ich kanns nicht erkennen; Deine Augen blenden mich, sie sind so glänzend, so süß." Wie aber, wenn in anderen, nichtorientalischen Romanen Lords und Ladies ebenso reden? Disraeli's natürliche Fehler werden in „David Alroy" eben zu Vorzügen . . . Und in demselben Buche flammt zum Schlusse noch hell und lodernd des Autors Liebe zu seiner Race auf. Mirjam tröstet ihren in Gefangenschaft schmachtenden und des Todes gewärtigen Bruder David Alroy: „Das Andenken an große Thaten stirbt niemals. Des Ruhmes Sonne, mag sie auch eine Zeit lang verdunkelt werden, zuletzt scheint sie doch wieder. Und so wird, theuerer Bruder, vielleicht ein Dichter in weitentlegener Zeit (es ist allerdings sonderbar, daß Mirjam den Minister Disraeli vorausahnt), in dessen Adern unser heiliges Blut fließt, glühend begeistert durch diesen Stoff aus den Sagen seiner Nation, seine Harfe ertönen lassen von Alroy's gewaltigem Geschicke, und einem Namen, der nur allzulange vergessen war, neue Weihe verleihen". Diese Tirade klingt im Märchen, wie wenn Friedrich der Große seinen Soldaten zuruft: „Kinder, wir ziehen in den Siebenjährigen Krieg", aber sie verräth doch eine markante Neigung zum Judenthum. Disraeli hat seine judenfreundlichen Velleitäten gutgemacht, wie er überhaupt seit Anbeginn seiner öffentlichen Laufbahn bemüht ist, seine Handlungen von heute schon morgen zu repariren. Seine Agitation für die Judenemancipation büßte er mit dem geflügelten Worte ab: „Die Unterdrückung der Kirche ist eine nationale Calamität." Er machte inmitten der Protektionisten gut, daß er für den Freihandel gewirkt hatte. Er machte den Schritt, der ihn von den Whigs zu den Tories führte. Als nach Lord Bentinck's Tode die Tories nur mit Widerwillen den ahnen- und titellosen Disraeli als Führer annahmen, rühmte dieser sich damit, daß die Literatur sein Wappen und er selbst nur „a gentleman of the press" sei. Nun hat er auch den Fehler der Titellosigkeit gutgemacht, da er Lord Beaconsfield geworden. Seine Romane schmiegten sich immer seiner momentanen Ueberzeugung an; liest man sie chronologisch nach der Zeit ihres Erscheinens, so findet man ein Spiegelbild der englischen Politik, und erfährt, ob Disraeli sich zur Zeit in der Opposition oder am Ruder befand. Außer „David Alroy" hält von Disraeli's Romanen nur noch „Venetia" sich der Politik ferne. Die übrigen — eine Nomenclatur derselben ist wohl überflüssig — heucheln belletristische Gefühle, während ihnen sehr politisch ums Herz ist. In „Venetia" erzählt Disraeli den Herzensroman der Lady Venetia Herbert. In ihrem Vater und in ihrem Verlobten schildert er zwei zerrissene Dichtergemüther, und er gebraucht das altbekannte Mittelchen, ihnen die Physiognomie berühmter Männer zu leihen; man glaubt, hie und da in ihnen Byron und Shelley zu erkennen. Zum Schlusse weiß Disraeli sich der Beiden nicht anders zu entledigen, als indem er sie ertrinken läßt, und damit gibt er allerdings den Lebensschluß Shelley's historisch richtig wieder. Venetia heirathet einen Vetter Lord Cadurcis', ihres ersten Geliebten, und damit findet ein Roman sein versöhnendes Ende, der nicht arm ist an sensationellen Momenten. Lady Annabel Herbert, die Mutter der Venetia, hat jahrelang von ihrem Gatten getrennt gelebt und ihrem Kinde verschwiegen, daß der Vater überhaupt noch lebt. Wie Venetia entdeckt, daß Marmion Herbert nicht todt ist, wie sie von sehnsüchtiger Kindesliebe erfaßt, diesen Vater sucht, ihn findet, ihn sich erobert, ihn mit Lady Annabel wieder vereinigt, das Alles ist mit psychologischer Feinheit dargestellt, und wenn auch die Sprache auf Stelzen geht, so wird der Leser doch von manchem Detail dieses Romanes ergriffen werden. Hier offenbart sich ein respektables Talent, das in Disraeli's anderen Werken im politischen Wortschwalle untersinkt. Der Verkehr der Venetia mit Plantagenet Cadurcis während ihrer beiderseitigen Kindheit z. B. ist mit einer Delikatesse erzählt, die in nichts an „Vivian Grey" und wie diese Romane sonst noch heißen, erinnert. Aber Disraeli ist in nichts und nie sich treu geblieben. Als Politiker nicht, und nicht als Romancier. Nachdem er einmal bewiesen, er sei im Stande, einen wirklichen Roman zu schaffen, bemüht er sich, diesen Beweis durch eine Reihe von literarischen Arbeiten wieder umzustoßen.

„Vivian Grey", von dem oben die Rede ist, erschien 1826, kurz nachdem das von ihm geleitete Blatt „The representative" eingegangen war und den Verleger Murray um zwanzigtausend Livres leichter gemacht hatte. Disraeli wollte sein Müthchen an den

Tories kühlen, die ihn eben im Stiche gelassen hatten. Deßhalb war er damals Whig aus Ueberzeugung und zeigte in dem Titelhelden von „Vivian Grey" einen torystischen Politiker, dem jedes Mittel erlaubt dünkt, welches zu einem angestrebten Zwecke führt. Vivian Grey theilt mit allen männlichen Figuren, die Disraeli uns vorführt, die entschiedene Absicht, Minister zu werden. Ein Autor zeichnet unwillkürlich sich selbst in seinen Gestalten. Vivian wird von dem Autor also charakterisirt: „A smile for a friend, and a sneer for the world, in the way to govern mankind, and such was the motto of Vivian Grey." Dieser ehrenwerthe Herr schmeichelt sich bei reichen, alten Lords ein, macht alten, vornehmen Weibern den Hof, spricht durch einen ganzen Band von Wetter, Pferden, Büchern, de omni re scibili et quibusdam aliis, bringt Jemanden um, ohne daß wir genau wissen: warum? hat das Malheur, daß seine Geliebte — ohne bestimmte Ursache — ihm eines Tages todt in die Arme sinkt, engagirt einen Gaukler als Privatsekretär, bereist Deutschland, gewinnt das Vertrauen eines kleinen deutschen Fürsten — Niemand weiß: wodurch? — muß aber dessen Hof verlassen; des Erbprinzen Braut, eine österreichische Erzherzogin, die incognito am Hofe geweilt, verliebt sich in Vivian, er wird deßhalb unter dem Vorwande einer geheimen Mission nach Wien geschickt, und — und hier bricht der Roman ab, weil — wie der Verfasser allen Ernstes sagt — sich das Buch sonst zu umfangreich gestalten würde. Bevor der Roman schließt, erlebt Vivian auf der Reise ein Erdbeben, und es scheint, daß der geöffnete Boden die weitere Handlung des Buches verschlungen hat. Das sind Menschen aus Wolkenkukuksheim, die hier vorkommen; diese Fürsten, diese Minister, diese Frauen — wo leben sie, außer in des Earl of Beaconsfield's Kopf? Man muß zugestehen, daß „Vivian Grey" geistreiche Bemerkungen über deutsche Kleinstaaterei und auch sonst manch hübsches politisches Aperçu enthält. Recht treffend ist unter Anderem der Satz: „Der Kronprinz ist in jedem Lande eine Puppe, dazu bestimmt, vom Volke gegen den eigenen Vater ausgespielt zu werden." Dem ehrenwerthen Vivian passiren übrigens Wunder die Hülle und Fülle, wie Disraeli überhaupt die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit ganz nach Belieben knetet. Er ist niemals der Meister, der sich in der Beschränkung zeigt. Alles in seinen Romanen erscheint gemacht, gekünstelt. Nur, wenn er von Politik oder — Sport redet, da äußert er sich ungezwungen; seine Helden hegen nämlich nicht nur für Ministerportefeuilles, sondern auch für schöne Pferde eine ausgesprochene Vorliebe. Disraeli scheint gerne zu reiten. — „Vivian Grey" konnte als Satyre auf die Tories, aber auch als Apotheose derselben gelten. Es kommt nur auf die Auslegung an. Boshafte Leute meinten schon vor Jahren, Vivian Grey's Lebensregeln — eine Gattung, wie der spanische Philosoph Balthasar Gracian sie vertritt — seien Disraeli's eigene . . . Wie dem auch sei, der Minister-Romancier gewöhnte sich das Satyrisiren ab. Er schloß sich dem „Jungen England" an, eine Coterie, die nichts mit dem „Jungen Deutschland" gemein hat. Letzteres wollte des Volkes Freiheit, es strebte nach vorwärts, es stürmte und drängte. Das „Junge England" träumte, es wollte längstvergangene Jahrhunderte wieder heraufbeschwören, es holte seine Ideale aus der Bibel, und ein Weltreich mit Jerusalem als Hauptstadt dünkte ihm das beste Endziel alles Strebens, das höchste Glück aller Völker. Disraeli vertritt fortan diese Schwämerei, verbindet mit ihr entschiedene Aeußerungen von Ihrer Majestät allergetreuesten Opposition, und macht mit diesem Gemenge — Aufsehen. Drei seiner Romane repräsentiren ganz besonders das „Junge England": „Coningsby or the new generation", „Sybil, or the two nations", „Tancred, or the new crusade". Johannes Scherr fertigt die Richtung dieser Bücher mit den charakteristischen Worten ab: „Coningsby" und die folgenden Romane Disraeli's „Sybil" und „Tancred" fordern freilich eine sociale Reform, aber sie wollen behufs derselben die Gesellschaft ganz einfach auf den Sinai und Calvarienberg zurückgeführt wissen, und wenn man die kunterbunde jungenglische Phraseologie dieser Bücher beiseite schiebt, so findet man darunter nicht mehr und nicht weniger als die altaristokratische Fiktion von antediluvianisch-patriarchalischen Zuständen." Eine Reihe maßgebender Urtheile könnte ich anführen, um zu zeigen, daß ich nicht muthwillig gegen einen literarisch-politischen Götzen eifere. Julian Schmidt bemerkt in einer Charakteristik

Disraeli's: „Er polemisirt gegen Robert Peel mit idealen Phrasen von Freiheit und Recht, und verkauft sich dabei der gedankenlosesten Aristokratie." Unser Schlosser gesteht Disraeli zu, daß er „Dreistigkeit genug" besaß, dem „alten Torythum neue Formen und Farben zu geben und neue Seiten abzugewinnen." Am ungenirtesten treibt Disraeli in „Coningsby" Politik. Eines der längsten Kapitel dieses „Romans" ist eine Betrachtung über Robert Peel's Manifest von Tennworth. In einem anderen Kapitel — die Handlung thut nichts zur Sache — beweist er, wie nothwendig eine „tüchtige Opposition" sei, und wieder in einem anderen führt er aus — ganz und gar pro domo — bei der Beurtheilung öffentlicher Persönlichkeiten müsse man sehr vorsichtig sein und den „Zusammenhang zwischen früheren und späteren Ereignissen" nie aus den Augen verlieren. Mit besonderer Vorliebe behandelt er die Figur des Banquiers Sidonia, dessen Familie von arragonisch-jüdischer Herkunft ist. Er glorificirt diesen Volksstamm und sagt mit Bezug auf die in Spanien stattgehabten Judenverfolgungen: „Weder peinliche Gesetze noch physische Tortur können bewirken, daß eine höherstehende Race durch eine geringere absorbirt, oder von ihr vernichtet werde. Die gemischten, verfolgenden Racen verschwinden, die reine, verfolgte Race bleibt. Und in diesem Augenblicke übt, Jahrhunderten, Jahrtausenden zum Trotz, der jüdische Geist einen ungeheuren Einfluß auf die Angelegenheiten Europa's aus." Coningsby hält in seinem Liebesschmerze seinem Großvater eine längere Vorlesung über die conservative Partei; aber Liebesangelegenheiten werden so rasch als möglich abgethan, damit die Politik zu Worte kommen kann. Die Figur des reichen Sidonia gibt Disraeli willkommenen Anlaß, wieder einmal in der Beschreibung eines reichen, luxuriösen Haushaltes zu schwelgen. Zum Schluß kommt Coningsby ins Parlament und heirathet nebenbei das Mädchen seiner Wahl. „Coningsby" ist der Typus des von Disraeli kultivirten parlamentarischen Romanes. Disraeli hat neben anderen Talenten auch dasjenige, dem Möglichsten einen Anschein von Unmöglichkeit zu geben. Daß er Sidonia's Stolz auf seine Abstammung hervorhebt, ist ein zulässiges Moment; aber er legt Sidonia die Aeußerung in den Mund, er könne eine Christin nicht heirathen, weil dadurch seine Race verunreinigt würde! Und von Unmöglichkeiten wimmelt auch „Tancred". Lord Tancred Montacute will nichts vom öffentlichen Leben wissen. Eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe ist der Gegenstand seiner Träume. Tancred geht in der That nach Jerusalem, verweilt dort im Kloster Terra Santa erlebt auf einem Zuge durch die Wüste die kuriosesten Abenteuer, sieht auf dem Berge Sinai einen Engel, erzählt von dieser interessanten Bekanntschaft, und stellt sich zum Schlusse an die Spitze eines Heeres der Ansaren wider die Türken. Bei Gelegenheit nennt er die Königin von England „Kaiserin von Indien." Das heißt doch prophetisch sein! Unter den Ansichten, die er auskramt, ist manche Wahrheit, manche konfuse Bizarrerie, wie sie eben zum Wesen des „Jungen England" gehörte. Lord Montacute behauptet, ein Volksstamm, der sich nicht dadurch rein erhalte, daß er in Wüsten lebe, müsse unbedingt verfallen. Er schwärmte für eine Verquickung von Judenthum und Christenthum, von Jesus und Moses. Das Christenthum ist ihm ein Judenthum für die große Menge. Er bedauert Europa, weil Gott niemals direkt zu diesem Welttheile gesprochen hat. Er ironisirt die Convertiten, indem er von den Juden spricht, die man „für 20 Piaster wöchentlich" bekehrt. Und die höchste Blüthe treibt sein Geist in der Aeußerung: „Das Fehlschlagen eines europäischen Königthums Jerusalem, worauf so ungeheure Schätze, solche Wunderwerke der Tapferkeit und ein so glühender Glaube verwendet wurden, ist einer jener Umstände gewesen, welche zur Störung des Glaubens in Europa beigetragen haben, obschon er zu Ueberzeugungen von ganz anderer Art hätte führen sollen." Schließlich fürchtet Tancred doch die heimischen Irrenärzte, denn er kehrt nicht nach England zurück, sondern erklärt auf das Bestimmteste: „Ich muß in die Wüste zurückkehren, um die Reinheit des Geistes wieder zu erlangen. Es ist Arabien allein, von wo die Wiedergeburt der Welt ausgehen kann." In „Sybille" greift Disraeli Peel — ohne ihn zu nennen — vehement an. Die Titelheldin ist eine Art Privat-Nonne; sie gehört keinem Kloster an, lebt aber nur ihrem Glauben. Disraeli knüpft an ihre Erscheinung die gewohnten religiösen Auseinandersetzungen. Er prophezeit, der

Toryismus, der eben schlummere — das heißt: Disraeli war nicht Minister — werde wieder erwachen, und um zu zeigen, daß der Tory der rechte Mann des Volkes sei, legt er seine scharfe Kenntniß des Pauperismus an den Tag. Manche Nothstandsscene, die er schildert — natürlich sind die Whig's an allem Uebel schuld — bekundet die Gabe: zu beobachten und zu schildern. Um so unverdaulicher geben sich die Abhandlungen über die „gebenedeite hebräische Jungfrau“ (Maria), über den „begnadigtsten aller Hebräer“ (Johannes), über kirchengeschichtliche Fragen und Aehnliches. Man kann nicht anders sagen, als daß die Juden ihm die Tories unter den Gottesverehrern repräsentiren, aber er möchte alle Parteien und Religionen amalgamiren — es liegt in dieser Tendenz etwas von der „Republik unter lebenslänglichem Präsidium des verstorbenen Großherzogs.“

Contarini Fleming — der Held des gleichnamigen Romans — will nicht, wie Tancred Montacute, nach Jerusalem, sondern blos nach Rom, wo der „Stellvertreter Gottes und der Beherrscher der Könige“ thront. Dieser Roman entstand zum Theile unter Goethe's, zum Theile unter Schiller's Einfluß. Im Anfange werden wir an „Wilhem Meister“ erinnert, später taucht im Hintergrunde Carl Moor auf. Contarini, der Sohn des Unterstaatssekretärs eines nordischen Reiches, verläßt die Universität, wird Räuberhauptmann, entflieht, da die Behörde seiner Bande auf die Spur kömmt, aus seinem Schlupfwinkel, kehrt zu seinem Vater, dem Unterstaatssekretär, der von alledem nichts weiß, zurück, erhält sofort eine Stelle als Gesandtschafts-Attaché, verbrennt ein Trauerspiel, das er geschrieben, entführt seine Base, die einem Anderen verlobt war, heirathet sie, verliert sie durch den Tod, tritt in die türkische Armee ein, reist nach Cairo, Rom und Neapel, beerbt seinen Vater und drückt schließlich die Hoffnung, daß Disraeli wieder an's Ruder gelangen werde, mit den Worten aus: „Vielleicht ist auch die politische Wiedergeburt des Landes, dem ich mich gewidmet, nicht mehr ferne, und an diesem großen Werke theilzunehmen, bin ich entschlossen. Bitterer Spott, daß der civilisirteste Theil des Erdballs als zur Selbstregierung unfähig betrachtet wird.“ In „Henriette Temple, a love story,“ sehen wir mit an, wie Ferdinand Armine, ein leichtsinniger Schuldenmacher, ein mauvais sujet, glücklich wird, wie alle Welt sich dazu drängt, seine Schulden zu bezahlen, wie er ein edles schönes Mädchen zum Traualtar führt. Diese „Liebesgeschichte“ macht einen deprimirenden Eindruck. Wirksamer läßt der neueste Roman Disraeli's sich an: „Lothair“, der ein Torso geblieben. In spannender Weise — ganz aus der Art des Autors — wird erzählt, wie ein vornehmer, junger Lord mittelst der manigfachsten Intriguen zum Katholiken bekehrt werden soll. Ob dieses Vorhaben gelingt oder nicht, erfahren wir nicht, aber Disraeli spricht offenbar seine eigenste Ansicht aus, wenn er Lady Corisande sagen läßt: „Ich blicke auf den Uebertritt unseres Adels zur katholischen Kirche als auf das größte Unglück, welches England passiren kann.“ Man kann das Bruchstück „Lothair“ zu Ende lesen, ohne auf unverdauliche Abhandlungen zu stoßen, und das ist nichts Geringes bei Disraeli. Ja, dieser Roman hat sogar eine gewisse Pikanterie, da man in einzelnen Gestalten Zeitgenossen zu erkennen glaubt. Ein Mehr an Lob wäre allerdings Heuchelei.

Seit „Lothair“ hat Disraeli nur eine Kleinigkeit ersonnen: sein Wappen als Earl of Beaconsfield. Die Devise heißt: „Nichts ist dem Starken schwer“. Einiges vielleicht doch: — so z. B. Romane zu schreiben, die wirklich welche sind.

Pariser Theaterbriefe.

Von **Gottlieb Ritter.**

XIII. Fromont jeune & Risler aîné.

Gleichzeitig mit der zwanzigsten Auflage des auch in Deutschland wohlbekannten Preisromans: Fromont jeune & Risler aîné von Alphonse Daudet erschien auf den Brettern des Vaudeville eine fünfaktige Dramatisirung dieses vortrefflichen Buches. Daudet, der trotz mehrfacher Versuche, seiner Muse auch die Theater zu erobern, gar kein dramatisches Talent besitzt, verband sich zu diesem Zweck mit dem gewiegten Bühnenpraktiker Adolphe Belot. Vergangenen Sommer kam die Bearbeitung des Romans zu einem Theaterstück zu Stande. Wer an schönen Tagen an Belot's Besitzung in Maisons Lafitte bei Paris vorüberging, konnte da nicht selten aufregende Gespräche anhören, die aus dem runden, zwischen Kastanienbäumen und Hollunderbüschen versteckten Gartenhaus drangen.

„Sie muß sterben,“ hörte man Jemand sagen.

„Nein, ihr Tod ist unnütz und würde uns schaden,“ erwidert ein Anderer.

„Aber es muß sein. Sie darf nicht länger leben. Wenn Du jemand verschonen willst, so rette meinetwegen noch den Schweizer, den ich an einem Baum aufgehängt habe“ . . . .

Es war ein Glück für die beiden Theaterdichter, welche nur von den Personen des Romans sprachen, daß kein deutscher Staatsanwalt ihre mörderischen Gespräche belauschte, sonst hätte eine Untersuchungshaft gewiß nicht ausbleiben können.

Als mir Belot seinen Plan mittheilte, den Roman seines Freundes für die Bühne einzurichten, konnte ich mich nicht enthalten, meine Bedenken auszusprechen. Ohne die Möglichkeit, daß man aus einem Roman ein gutes Theaterstück machen könne, verneinen zu wollen, meinte ich, es sei eine sehr gefährliche Arbeit, die nur unter ganz besonderen Bedingungen gerathen dürfte. Ein großer Theil der Romane des älteren Dumas z. B. sei für die Bühne prädestinirt, weil eben Alles darin Handlung, Intrigue, Bewegung, kurz dramatisches und theatralisches Leben sei. Bei „Fromont jeune & Risler aîné“ verhalte es sich aber ganz anders. Das Hauptverdienst dieses Romans bestehe in dem descriptiven Talent seines Verfassers, in der Feinheit und Poesie der Einzelheiten, in der Reinheit des Stils, — Alles Eigenschaften, womit die Scene mit ihren roh äußerlichen Anforderungen sehr wenig anzufangen wisse. Daudet sei Genredichter, ein Niederländer im Roman; sein Werk enthalte weniger eine consequent und stetig fortlaufende Handlung, als ein Nacheinander von Tableaux, wo Personen und Staffage mit derselben Feinheit skizzirt seien. Den Erfolg des Romans hätten just die Episoden und Details bewirkt, sowie die Neuheit des Hintergrundes; die Handlung selbst sei schon hundertmal auf der Bühne gewesen und könne nichts weniger als sympathisch berühren. Das Buch enthalte überhaupt nur eine einzige wirklich dramatische Scene, und diese selbst müsse auf der Bühne ebenso sicher ins plump Melodramatische umschlagen, wie die Genrebilder im Rampenfeuer aller Poesie und Feinheit beraubt werden.

Als dann später das Scenarium durchgesprochen, die einzelnen Auftritte entworfen waren und der neue Schluß, worauf sich dessen Erfinder Belot mit Recht etwas zu Gute that, der Ausführung entgegensah, erfuhr ich den jeweiligen Stand der Compagnie-Arbeit aus den Aeßerungen der beiden Autoren. „Belot ist unerbittlich," klagte alsdann Daudet mit melancholischer Miene; „er will durchaus einen fröhlichen Schluß, trotzdem er gar nicht hineinpaßt; er streicht mir mit dem Rothstift den ganzen lieben Roman zusammen, aber ich kann ihm nicht zürnen, denn er ist ein großer Bühnenkenner." — —

Gegen Ende des vorigen Monats fand endlich die erste Aufführung des Stückes statt.

Der erste Akt beginnt, wie das erste Kapitel des Romans, mit einer Hochzeit bei Véfour, dem gegenwärtig ein wenig aus der Mode gekommenen großen Restaurateur des Palais-Royal. Aus einigen Worten, die während des Balls, der die Feier beendigt, gesprochen werden, soll der Zuschauer sich dessen wieder erinnern, was die ersten sechzig Seiten des Romans erzählen; denn das ist der stereotype Fehler auch dieser Dramatisirung, daß in jedem Zuschauer ein Kenner des Romans vorausgesetzt wird. So kommt es dann, daß sich der Verfasser mit seinem Publikum nicht genirt, die Exposition überstürzt, die Motivirung unterläßt oder bis zum Unverständlichen kürzt, und ihn gleich mit der ersten Scene in eine schon vor Aufgang des Vorhangs eingeleitete Handlung hinein versetzt.

Der ältere Risler, ein braver, naiver Schweizer feiert seine Hochzeit. Erst einfacher Angestellter im Hause Fromont, einer großen Tapetenfabrik, dann Associé des jungen Fromont, heirathet er Sidonie Chèbe, eine hübsche zwanzigjährige Arbeiterin. Vom Fenster ihrer Mansarde aus, wo sie ihre Kindheit dahinlebte, maß sie oft mit gierigen Blicken die stolze Fabrik Fromont's mit dem eleganten Wohnhause und den himmelstrebenden Schornsteinen. Ihre erwachende Sehnsucht nach Luxus, Müßiggang und Wohlsein heftete sich an jene Mauern, und alle ihre Wünsche vereinigten sich in der Firma Fromont. Bald gelang es ihr, Einlaß und sogar freundliche Aufnahme in dem Herrenhause zu finden. Schon glaubte sie, am Arme des in sie verliebten jungen Fromont ihr Ziel erreichen zu können; aber eine Heirath ist in der Welt des Handels ein Geschäft, und Georges wählte seine reiche Cousine. Sidonie schien vereinsamt, umso mehr als sie kurz vorher die Hand des jungen Franz Risler ausgeschlagen, der hierauf als Ingenieur an den Suezkanal abgereist war. Da verlobt sie sich aus Verzweiflung mit dem vierzigjährigen Risler sen., welchem sie Liebe geheuchelt, und der mit gewohnter Gutmüthigkeit an diese unwahrscheinliche Zuneigung glaubt. Nun wird die Hochzeit gefeiert; der Ehebruch liegt in der Luft.

Die vollendete Exposition im Buch nimmt sich auf der Bühne ganz fehlerhaft aus. Es ist ein zweckloses, verwirrendes Auf- und Abtreten, eine Aufeinanderfolge kleiner, gleichgültiger Scenen. Der Vater der Braut, Monsieur Chèbe, beklagt sich über die geringe Aufmerksamkeit, die ihm geschenkt werde; von den bewundernden Blicken des Bräutigams gefolgt, tanzt die Braut im Arme Fromont's auf die Bühne; er entschuldigt sich, daß er sie sitzen ließ um eine Reiche zu wählen. Dann spricht Franz Risler den Wunsch aus, Sidonie werde seinen Bruder glücklich machen; hält die Braut einen Monolog, worin sie von ihrer elenden Vergangenheit und der zukünftigen Rache spricht; macht endlich der verkommene Schauspieler Delobelle drohende Anstalten, eine Tirade aus „Ruy Blas" zu declamiren. Schon brüllt er die Verse herunter, als er zu spät bemerkt, daß das neue Ehepaar bereits abgefahren ist und daß ihn die Gesellschaft allein gelassen hat. Empört über so wenig Kunstverständniß wirft er sich mit dem tragischsten Ausdruck der Verzweiflung in die Arme seiner reizenden Tochter Desirée, welche im Stillen Franz Risler liebt, aber auf keine Erwiderung ihrer Gefühle zu hoffen wagt. Die Arme hat einen kurzen Fuß.

Im zweiten Akt ist Sidonie Risler bereits die Maitresse Georges Fromont's. Während ihr Mann in der Fabrik über einer Maschine seiner Erfindung brütet, die dem Hause einen neuen Aufschwung geben soll, setzt sich hinter seinem Rücken das schändliche Treiben der Liebenden fort. Schon die häusliche Einrichtung verräth die heimliche Sünde, die sich darin versteckt. Aufdringlicher Luxus, sinnlose Verschwendung überall.

Dabei verräth der schlechte Geschmack, daß ein kleinbürgerlicher Parvenu dem Comfort der großen Welt zustreben möchte und doch nur die Manieren des Demimonde erreicht. Die Ausstattung ist schon ganz im Geist des Lorettenthums. Die Möbel, Tapeten und Teppiche glänzen in den schreiendsten Farben und sind ohne Wahl zusammengestellt, die Toiletten der Herrin fallen auf und beleidigen bei aller Pracht das Auge. Es fehlt die Harmonie, der gute Geschmack. Das bemerkt Frau Fromont. Sie spricht es unverholen gegen Sidonie aus, die darob einen umso größeren Haß gegen sie faßt. Nur Risler sieht nichts von alledem. Fromont, der alltäglich die Geschäftskasse leert, um Sidonie's kostbare Launen zu befriedigen, zeigt ihm ein gefälschtes Inventar, wo die wirklichen Verluste zu eingebildeten Gewinnsten wurden, und läßt ihn allen Ernstes an Beneficien glauben, während „Fromont jeune & Risler aîné" an der Schwelle des Bankerotts stehen. Ja, er gibt ihm sogar als seinen angeblichen Gewinnantheil eine Summe, vermittelst welcher Risler den sehnlichsten Wunsch seiner Frau, ein hübsches Landhaus bei Paris zu besitzen, endlich erfüllen zu dürfen glaubt. Da tritt der alte Sigismond Planus auf, welcher die Geschäftsehre von „Fromont jeune & Risler aîné" repräsentirt. Er ist Risler's Landsmann und Cassier, der Einzige, welcher klar sieht und die Gefahr erkennt. Für wen plündert Fromont die Kasse? Seine Frau lebt einfach und kann solche Summen unmöglich verschlingen. Er hat in Erfahrung gebracht, daß man Fromont kürzlich in einer Loge an der Seite eines Weibes gesehen habe, die nicht seine Frau ist. Où est la femme? Da fällt es dem ehrlichen Alpensohn wie Schuppen von den Augen: der Argwohn wird Gewißheit; seine Liebe zu Risler verkehrt sich in Abscheu. Wenn Risler es zugeben sollte, daß seine Frau die Geliebte seines Associés ist, und mit den fingirten Gewinnsten sich trösten sollte? Wenn Fromont mit dem Betrage, den er heute Risler gab, dessen Frau erschachert hätte? Doch nein, der gute Risler hat keine Ahnung von der Schande seiner Frau, vom Verderb seiner Firma. Wer soll ihm die Augen öffnen, damit auf den Trümmern seines ehelichen Glückes wenigstens „Fromont jeune & Risler aîné" noch gerettet würden? Planus wagt es nicht; aber er schreibt nach Suez und beschwört Franz Risler, sofort heimzukehren, wenn er seinen Bruder nicht entehrt und ruinirt sehen wolle.

Le justicier, wie im Roman der nach Paris geeilte Franz ironisch genannt wird, ist ein trauriger Richter. In Sidonie's neuer Villa zu Asnières trifft er in der That ein. Schon das Auftreten Sidonie's denuncirt sie: sie zeigt sich im Theaterkostüme einer Ruderklub-Dame, singt Tingeltangellieder und erregt das Aergerniß der Nachbarschaft. Franz geht gleich auf sein Ziel los. Er wisse Alles; sie habe einen Galan; sie sei die Geliebte des Associés seines Bruders; sie müsse auf der Stelle mit ihm brechen, oder er werde Alles verrathen. Er erwartet bei dieser Eröffnung Krämpfe, Ohnmachten, Erschrockenheit, leidenschaftliches Leugnen. Nichts von alledem. Sidonie senkt das Haupt und gesteht die ganze Wahrheit. Dann erzählt sie ihm mit hülfeflehender, ersterbender Stimme den kleinen Roman, welchen sie im voraus für diesen längst erwarteten Fall erdacht hat. Es ergibt sich daraus, daß sie ein Engel ist, ein gefallener zwar, aber wer ist schuld daran? Sie liebt, und nie hat sie einen Andern geliebt, als ihn, Franz Risler, den Bruder ihres Gatten. Als sie sich weigerte, sein Weib zu werden, da opferte sie sich. Sie wußte ja, daß Desirée, das arme, unglückliche Mädchen, ihn liebt, und sie wollte ihren Wonnetraum nicht stören. Wohl hat sie Risler die Hand gegeben, aber nur um seines Bruders Schwester zu werden, da sie doch sein Weib nicht werden konnte. Wenn sie hernach Fromont erhört hat, so war es, um sich in dem Strudel ihrer unbesiegbaren Leidenschaft zu betäuben. So spricht sie mit der Gluth und Beredtsamkeit einer bürgerlichen Phädra und verführt den Richter. Seine alte Liebe erwacht wieder. Bald wird er ihr eine Liebeserklärung schreiben. Mehr wollte Sidonie nicht.

Das fünfte Bild führt uns in die Häuslichkeit des armseligen Histrionen Delobelle. Dieser Lump, der von vergangenen und zukünftigen Erfolgen träumt, nirgends engagirt wird, Theaterdirektor-Pläne in seinem Gehirne wälzt und von der Arbeit seiner Frau und seiner Tochter lustig und in Freuden lebt, ist die ergötzlichste Figur, die der typenschaffende Daudet erfunden hat und bildet einen trefflichen Contrast zu der stillen

Duldergestalt seiner Tochter, wozu entschieden Dickens rührende Little Dorrit Modell gestanden hat. Im Roman macht Desirée erst auf dem Todtenlager den Versuch, ihren Vater zum Aufgeben der schauspielerischen Carrière und zu einem thätigeren und zufriedenen Leben zu bewegen; das Drama zeigt uns dieses eitle Experiment schon im vierten Akt, wo Franz als reuiger Sünder wieder in die Nähe der liebenden Desirée zurückgekehrt ist. Delobelle, der ausgegangen war, um die Arbeit seiner Tochter, die jene fremdländischen Vögel, welche auf den Hüten unserer Modedamen prangen, zurechtzustutzen hat, in die großen Magazine zu tragen, kommt unvermuthet schnell wieder nach Hause.

Delobelle (immer mit lächerlichem Pathos). Ich bins!

Desirée. Schon?

Delobelle. Nein! (Er bleibt einen Augenblick in großartiger Attitüde stehen und läßt seine Blicke von links nach rechts rollen, als wollte er sagen: Sei fest, mein Herz! Dann sehr ernst:)

„Es folgt dem Unglück stets der Hoffnung Strahl!
Ich danke dir, o Himmel, tausendmal!"

Ach, wenn ich diese Verse heute vor einem Publikum zu declamiren hätte!

Desirée (bestürzt). Was hast Du?

Delobelle. Ich habe Risler gesehn! Das Geschäft ist futsch! (Er sucht mit den Fingerspitzen eine imaginäre Thräne im Auge und schüttelt dann seine Arme krampfhaft). Oh, ich bin verdammt!

Desirée. Mein Vater!

Delobelle (senkt den Kopf erschöpft auf die Brust). So viel gekämpft zu haben! Zehn Jahre, zehn Jahre kämpfe ich, unterstützt von meiner Frau und meiner Tochter, diesen beiden theuren Wesen, denen ich so viel verdanke! von denen ich ernährt werde!

Desirée. Mein Vater, was sagst Du!

Delobelle. Ja, ja, Franz, von ihnen ernährt! und ich erröthe nicht! ... denn es ist für die Kunst, für die heilige Kunst, daß ich all' diese Aufopferung annehme! Aber jetzt ist das Maß erfüllt! Sie haben mir zu viel zugefügt!

Desirée. Ach, laß doch diese Gedanken!

Delobelle. Nein, laßt mich gewähren! Ich bin zu Ende mit meinen Kräften! Ich bin sie satt, diese Entbehrungen, diese Schmerzen! Sie haben den Künstler in mir getödtet! Es ist zu Ende!

Desirée. O, sage das nicht!

Franz (leise zu Desirée). Lassen Sie ihn doch! Man muß diese Stimmung benutzen, um ihm ein für allemal die Augen zu öffnen, damit er auf diese Hirngespinnste verzichte, die Sie Alle so unglücklich machen!

Desirée. Sie haben vielleicht recht, aber ich wage es nicht.

Franz. Ich will mit ihm sprechen, wenn Sie wollen.

Desirée. Nein, nein, — lieber will ich es selbst thun. Höre, Vater!

Delobelle. Oh, ich weiß wohl, was Du mir sagen willst! Meine Vergangenheit verpflichtet mich! Ich habe nicht das Recht, auf das Theater zu verzichten! Nein, nein, ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden! Dabei bin ich, dabei bleib' ich! Alle Deine Bitten wären unnütz! Bestehe nicht darauf!

Desirée. O, ich bestehe nicht darauf. Ich selbst finde, daß man ein wenig zu hart ist gegen Dich. Man ist Dir nicht gerecht geworden. Wenn ich bedenke, daß Du schon seit so vielen Jahren auf ein Engagement wartest .. Das kann nicht länger so gehen. Du mußt ihnen beweisen, daß Du es auch ohne sie kannst. Mir scheint, daß es Dir bei Deinem Alter, Deiner Intelligenz und den Verbindungen, die wir haben, leicht sein würde ... Herr Risler verlangt nichts Besseres ... ich bin sicher ... wenn Du einen Platz suchen würdest ... bei ihm ... kurz, ja ... ich glaube, Du würdest besser thun ... zu verzichten ...

Delobelle (springt auf, mit fürchterlicher Stimme). Verzichten? ... was thäte ich besser? ... worauf verzichten? ... Auf das Theater, vielleicht? Und Du sagst mir das? ... Oh ... Luft, Luft!

Desirée (fällt ihm um den Hals). Nein, nein, Vater! Es ist nicht wahr! gib nicht Acht auf das, was ich Dir sagte, denn Du hast mich ja nicht verstanden.

Delobelle (außer sich). Nur zu wohl verstanden! Ach! Nur dieser Schlag fehlte mir noch! Meine Tochter glaubt nicht mehr an mich!

Desirée. Ach, Gott!

Delobelle. Ach, wenn Deine Mutter Dich hören könnte, wie sehr hätte sie das geschmerzt! Arme, heilige Frau! Nein, sie hätte so etwas nie über die Lippen gebracht! Sie, ja, sie hatte noch den Glauben an mich, aber Du hast ihn verloren! Ich sehe es noch, dieses anbetungswürdige Wesen! ... sehe sie noch in ihrem letzten Augenblick, wie sie mich an ihr Bett rief und zu mir sagte: „Ich gehe, mein armer Mann ... ich werde nicht mehr da sein, um Dir Muth einzuflößen, Dich zu unterstützen in Deinem fürchterlichen Kampf ... Aber was liegt daran! Du sollst nicht den Muth verlieren ... Deine Stunde wird kommen ... Dein Genie wird am Ende doch triumphiren ... Muth! ... Bleibe fest ... Verzichte nicht ... schwör' mir, daß Du nie verzichten wirst!" ... Ich habe es geschworen! Du warst dabei und hast gehört, daß ich es geschworen habe ... und jetzt willst Du, daß ich meinen heiligen Schwur brechen soll! Oh!

Desirée (gerührt). Du thust mir weh, Vater. Du weißt ja, daß niemand auf der Welt Dich mehr liebt, als ich Dich liebe. Ich habe keine Minute an Deinem Talent gezweifelt.

Franz (tritt näher). Ich glaube es wohl, Herr Delobelle, niemand zweifelt an Ihrem Talent.

Delobelle. Wenn ich so mit Dir spreche, so ist es blos, weil ich Dich so unglücklich sehe! Ich hatte einen Augenblick der Schwäche, aber jetzt ist er vorüber! Wir kämpfen weiter, wir kämpfen weiter, so lang Du willst.

Franz. Gewiß, Herr Delobelle.

Desirée. Komm, Vater, umarme mich. Sage mir, daß Du mir nicht böse bist.

Franz. Herr Delobelle denkt nicht daran. Man muß nicht verdießlich werden, man muß sich zerstreuen.

Delobelle. Oh, mich zerstreuen! Die Wunde ist zu tief! (Mit einem zärtlichen Vorwurf, indem er die Hände seiner Tochter ergreift). Diese kleinen Finger verstehen es so gut, uns das Herz zu zerreißen!

Franz. Halt, ich hab' eine Idee! Wie wär's, wenn wir eine Landparthie machten?

Delobelle (sich vergessend, freudig). Eine Landparthie?

Franz. Ja, ein Diner auf dem Land in einem guten Wirthshaus.

Delobelle (lebhaft). In Saint-Maudé zum Beispiel, am Waldsaum! (Mit tragischer Miene.) Nein, sehen Sie . . . ich bin zu sehr gebeugt! Ich würde zu traurig sein!

Desirée. Wir werden Dich aufheitern, Vater.

Franz. Gut, abgemacht! Sie können meine Einladung nicht mehr ausschlagen. Es wird Ihrer Tochter wohl bekommen.

Delobelle. Glauben Sie? Vielleicht haben Sie recht. Gut, Desirée, geh' Dich umzukleiden! — Teufel! Teufel!

Franz, Desirée. Was denn?

Delobelle. Ich kann nicht aufs Land.

Desirée. Warum nicht?

Delobelle. Ich habe keine Kamaschen!

Franz. Kamaschen?

Delobelle. Du weißt, ich habe die meinigen das letztemal zerrissen.

Desirée. Aber, Vater, wozu hast Du denn Kamaschen nöthig? um nach Saint-Maudé zu gehen?

Franz. Wir gehen ja nicht in die Pampas, Herr Delobelle.

Delobelle. Erlauben Sie mir, ich weiß, was das heißt, aufs Land gehn! Ich habe mehr als sechshundertmal den Pariser gespielt, der einen Tag bei seinen Freunden auf dem Lande zubringt. Ich habe jene Rolle immer mit Kamaschen gespielt! Anders geht es nicht! Ich bin nicht auf dem Lande, wenn ich keine Kamaschen habe!

Franz. Gut, so werden wir kaufen.

Desirée (zögernd). Gewiß.

Delobelle. Hast Du Geld?

Desirée. Ei, Du weißt ja . . .

Delobelle. Ja, es ist wahr, ich habe Deine Arbeit nicht weggetragen. (Zeigt auf Franz.) Wenn ich es ihm sagen würde? . . .

Desirée. Nein, nein! . . Da hast Du. (Gibt ihm ihre Börse.) Aber nimm sie nicht . . . (lächelnd) zu groß!

Delobelle. Fürchte nichts, ich werde vernünftig sein. — Vorwärts, setzen wir den Kampf fort für mein Kind, den fürchterlichen Kampf! (Im Heldenschritt ab.)*)

In einer folgenden, ebenfalls neuen Scene, worin man die Hand Daudet's fühlt, entschlüpft der armen Desirée das Geheimniß ihrer Liebe. Aber das reizende Duo wird jäh unterbrochen. Sidonie kommt und sagt Franz, daß sie in dem Liebesbrief, den er an sie geschrieben, eine Waffe besitze, die sie vor seinen Richtergelüsten schützen werde, denn der Verräther seines Bruders könne es nicht wagen, sie zu entlarven. Hohnneckend liest sie ihm den Brief vor, Zeile für Zeile, mit Hervorhebung jeder Phrase. Franz will den verwünschten Brief entreißen. Ein Kampf beginnt. Desirée stürzt mit einem Schrei ohnmächtig nieder. Sie hat Alles angehört, ihr Herz ist gebrochen.

Der folgende Akt gibt Zug für Zug und fast Wort für Wort die einzig dramatische Scene des Romans wieder. Das blaue Männchen, das Daudet in einer vielleicht allzudeutlichen Anlehnung an Dickens zum märchenhaften Verkünder des Bankerotts macht, steigt zum Schornstein des Hauses „Fromont jeune & Risler aîné“ hinein und mahnt mit seiner Lärmglocke die säumigen Schuldner an den Verfalltag. Planus steht vor leeren Kassen. Der Ruin ist da. Er entdeckt seine Noth der von ihrem Mann vernach-

*) Diese Probescene ist aus dem ungedruckten Original-Manuscript von Daudet eigens für die „Monatshefte“ übersetzt.

lässigten Frau Fromont; sie erräth das Uebrige. Schlag auf Schlag erfährt Risler den Fall seiner Fabrik und den Verrath seines Weibes. Unterdessen gibt Sidonie einen glänzenden Ball. Risler läßt sie rufen. In prachtvoller Ballrobe kommt sie die breite Treppe herab, die zum Salon führt. Die Flügelthüren schließen sich hinter ihr, wie hinter einem Deliquenten. Und Risler ist in der That ein strenger Richter. Er zerrt sie am Arme und schleudert ihr den Vorwurf ihres Verbrechens in das geschminkte Gesicht. Er reißt ihr die Diamanten, die Hals- und Armbänder, die Ringe und die Spitzen, die sie ihrer Schande verdankt, mit wüthenden Geberden vom Leib. Sidonie läßt willenlos diese Hand walten, die furchtbar würde, wenn sie auf Widerstand stieße. Wie nichts mehr bleibt, als das Kleid, welches von den nackten Schultern fällt, wirft er sie auf die Knie vor Frau Fromont nieder, die sie so furchtbar beleidigt hat. „Und jetzt,“ schreit Risler, „sprich nach, was ich Dir dictire ... Madame!“ ... tonlos wiederholt Sidonie: „Madame!“ — „Ich bitte um Verzeihung“ ... Sidonie stammelt es bebend nach. „Ein ganzes Leben von Buße genügt nicht für meine Sünde“ ... Aber das ist für Sidonie zu viel der Erniedrigung; sie empört sich dagegen. Wie eine Viper bäumt sie sich auf, entwindet sich der fesselnden Hand ... „Niemals werde ich dies sagen!“ schreit sie und entflieht durch eine offene Seitenthüre.

Die ganz neue Lösung, welche Belot für das Drama gefunden, läßt zwei Todte wieder auferstehen, die der Roman erbarmungslos getödtet hat. Im Buch sinkt Sidonie bis zur Diva eines Café chantant und läßt noch weitere Stationen von Stufe zu Stufe bis auf den Grund socialer Verkommenheit voraussehen. Im Drama geht sie, wie erzählt wird, nach Amerika, und Risler, der sich im Roman erhängt, erblickt sie nicht wieder. Auch Desirée findet hier nicht den Tod der Ophelia in der Seine. Belot kennt sein Pariser Publikum zu gut, als daß er ihm einen so traurigen Schluß zugemuthet hätte. Der tragische Bruderverrath mit seinen Folgen hätte auf der Bühne mißfallen. Der Ruin des Hauses konnte zwar nicht abgewendet werden, aber die Erfindung Risler's, die noch in der elften Stunde vollendet wurde, macht das Geschäft wieder flott, nachdem Sidonie's Juwelen die dringendsten Schulden gedeckt haben. Risler ist wieder einfacher Commis geworden, und auch Fromont befleißt sich unter dem vorwurfsvollen Blick seines ehemaligen Geschäftsgenossen aller bürgerlichen Tugenden, nachdem er sich mit seiner Frau versöhnt. Aber Sidonie hat versprochen, sich zu rächen. Der compromittirende Brief, der Risler sagen soll, daß er nicht nur von seinem Weibe und seinem Associé, sondern auch noch von seinem geliebten Bruder verrathen worden, schwebt noch immer drohend über seinem Haupte. Und richtig gelangt das Billet in seine Hände. Er erbricht und liest es. Die Unterschrift seines Bruders greift ihm tödtlich ins Herz. „Ist dies ein Brief, von Dir, Franz, an jene, die mein Weib war?“ fragt er bebend. Franz erbleicht. Aber Desirée, die Sidonie den Brief vorlesen hörte und als echtes Komödiantenkind den ganzen Inhalt auswendig weiß, reclamirt ihn. Nicht an Sidonie, an sie selbst habe ihn Franz geschrieben; nnd zum Beweis sagt sie ihn von der ersten bis zur letzten Zeile auswendig her. Risler ist überzeugt; eine Heirath wird also die beiden Selbstmorde des Romans, eine Hochzeit die beiden Kirchgänge ersetzen. Risler jun. ist entzückt, und Risler sen. beendet das Stück mit den Worten, womit Roman und Drama anheben: „Je suis content“. — —

Der Hauptfehler von Belot's Arbeit, die auf dem Theaterzettel mit weiser Erkenntniß ihrer Natur kein Drama, sondern nur eine „Pièce“ genannt wird, besteht darin, daß sie blos für die Leser des Romans berechnet ist. In Paris, wo Daudet's Buch so ungemein populär ist, verhinderte dies die günstige Aufnahme nicht; wenn nun aber das Stück auch ins Ausland kommen soll, wo die Kenner des Romans weniger dicht gesät sind, so dürfte der Erfolg doch sehr in Frage gestellt werden. Wer die Erzählung des schwarzlockigen Provençalen nicht kennt, dem wird das Schauspiel des Kreolen Belot unverständlich, zum mindesten wenig anziehend erscheinen. Als selbstständiges Stück steht es auf sehr schwachen Füßen. Es ist nicht dramatisch, sondern nur theatralisch. Drei lange und nicht selten langweilige Akte genügen hier kaum zu einer unvollständigen Exposition. Alles in diesem Stück ist sprunghaft, verzerrt, frag-

mentarisch. Die Scenen folgen sich fast ohne inneren Zusammenhang, jedenfalls aber ohne innere Nothwendigkeit. Man bemerkt überall klaffende Lücken, sogar in dem äußeren Gang der Handlung. Auch muß man sich oft baß verwundern, mit welcher Klugheit ab und zu die dümmsten Personen des Stücks ausgestattet sind. Sie wissen Alles, ohne daß es ihnen vor uns gesagt wird. Ein anderer Grund läßt sich dafür gar nicht denken als der: sie werden den Roman gelesen haben. Wenn man Eines an dieser Bearbeitung bewundern will, so kann es höchstens die Gewandtheit sein, womit aus einer graziösen und durchaus künstlerischen Dichtung ein rohes Effectstück geschneidert wurde.

Schon die Staffage ist entstellt. Daudet hat eine ganz neue Welt in Paris entdeckt und für den Roman erobert. Er zeigt nicht das elegante Faubourg St. Germain eines Balzac, nicht das Halbwelt=Viertel um Nôtre Dame de Lorette eines Dumas, nicht Böhmen in Paris, das Quartier latin der Studenten und Grisetten, wie es Murger geschildert hat; seine Gebilde heben sich in vollster Klarheit und Wahrheit von den düstern, unwirthlichen Häuserreihen des Marais ab, dieses Fabrikviertels, dieser Provinz in der Weltstadt. Dort mischen sich die winterlichen Nebel mit dem Rauch der hohen Schornsteine, die Tag und Nacht rauchen, während die Kamine auf den Arbeiterhäusern oft sogar Sonntags vom Elend zeugen, welches den armen Bewohnern nicht einmal gestattet, das kärgliche Mahl zu kochen. Man dringt an der Hand des Dichters in die dürftigen Wohnräume, „wo die Lampe schlecht leuchtet und die eilfertig bereitete Mahlzeit in der Wohnung einen Armenküchengeruch hinterlassen hat“, — und sieht wie das Elend gierige Blicke nach den stolzen Fabriken und Herrenhäusern hinüber wirft. Das ist auf der Bühne Alles ganz anders. Das Stilleben der schlichten Kleinbürgersphäre ist verschwunden. Die Wohnung Delobelle's unterscheidet sich in nichts von jeder anderen Behausung, wo Sparhans Küchenmeister ist und die Dürftigkeit ihr Hauptquartier aufgeschlagen hat, und aus dem einfachen, aber comfortablen Herrenhause der Fabrik ist ein glänzendes Hôtel mit imposanter Treppe geworden, wo es von Gold und Silber flimmert. Kurz, es ist Alles in ein falsches Licht gerückt, woran freilich weniger der Bearbeiter die Schuld trägt, als das Theater selbst mit seiner nivellirenden, auf die Entfernung und grelle Beleuchtung rechnenden Perspective.

Noch empfindlicher wirkt das Rampenfeuer auf die Figuren des Romans. Aus den mit vollendeter Kunst gestochenen Porträts sind rohe Augenblicksbilder geworden, die nur noch entfernt an die durchgeistigten und naturwahren Originalien erinnern. Die feinsten psychologischen Züge wurden entweder ganz übergangen oder in plumpe Aeußerlichkeiten umgesetzt. Die Sidonie des Romans ist ein ganz neuer und meisterhaft gelungener Typus, der zwischen der Aristokratin eines Balzac, der Grisette eines Paul de Kock und der Priesterin der Liebe eines Dumas die Mitte hält, indem sie von einer jeden dieser Typen gewisse Züge borgt und sie zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt. Sidonie ist die Incarnation des luxusdurstigen Kleinbürgerthums, und Belot hatte vollkommen Recht, als er ihr die Worte in den Mund legt: „Wir sind unser dreißigtausend in Paris!“ Er hätte die Summe noch größer nehmen können, denn Sidonie ist — kurz und bündig gesagt — die Durchschnittspariserin. Sie ist das kleine hübsche Mädchen, das an der Hand der Mutter mit funkelnden Blicken die Herrlichkeiten betrachtet, welche der Gewerbsfleiß der ganzen Welt hinter den Schaufenstern der Seinestadt aufspeichert; später der Backfisch, welche auf der Straße die ihr folgenden Modeherren mit Entzücken bemerkt; dann das Weib, welches ihre ersten Küsse dem Reichsten gibt, das hinter dem Ladentisch nur von Millionären träumt und für Juwelen, Spitzen, Hummern, Champagner, eine glänzende Wohnung und ein Coupé, für eine Welt des Scheins ihre Frauenehre zu opfern bereit ist. Sidonie hat kein Herz; ihr Vater sagt von ihr: „Niemand hat jemals ihre Gedanken errathen können,“ — und sie selbst charakterisirt sich am Zutreffendsten selber, wenn sie mit perfidem Lächeln gesteht: „Ich habe in falschen Perlen gearbeitet; mir ist etwas davon geblieben.“ Mit Unrecht tadelte die Kritik, daß Sidonie in ihrem empörenden Cynismus eine ganz unlogische und widernatürliche Figur sei. Man begreife — natürlich im Roman und ja nicht etwa im Stück — den maßlosen Ehrgeiz dieses Weibes sehr wohl, seine verzehrende Gier nach Reichthum, Luxus und Wohlleben; aber

sobald aus der bescheidenen und einfachen Arbeiterin die Frau eines reichen Fabrikanten geworden sei, so könne sich ihr einziges Ziel nicht darauf richten, mit eigener Hand das Gebäude umzustürzen, das sie so mühevoll aufgerichtet habe. Wohl glaube Sidonie, der die Natur abscheuliche Triebe und das Geschick eine freudlose Kindheit beschieden, sie müsse für all' das Unrecht der Gesellschaft gegen sie Rache nehmen: aber indem sie das Haus Fromont jeune und Risler aîné ruinire und entehre, verderbe sie sich selbst mit ihm und stürze wieder in den Abgrund, dem sie entstiegen. Alle diese Einwürfe sind ganz richtig; aber in diesem weiblichen Mangel an Logik, dieser blinden Zerstörungswuth, dieser sinnlosen Zweckwidrigkeit ihrer Motive, dieser psychologischen Unerklärlichkeit liegt das Dämonische ihres Charakters. Die geheime Triebfeder, die auf dem Höhepunkt der Heldin, an ihrem Hochzeitstag, plötzlich zu schwingen beginnt und ihren stufenweisen Niedergang herbeiführt, hat der Dichter zu nennen vergessen; ich glaube, es ist derselbe dunkle Instinkt, den Augier in einem Drama, dessen Heldin ohne Zweifel Daudet's Sidonie beeinflußte, la nostalgie de la boue, das Heimweh nach dem Koth, genannt hat.

Im Theaterstück kann selbstredend von jener Fülle feinster Motive keine Rede sein. Das Drama heißt und will Handlung und wirft die Psychologie als unnütz über Bord. Aus Sidonie wird eine Melodrama=Heldin, eine Abstraction von Gemeinheit. Was im Buch sorgfältig vorbereitet und motivirt ist, ihr Fall, der mit zwingender Naturnothwendigkeit eintreffen muß, erfolgt im Drama jäh, ohne Entschuldigung, ohne Motiv. Im ersten Bild Braut, wir wissen nicht warum, ist sie schon im zweiten Ehebrecherin; und doch war gerade das Interessanteste der Prozeß, demzufolge sie endlich Fromont's Maitresse wurde. Davon schweigt aber just des Dramas Höflichkeit, und der Charakter wird für jeden unverständlich, der nicht das Wo und Wie aus dem Buch erfahren hat. In ganz tollen Absätzen geht es überhaupt mit unserer Heldin abwärts, denn schon im dritten Bild zeigt sie sich in einem Kostüm, das nicht da ist, und motivirt es hinreichend, daß Fromont, dieser klägliche Schatten eines Theaterliebhabers, ihrer schon überdrüssig ist. Und wie schön und fein hat Daudet gerade diese vorbereitenden Momente der Katastrophe behandelt!

Zu ähnlichen Schatten sinken auch alle andern Charaktere des Romans herunter. Der Vater Sidonie's, Monsieur Chèbe, dieser Typus eines unzufriedenen Müßiggängers, welcher — um einen prägnanten Zug anzuführen — nach einem verbummelten Tage, ermüdet von der Arbeit Anderer, in seinen Fauteuil sinkt und sich die Stirne wischend, zu seiner Frau sagt: „Das ist so ein Leben, wie ich es haben muß, ein thätiges Leben!" er wird in den Händen des Dramatikers zur störenden Episodenfigur, gerade wie auch der unvergleichliche Charakter Delobelle, der mehr Komödiant als Mensch ist. Der einzige Zug, wo der Egoist „weint, aber fast ebenso sehr gerührt ist über sich sebst, den armen Vater, der sein Kind beerdigt, als über seine todte Tochter" . . . ist mehr werth, als diese ganze Bühnenbearbeitung. Die Komik dieser Figur geht durchaus verloren, wenn man sie auf das Theater bringt. Der Schmierenkomödiant, der die lächerlichen Gesten und die übertriebene Salbung von den Brettern ins bürgerliche Leben überträgt, wirkt schon des Contrastes halber erheiternd. Sobald er aber auf die Bühne steigt und mit Seinesgleichen agirt, so geht jede Pointe verloren, und er muß zur Charge, zur Grimasse greifen, um den Contrast wieder herzustellen. Dann aber ist es vorbei mit der Naturwahrheit und die Caricatur ist fertig. Durchaus physiognomielos erscheint Frau Fromont, die im Roman „ein süßes Lächeln und einen Kinderblick" zeigt, und die Rolle des ehrlichen Planus ist nicht weniger undankbar. Und doch hätte Belot gerade ihn zum Mittelpunkt der Handlung nehmen müssen, wenn er ein wirkliches Drama schaffen und mehr mit dem Kopf, als mit der Scheere arbeiten wollte. Victorien Sardou gestand mir, daß er sich gleich nach Erscheinen des Romans mit dem Vorsatz trug, ein Theaterstück daraus zu machen, worin der Held nicht Risler sein müßte, dessen Schicksal schon tausendmal auf der Bühne behandelt worden, sondern Sigismond Planus, die fleischgewordene Ehre der Firma „Fromont jeune & Risler aîné", und worin es sich nicht so sehr um den Fall der Frau, als um denjenigen der Fabrik gehandelt hätte. Das verräth den geborenen Dramatiker.

Auch der ältere Risler ist entstellt. Im Roman spielt dieser leidende Theil in dem schmutzigen Compagniegeschäft „die Ehe zu dreien“, wo Fromont als Cassier erscheint, eine wahrhaft tragische Rolle. Er ist ein prädestinirter Hahnrei; er liebt seine Frau, aber seine Liebe ist blind und die Natur hat ihn mehr zum Kaufmann, als zum Liebhaber bestimmt. Was seinem Herzen näher geht, der Ruin seines Hauses oder die Untreue seiner Frau oder der Verrath seines Associés, ist schwer zu bestimmen. In seinem Gericht, das er über die Elende ergehen läßt und bei ihrer — auch symbolisch treffenden — Beraubung und Degradation ist er von einer seltsamen Wildheit und Größe; er erscheint als ein betrogener Ehemann, der nicht lächerlich wirkt, weil der Dichter seine Blindheit sehr schön durch sein Uebermaß von Güte, Schlichtheit, Erfinderwuth und Naivetät motivirt hat. Auf der Scene ist das wesentlich anders. Hier macht der gute Schweizer, der über seiner Maschine seine Frau vernachlässigt, der sich von seinem Geschäftsgenossen so plump betrügen läßt und den stufenweisen Fall seiner Eheliebsten gar nicht bemerkt, ganz einfach den Eindruck eines Dummkopfs, der sein Unglück verdient und ein aufrichtiges Mitleid für ihn kann im Zuschauer nicht erwachen. Und was läßt sich erst von seinem Bruder sagen? Ein Hauptfehler des Romans, der ihn zum Object hat, kommt erst auf der Bühne in völliger Nacktheit zum Vorschein, ich meine die Verführung von Franz. Sie ist unwahrscheinlich, denn man darf wohl annehmen, daß Franz die kleine, kokette Grisette, mit welcher er in einem Hause aufgewachsen und die er zu seiner Frau machen wollte, wohl so viel kennen muß, um zu wissen, daß sie nicht aus dem Holze geschnitzt ist, woraus man Heilige und Märtyrer schnitzt. Seltsame Entschädigung in der That, wenn sich das Opfer tröstet, indem es den Bruder des angeblich geliebten Mannes entehrt, seinen Namen schändet und sein Vermögen durchbringt! In eine so plumpe Schlinge fällt kaum ein Schuljunge, geschweige ein vielgereister Ingenieur, welcher ja der College des modernen Romanhelden ist. Die Unwürdigkeit seines Fehlers ist nicht wahrscheinlicher, als die Monstruosität seiner Einfalt. Der Herr soll nämlich, versichert Daudet, der beste, ehrlichste, hingebenste Mensch und Bruder sein. Er übernimmt voll heiligen Feuers die Richterrolle und unterliegt bei der ersten Ziererei einer Boudoir-Komödiantin. Ja, er treibt seine Undankbarkeit, seine Niedertracht, welche nicht nur eine vorübergehende Verirrung ist, bis zum Verbrechen, zum Incest! Die Leidenschaft ist gewiß eine furchtbare Macht, aber hier kann sie nicht vorhanden oder doch nicht anhaltend sein! sie ist weder wahr noch menschlich. Im Roman will Franz bis zur Entführung gehen; Belot hat für das Theater dieses Motiv wohlweislich fallen lassen, denn Franz ist unsympathisch genug. Sobald der compromittirende Brief geschrieben ist, bereut Franz seine Thorheit. Aber der Insceneſetzer beging den großen Fehler, daß er gerade diese nicht nur unwahrscheinliche, sondern auch empörende Verführungsscene, welche die Kunst des Romanciers mit einem wohlthätigen Helldunkel umgab, im grellen Lampenlicht der Bühne in Action setzte. Kommt noch hinzu, daß der des Romans unkundige Zuschauer gar nicht aus der Exposition erfährt, daß Franz Sidonien vor ihrer Vermählung geliebt hat, so begreift man gewiß, daß diese Scene, wo der arme Liebhaber eine unglaubliche Dummenjungenrolle spielt, lebhaftes Gelächter hervorrufen mußte. Dasselbe ist übrigens auch mit dem Schluß der Katastrophenscene der Fall, und da zeigt es sich deutlich, wie viel der Roman und wie wenig das Drama wagen darf. Abgesehen daß dieses Romankapitel auf der Bühne roh, melodramatisch und aufdringlich erscheint, so wirkt der an sich tragische Fußfall nebst dictirter Bitte um Verzeihung kindisch und grotesk und Sidonie's eiliger Abgang vollends ernüchternd.

Diejenige Romanfigur, die am wenigsten verloren hat, ist Desirée Delobelle, die rührende Mädchengestalt, welche den Erfolg des Buches mitbewirkt und den des Dramas entschieden hat. Dieses unglückliche Ding, das ewig auf seinem Lehnstuhl sitzt und alle Poesie ihres Herzens auf die Colibris, die sie mit nie rastender Hand bearbeitet, übertragen zu haben scheint, ist sogar noch auf den Brettern eine erquickende, sympathische Figur, obwohl sie sich eigentlich jetzt in nichtsmehr von den landläufigen Backfischen unterscheidet, die im letzten Akt ihr Herz zu entdecken haben. Aber vom Farbenschmelz

des Originals bleibt noch immer so viel zurück, um das ganze Ehebruchsstück mit Frische und Lieblichkeit zu erfüllen.

Man begreift es vollkommen, daß ein gewiegter Theaterdichter, wie Adolphe Belot, zögerte, eine so liebenswürdige Person sterben zu lassen. Das Pariser Bühnenpublikum liebt es nicht, daß man vor seinen Augen jemand sterben lasse, für welchen es sich interessirt. Um diesem tiefgefühlten Bedürfniß nachzukommen, erfand der Bearbeiter den fröhlichen Schluß. Der Roman endet traurig, aber kühn, kräftig und logisch. Im Drama jedoch wird durch das gute Ende die Stimmung zerrissen; es paßt nicht hinein, aber Effect macht es, wie alle diese unvorhergesehenen, jähen, Coupartigen Lösungen à la Scribe.

Der Erfolg des Stückes war in den ersten zwei Akten ein fragwürdiger, in den beiden letzten aber, trotz der mittelmäßigen Aufführung ein entscheidender.

Als die Vorstellung zu Ende war, traf ich die beiden Verfasser im Foyer, umgeben von einer Schaar von Collegen und Freunden. Ich wünschte Daudet Glück zum schönen Erfolg.

„Da müssen Sie sich an Freund Belot wenden," antwortete er, und ein mißvergnügtes halbes Lächeln erschien in seinem schönen Antlitz. Belot schien es zu bemerken und sagte lachend:

„Bah, aber wir werden Geld machen."

Das ist ein Grund, aber keine Entschuldigung, dachte ich.

Aesthetische Anregungen.

Von Hans Herrig.

II.

Der erste Dichter war ein Epiker. Im verklärten Lichte erscheinen zuerst dem Menschen die Erinnerungen, der Vergangenheit gegenüber lernt er zuerst objectiv sein, wirklich etwas zu schauen, anstatt mitten darin zu stecken und aufzugehen. Der augenblickliche Eindruck wirkt auf ihn einmal viel zu lebhaft, als daß er so weit von ihm abstrahiren könnte, wie dies zur künstlerischen Gestaltung nothwendig ist, zweitens aber ist er viel zu flüchtig, als daß er im Momente desselben zur nöthigen Besonnenheit käme. Wenn wir das älteste Denkmal arischer Dichtung, die Hymnen des Rig Veda zur Hand nehmen, so leuchtet ein, daß bei diesen Hymnen von lyrischer Poesie im eigentlichen Sinne keine Rede ist. Man denke sich einmal etwa eine lyrische Empfindung, wie sie ein Gewitter in uns hervorruft und sehe sich darauf die Gesänge jener Urväter der Brahmanen an; nicht Empfindungen werden uns hier geboten, das Erlebte ist zum epischen Vorgange geworden, der erzählt wird. So entstand die Mythologie. Sie war Anfangs kein verwickeltes Gebäude von Stammbäumen und Allegorien, vielmehr eine Ansammlung einzelner mythischen Anekdoten. Diese bestanden unter einander — ebenso wie nach Schleicher's geistreichen Ausführungen, die Wörter-Formen der Sprache — den unausweichlichen Kampf ums Dasein, verständige Absicht und Philosophie traten hinzu, und aus dem mythischen Anekdotenschatze ward eine Mythologie. Inzwischen hatte das Volk auch historische Erinnerungen gewonnen. Aus der Verquickung dieser mit den mythischen Elementen entwickelte sich sodann das sogenannte Nationalepos, wie wir es bei allen Kulturvölkern finden, wenn es auch nur bei den arischen zur höchsten künstlerischen Vollendung fortschritt.

Wie theilte nun der Dichter diese ursprünglich epischen Poesien mit? Jedenfalls durch den Gesang, nur muß man sich unter diesem Gesange keine italienische Coloratur denken, sondern eine gesangsartige Recitation, die auf unsere Ohren vermuthlich sehr unerträglich wirken würde. Wenigstens behaupten dies diejenigen, welche die serbischen Heldenlieder zur Gusla singen hörten; die Monotonie sowohl des Vortrages, wie der auf dem genannten Instrumente dazu gespielten Begleitungsfiguren soll den Hörer fast zur Verzweiflung bringen. Genug, daß dieser Gesang auf diejenigen wirkt, für die er bestimmt ist oder war, daß er bei ihnen jene der geschlechtlichen verwandte Erregung hervorbrachte, auf welcher im Grunde aller Zauber der Musik beruht. Das setzt sie nicht hinab. Vielmehr liegt etwas unendlich Tiefsinniges in der Thatsache, daß die Wesen zuerst einen Laut von sich gaben und ein Ohr bekamen, damit die Geschlechter einander finden möchten. Was im Dienste des Amor geschehen, war doch die Geburt der Caritas. Man denke sich einmal eine taubstumme Welt, wenn das möglich wäre? Sicherlich bräche in die Finsterniß ihres Daseins auch nicht ein Lichtstrahl tröstender Liebe, es gäbe in der Schöpfung nur Raubthiere.

Der Mensch hat den Gesang als thierisches Erbtheil mitbekommen. Wenn wir

einigen Naturforschern glauben dürfen, so singt der Gorilla seinem Weibchen eine Scala vor und nach den erreichten Resultaten zu schließen, stand ihm der affenähnliche Ahn des Menschen nicht nach. Es versteht sich nun freilich von selbst, daß die Hymnensänger der Veden von alledem nichts mehr wußten, vielmehr den Gesang oder die Recitation bereits als künstlerisches oder, richtiger gesagt, priesterliches Mittel brauchten. Wenn man die Stufenleiter der wilden Völker durchgeht, so sieht man, welch eine relativ hohe Stellung die sogenannten Kulturvölker schon im Anfang ihres Auftretens einnahmen. Bei den wilden Racen dient der Gesang am allerwenigsten der künstlerischen Erregung, vielmehr der directen Nervenaufregung. Der Schamane und der Fetischpriester bringen sich unter Gesängen in ihre convulsivischen Extasen. Es ist hier etwas Dämonisches, ein Zaubermittel. Die Bundglieder zwischen diesem in tolles Jauchzen und Schluchzen ausartenden Gesang eines solchen Priesters und dem Brunstgeheul der Hirsche wird ein bewanderter Anthropologe nicht allzuschwer auffinden. Was aber die Verbindung nach vorwärts, mit jenen reinen und erhabenen Hymnensängern betrifft, so scheint auf sie eine interessante Thatsache hinzuweisen. Jene Hymnen wurden selbstverständlich beim Gottesdienst angestimmt. Den Mittelpunkt des altarischen Götterdienstes aber bildet ein berauschendes Getränk, der sogenannte Soma, zend. Haomatrank. Diesen trinken Priester und Götter, seine Kräfte werden unaufhörlich gepriesen. Es würde nun wohl eine allzu harmlose Deutung sein, wenn man annehmen wollte, die alten Arier seien ausgepichte Trinker gewesen und hätten den Soma verehrt, wie wir den Bachus oder Gambrinus. Vielmehr ist anzunehmen, daß dieser Trank als heilig galt, weil er jenen Rausch hervorbrachte, der für die niedere Religion die conditio sine qua non des Gottesdienstes ist. Sein Kultus deutet auf eine frühere Bildungsstufe hin. So viel über den Gesang und seine Bedeutung.

Auch selbst als die Mythologie schon entstanden war, lebten einzelne jener anekdotischen Hymnen weiter fort, nur daß man ihnen eine immer detaillirtere Ausführung gab. Es ging dem Dichter genau, wir jedem Einzelnen. Die Erinnerung ist keineswegs etwas Festes. Man sagt, die Vergangenheit sei unabänderlich. So weit sie durch das Medium der Erinnerung wirkt, ist das nicht wahr. Wie oft hat selbst eine historische Vergangenheit in dieser ein ganz anderes Aussehen gewonnen, als sie in Wirklichkeit hatte, und dann so durch den Volksinstinkt abgeändert, als Motiv in der Geschichte weiter gewirkt. Die Erinnerung idealisirt. Was ihr die Vergeßlichkeit entreißt, das ersetzt ihr die Phantasie und fügt oft dort einen Demanten ein, wo vorher nur eine schlechte Glasperle saß. An Stelle des „es könnte so gewesen sein" setzt sich allmählig das „es war so." Selbst der Gewissenhafteste wird ein Abenteuer, das er vor Jahren erlebt, nicht mehr genau der Wirklichkeit gemäß erzählen. Wenn man die homerischen Hymnen mit denen des Rig Veda vergleicht, so hat man einen Beleg dieses Fortbildungsprozesses.

Auf diesem Grunde nun entwickelte sich die antike Poesie. Sie kam weder jemals in ihrer Blüthezeit vom Gesange los, noch verlor sie ihren epischen Charakter. Von gesprochenen Dramen ist vor der jüngeren Komödie keine Rede und Lesedichtungen treten erst bei den Alexandrinern und Römern auf. Zu einem wirklichen Romane hat es das Alterthum überhaupt nicht gebracht. Lyrik und Drama entstanden indessen keineswegs direct aus dem Nationalepos; nicht etwa ist der Homer, der uns vorliegt, ihr Vater gewesen, sondern jener oben beschriebene Götterhymnus. Jemehr derselbe nämlich ein Theil der Kultushandlung wurde, destomehr entwickelte er sich nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich nach zwei Seiten hin weiter. Einmal beschränkte er sich nicht nur auf die epische Erzählung, sondern faßte auch die Beziehungen zwischen dem Erzähler und den angerufenen Göttern ins Auge, die Thatsachen galten schließlich als bloßes Beiwerk, während die andächtige Stimmung des Sängers die Hauptsache ward. Damit gewann der Hymnus einen lyrischen Charakter und es war natürlich, daß man diesen lyrischen Hymnus bald auch bei anderen Gelegenheiten anwandte, wo in irgend einer Weise feierlichen Gefühlen Ausdruck gegeben werden sollte. Es ist dies die sogenannte chorische Lyrik, die Ode des Pindar. Andererseits stellte sich, weil die bloße nüchterne Berichterstattung, an der sich die Ahnen begnügt, den Gefühlsdrang nicht mehr befriedigen konnte, das Verlangen ein, die

besungenen Ereignisse unmittelbar auf sich wirken zu lassen, sie womöglich mit fleischlichen Augen zu schauen. So ward aus dem Hymnus das Drama. Einmal im Mysterium, das eine dramatische Kultushandlung war, wie es noch heute die katholische Messe ist. Zum zweiten im eigentlichen Drama, der Tragödie und Komödie. Es ist bekannt, wie diese Kunstgattungen entstanden sind. Ursprünglich trat ein Einzelner aus dem Chore heraus, der vermuthlich den Mythus um den es sich handelte, nacherzählte, worauf dann der Chor mit seinen lyrischen Gesängen einfiel. Erst als ein zweiter Schauspieler dazu kam, entwickelte sich eine dramatische Darstellung. Man hat den Chor den idealen Zuschauer genannt, er war im Anfang sicherlich auch der reale, denn ihm allein kamen ja nur die dargestellten Ereignisse unmittelbar zur Anschauung, während, als das Drama zur angewandten Kunstform geworden war, der Chor zwischen Publikum und eigentlichem Drama stand und jenem erst den Eindruck vermittelte.

Daß das griechische Drama daher das letzte Ziel nicht erreichte, ist klar. Es wurde nicht zum directen Erlebnisse des Zuschauers, dieser blieb sich vielmehr stets bewußt, daß er in einer gänzlich verschiedenen Wirklichkeit vom Geschauten lebe. Dafür sorgten schon die Aufführungen, die bei hellem Sonnenscheine in den großen Theatern stattfanden, wo vor dem ungeheuren Zuschauerraume, den jeder übersehen konnte, die eigentliche Bühne ziemlich klein erscheinen mußte und die eigentliche Macht des Eindruckes von dem in der Orchestra, die gleichsam eine Fortsetzung des Zuschauerraumes war, versammelten Chore ausging. Auf diese Weise konnte aber auch das innere Wesen des Dramas kein anderes sein, als das des Epos. Was man das Fatum der griechischen Tragödie nennt, ist im Grunde nur ihr epischer Charakter. Das Höchste, was ein Geschichtsschreiber leisten kann, ist, daß er die Nothwendigkeit des Geschehenen aufweist. Weiter thut auch die griechische Tragödie nichts, sie zeigt, daß die moralische Welt ebenso unter ehernen Gesetzen steht, wie die physische, daß Götter und Menschen sich vor dem urewigen Schicksale beugen müssen. In der objectiven Welt kennen wir nichts als die Nothwendigkeit, das Drama aber war dem Griechen eine als Object vor ihm liegende Welt, innerhalb welcher auch der Chor seinen Gefühlen Worte verlieh; wenn hier ein anderes Gesetz, als die Nothwendigkeit geherrscht, so hätte es denselben absurden Eindruck gemacht, wie etwa ein unmotivirtes Wunder. Die Zertrümmerung einer Kunstform kommt nun meist daher, daß ein dumpfes Gefühl der Nichtbefriedigung sich in uns geltend macht, wir aber leider nur im Stande sind, das Alte zu verwerfen, nicht das Neue zu finden. Es ist bekannt, wie bei Euripides der Chor zur völligen Bedeutungslosigkeit herabsinkt, ohne daß es möglich gewesen wäre, ein unmittelbares Verhältniß zwischen Zuschauer und Drama herzustellen, und wie jenes absurde, unmotivirte Wunder in der Gestalt des deus ex machina herbeigerufen wird, um den tragischen Knoten zu lösen. Diese Lösung hatte die Kunst der Blüthezeit überhaupt nicht versucht; für sie war das Letzte die Resignation, die gehorsame Einfügung in die unabänderlichen Gesetze des Weltlaufes. Oedipus, der vor den Eumeniden floh, sucht diese zuletzt selber auf.

Das Nacheinander der Geschichte darf man nicht allzu einseitig auffassen. Auch heute gibt es auf Erden Gegenden, wo nicht die Eisenzeit, sondern das Steinalter herrscht, auch heute gibt es trotz Christenthum, Naturwissenschaft und Philosophie Kreise, in welchen unter mehr oder minder verändertem Namen das niedrigste Heidenthum, der Fetischismus fortbesteht. Das gilt auch in Bezug auf die Vorwärtsbewegung der Geschichte: neben dem was sich bereits entwickelt, liegen bereits die Ansätze dessen, was sich erst in späteren Zeiten entwickeln wird.

Jener Naturlaut, der zum priesterlichen Hymnengesange ward, hat noch einen andern Umwandlungsprozeß erfahren. Es ward die Melodie, die Melodie des Volkslieds. Was ist diese Melodie urspünglich? Ich möchte sagen: die rhythmisirte Interjection der einfachsten Grundempfindungen. Denn sicherlich war das Volkslied kein langes, vielstrophiges Gedicht, sondern auch dem Texte nach gleichsam eine kurze Interjection. Noch heute sind die Jodler der Aelpler, die Rundas des Vogtlandes nicht viel mehr. Wenn wir uns das im Anfange Bemerkte ins Gedächtniß zurückrufen, ist es begreiflich, daß die Hauptthemen des Volksliedes und der sich aus ihm entwickelnden Lyrik Liebe und

Wein sind. Eine solche Entwicklung nun schreibe ich, nach den wenigen Fragmenten zu urtheilen, jener griechischen Lyrik zu, deren Heimath die Insel Lesbos war. Sie stand eigentlich außerhalb der griechischen Kunstgeschichte und deßhalb hat das, was wir davon kennen, so etwas Anheimelndes, Modernes. Sappho und Alcäus sind kaum klassische Gestalten zu nennen. Die Welt von Empfindungen, die in Sappho's herrlicher Ode Φαίνεταί μοι ꝛc. lebt, verdankt keiner todten Erinnerung, keiner objectiven Anschauung ihre Entstehung, sondern jener momentanen Stimmung, deren unmittelbarste Verkörperung die Musik ist. Eine solche Lyrik ist aus der Musik herausgeboren und wenn diese Dichter sich so oft an ihre „Leyer" wandten, hatten sie Recht, indem es die Sehnsucht nach deren Klange war, welche ihnen die Worte eingab.

Es mag hier im Voraus gleich bemerkt werden, daß diese Volksmelodie auch der Ursprung sowohl der modernen Lyrik, wie der modernen Musik gewesen ist. Im Uebrigen finden wir auch am Anfange der germanischen Literatur jene epischen Hymnen. Es waltet indessen ein höchst auffälliger Unterschied zwischen der germanischen und indisch-hellenischen Mythenbildung, der theilweise auf klimatische Verschiedenheiten zurückgeführt werden muß. Während hier eine bunte Fülle von Mythen emporkeimt und sich in den mannichfachsten Kreisen mit einander verbindet, gab der Germane, so weit er sich unberührt von Geschichte und antiken Einflüssen entwickelte — also in der Edda, seinen Mythen einen dramatischen Mittelpunkt. Der Grieche konnte froh unter dem allesschauenden Zeus dahinleben, ihn kümmerte kein jüngster Tag; der Deutsche war Mitspieler im großen Götterdrama und sah den letzten Akt desselben, die unentweichbare Götterdämmerung mit allen ihren Schrecken vor sich. Gewiß spricht sich schon hierin andeutungsweise die ungeheure Differenz der antiken und modernen Anschauungsweise aus. Um letztere zu befestigen kamen noch zwei andere Umstände hinzu. Einmal das historische Erlebniß des Untergangs des römischen Reiches und dann das Christenthum.

Indessen wandelten sich die germanischen Mythen ebenso wie die antiken durch geschichtliche Einflüsse gleichfalls in ein Nationalepos um, das jedoch leider nur zum geringsten Theile eine künstlerische Formvollendung erhielt. Sicherlich waren die Träger desselben den homerischen Rhapsoden verwandte Gestalten, die ihre Erzählungen unter Begleitung ihrer Fidel zum Besten gaben. Auch die ritterliche Lyrik, sicherlich dem Volksliede entsprossen, war für den Gesang bestimmt, verlor sich aber immer mehr in Künstelei, den Gesang hielt indessen selbst noch der Meistergesang für einen integrirenden Theil des dichterischen Schaffens. Auch das höfische Epos des Mittelalters mag bisweilen auf einen recitirenden Vortrag gerechnet haben; im Allgemeinen scheinen die Dichter sich aber mehr an einen Leser zu wenden.

Den Uebergang zum modernen Romane bilden die Epen der Renaissance und die Prosaauflösungen der alten Epen. Die dichterische Form der Ersteren trägt einen höchst eigenthümlichen Charakter. Man begreift denselben nur, wenn man sich klar macht, wie sie entstanden, wie der Dichter, sobald er einen neuen Canto vollendet, diesen dem Hofe vorlas und es dann vielleicht Wochen dauerte, bis dieser den folgenden zu hören bekam. Es ist deßhalb nahezu unmöglich, den Bojardo und Ariosto hintereinander durch zu lesen. Die Zusammenhangslosigkeit ihrer Werke macht dieselben ungenießbar, das ewige Abbrechen und Wiederanknüpfen ermüdet aufs Aeußerste. Stellen wir uns nun aber vor, wie diese Dichtungen ursprünglich ihrem Publikum mitgetheilt wurden, so liegt auf der Hand, daß das phantastisch verschwommene Durcheinander seinen besonderen Reiz hatte, da man auf diese Weise jedesmal etwas Anderes hörte und die — außerdem meist populären — Namen der Helden für den nöthigen Zusammenhang genügten. Thorheit wäre es, in dieser für uns als formellen Mangel zu bezeichnenden Eigenschaft Humor zu suchen. Dieser liegt meines Erachtens ganz wo anders, nämlich darin, daß der Dichter diese Ritterabenteuer einmal als etwas durchaus Wirkliches, ja Historisches erzählt, auf der andern Seite aber durchblicken läßt, es seien doch nur poetische Schnurren, an denen man sich ergötzen und über die man lachen solle, wobei nicht zu vergessen ist, daß diese Ritterwelt für Ariost keineswegs in dem Sinne etwas märchenhaft Vergangenes war, wie für uns, vielmehr halb und halb etwas Gegenwärtiges.

An die Ritterbücher und die Epen der Renaissance schloß sich der moderne Roman, auf den man das alte Gleichniß von der Geburt der Minerva gerbauchen könnte. Wenn Don Quixote der erste moderne Roman ist, so ist er auch im gewissen Sinne der vollendetste. Kaum jemals wieder ist die Grundidee eines Werkes selber so ein Product des Humors gewesen wie hier, was freilich nicht Cervantes Verdienst allein war. Natürlich haben wir dabei nichts ins Auge zu fassen, was sich Alles in ein Werk des Genius (das eben vieldeutig ist wie die Welt selbst) hineinlegen läßt, sondern was von vornherein darin liegt. Im Don Quixote existirt jene phantastische Ritterwelt nur noch im Kopfe des Helden; wohl erscheint sie im Kampfe mit der Wirklichkeit lächerlich, aber wird diese Wirklichkeit nicht auch wieder lächerlich, wenn man sie mit ihr vergleicht, ist nicht Sancho ebenso gut eine komische Figur wie Don Quixote? Beide betrachten einander im Grunde als etwas Nicht-Existirendes, existiren aber doch. Der Ursprung des Lächerlichen, sagt Schopenhauer, ist allemal die paradoxe und daher unerwartete Subsumtion eines Gegenstandes unter einen ihm übrigens heterogenen Begriff und bezeichnet demgemäß das Phänomen des Lachens allemal die plötzliche Wahrnehmung einer Incongruenz zwischen einem solchen Begriffe und dem durch denselben gedachten realen Gegenstand, also zwischen dem Abstrakten und dem Anschaulichen. Das gilt nicht nur vom Witze, sondern auch von jenem Gegensatze im Don Quixote und im letzten höchsten Sinne von der humoristischen Weltanschauung überhaupt. Dieselbe kann sich auf zweierlei Weise äußern. Wie in Don Quixote's Seele Alles die bunten Farben seiner eigenen Phantasie annahm, so versinkt gleichsam die Welt mit allen ihren dunkeln Flecken im unendlichen Gemüthsleben des Dichters, diesem gegenüber erscheint die Wirklichkeit als etwas Nichtexistirendes, es wirkt gewissermaßen lächerlich, daß sie überhaupt noch draußen zu existiren behauptet. Das ist die Weltanschauung Jean Paul's. Dieselbe hat etwas im schlechten Sinne Donquixotisches an sich und kann der menschlichen Seele keine reine Befriedigung gewähren, weil sie schließlich auf einem Irrthume beruht. Denn dies Gemüthsleben ist ja selber ein Theil jener realen Welt, von allen seinen Mängeln und Schwächen behaftet. Um diesen Widerspruch zu tilgen, fängt der Dichter an im falschen Sinne zu idealisiren, wie Jean Paul bei seinen schwärmerischen Jünglings- und ätherischen Mädchengestalten gethan hat. Der Leser aber, der der erhöhten Stimmung des Dichters nicht immer folgen kann, merkt bald, daß er es hier mit phantastischen Träumen zu thun hat.

Was ist nun die wahrhaft humoristische Weltanschauung? Ueber Phrasen, wie „der Humor ist die Wechseldurchdringung des Endlichen und Unendlichen“ spottet Schopenhauer mit Recht. Ich kann mich indessen auch mit seiner eigenen Erklärung nicht ganz zufrieden geben, weil sie uns nicht recht klar macht, wie so der Humor etwa die Grundstimmung eines ganzen Werkes bilde. Was ich unter humoristischer Weltanschauung des Dichters verstehe, kann der Leser sich im kleinen Anfange klar machen, wenn er ein altes Modekupfer zur Hand nimmt, oder die Photographie einer ihm bekannten und lieben Dame, etwa aus den fünfziger Jahren, als die Reifröcke Mode waren. Nichts macht einen lächerlicheren Eindruck; wir können es uns kaum noch denken, daß ein Mensch so gegangen ist, besonders wenn wir die Betreffende kennen; ja wir empfinden gewissermaßen Mitleid, daß die Aermste sich zu einer solchen Posse bequemen mußte. Sagen wir jener Dame, daß ihre jetzige Tracht vermuthlich in zwanzig Jahren denselben Eindruck machen wird, so will sie es uns kaum glauben. Nehmen wir weiter ein schon umfassenderes Beispiel. Der Mensch findet die Natur, in der er lebt, im Grunde stelbstverständlich, es fällt ihm Nichts daran auf. Sehen wir die Formen einer fremden Zone, so kommt uns schon Vieles daran seltsam vor, aber wir finden uns doch wieder hinein, weil sie leben und damit uns ihre innere Nothwendigkeit bewiesen zu haben scheinen. Wie anders aber, wenn wir einen Blick in eine entfernte Schöpfungsperiode werfen, die mit der unsern nicht mehr im erkenntlichen Zusammenhange steht, ja wenn wir nur in einem Aquarium das Leben und Treiben auf dem Meeresgrunde betrachten, das uns für gewöhnlich die Fluthen bedecken: die Vorstellung einer Welt des Ichthyosaurus und Pterodactylus, oder die Anschauung jener schnappenden Seerosen, zitternden Polypen, phantastischen Schaalenthiere ꝛc. erfüllt uns mit einem Gemisch von Grauen und Lachen.

Und wenn die Luft nun ein Ocean wäre und ein Genius stände außerhalb der Erde — etwa auf dem Punkte des Archimedes — müßte er nicht dieselben Empfindungen haben? Müßte es ihn nicht grauen, müßte er nicht über das tolle Treiben lachen und müßte er nicht wieder inniges Mitleid, innige Liebe empfinden, da er doch weiß, daß das Alles lebt, Schmerzen empfindet, daß es an seine eigene innere Nothwendigkeit glaubt, während es ihm vorkommt, wie der sinnlose Traum einer kurzen Nachtwache. Ein solcher Genius nun ist der humoristische Dichter, so steht er derGegenwart gegenüber, in welcher er lebt. Es ist deßhalb nicht nöthig mit Schopenhauer den Humor als die umgekehrte Ironie zu betrachten, der Scherz, durch welchen der Ernst hindurch scheint; es wäre da schwer zu begreifen, wie da der Humor trotz aller Rührung, so etwas erlösendes, das Gemüth befreiendes haben könnte. Der Humor läßt im Gegentheil durch den Ernst den Scherz durchbrechen; er zeigt uns die Welt, wie sie ist, mit allen Leiden und Freuden, seinen und unsern eigenen darin, aber er löst uns gleichsam von allen Banden, die uns mit derselben verknüpfen, so daß sie uns fremd und lächerlich wird, wie jene veraltete Photographie oder wie die Kreideperiode.*

Die Objectivität, wie sie der Humor verlangt, kommt dem epischen Dichter zu. Auch braucht der Humor Raum, um sich zu entfalten und so scheint es fast, als wenn der humoristische Roman nicht ohne eine gewisse Länge denkbar sei. Ferner bedarf derselbe jenes bunten kaleidoskopischen Durcheinanders, wie die Ritterepen der Renaissance, da wir ihn immer wieder von Neuem aufsuchen sollen, bald heute bald morgen darin lesend. Aber wie neben dem Epos der einzelne Hymnus fortbestand oder um das moderne Analogan, die Romanze und Ballade (nicht in ihrer heutigen literarischen Bedeutung, sondern als gesungenes Volkslied), so neben dem Romane die Novelle. Wenn der Roman ebenso wenig, wie das Epos dazu da ist, hintereinander genossen zu werden, so ist das umgekehrt mit der Novelle der Fall. Sie will uns vom ersten bis zum letzten Augenblicke fesseln, daß wir uns festlesen und wenn ein novellenhafter Inhalt so weit ausgereckt wird, daß wir nothgedrungen Pausen machen müssen, so hat der Dichter einen Fehler begangen. Die Novelle fesselt uns auf zweierlei Weise: indem sie entweder spannt oder erregt. Sie spannt durch die Seltsamkeit des Erzählten, durch die überraschende Verknüpfung der Thatsachen. Wenn sie erregt, so gewinnt sie einen lyrischen Charakter. Wie die Engländer das Höchste im Romane geleistet, so haben es die Franzosen in der Novelle gethan. Die Novelle mit mehr epischem Charakter hat Balzac zur höchsten Vollendung ausgebildet, als Lyriker sind Bernardin de St. Pierre, Chateaubriand (René und Atala) vor Allem aber George Sand zu nennen. Die herrlichste lyrische Novelle jedoch ist Goethe's Werther.

Der humoristische Roman ist der eine Pol der Dichtung. Wohl ist er ein Spiegelbild der Welt, aber er hat, wie diese, keinen Abschluß. Die Welten rollen weiter, sagt das buddhistische Sprüchwort. Wie viele auch sterben, wie viele auch Hochzeit machen, der Roman der zu Ende ist, könnte einen zweiten Band haben, in welchem uns die Schicksale der Ueberlebenden weiter erzählt würden. Einen wahren Abschluß innerhalb des Weltgetriebes gibt es nur für das Individuum. Es giebt nur ein Weltgericht — das wenigstens ist Schopenhauer's Lehre —, wenn das zur letzen Erkenntniß gekommene Individuum sich von der Welt abkehrt und spricht: „ich mag dich nicht". Doch es bedarf nicht einmal dieser letzten äußersten Consequenz: es ist schon ein Abschluß, wenn überhaupt ein Wollen sich bricht, der Sinn sich wandelt und eine Entsagung eintritt. Diese herbeizuführen, ist die Aufgabe der Tragödie und des Dramas. Allerdings werden wir auch im Romane auf solche Sinneswandlungen stoßen, allein sie treten innerhalb der objectiven Welt ein, sind für diese nicht von Belang, und wenn der Held des Romanes Christus selbst wäre, wir würden auch nach seinem Tode mit der Legende dennoch fragen, was aus Joseph und Maria, aus dem Jüngling von Nain und dem

*) In Schopenhauer'schen Kunstausdrücken wäre daher der Humor als die Anschauung des Gegensatzes zwischen der idealen Grundlosigkeit alles Existirenden und der realen Kausalität zu bezeichnen.

Hauptmann von Kapernaum später geworden sei. Im Drama interessirt uns das Alles nicht; ist einmal der bezeichnete Abschluß eingetreten, so bleibt es selbst gleichgültig, wie späterhin der Held endet. Gegen dies Gesetz wird oft in Stücken gefehlt, die nicht einen tragischen, sondern überhaupt nur einen dramatischen Ausgang haben. Des Beispiels halber nenne ich Björnson's Fallissement. Als Tjälde zur Einsicht gekommen, als sein Wille gebrochen, ist das Stück zu Ende; wir empfinden es als vollkommen überflüssig, wenn der Dichter uns nachher noch zeigen will, daß er einen friedlichen Lebensabend genießt. Was kümmert uns das? Für uns ist die Sache abgeschlossen, selbst wenn der Herr Tjälde zum zweiten Male sich aufs Speculiren würfe. Oder man stelle sich vor, daß der Dichter in einer Tragödie uns auch über das Schicksal der Nebenpersonen beruhigen wollte. Wir würden ihn auslachen. Und warum ist dies der Fall? Weil der Roman uns als objective Erinnerung vor die Seele gezaubert wird, das Drama aber ein subjectives Erlebniß ist. Die Welt des Romans liegt breit und bunt vor uns, die des Dramas ist unser Eigenthum, gleichsam nur unser Traum, wir träumen diese Welt gemeinschaftlich mit dem Helden; wenn er sich von ihr abkehrt, ist sie auch für uns ins Nichts zerronnen. Deshalb ist die moderne Tragödie die wahrhafte Kunst der Erlösung, der Freiheit, die nicht, wie die antike, sich bei der schließlichen Ergebung in die Gesetze des Weltlaufes beruhigt und resignirt, sondern durch Entsagung über dieselben triumphirt. So ist sie, wie die antike ein Pendant der religiösen Mysterien war, der künstlerische Ausdruck der christlichen Idee, wie es denn überhaupt natürlich ist, daß die Kunst im Grunde das Letzte sagt, wie Religion und Philosophie. Und wie Christus am Kreuze zwischen den beiden Schächern ein Bild des wundersamsten ergreifendsten Humors ist — was die altdeutschen Meister bei ihrer Darstellung dieser Scene stets gefühlt haben, — so ist das Wort: „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" das letzte Wort der Tragödie! die Welt weiß nicht was sie thut, der Held hat es erfahren und hat nur noch den letzten Seufzer für sie übrig: „Es ist vollbracht". Der Schleier der Maja ist zerronnen, der Vorhang schwebt langsam nieder, die Welt, die ein Paar kurze Stunden mit ihren Freuden und Schmerzen existirte, ist ins Nichts hinabgesunken. Nicht ohne Grund spielen wir nicht im Sonnenschein und unter freiem Himmel Theater. Wir lassen die laute Wirklichkeit hinter uns, um im Theater die Träume des Dichters mitzuträumen, das Theater ist gleichsam das Allen gemeinsame Traumorgan und es ist die Aufgabe der theatralischen Technik, dafür zu sorgen, daß wir in unsern Träumen durch nichts gestört werden.

Entspricht nun die bisherige Geschichte des Drama bereits dem hier bezeichneten Ideale, das jedenfalls den Vorzug hat, etwas von dem des Romanes im innersten Wesen Verschiedenes zu sein? Keineswegs. Es ist um so mehr ein Ideal, als unser modernes Drama im Anfang nichts, als ein aufgeführtes Epos war. Die Mysterienbühne ist die lebendige Illustration jenes von Gutzkow als Kennzeichen des Romanes hervorgehobenen „Nebeneinanders". Der schwerfällige und kostspielige Genuß der Mysterienbühne verschwand, um der Shakespeare'schen Einfachheit Platz zu machen. Das „Nebeneinander" blieb auch hier, und war leicht daran zu erkennen, daß man zwei Bühnen hintereinander hatte. Nicht umsonst waren Shakespeare und Cervantes Zeitgenossen, nicht zufällig ist es, daß die Engländer späterhin ihr größtes im humoristischen Romane geleistet haben. Shakespeare und Dickens sind weit inniger verwandt, als man sich meistens eingestehen will.

Und Aehnliches gilt von den Franzosen. Wie sie stets als Novellisten, als Erzähler am vorzüglichsten waren, so sind auch ihre Dramen weiter nichts als aufgeführte Novellen. Fast jedem Beobachter ist es aufgefallen, daß der französische Schauspieler sich stets an das Publikum wendet. Es liegt dies darin, daß die jedesmalige Scene niemals wie eine uns selbst wider Willen fesselnde Traumerscheinung fesselt, sondern Alles auf dem Gange der Handlung, der Verwicklung der Ereignisse, der novellenhaften Spannung beruht. Es ist deßhalb nicht weiter verwunderlich, daß derselbe Inhalt heute als Novelle, morgen als Drama bearbeitet wird. Wir brauchen kaum zu versichern, daß diese Bemerkungen nicht etwa einen Tadel aussprechen sollen. Es kommt in die Kunst darauf an,

daß überhaupt etwas geleistet wird und dies haben die Franzosen auf der Bühne mehr als reichlich gethan. Aber es ist nicht das dramatische, am allerwenigsten das tragische Ideal, das sie verwirklichten. Sicherlich aber wird es die Aufgabe der Poesie für die Zukunft sein, immer selbstbewußter die beiden polaren Weltanschauungen des Humors und der Tragik auszuprägen. Die innerlichen Wesensunterschiede der Dichtungen liegen darin, je nachdem sie nach der einen oder andern mehr gravitirt. Durch welche Mittel der Dichter seine Weltanschauung offenbaren will, bleibt sich gleichgültig, wenn wir auch festhalten müssen, daß der Humor im prosaischen für das Lesen bestimmten Romane, die Tragödie im gesprochenen Drama am meisten zu ihrem Rechte kommt.

Es bliebe uns nun noch übrig, die Entwicklung der Lyrik und des Gesanges, so wie die Entstehung des gesungenen Dramas zu betrachtend. Da dies aber ohne ein specielles Eingehen auf die Geschichte der Musik unmöglich ist, so würde es uns allzuweit abführen.

Die Volks-Epik der Serben.

Von **Ludwig Kuhls.**

Unter Goethe's Gedichten hat eines die Ueberschrift: „Klagegesang der Frauen Asan Aga rc. Aus dem Morlackischen". Goethe hat dasselbe aber aus dem Französischen übersetzt, und es ist zu verwundern, daß das Lied durch zwiefache Umdichtung doch nichts von seiner Eigenthümlichkeit verloren hat. Es ist dieses die erste Probe serbischer Volkspoesie, die in Deutschland allgemein bekannt wurde, denn die „Morlackischen Geschichten", die Herder im ersten Theil seiner „Volkslieder" mittheilt, sind weniger bekannt geworden, auch sind sie nicht echt zu nennen, weil Herder aus unreiner Quelle schöpfte, nämlich aus der Sammlung von Katschitsch. Dieser, ein Franziskaner, hat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zum ersten Mal Volkslieder in jenen Gegenden gesammelt, hat sich aber nicht enthalten können, seine eigene Bildung hinein zu tragen und sie so zu verstümmeln und zu modernisiren. Sie müssen aber des Schönen und Eigenthümlichen doch noch genug gehabt haben, um den für „Völkerstimmen" empfänglichen Herder anzuziehen.

Das Hauptverdienst um die Sammlung und Aufzeichnung dieser schönen Poesien hat der Serbe Wuck Stephanowitsch Karadschitsch, der in den Jahren 1814 und 1815, von gelehrten Freunden unterstützt und aufgemuntert, zwei Bände „Volkslieder" herausgab, wie sie ihm theils aus frühester Kindheit im Gedächtniß lebten, und wie er sie anderentheils dem Volksmunde abgelauscht hat. Aber trotz dem, daß die Gebrüder Grimm ihnen einige Aufmerksamkeit schenkten, blieben sie in Deutschland doch unbeachtet, bis Wuck Stephanowitsch Karadschitsch durch serbische Grammatik und Wörterbuch diese Sprache, die bis dahin ohne jede Literatur gewesen, erst feststellte und ihr eine Orthographie gab (denn was sich in jenen Gegenden Geschriebenes vorfand, war ein Kirchenslavonisch). Die drei starken Bände Volkslieder, die alsdann Wuck 1824 in Leipzig drucken ließ, erregten allgemeines Interesse in der Gelehrtenwelt, wie in den Göttinger Anzeigen zu lesen; und sowohl diese, als auch die 1840 in Wien erschienene sehr vermehrte Sammlung haben mehrfach zu Uebersetzungen gereizt. Die bekannteste Verdeutschung dürfte die von Talvj sein, doch sind auch Gerhard, Kaper, Götze, Wesley, Vogl und Frankl als Uebersetzer zu nennen. Die Lieder fanden so viel Beifall, daß namhafte Pädagogen, wie z. B. Wackernagel, sie in ihre für Schulen bestimmte Mustersammlungen aufnahmen.

Gehen wir nun auf Inhalt und Eigenthümlichkeiten der Lieder näher ein, so erinnern wir uns zunächst daran, daß die Serben Slaven sind. Die Gabe und Liebe des Gesanges ist den Slaven angeboren und alle slavischen Völkerschaften besitzen eine Volkspoesie, nur daß die Gunst oder Ungunst der Verhältnisse die Entwickelung der Volksdichtung bei den einzelnen Stämmen mehr gefördert oder gehindert hat. Selbständig und eigenthümlich, wie sie ist, stellt sich uns die slavische Volksdichtung durchgehends als ein Ausfluß des Grundzugs slavischen Nationalcharacters dar. Scherrer bezeichnet diesen Grundzug mit dem Worte „Duldmuth". Es klingt ein ergreifend melancholischer Grundton durch die slavische Volkspoesie, und sie verhält sich zu der anderer Völker

etwa wie die Musik der Molltonarten zu der der Durtonarten. Mit Vorliebe äußert sie sich episch schildernd und ist da wahrhaft homerisch einfach, anschaulich und plastisch; tritt sie lyrisch auf, so geschieht es mit herzgewinnender Innigkeit. Man hat mit Bewunderung die Abwesenheit aller Gemeinheit in diesen volksmäßigen Dichtungen wahrgenommen, und ihre primitive Naivetät verbürgt der fast durchgängige Mangel an Witz und Satyre.

Am schönsten und reichsten entfaltet sich die slavische Volkspoesie bei den Südslaven, namentlich in Serbien. Doch ist unter Serbien nicht nur das Land zu verstehen, das heute diesen Namen führt, sondern alle die angrenzenden Länder, in denen dieselbe oder eine ähnliche Sprache geredet wird, wie Bosnien, die Herzegowina, Montenegro, Dalmatien und der südöstliche Theil von Kroatien, in welchen Gegenden zwar hauptsächlich die griechische Kirche herrscht, aber auch die römische und zum Theil der Islam. Fast alle diese Länder hat einst das Serbenreich umfaßt; darum ist auch der Schauplatz der geschilderten Heldenthaten ein großer, und eines der ältesten Heldenlieder, „Der kranke Dojtschin“, hat Macedonien zum Schauplatz, denn auch über dieses erstreckte sich das Serbenreich in seiner höchsten Blüthe. Es ist ein schönes, aber barbarisches Lied, und wenn es auch nebst vielen anderen der ältesten Lieder erst aus dem fünfzehnten oder sechszehnten Jahrhundert stammen mag, wenn auch in diesen Liedern schon geschichtliche Personen auftreten, so sind sie doch noch in ein altheidnisches Farbengewand gehüllt; weniger dadurch, daß darin redende und geflügelte Pferde und dergleichen Wunder auftreten, als vielmehr durch die fürchterlichen Grausamkeiten, denen wir darin begegnen.

Zu den ältesten Liedern gehören die Legenden, die durch ihren Inhalt zwar ihren klösterlichen Ursprung verrathen, nichtsdestoweniger aber denselben Volkston haben. Unter den himmlischen Heiligen spielt befremdlicher Weise der Donnerer Elias eine hervorragende Rolle, neben St. Johannes, St. Petrus, St. Niklas und der „seligen Maria“, die nicht, wie in der römischen Kirche, als unbedingte Himmelskönigin erscheint, denn die übrigen Heiligen blicken nicht anbetend zu ihr hinauf, sondern reden sie an: „Uns're Schwester, selige Maria“.

Die biblischen Heiligen lassen wir uns allenfalls gefallen, wir entsetzen uns nur über die ungeheure Anzahl der römischen Heiligen von neuerem Datum. Dort scheint man mit der Heiligsprechung nicht so freigebig gewesen zu sein, denn außer dem heiligen Sawa weisen die serbischen Volkslieder kaum noch einen wirklichen Heiligen auf, dessen Diplom nicht aus der Bibel nachzuweisen wäre. Und dieser Sawa, der Sohn des ältesten historischen Serbenkönigs Nemanja, hat so viele Verdienste um sein Volk sich erworben, daß dieses wol mit einigem Recht ihn in dankbarer Erinnerung einen Heiligen nennen mag.

Die Legenden-Literatur ist indeß verschwindend klein gegen die sehr vielen Heldenlieder derselben, während sie in der römischen Kirche Jahrhunderte lang fast die einzige Lectüre der lesenden und der hauptsächlichste Erzählungsstoff der hörenden Welt gewesen ist.

Die Helden-Poesie muß schon sehr früh bei dem Volke der Serben zu Hause gewesen sein, denn die alten historischen Aufzeichnungen erwähnen schon häufig der „alten Lieder“. Manches Andere deutet darauf hin, daß dieses und jenes Lied schon vor Jahrhunderten für alt gehalten ward; und wie schon angedeutet, ist die entsetzliche Barbarei, die darin vorkommt, und die spätere Zeiten doch nicht mehr kennen, ein sicheres Kennzeichen des Alters. Das Augenausstechen, die Strafe des Geschleiftwerdens durch wilde Rosse 2c. sind ziemlich gewöhnliche Vorkommnisse, fehlen aber in den Liedern, die nachweislich aus dem siebzehnten Jahrhundert stammen.

Der schon erwähnte heilige Sawa, der um die Mitte des zwölften Jahrhunderts lebte, ist noch ein Zeitgenosse unseres Friedrich Barbarossa, der auf seinem Zuge nach Palästina bei Sawa's Vater Gastfreundschaft genoß. Doch erst im vierzehnten Jahrhundert, d. h. im Sagenkreise Duschan's des Gewaltigen, treten wir auf festeren historischen Boden. Wenn die Lieder, welche diese Helden und ihre Thaten besingen, auch nicht gleichzeitig mit diesen gedichtet sind, so sind sie es doch sicherlich bald nachher und ruhen unmittelbar

auf einer mehr in ihnen aufgegangenen als untergegangen Generation gleichzeitiger Lieder. Sie stimmen bewundernswürdig und vielmehr als die alten Volksballaden anderer Nationen, mit den Annalen der Mönche überein, ja sie sind für das Volk die einzige geschichtliche Ueberlieferung. Die Geistlichkeit aber, meist in Klöstern lebend, hatte nur geringen Verkehr mit dem Volke, wie sie denn überhaupt im Orient weit weniger sich mit Laiengeschäften befaßte und und noch befaßt, als im Abendlande, namentlich nicht Staaten zu unterwühlen sucht. Bei diesem Fernhalten der Geistlichen von weltlichen Dingen können also die in den Heldenliedern erzählten Begebenheiten sich nur allein im Volksbewußtsein, also ohne jegliche schriftliche Aufzeichnung erhalten haben.

Für den nicht klösterlichen Ursprung der Heldenlieder sprechen auch die vielfachen heidnischen Anklänge, und unter diesen bildet der Glauben an die Wila, oder vielmehr an die Wilen die Hauptsache.

Die Wila kommt so häufig in serbischen Liedern vor, daß ein Sammler und Herausgeber derselben, Gerhard, sein Buch „Wila“ nannte. Gewiß ist anzunehmen, daß zur Zeit, als die Lieder entstanden, die Wila noch von Jedermann geglaubt wurde. Was dem griechischen (Volks-) Epos das ganze Heer der Götter ist, die in die Thaten der Menschen stets fördernd oder hindernd eingreifen; was Zwerge, Drachen, Feen rc. im altdeutschen Epos und Märchen, ja was Engel und Teufel in christlichen Epen und Erzählungen sind, das sind die Wilen in den serbischen, und sie gewähren ihm einen ganz besonderen Reiz. Die Wilen sind eine Art Halbgötter, nicht so derb körperlich, wie die Menschenkinder, aber doch auch nicht ganz geistig. Sie sind der Inbegriff weiblicher Schönheit und Anmuth, so daß die schönsten unter den Mädchen mit Wilen verglichen werden. Sie belustigen sich zuweilen mit den Menschenkindern, indem sie nicht verschmähen mit ihnen Wein zu trinken, oder einen Sangeswettkampf anzustimmen; sie schließen mit ihnen Bündnisse, werden Bundes-Schwestern der Helden, und übernehmen als solche die Pflicht, ihren Bundesbrüdern beizustehn. Oft zerstören sie boshaft die Werke der Menschen. In dem Gedichte: „Erbauung Skadars“ heißt es:

> Schon drei Jahre brau'n dreihundert Meister,
> Können nicht einmal den Grund erheben,
> Minder noch die Feste selbst erbauen.
> Was am Tage aufgebaut die Meister,
> Alles reißet nächtlich ein die Wila.

Sie kämpfen mit den Menschen, denen sie zwar meist überlegen sind, zuweilen aber doch von diesen besiegt, ja sogar getödtet werden — sie sind also nicht ganz unsterblich. Sie reiten auf Hirschen, die sie mit Schlangen zäumen und peitschen; sie schießen mit Pfeilen, die nie ihr Ziel verfehlen; sie ruhen auf den Fluthen; sie schwingen sich in die Wolken und sprechen von da herunter zu den Helden. Ihr eigentlicher Aufenthalt aber ist das Waldgebirge, dessen eigentliche Herrinnen sie sind, und aus dem Waldesdickicht erschallt ihr Glück oder Unheil verkündender Ruf, erbeten oder unerbeten zu den Menschenkindern als Orakel herüber, und sie erscheinen darin als eine Art Schicksalsgöttinnen.

Der Lieblingsheld der Serben, Marko, reitet einst mit seinem Bundesbruder Milosch durch den Bergwald und fordert diesen, der eine sehr schöne Stimme hat, auf zu singen; dieser erwidert:

> „Gern würd' ich Dir etwas singen, Bruder!
> Aber vielen Wein trank gestern Nacht ich
> Mit der Wila Rawijojl' im Bergwald;
> Dabei warnte drohend mich die Wila,
> Wenn sie jemals höre, daß ich sänge,
> Würde sie mit Pfeilen mich durchbohren,
> So im Hals wie im lebend'gem Herzen.“

Auf dringendes Zureden singt er dennoch; die Wila Rawijojla vernimmt es und beginnt sogleich Zwiegesang mit ihm; aber Milosch singt schöner als sie.

Zürnte drob die Wila Rawijojla;
Auf sprang sie im Waldgebirge Mirotsch,
Nahm den Bogen und zwei weiße Pfeile,
Einen schleudert sie in Milosch's Kehle
Und den andern ihm ins Heldenherze.

Nun beginnt Marko auf seinem gefeiten Roß eine rasende Jagd auf die Wila und erreicht sie.

Als die Arme sich in dieser Noth sah,
Flog sie auf bis zu des Himmels Wolken;
Aber Marko griff nach seinem Kolben,
Schleudert ihn empor, ein gutes Wurfholz,
Trifft die weiße Wila an die Schultern,
Wirft sie nieder auf die schwarze Erde.
Und beginnt zu hau'n sie mit dem Kolben,
Wendet sie zur Rechten und zur Linken,
Schlägt sie mit dem sechsgeschwingten goldnen:
„Was, Wila, daß Dich Gott erschlage!
Warum durchbohrst Du meinen Bundesbruder?
Kräuter gib mir jetzo für den Helden,
Oder Du trägst nicht den Kopf davon mehr!"

Da legt sich die Wila aufs Bitten, schließt Bundesbruderschaft mit dem Helden, sucht Kräuter auf dem Waldgebirge und heilt damit den Verwundeten, daß seine Kehle süßer, sein Herz gesünder werden, als sie je gewesen. Die Wila aber bleibt Marko treue Bundesschwester, die ihm noch manchmal in höchster Gefahr nahe ist und ihn errettet, selbst bei einem zweiten Kampfe mit einer von ihm beleidigten Wila, bei welchem er schon unterlegen ist.

Daß diese heidnischen Gestalten neben dem christlichen Glauben ganz gut bestehen konnten, beweist, daß sie zuweilen sogar etwas vom christlichen Charakter annehmen. Als die schon genannte Wila sich dem Helden Marko verbrüdern will, ruft sie:

„Du in Gott mein Bundesbruder Marko!
In dem höchsten Gott und Sanct Johannes!
Schenke mir das Leben im Gebirge!"

Einst räth dieselbe ihrem Bundesbruder, nicht am Sonntag Kampf auszufechten, und als dieser, die Weisung vergessend, es dennoch thut, überwunden wird und in höchster Noth seine Bundesschwester, die Wolkenwila, anfleht, da ruft sie ihm von oben zu:

„Hab' ich's nicht, Elender, Dir gesagt,
„Nicht am Sonntag sollst du Streit ausfechten?"

Dieses Nahesein in der Noth an weit entlegenem Orte beweist auch die geistige Natur der Wilen. Genug, diese Wesen stehen den Menschen gerade so nahe und so fern, daß sie in den Heldenliedern eine sehr natürliche, aber doch hochpoetische Rolle spielen können.

Einer der Hauptheldcn der serbischen Heldenlieder ist der Zar Lasar mit seiner Tafelrunde. Unter ihm fällt die große Schlacht auf dem Amselfelde vor, durch die von den Türken das große Serbenreich zertrümmert wird. Diese Schlacht ist in vielen schönen Liedern besungen. Der Literaturhistoriker Scherrer sagt darüber:

„Die Schilderung der Kossower Schlacht, welche das serbische Heldenlied gibt, darf sich kühn neben die Epik aller Nationen stellen, und ich wüßte selbst im Homer keine schönere Scene, als die ist, wo das junge Amselfelder Mädchen mit Brod und Wein und Wasser auf das Schlachtfeld kommt, um drei ihr befreundete Helden in der Hitze des Kampfes zu erquicken und alle drei todt in ihrem Blute schwimmend findet."

Der entschiedene Lieblingsheld der serbischen Volksepik ist der Königssohn Marko. Er lebt zu der Zeit, da die Türken zum Theil schon Herren des Landes sind und es immer mehr werden. Nach einem Fluche seines Vaters, des Königs Wukaschin:

„Eher nicht soll Dir das Leben ausgeh'n,
Bis beim türk'schen Sultan Du gedienet!"

finden wir ihn oft bei den Türken, von diesen oft Unbill erfahrend und sie ihnen derb heimgebend.

Wie arg er den Türken mitspielt, ist in vielen Liedern erzählt. So hat z. B. der Vesir Murat auf der Jagd sich an Marko's Falken vergangen. Während dieser nun seinem Thier die Flügel verbindet, macht sich jener mit seiner Begleitung schnell davon. Nach vollendeter Arbeit setzt ihnen Marko nach und jene sehen die gewaltige Staubwolke vom Gebirge sich heranwälzen. Besorgt schaut der Vesir zurück und spricht:

„Meine Kinder, ihr zwölf Türkenhelden,
Seht ihr dort wohl jene Nebelmasse,
Wie sie sich vom schwarzen Berge herwälzt?
In der Nebelwolke ist der Marko!
Seht doch, wie das Roß zur Wuth er spornet!
Weiß es Gott, das nimmt nicht guten Ausgang!“
Jetzt erreicht vom Königssohne Marko,
Reißt den Säbel dieser von der Hüfte,
Treibet den Vesir und dessen Krieger
Vor sich her weit über das Gefilde,
Wie ein Sperlingsheer der grimme Geier.
Bald jedoch die Flüchtigen ereilend,
Haut er dem Vesir den blonden Kopf ab;
Aber aus den Jünglingen, den Zwölfen,
Macht sein Säbel vierundzwanzig Halbe.

Marko zieht es nun vor, selber zum Sultan zu gehen und ihm den Fall zu erzählen. Dieser ist vor dem fürchterlich aussehenden Helden und seinem Augenblitzen in solcher Angst, daß er seine That übermäßig lobt und ihn reich beschenkt, nur um ihn los zu werden.

Lachte deß aus vollem Hals der Sultan.
Flüsternd sprach er zu dem Königssohne:
„Mögst Du dafür leben, Söhnchen Marko!
Hättest Du Dich also nicht betragen,
Möcht' ich meinen Sohn Dich nicht mehr nennen.
Jedes Türklein kann Vesir ja werden,
Doch wie Marko lebt kein andrer Held mehr!“

Und in seine seidne Tasche greifend,
Zieht er tausend Goldstück' aus der Tasche,
Reichet sie dem Königssohne Marko.
„Nimm dies Gold, mein Sohn, von Deinem Herren!
Trinke auf mein Wohlsein, tapfrer Marko!“

Marko nahm den Beutel Goldes schweigend,
Und verließ den Divan auf der Stelle:
Denn der Sultan gab das Geld mit nichten,
Daß er sich am goldnen Wein erquicke,
Sondern daß er schleunig sich entferne,
Denn in schlimmer Zorneswuth war Marko.

Aehnliche Scenen zwischen dem Serben Marko und dem türkischen Sultan spielen sich oft ab. Immer gleich unbedeutend und lächerlich erscheint dieser dem Helden gegenüber, wie die Türken immer gleich falsch, feig und grausam, so daß man wohl sagen kann, daß der heutige Nationalcharakter der Türken sich schon in jenen Liedern treu wiederspiegelt. Und wenn die heutigen Serben vielleicht nicht mehr die jener Lieder sind, so hat jedenfalls die heillose Türkenwirthschaft sie dazu gemacht, die gerade die besseren muthigeren Männer zum Räuberhandwerk ins Gebirge trieb, das als Nothwehr betrachtet, sich als eine Art Heldenthum aufspielte und den Sinn für Ordnung und Recht weniger stützte als untergrub. — Doch kehren wir noch zu unserem Helden Marko zurück!

Obgleich in einer schon historischen Zeit lebend, hat er dennoch einen stark mythischen, also heidnischen Charakter. Seine Kraft übersteigt bedeutend das menschliche Maß. Hunderte, ja Tausende vermag er allein in die Flucht zu schlagen, und doch trifft

er zuweilen auf Persönlichkeiten, denen er kaum gewachsen ist, die sich vor ihm eben so fürchten, als er vor ihnen.

So erzählt ein Lied seinen Kampf mit dem Straßenräuber Mussa, einem Albaneser, der früher auch dem Sultan gedient hat und von ihm abgefallen ist, der in seiner übernatürlichen Heldenkraft Tausenden Trotz geboten und alle Helden des Sultans schon getödtet hat. Marko erscheint auf des Sultans flehentliches Bitten, ihn zu bekämpfen. Mussa, ihn erkennend, will sich nicht in Streit einlassen. Von Marko dazu gezwungen, erweist er sich nach einem langen, lebhaft geschilderten Kampfe als der Stärkere; Marko unterliegt und siegt nur durch die Dazwischenkunft seiner Bundesschwester, der Wolkenwila, die durch Zuruf von oben Mussa's Aufmerksamkeit von Marko ablenkt, der dadurch Zeit gewinnt, gegen seinen Sieger das Messer zu gebrauchen.

Todt fiel Mussa, deckte lastend Marko,
Konnte kaum hervor sich Marko graben,
Aber als er nun sich aufgerichtet,
Sah in Mussa er drei Heldenherzen,
Sah drei Ribben, eine auf der andern.
Eins der Herzen zucket matt und sterbend,
Hat das zweite raschen Tanz begonnen,
Auf dem dritten schläft 'ne böse Schlange.
Als die Schlange aus dem Schlaf erwachet,
Auf dem Felsland springt der todte Mussa,
Und zu Marko spricht die böse Schlange:
„Danke Gott, o Kraljewitsche Marko,
Daß ich nicht erwacht', als Mussa lebte,
Dreifach Wehe hätt' es Dir bereitet!"

Marko'n, als er dieses sah und hörte,
Rannen Thränen über's weiße Antlitz:
„Weh mir," rief er, „bis zum lieben Gotte!
Einen Bessern als ich selbst erlegt' ich!"
Hieb hierauf das Haupt ihm ab vom Rumpfe,
Warf es in den Habersack dem Scharatz,
Trug es mit sich nach dem weißen Stambul.
Als er's hinwarf dem geehrten Zaren,
Auf die Füße sprang der Zar vor Schrecken;
Aber Marko Kraljewitsch versetzte:
„Hege keine Furcht davor, Herr Zare!
Wie hätt'st Du ihn lebend wohl empfangen,
Springst Du so vor seinem todten Haupte?"

Das Roß dieses Helden, der Schecke Scharatz, ist auch gefeit und hat großen Antheil an den Heldenthaten seines Herrn, ist auch ein eben solcher Weinsäufer wie er, denn jeder trinkt gelegentlich seinen Zober, der von zwei Männern herbeigeschleppt wird.

Blutroth glüht das Roß bis an die Ohren,
Blutroth glüht bis an die Ohren Marko,
Also saß der Drache auf dem Drachen.

Wie in seiner Kraft und in sehr vielen guten und schlimmen Eigenschaften geht dieser Volksheld sammt seinem Pferde auch über das gewöhnliche Maß des Alters weit hinaus. Wie hätte auch ein gewöhnliches Menschenalter zu all den Heldenthaten zugereicht? Als er an einem Sonntag Morgen meerentlang aufs Urwinagebirge reitet,

Fing der Scharatz plötzlich an zu stolpern,
Fing zu stolpern an und an zu weinen.
Schwer auf's Herz fiel dies dem Königssohne,
Und er sprach zu seinem Rosse Scharatz:
„Ei, mein lieber Freund, mein treuer Scharatz,
Sind es hundert doch und sechzig Jahre,
Daß wir Zweie als Gefährten leben
Und noch niemals hast Du mir gestolpert!
Aber heute fängst Du an zu stolpern,
Fängst zu stolpern an und an zu weinen?
Weiß der Herr! das deutet mir nichts gutes!"

Während er noch über die schlimme Bedeutung nachsinnt, ruft ihm seine Bundesschwester, die Wila zu, Scharatz habe aus Trauer um seinen Herrn gestolpert und geweint, denn sie würden bald sich trennen.

Weiße Wila, soll der Hals dir weh thun!
Wie könnt' ich mich von dem Scharatz trennen,
Der durch Land und Städte mich getragen,
Weit vom Aufgang bis zum Niedergange?
Gibt es doch kein besser Roß auf Erden,
Wie als ich kein bess'rer Held auf Erden.
Nicht, so lang mein Haupt auf meinem Rumpfe,
Denk' ich von dem Scharatz mich zu trennen.

Aber die Wila bedeutet ihn, daß er sterben müsse, nicht durch Feinde, die ihm nichts anhaben könnten, sondern

„Durch Gott selbst, den alten Blutvergießer."

Sie bedeutet ihn aller näheren Umstände, woran er es auf dem Gipfel des Berges erkennen werde. Alles trifft zu, und er sieht seinen Tod in dem Wasserspiegel eines Brunnens und weiß nun, daß die Wila Wahrheit geredet.

Thränen rollen aus des Helden Auge.
„Falsche Welt, du meine schöne Blume!
Schön warst du, o kurzes Pilgerleben,
Kurzes, nur dreihundertjähr'ges Leben!
Zeit ist's nun, daß ich die Welt vertausche."

Nun haut er dem Scharatz das Haupt ab, daß er nicht in Türkenhände falle, vernichtet aus demselben Grunde nach einander alle seine Waffen und schleudert schließlich seinen Kolben, seine Hauptwaffe, vom Urwinagebirge weit hin in die blaue Meerfluth.

„Wenn mein Kolben aus dem Meer zurückkehrt,
Soll ein Held erstehen, der mir gleichet."

Nachdem er seinem Scharatz ein Grab gegraben,

„Besser ihm als seinem Bruder Andres," —

schreibt er sein Testament, legt sich hin und stirbt.

In dem Wenigen aus dem Inhalt des serbischen Heldenliedes ist die Verquickung des Heidenthums mit dem Christenthume deutlich erkennbar, und ist das ein Beweis für die Echtheit dieser Poesien als Volkslieder. Solche Lieder hätten in der Zeit nicht entstehen können, wenn das christliche Priesterthum, wie bei uns, auf Ausrottung nationaler Traditionen bedacht gewesen wäre. Freilich haben wir, ohne daß wir's wissen, auch noch genug altgermanisches Heidenthum, aber es hat christliche Bedeutung erhalten, und selbst die alten Götter mußten entweder Teufel oder christliche Heilige werden, wie denn der alte Odin in den Sagen und Märchen oft als wilder Jäger, oft als Christus (mit Petrus und Johannes) erscheint.

Wären übrigens die serbischen Volkslieder bei uns genügend bekannt gewesen, als der Streit über die Volksthümlichkeit Homer's losbrach, die Wolff'sche Idee (von Herder als die seinige beansprucht) hätte noch viel leichter Glauben gefunden.

Nachdem wir nun Wesen und Inhalt der serbischen Heldenlieder kurz betrachtet, verweilen wir noch einige Augenblicke bei Entstehung und Fortpflanzung derselben und hören die Nachrichten der Sammler hierüber.

Es ist schon gesagt, daß allen slavischen Völkerstämmen eine Volkspoesie eigen; und weil sie freilich alle noch eine sehr dürftige Literatur haben, so ist dieselbe durch keine Kunstdichtung verdrängt worden, wie bei den sogenannten Kulturvölkern. Der geringe Gebrauch der Schreibkunst erhält noch das Gedächtniß in Uebung, etwa wie das bei uns Deutschen vor der Erfindung der Buchdruckerkunst der Fall war.

Uebrigens dürfte es sehr die Frage sein, ob jetzt noch der alte Volksgesang dort zu finden, nachdem die Eisenbahnen in jene Gegenden ein schnelles Leben gebracht, ob es nicht vielleicht die elfte Stunde war, als Wuck Stephanowitsch Karadschitsch und einige Andere die Volkslieder sammelten. Die Civilisation, die den literarischen Dichter weckt,

erstickt die Naturlaute und die aus grauer Vorzeit herübertönenden Sagenstimmen; sie geht einen raschen Schritt, seitdem sie auf Dampfwagen und Dampfschiffen einher fährt. Immer anmaßender werden auch dort die neumodischen Lieder, die die wundersamen recitativischen Bilder verdrängen; und das Heldenlied, immer mehr in das unwegsame Gebirge zurückgedrängt, dürfte vielleicht jetzt schon in seinen Klüften verhallt sein. Zu einem solchen Schlusse berechtigen die Nachrichten der Sammler, die vor etwa funfzig Jahren sich mit Liebe dem Werke unterzogen.

Diese Sammler berichten von den Schwierigkeiten, die mit ihrem Geschäft verknüpft waren. Nur mühsam konnte Wuck in den zwanzig Jahren, die er dazu verwandte, sie besiegen. Es konnte nehmlich nicht fehlen, daß an dem Erbe einer mehrhundertjährigen Vorzeit, das, nur im Gedächtniß erhalten, durch den Sängermund so vieler Generationen gegangen, hier und da ein Glied aus der Kette zerbrochen war, hier und da auch wohl durch ein neues ersetzt worden war, und da konnte nur ein sehr scharfes und geübtes Urtheil das Echte erkennen. Dem Sammler (Wuck) kam es zu Hülfe, daß er selbst eine bedeutende Anzahl von Heldenliedern aus eigenen jugendlichen Erinnerungen aufzeichnen konnte, die er, im Gebirge des damals türkischen Serbiens geboren, von Großvater, Vater und Vaters Bruder gelernt hatte, die sie auswendig wußten und zur Gusle sangen. Die Gusle ist nämlich ein rohes Streichinstrument mit nur einer Saite, auf welcher die Spieler desselben es wahrscheinlich nicht zu den bekannten Paganini'schen Kunststücken gebracht haben. Aber es dient doch dazu, den Gesang zu begleiten, der recitativisch abgesungen wird; zuweilen werden aber auch die Lieder nur deklamatorisch vorgetragen. Im Familienkreise wird Einer dazu aufgefordert, gerade wie bei uns zum Vorlesen; ja die alten Leute pflegen sie vorzugsweise der Jugend auf diese Art zu lehren. Ein Sammler und Uebersetzer (Frankl) hat seine Sammlung darum „Gusle" genannt, wie Gerhard die seinige „Wila" nannte.

Unter denen, von deren Lippen Wuck Karadschidsch sonst noch viele Lieder niederschrieb, waren viele blinde Männer. Sie sind mit einzelnen Ausnahmen die Einzigen, die das Absingen derselben als Gewerbe betreiben, und läßt das serbische Heldengedicht überhaupt eine Vergleichung mit dem Homerischen zu, so tragen diese Rhapsoden, die arm und blind sind, noch mehr zur Vervollständigung der Aehnlichkeit bei. Wuck erzählt von diesen blinden Rhapsoden, die meistens einst wacker gegen die Türcken gefochten, und nun als Sänger umherziehen und erstaunlich viele Heldenlieder auswendig wissen. Auch aus den Liedern selber ist schon zu ersehen, daß die Blinden schon früher als Rhapsoden umhergezogen sind. Unmittelbar vor seinem Sterben schreibt der uns bekannte Held Marko:

„Wer da kommt aufs Urwina-Gebirge,
Zu dem kalten Brunnen bei den Tannen,
Und daselbst den Helden Marko findet,
Wisse hiermit, daß der Marko todt ist!
Drei gefüllte Beutel hat er bei sich,
Angefüllt mit goldenen Dukaten;
Einen Beutel geb' ich ihm, ihn segnend,
Daß dafür er meinen Leib begrabe.
Mit dem zweiten schmücke er die Kirchen;
Für die Lahm' und Blinden sei der dritte,
Daß die Blinden in der Welt umher zieh'n,
Mit Gesange Marko's Thaten feiernd.

Keiner von den Sängern, denen der Sammler Wuck seine Quellen verdankt, konnte lesen und schreiben. Außer den Blinden waren wenige geneigt, ihm ihre Lieder zum Niederschreiben herzusagen, noch minder, sie zu diesem Zwecke vorzusingen. War es aber geschehen, so verlangten Alle, daß er das Niedergeschriebene ihnen vorlese. Dann freuten sie sich wohl kindlich, zu hören, was sie selbst allein zu wissen glaubten und konnten sich nicht genug wundern, wie das nur möglich gewesen wäre. — Uebrigens sind es nicht die Sänger von Gewerbe allein, die Heldenlieder vortragen können, vielmehr ist Jeder, der Vornehme wie Geringe, vertraut mit der Gusle, und nur der im Auslande Verbildete glaubt sich darüber hinaus. In den dreißiger Jahren dieses Jahr-

hunderts reiste ein preußischer Officier, Otto v. Pirch, durch Serbien; er erzählt, daß der ihn bewirthende Kujas einen seiner Dienstknappen herbeirief, dem Gaste auf dessen Wunsch vorzusingen, ihm aber ohne Umstände die Gusle aus der Hand nahm, als Jener nicht recht sang und auf das Schönste selber das begonnene Lied vortrug. Geistliche selber schämen sich des Singens nicht. Auch die muhamedanischen Bosnier haben trotz ihres halben Türkenthums eine große Vorliebe für die Lieder bewahrt. Ein christlicher Gefangener in Semendria verdankte den Liedern, welche er auswendig wußte, seine Freiheit, da glücklicherweise der Kadi ein Liederfreund war.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß die Sammler auch viele Lieder von Heiducken, d. h. von Räubern haben. Der serbische Heiduck ist der griechische Klephte. Hier wie dort hatte, wie auch schon bemerkt, die türkische Bedrückung und rohe Gewalt manchen wackern Mann ins Gebirge zur Selbsthülfe gedrängt, die gar leicht in wilden Angriff des Drängers ausartet, dem Mitleidenden aber nur in seltenen Fällen zu nahe tritt. Das alte Faustrecht ist, und zwar in glühend orientalischer Färbung, dort immer vertreten.

All das Gesagte gilt von den alten Heldenliedern Serbiens, deren Sagenstoffe zum großen Theil in dem Jahrhunderte langen Kampf mit den Türken wurzeln, aber nach völliger Unterdrückung, außer einzelnen Heiduckengeschichten, erlöschen. Wie hätte es auch in dem dumpfen Zustande der Erschlaffung und Betäubung, in welchem das Volk Jahrhunderte lang lag, anders sein können! Die Aufstandskriege zu Anfang dieses Jahrhunderts, also die neuen Thaten, haben aber auch wieder neue Lieder geweckt; es sind lange, in edler Einfachheit ausgeführte Volksepopöen entstanden, die den alten Liedern an Kraft nicht nachstehen und den Vorzug haben sollen, ohne die Rohheiten der alten zu sein. Die „Serbianka“ von Milutinowicz, welche die serbischen Freiheitskämpfe von 1814—15 darstellt, ist uns aber unbekannt geblieben.

Kritische Rundblicke.

Emanuel Geibel und Felix Dahn.

Es bietet stets ein gewisses Interesse, verschiedene Bearbeitungen eines Stoffes mit einander zu vergleichen und hierbei die individuelle Begabung der Verfasser, sowie ihr sociales und politisches Verhältniß gegeneinander zu erörtern, oder doch wenigstens bei der Vergleichung in Rücksicht zu ziehen. Die Dramatiker bieten hierzu die bessere Gelegenheit, da ihre Abfassung naturgemäß kürzer, bestimmter sein muß, als die der Romanciers und somit durch sich selbst an Prägnanz des Ausdrucks, Resolutheit der Anschauung gewinnt. So bieten z. B. die verschiedenen „Agnes Bernauer", „Essex", „Nibelungen", „Erich-Bauernkönig", „die Hohenstaufen" rc. die beste Gelegenheit, aus den Werken selbst die Beweggründe herauszufinden, welche die Dichter veranlaßten, die einbalsamirten Todten nochmals in Spiritus zu setzen. — Wo hierbei in erster Linie die Individualität des Dichters mitspricht, d. h., der Dichter durch sein eigenstes Ich zum Werke getrieben wird, kann demselben kein Vorwurf gemacht werden, — wo aber augenscheinlich dieser Beweggrund nicht vorliegt und der Autor bereits poetisch gestaltete Ereignisse der augenblicklichen Zeitströmung zu Liebe von neuem ausgräbt, bleibt dem Beurtheiler der öffentliche Tadel vorbehalten.

Ein Beispiel wird das klarer machen. Heinrich von Kleist's glücklichstes Werk ist die „Hermannsschlacht" nicht, denn sein erhabener Geist ließ durch die wankelmüthige Zeit sich zum Schaffen eines Dramas verleiten, welches er vor der Schlacht bei Jena nicht geschrieben haben würde. Die Zeit, in ihren augenblicklichen Zufälligkeiten aber soll den Dichter unbekümmert lassen; er kann unter ihr leiden, in ihr kämpfen, aber soll in seiner Dichtung über der Befangenheit stehen. Grabbe konnte nach seinem „Napoleon" doch eine „Hermannsschlacht" schreiben und ist und bleibt in beiden Werken ein echter, deutscher Dichter. Sein Napoleon ist zu keinem Varus herabgeschrumpft und sein Varus kein antikisirter französischer Usurpator. „Die Hermannsschlacht" ist über mir, schreibt der unglückliche Westphale in einem seiner Briefe, als der Tod ihm bereits auf der Zunge saß, sie trieb ihn heim in seine rauschenden Eichenwälder. — Die Straßenjungen liefen ihm nach in der Vaterstadt, ästhetisch sein wollende Barbaren verhöhnten ihn mit seinem Manuscript und trotzdem vollendete er das vaterländische Schauspiel, welches mir in seiner ausgesprochen undramatischen Größe zehnmal lieber ist, als verschiedentliche verstümmelte Bühnenbearbeitungen Shakespeare'scher Königsdramen. —

Wo der Stoff den Menschen gepackt hat, ist es nur Nothwehr des Letzteren, wenn er den Stoff selbst bemeistert und ihn in seinem eigenen Werke sich unterthan macht, packt aber der Dichter den Stoff nur deshalb, weil er ihm eben zeitgemäß erscheint, so sinkt die Kunst zur Sclavin des Zeitgeistes herab und hat auf keine Zukunft zu hoffen, da dieser das Verständniß mangeln wird.

Nach dieser einleitenden Betrachtung komme ich auf die Tragödie „König Roderich" von Emanuel Geibel, die ich der gleichnamigen Tragödie von Felix Dahn gegenüberstellen möchte.

Geibel's Tragödie „König Roderich" erschien im Jahre 1844 im Cotta'schen Verlag und war „Seiner Majestät dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhem IV. ehrfurchtsvoll gewidmet."

In einer in Jamben abgefaßten Vorrede betont der Lyriker Geibel, daß „König Roderich" seine erste Arbeit auf dramatischem

Gebiete sei und er mit diesem dramatischen Versuche nichts Besseres zu thun wisse, als sie von Dank erfüllt dem kunstsinnigen Könige zu überreichen. Er redet wie folgt:

„Zum ersten Mal, nachdem in Lust und Leid
Ich manches Lied zum Spiel der Winde gab,
Betret ich heut' der Bühne wechselnd Reich,
Und nicht mit leichtem Sinn."

In den folgenden Worten:

„Es sei die Bühne, was dereinst sie war,
Ein Heiligthum" —

zeigt Geibel eine zu gewichtige Ansicht über die moderne Bühne, die bei Beobachtung der antiken Strenge auch nicht das kümmerlichste Dasein würde fristen können. Die Bildung der Menschen ist in der neueren Zeit viel zu rapid fortgeschritten, als daß ihre Sinne sich die Einfalt bewahren können, welche nothwendig ist, um im „Heiligthum" aufrichtig bewundern zu können. — Geibel fährt fort:

„Ich habe heute nur ein Jünglingswerk,
Doch leg' ich's dankbar als die einz'ge Gabe,
Die Deinesgleichen ich zu bieten weiß
In deine Hand, o Fürst, der freundlich Du
Die schlimmste Musenstörerin, die Sorge,
Mit holdem Wink von meinem Tisch gescheucht." —

Dies Werk des damals achtundzwanzigjährigen Jünglings ist nun allerdings nur ein „Jünglingswerk", ein lyrisches Drama, welches die Bühne nie erblickt hat und auch kaum ein Repertoir bereichern würde.

Geibel schildert in dem West-Gothenkönig Roderich einen wollüstigen Fürsten, welcher Florinde, die Tochter des Don Julian, eines edeln Gothen entehrt hat und durch diese That den Wendepunkt seines Geschickes heraufbeschwört.

„Wurmfräßig sind die Zeiten," sagt Pelayo,
— Und all das Unheil kommt
Von oben,
Denn täglich sinnt er neue Willkür aus
Und neue Feste —"

In diesen Sinnesrausch aber fällt plötzlich der nüchterne Don Julian, der im Bunde mit Tarek, dem Maurenführer, als Rächer seiner Tochter den König Roderich vernichtet. —

Die Tragödie ist voll Geibelscher Poesie, enthält eine bemerkenswerthe Schilderung Spaniens und eine vortreffliche Anrede Tarek's an seine Armee.

Der Dichter schrieb dieses Werk aus keiner äußern Veranlassung. Der Untergang des trotz seiner Wollust jugendlich ritterlichen Roderich, in Verbindung mit dem sonnigen Boden Spaniens und dem Heereszug der Mauren, hatte ihn veranlaßt diesen dramatischen Versuch zu machen; daß seine Gestalten für die Bühne nicht die nöthige Lebensfähigkeit erhielten ist zu beklagen, dem Werk aber an und für sich ist kein Vorwurf zu machen. Es ist eine jener rein dichterischen aus dem Herzen kommenden Gaben, die in neuester Zeit immer seltener werden. —

Felix Dahn hat im Gegensatz zu Geibel sein 1875 erschienenes Trauerspiel „König Roderich" mit dem Motto: „So gebt dem Kaiser was des Kaisers ist. Jesus von Nazareth" — dem deutschen Reich gewidmet. Schade nur, daß diese Worte nicht auch auf den Theaterzettel gedruckt werden können, sie würden dem Enthusiasmus gewiß auf die vortheilhafteste Weise nachhelfen! Der ruhige Betrachter aber sieht über diese Adresse hinaus, denn die Absicht ist zu offenbar. Und wie die Widmung, so ist das Stück, das bekannt genug ist und hier nicht mehr eingehend geschildert zu werden braucht. Uns kam es darauf an, durch die Erinnerung an Geibel's halbvergessene Bühnendichtung wieder einmal darauf aufmerksam zu machen, wie sich ein naiv schaffender selbstgenügsamer Dichter von einem zeitgemäßen Rechner unterscheidet. **Wilhem Bennecke.**

Dialectpoesie.

Zeitlichtln. Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Wilhelm Cappilleri. (Wien, Stemler und Lorius. 1876.)

Dialectgedichte sind, ihres Werthes für die philologische Forschung gar nicht gedacht, von ganz eignem Reiz. Nicht nur, daß die verwandten Laute vertraut an unser Ohr klingen: wir lernen in Gedichten dieser Art auch das Denken und Fühlen des Volkes deutlicher kennen, wir belauschen unmittelbarer den Pulsschlag des Volkslebens. Die Frage, ob sie charakteristisch sind oder nicht, entscheidet über den Werth solcher Dichtungen, und Hebel, Reuter, Groth, Kobell und andere sind nur darum durch ihre Dialectpoesien berühmt geworden, weil sich in ihnen der Volksgeist ungetrübt abmalt wie in einem Spiegel.

Betrachtet man von diesem Gesichtspunkte aus die Gedichte Cappilleri's, welcher sich übrigens als Bühnenschriftsteller vor allem in Oesterreich bereits einen Namen erworben, so findet man, daß sie dem oben ausgedrückten Haupterforderniß

vollkommen entsprechen. Niemand kann dies besser wissen, als der, welcher Gelegenheit gehabt hat, das Weben und Leben des Volkes in den Bergen Oberösterreichs zu beobachten, und es sind daher in diesem Falle mehr, als in jedem anderen die kritischen Stimmen werthvoll, welche sich in den Zeitungen Oesterreichs und vor allem aus Linz und Wels, den Kernstädten des Oberlandes, hören ließen. Cappilleri hatte keine leichte Aufgabe zu erfüllen, denn vor ihm, Castelli nicht in Betracht gezogen, war schon von Stelzhammer und Kaltenbrunner im Dialect jenes Landes sehr Gutes gedichtet worden. Nichtsdestoweniger urtheilt man, daß die Leistungen Cappilleri's denen der Vorgänger mindestens ebenbürtig seien und wir können dieses Bekenntniß aus vollster Ueberzeugung unterschreiben.

„Des seid's scho vo Oesterroich,
Durt is d' Herzlikeit!"

singt Cappilleri, und in der That ist es eine vertrauliche Herzlichkeit, welche den Dialect, in dem diese Gedichte gesungen, charakterisirt, — einer Herzlichkeit, die uns sonder Zaudern gefangen nimmt. Wir haben das Gefühl, als ob von alledem, was uns hier erzählt wird, nichts erlogen sein könne; es ist überall ein gesunder, kräftiger Herzschlag. Mag uns daraus ein weicher, wehmüthiger Ton entgegenklingen, mögen Scherz und Schalkhaftigkeit ihr Wesen treiben: immer erkennen wir dasselbe gesunde, urwüchsige Gefühl. Ich glaube dies am besten zu beweisen, indem ich einige der hervoragensten Gedichte der Sammlung mittheile.

Wie rührend klingt es zu Herzen, ohne jede falsche Sentimentalität, wenn der Dichter singt:

Ja, da is dös Platzl —
Ja, grad bei den Stoan,
Wo i und mein Dirndl
Oft z'samm komma soan,

Wo i und mei Dirndl
Am Sunda habn gscherzt
Und nacha dazwischn
Sie bußt habn und gherzt,

So daß dös den Sterndln
Hat jölbm oa Fraid gmacht,
Dö zuagschaut uns habn
Bis spat 'nei in d' Nacht.

Aba d' Dirn hat oan Andern
Für's Lebn si ausgwählt,
Und mi treibt's iazt umma
Ohne Ruha in da Welt.

Und lar is dös Platzl
Und grean ganz da Stoan,
Da Weg is vawachsa,
Wo ma z'samm komma soan" . . .

Wie einfach und schlicht und doch zur tiefsten Seele redend spricht sich in dem Gedicht „'s Zeiserl" die Trauer über die Flucht der Jugend aus:

Wia i vor vieln Jahrn
No frisch und munta war,
Habn d' Lait mi's Zeiserl g'hoaße,
Da lokas Vögerl gar!

I bi halt umagflattert
In meina Rosenzeit
Und han mein Gsang in Bleamerln
Nua gwidmet volla Fraid.

Dö Freiheit is vaschwunda,
Dö Rosenzeit is hin
Dö Flüagln hoan mia brocha,
Und trauri is mei Sin.

Nua manigsmal, da gspür i
Den Wunsch in Herzn no:
Mei God, war i vo ohnta
Dös locke Vögerl do! . ."

Und ist es nicht, als hörten wir das Dirndl aus den oberösterreichischen Bergen selbst reden:

„Geh thua nöd so dalkat —
Wannst no so viel woaßt;
Du bist halt oa Joaga.
Und Waldfranzl hoaßt!?"

Oder sehen wir nicht den Bua vor dem schmollenden Dirndl stehen, wenn es klingt:

Aba Dirn, sei do gscheidt
Und sei do koa Narr!
Du woaßt ja no gar nöd,
Wio's oigentli war!

Soagst wia's so bein Tanz
Is ausgrutscht mit mir
Is 's Bußl a mitgrutscht, —
Kann i da dafür?

Drum sei wida guat,
Und schau mi do an!
Z'wögn oan oanzige Bußl
Was loagt denn da dran!!!"

Wie uns der Dichter hier Scenen aus dem Landleben in prägnanter Wahrheit vorführt, so ist es ihm um völlig treue Schilderung, um naturwahren Ausdruck auch da zu thun, wo er den Humor — seine Funken sprühen läßt. Doch nein „Funken sprühen läßt:" — das wäre der allerverkehrteste Ausdruck, nur von dem zu reden, was in diesen Gedichten Humor ist. Der Verfasser hat sich zu keinen pikanten Wendungen oder glänzenden Feuerrädern verleiten lassen: den aus dem Leben selbst quellenden Humor hat er in frischer Weise wiedergegeben, wie sich das vor allem in den „Weana Ringstraßn Geschichtln"

zeigt, welche satyrische Bilder aus der Kaiserstadt an der Donau entrollen. Daß dabei zuweilen etwas derbe Ausdrücke, ja solche, welche unserm an das Hochdeutsche gewöhntem Ohr anstößig erscheinen wollen, mit unterlaufen, oder besser gesagt, zur Anwendung kommen, darf nicht wundernehmen: Naturwahrheit war eben des Dichters vornehmstes Bestreben. Man hätte nur etwa auszustellen, daß die humoristischen Schilderungen etwas zu breit ausgeführt seien, so daß sie dadurch das Interesse wieder ermüden. Dem Oesterreicher „macht dös grad nix"; er läßt sich gern das, was ihn vergnügt, recht breit ausmalen; der Norddeutsche weilt nicht gern so behäbig auf einer Stelle, er verlangt stets nach Neuem.

Jedenfalls sind die „Zeitlichtln", welche bereits in zweiter Auflage erschienen und in Oesterreich schon sehr bekannt wurden, eine der besten Gaben deutscher Dialectdichtung, sowie eine werthvolle Bereicherung der modernen Lyrik überhaupt.

Max Vogler.

Neues von Mirza-Schaffy.

Nur wenigen Dichtern ist es gegönnt, alt zu werden, ohne zu altern. Friedrich Bodenstedt ist einer dieser Begnadeten. Sein Haupt ist noch immer, um den anmuthreichen Ausdruck von Heine zu gebrauchen, ein zwitscherndes Vogelnest von Liedern und Sprüchen — ein Vogelnest, daraus süße tönende Melodien ins Freie flattern, — ein Nest, darin mancher hochstrebende Dichtergedanke flügge wird, um auf seinen kräftigen Schwingen unsere Begeisterung bis in entwölkte Höhen mitemporzutragen. Mirza-Schaffy ist sich selbst treu gewesen und darum ist ihm auch die Liebe des Volkes treu, und wie es sich an dem quellfrisch hervorgeschäumten jugendlustigen Uebermuth der ersten Gedichtsammlung erquickte, so wird es auch die neueste — unter dem Titel: „Einkehr und Umschau" bei Costenoble in Jena erschienen — mit Liebe durchmustern und seine Freude daran haben. Wie macht es nur der Sänger, um so jung zu bleiben? Ist der Schmerz ihm fremd geblieben? . . . gewiß nicht, denn in einem prächtigen Gedicht: „Meiner Frau zum Christabend" gesteht er uns:

> Gewaltsam alle jungen Leiden
> Ruft die Erinn'rung mir zurück.
> Mir blieben fremd der Jugend Freuden
> Und fremd der Kindheit sonnig Glück.
> Nur Unglück hatt' ich zum Genossen
> Und legt' ich nieder mich, zu ruhn,
> Hab ich die Augen oft geschlossen,
> Im Wunsch, sie nie mehr aufzuthun. . . .

Und eine milde Wehmuth spricht aus folgenden Zeilen:

> Wie flüchtig verschwinden die seligsten Stunden,
> Wie wandelt die Freude so rasch sich in Pein.
> Wie trennt sich so schwer, was so leicht sich gefunden —
> Warum muß es so sein? Warum muß es sein?

Ja gewiß, auch unserem Mirza-Schaffy ist es nicht vergönnt gewesen, immer sorglos und wohlgemuth an des Lebens Abgründen vorüberzutänzeln, aber er hat seinen Schmerz nicht herangehätschelt und großgefüttert, wie es die Weise der seufzerseligen Poetaster ist — er hat sich immer wieder losgerungen von den finstern Gewalten und sein Herz nicht eigensinnig den tröstenden Mächten versperrt, um sich eitel in den kleidsam drapirten Dichtertrauermantel einzuhüllen, den Manche für ein unerläßliches poetisches Kleidungsstück zu halten scheinen.

Die fröhlichen Zech- und Liebeslieder Mirza-Schaffy's darf man freilich in der neuen Sammlung nicht suchen. Das schickt sich für den beschaulichen Alten nicht mehr, uns in die Schenken zu führen und jeder hübschen Dirne in die freundlichen Augen zu gucken. Er nährt jetzt seine frische Lebenslust im innigen Verkehr mit der Natur und führt uns in klangreichen Liedern in die Wälder Thüringens, an das Gestade des grünen Rheins. Ein auch im strophischen Aufbau meisterhaftes Gedicht: „Wenn das Rheingold in der Sonne glüht" ist ein ebenbürtiges Seitenstück zu dem berühmten: „Wenn der Frühling auf die Berge steigt." Es ist ein frohes Empfinden, sich auf den melodischen Tonwogen dieser Verse schaukeln zu lassen:

> Glücklich, wer auf Deiner Segensflur
> Immer athmen darf, Du heil'ger Rhein!
> Doch auch glücklich, wem ein Kurzes nur
> All Dein Zauber blüht ins Herz hinein.
> Holde Sehnsucht schreibt
> Tief sich ein und bleibt,
> Daß es immer wieder zu Dir treibt.
> In der Morgengluth
> Wie am Abendschein:
> O wie wonnig ruht
> Sich's am grünen Rhein!

Auch in den andern Rheinliedern pulst ein echt lyrischer Herzschlag, während auf den Bergen Thüringens der Dichter oft mehr zu sinniger Versenkung in die geheimnißvollen Tiefen der Daseinsräthsel sich angeregt fühlt. Diese betrachtenden Gedichte haben mir indeß

am Wenigsten in der Sammlung gefallen wollen: hier scheint der Gedanke nicht immer den Weg durch die Empfindung genommen zu haben — hier sind die Verse nicht das, was sie bei dem trefflichen Poeten so oft sind: Der fast unwillkürlich tönende Hauch seiner Dichterbrust. Deshalb haben uns auch die mahnungsvollen Strophen „an das neue Reich", „an den Ruhm", „zur Sedanfeier" nicht recht behagt; — es sind gereimte Reden. Viel annehmbarer ist ein Prolog „zur Beethovenfeier in Weimar", schon wegen des schönen Gleichnisses, worin der Meister, der seine eigenen Klänge nicht vernahm, mit dem Baume verglichen wird, der die Gesänge der Nachtigallen nicht hört, die aus seinen Zweigen klingen.

Den ganzen Mirza-Schaffy aber, wie er leibt und lebt, mit all seinem treffenden Witz und gesunden Menschenverstand, finden wir in dem Intermezzo: „Bunte Blüthen und Sprüche." Das sind ferntreffende, köstlich spitze Pfeile, die der Dichter hier von der Senne schießt — da gelingt ihm mancher Tell-Schuß, „von dem man reden wird in späten Tagen". Auf dem Gebiet der Spruchdichtung kann sich kaum ein Anderer mit Bodenstedt messen; — keiner versteht es wie er, einen sinnvollen Gedanken in die knappste vollendetste Form zu bringen. Wie treffend ist z. B. die Verspottung der pessimistelnden Tagesphilosophen, die der Dichter „philosophische Flöhe" nennt, die von Schopenhauer's Blut gezehrt haben! Wie gerechtfertigt ist die Geißelung der „modernen Alexandriner"; dieser „fliegenfangenden Kleinigkeitskrämer", die jeden Lappen und Zettel, den ein großer Mann hinterlassen hat, mit wichtigem Gesicht kommentiren:

> Welch Trost des Kleinen, wenn er klug entdeckte
> Daß auch der Größte in Gemeinheit steckte.

Den Lesern der „Monatshefte" sind diese Epigramme zum Theil schon bekannt. Es ist schwer, aus der reichen Perlenschnur das Beste herauszufinden. Führen wir aufs Gerathewohl zwei Sentenzen an:

> Das Große bleibt in allen Landen
> Der großen Menge unverstanden.
> Erst wenn man es zerstückelt und verkleinert,
> Wird es in Brocken verallgemeinert.

* * *

> Durch's Menschenleben geht ein närrischer Bruch,
> Der macht, daß alle wir der Thorheit dienen.
> Wir kennen unsre Schwächen, schmeicheln ihnen,
> Stehen denkend über, handelnd unter ihnen —
> So mit uns selbst in stetem Widerspruch.

Das sind so zufällig herausgegriffene karge Proben. Die Leser werden es sich hoffentlich nicht nehmen lassen, die neue Sammlung selbst zu prüfen, die nebenbei auch durch ihr prächtiges Aeußere sich als „Salontischverzierung" sehr empfiehlt. Das ist ja heutzutage der ehrenvollste Erfolg, den ein Buch erringen kann!

O. Bl.

Miscellen.

Den Sammlern von üppigen Unsinnsblüthen wird folgendes in einer Schweizer Zeitung erschienene Gedicht von Interesse sein. Es betitelt sich „Politisches Ideal“ und ist von Alfred Furrer verfaßt:

Der Löwe schweigt. Der Tiger brüllt,
Es rast das Ungewitter;
Der Steppenkönig horcht und lauscht
Stolz vor dem Eisengitter.

Der Löwe schweigt. Hyänengroll
Tönt fernher durch die Lüfte;
Des Steppenkönigs Auge schweift
Kalt über Todtengrüfte.

Der Löwe schweigt. Der Panther brummt,
Fletscht gähnend seine Zähne;
Der Steppenkönig hört's und mummt
Sich stumm in seine Mähne.

Der Löwe schweigt. Die Füchsin bellt,
Läßt fliegen ihre Boten;
Der Steppenkönig wiegt sein Haupt
Und rüstet seine Pfoten.

Der Löwe schweigt. Die Schlange zischt,
Schnellt lüstern nach der Beute;
Des Steppenkönigs Auge zwickt:
„Erst morgen, nur nicht heute!“

Der Löwe schweigt. Die Löwin leckt
Die abgestumpften Krallen;
Des Steppenkönigs großes Herz
Schenkt Freundschaft dem Vasallen.

Da zuckt der Blitz! Der Löwe knurrt,
Da schweigt das Ungewitter —
Der Tiger lauscht, Hyänengroll
Beißt in den Panzer bitter!
Der Löwe brüllt! — Aus ist die Schlacht,
Und stolz ob seines Geistes Macht
Ruht sanft der Heldenritter ...
„Nicht wahr, das ist nicht bitter?“

Doch nein, diese letzte Zeile ist ein boshafter Zusatz des Einsenders.

*

Auf Grund der kürzlich herausgegebenen Correspondenz von Balzac entwirft H. Wittmann in der „Neuen Freien Presse“ folgendes interessante Bild von der Arbeitsweise des französischen Autors:

„Balzac's angebliche Frische und Munterkeit beim Produciren wurde schon von seiner Schwester, Laure de Surville, und von seinem Freunde Théophile Gautier ins Reich der Mythe verwiesen, und heute hören wirs aus seinen eigenen Briefen, wie sauer die Arbeit seines Kopfes und wie peinvoll ihm die Stunden des geistigen Hervorbringens gewesen. Wahrlich, beim Lesen dieser Briefe schien uns zuweilen, als hörten wir seine Feder stöhnen und seufzen, als sähen wir sein breites Gesicht glühend und im Schweiße gebadet, als fühlten wir mit ihm die Schmerzen der harten, nur mit Zangen und Zacken bewerkstelligten Geburt. „Was mich zu Grunde richtet, das sind die Correcturen!“ ruft er irgendwo in herzzerreißendem Tone und sagt damit das Geheimniß seines schriftstellerischen Schaffens. Im ersten Sturme der Erfindung warf Balzac seine Gedanken in Einem Zuge aufs Papier und schickte dann das Manuscript in die Druckerei, woher es ihm möglichst bald in veränderter Gestalt, als Bürstenabzug mit breitem weißen Rande, zurückkam. Nun erst begann für ihn die wahre Arbeit. Jeder Satz, jedes Wort wurde auf die Wage gelegt, wurde verändert, vertilgt, verbessert, umschrieben, erweitert, erläutert. Bald zeigte sich ein ganzer Wald hieroglyphischer Zeichen und Zahlen auf den weißen Rändern der Abzüge, und die gedruckten Zeilen schienen in einer Sündfluth von Correcturen zu ertrinken, in einem wirren, beiderseits hereinwuchernden Gestrüpp von Zusätzen und Anmerkungen zu ersticken. Den Setzern waren sie

ein Gräuel, diese typographischen Ungeheuerlichkeiten. Und sie wollten kein Ende nehmen! Nach dem ersten Abzuge verlangte der grausame Autor einen zweiten, und wieder begann das furchtbare Reinigungsgeschäft, dann einen dritten vierten, fünften, oft einen zehnten, und immer und immer wieder stürzte sich Herkules-Balzac mit ungebrochenem Muthe in den „Augiasstall seiner Correcturen". Auf diese Weise wurde Novelle, was anfangs nur Feuilleton sein sollte, wurde breiter Roman, was ursprünglich nur kurze Novelle gewesen, und man darf wol sagen, Balzac's sämmtliche Werke seien eigentlich aus der räumlichen Begegnung der Tinte mit der Druckerschwärze entstanden. Seine Phantasie, seine Erfindungsgabe wohnten gedeihlich im Umkreise seines Tintenfasses, aber erst beim Anblick des gedruckten Buchstabens erwachte ihm das Formgefühl, und so war denn auch jenes Correcturfieber zumeist ein Kampf um die Form, wobei es oft geschah, daß der unwirsche Töpfer das Gefäß ganz zerbrach, das er nicht sich zu Gefallen modeln konnte. Denn Balzac war unerbittlich gegen sich selbst. „Wissentlich schlecht zu schreiben, wäre mir durchaus unmöglich," schreibt er einem seiner Verleger, und es ist gut, solche Worte sich zu merken, dieweil es bei den Schriftstellern hüben nicht gerade der Brauch ist, den Schriftstellern drüben strenge Selbstkritik und ernstes Streben nachzurühmen. Der seltsame Zeugungsprozeß forderte aber auch finanzielle Opfer. Balzac hatte die Correcturkosten zu tragen, und diese waren bitter. Jeden Augenblick heißt es in seinen Briefen, dieser oder jener Roman habe tausend Francs Correcturen gekostet, und bedenkt man, daß Balzac, wenigstens im Beginne seiner Laufbahn, nicht sehr königlich bezahlt wurde, daß er zuweilen nur 2000, ja nur 1000 oder 800 Francs für einen Roman erhielt, so wird man ein leises Bedauern für den Schriftsteller empfinden, der beständige Gefahr lief, sein mühsam erworbenes Honorar in Correcturen verduften zu sehen. Man begreift auch den Freudenschrei, der ihm eines Tages entschlüpft: „Die Wittwe Bechet (eine Verlagsfirma) war göttlich; 4000 Francs Correcturen, die ich zu zahlen hatte, nahm sie auf ihre Rechnung!" Einerseits das schmerzvolle Kreißen, andererseits die endlose Reihe literarischer Producte — wie reimt sich dies zusammen? Balzac's übermenschlicher, mit der Regelmäßigkeit einer Maschine vorwärtsdringender Fleiß deutet das Räthsel.

*

Ernst Eckstein beschließt seinen Aufsatz: „Aphorismen über das Drama" mit folgender gedankenvollen Sentenz: „Ein einziges Glas Sherry enthält mehr Feuergeist als alle Wasserfälle des Erdballs zusammengenommen." Mit der Begeisterung des Nachahmers fahren wir gleich fort: „So enthält auch ein einziger Stiefelschaft mehr Leder, als alle Filzsocken der bewohnten Welt!"

*

Gruß in die Ferne.

Am Schreibtisch saß ich wehmuthstrüb
Und schrieb — und strich die kaum geschriebnen Zeilen —
Und dachte, wie es gar so lieb,
Wenn Deine Augen auf der Arbeit weilen.

Und wie ich so emporgeblickt,
Da blieb mein Aug' am Wandkalender hangen.
Und sieh': Er ist nicht vorgerückt, —
Er zeigt noch heut den Tag, wo Du gegangen!

In diesem Stillstand mag er Dir
Das stumm-beredte Zeugniß geben:
Die Tage, da Du fern von mir
Die zählen nicht in meinem Leben.

O. Bl.

Aus unserer Briefmappe.

An Herrn Wilhelm Goldbaum.

Motto: „Audiatur et altera pars.“

Geehrter Herr! Sie haben im vierten Heft der „Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik“, in einem Beitrag „Zur polnischen Literaturgeschichte“ Ihre Ansichten über mehrere moderne Dichter Polens niedergelegt. Es kann Ihnen jeder vernünftige Pole nur dankbar sein, daß Sie in dieser Epoche „verzeihlichen Egoismus“ dem Leserkreis eines geschätzten deutschen Blattes gewiß Interesse abgewonnen haben für poetische Leistungen eines Volkes, das leider verdammt ist, die Rolle des Aschenbrödel unter den civilisirten Nationen Europas zu spielen. Auch ich sage Ihnen meinen innigsten Dank für Ihr Bestreben und gestehe offen, daß ich Ihre Ansichten über Standpunkt, Thun, Schaffen, sowie verhängnißvolles Versiegen unserer modernen Dichter, in sehr vielen Punkten durchaus theile. Wenn ich es daher unternehme Ihnen dennoch entgegenzutreten, so geschieht es nicht, weil meine „nationale Empfindlichkeit“ „unliebsam betroffen“ wäre durch Ihre Urtheile, sondern weil es mir gerade darum zu thun ist, einen, wie es scheint, gründlicheren Kenner unserer Sprache, Literatur und Lage, auf Manches aufmerksam zu machen, wodurch das Verständniß derselben nicht nur erleichtert, sondern auch geläutert wird.

So oft ich Gelegenheit hatte, Urtheile deutscher Männer über polnisches Wesen überhaupt zu hören oder zu lesen, habe ich stets gefunden, daß dieselben fast ohne Ausnahme mehr oder weniger einen und denselben, meines Erachtens großen Fehler begehen, — daß sie sich nämlich mit Hintansetzung ihres ursprünglichen speziellen Zweckes, sofort als historiographisches Forum über Leben und Tod constituiren und aus ihrem Stoff frischweg herausdeducirten, daß Polen sein Schicksal selbst und allein verschuldet hat und unwiderruflich, auch in den Resten seiner Lebenskräfte, dem Untergang geweiht ist.

Auch Sie, Geehrter Herr, gehören, wie ich sehe, zu Denjenigen, welche u n s a l l e i n unser trauriges Schicksal zur Last legen, und fast auf jeder Seite Ihres l i t e r a r h i s t o r i s c h e n Essays über unsere modernen Dichter lese ich vor Allem das zum nationalen Dogma der Deutschen gewordene Caeterum Censeo, daß wir dem Schicksal verfallen sind. Der Zustand unserer Literatur „gibt“ Ihnen das Recht zu dem „allerdings grausamen Gleichnisse“ vom „modernden Aschenhaufen“ unseres Volksthums. Sie werden mir einräumen, daß es schmerzlich berühren muß, ein solches Urtheil zu vernehmen und vor einem Publikum verbreitet zu finden, welches ihm kein selbständiges kritisches Urtheil entgegenstellen kann.

Aber so weit die oben beregte Verdammungssucht so zu sagen in succum et sanguinem der Deutschen übergegangen ist, will ich mit ihr nicht rechten. Das wäre ja verlorene Mühe. Allgemein geläufige Voreingenommenheiten lassen sich nicht hinwegdisputiren. Das sind Urtheilskrankheiten, die überstanden werden müssen. Ihre Bekämpfung würde mich außerdem zu breiten, historischen und politischen Erörterungen führen, die gewiß mein Schriftstück unmöglich machen würden. Ich will mich also, Geehrter Herr, nur an Ihr subjectives Urtheil halten, soweit es vorliegt, und davon absehen, in wie weit es durch jene nationale Voreingenommenheit beeinflußt ist.

Sie fällen Ihr **letales** Urtheil auf Grund dessen, daß „jedes Volk verdursten und verhungern muß (geistig), welches lediglich aus dem nationalen Gedanken seine Nahrung schöpft.“ „Der nationale Gedanke reicht eben allein nicht aus, ein Volksthum mit fruchtbarem geistigen Inhalte zu erfüllen.“ So meinen Sie, Geehrter Herr, und machen es unseren Poeten zum Vorwurf, daß sie einseitig aus der nationalen Quelle geschöpft haben. Andererseits aber machen Sie Ihren Landsleuten das Studium der polnischen Poeten unter anderem damit plausibel, daß sie „unsere Gegner (die Polen) nicht gewisser in ihren Vorzügen und Schwächen zu erkennen“ vermögen, als wenn sie „in die Werkstätten ihres geistigen Lebens eindringen und sie dort beobachten, wo der Rohstoff ihnen theils von den Jesuiten und der Kirche, theils durch französische Canäle, am wenigsten aber aus dem Jungbrunnen nationalen und autochthonen Wesens zuströmt.“

Das ist allerdings ein arger Widerspruch, der noch schroffer wird, wenn Sie Mickiewicz byronischer, Krasinski hegelianischer Beeinflussung überführen. Auch wissen Sie ja sehr wohl, daß sowohl der mit dem classischen Zopf kämpfende Gymnasiallehrer Mickiewicz, wie Krasinski und nicht minder Slowacki, alt- und neuclassisch gebildete Männer waren, und wenn sie an dem „Jungbrunnen nationalen und autochthonen Wesens“ mit vollen Zügen tranken, so ist das nach allgemein literarischen Dogmen ihnen eher als Vorzug, denn als Fehler anzurechnen. Sie sind ja, Geehrter Herr, derselben Meinung, wo Sie es Fredro zum Lobe ausmachen, daß seine volksthümlichen Gestalten am Wiener Stadttheater nicht verständlich waren. Danach zu urtheilen, werden Sie auch wohl die dem von Ihnen sonst verehrten Severin Goszczynski angethane „poetische Bornirtheit“ wieder zurücknehmen; er hat sie ebenso wenig verdient, wie irgend ein Dichter patriotischer Gesänge in Deutschland, wo eben diese Poesiegattung in höherer Weise cultivirt zu werden, nicht dermaßen Gelegenheit fand, wie bei uns.

Sie basiren, Geehrter Herr, „die letale Charaktereigenschaft“ unseres Stammes ferner darauf, daß „fast alle großen Poeten polnischer Zunge allmälig aus den nationalen Träumen ihrer Jugend in die Netze des vogelstellenden Ultramontanismus oder in die nebelhaften Arme mystischer Schwärmerei hinübergleiten.“ Das traurige Factum ist theilweise nicht abzuläugnen, aber die Consequenzen, welche Sie daraus ziehen, bedürfen wohl einer Correctur. Im Allgemeinen wäre das Nächste, was man vom literarhistorischen Standpunkte diesem Factum gegenüber zu thun hätte, daß man selbiges einfach und menschlich aufklärt. Versetzen Sie sich doch, Geehrter Herr, in die Lage Polens, lassen Sie über Sich und Ihr Volk die furchtbarsten Unglücksfälle einbrechen, gehen Sie das Brod der Verbannung zu essen, schauen Sie mit Seheraugen in die trübste Zukunft — und wenn Sie dann Ihr Urtheil über Mickiewicz und sein Volk fällen, wird es, glaube ich, bedeutend nachsichtiger ausfallen. Es gibt eben notorisch keine Analogie in der Geschichte für das Uebermaaß von Unbill, welches auf die Gemüther unserer Poeten und unseres Volkes drückte und zu drücken nicht aufhört, deshalb ist es fraglich, ob die Lage der Dinge wirklich mit „mehr Würde“ und mit einem geringeren Maaß von Verirrungen zu tragen war. Wenn Sie uns „fortgewehte“ Völker vor die Augen halten, so meinen Sie wohl wandernde Kriegerstämme, embryonische Volks- oder ephemere Staatengebilde, die wahrlich keine Poeten hatten, deren Talent ein Goethe mit einer „goldenen Feder“ geehrt hätte.

Was speciell den für uns wirklich letalen Ultramontanismus betrifft, so kann ja weder bei Mickiewicz, noch bei Slowacki von diesem die Rede sein, er war zu jener Zeit wenig expansiv; und wenn man den aus einer hocharistokratischen Familie stammenden Krasinski von clericalen Einflüssen sich nicht wohl frei denken kann, so möchte ich eher behaupten, daß sein hehrer Geist spontan bestrebt war, sich über die beengenden Geistesgrenzen hinwegzusetzen, als daß er in dieselben herabgleitend gebannt worden wäre. Auch noch so freie Geister finden, abgesehen von seinen kirchlichen Ideen, in seiner Poesie genug des allgemein Schönen, Guten und Erhabenen, um sich daran poetisch zu läutern. — Mickiewicz ist allerdings in unheilvollen Mysticismus verfallen, aber als es geschah, war auch sein poetisches Schaffen bereits abgeschlossen. Der Mysticismus hat nur dasjenige am Dichter verdorben, was er nicht geschaffen hat; seine großen Werke sind frei und rein wie des Thaues erquickende Tropfen. Dieser Thau hat die Nation in den Tagen größter Prüfungen aufrecht zu erhalten verholfen, die falschen mystischen Klänge hallten kaum wider in dem engsten Kreise der Verbannungsgenossen. Man setzt sich bei uns pietätvoll über diese Verirrung unseres Meisters hinweg, man ignorirt sie und kann es mit gutem Gewissen thun, denn sie hat ja nicht einmal auf die gebildete Masse der Nation Einfluß gehabt, geschweige denn einen letalen. —

Dem unbändigen und doch mit mystischen Einflüssen behafteten Slowacki rufen Sie, Geehrter Herr, so zu sagen mit scholastischer Verachtung für seine „wunderliche Spontaneität der Begeisterung" zu: „Umsonst haben haben Aristoteles, Batteux und Lessing, umsonst Dante und Goethe gelebt!" Allerdings, der Mann hat oftmals den hergebrachten Regeln der Kunst gespottet, — doch meine ich, daß auch „Faust" nicht nach Aristoteles geschrieben ist. In den Sphären genialen Schaffens ist eben nicht alles Verirrung, was ihren Schein trägt. Ein Genius kann sich wohl an Hergebrachtes halten, aber ein Zwang existirt für ihn nicht.

Doch halten wir uns an die echten, unstreitigen Verirrungen. Da will ich Sie, Geehrter Herr, darauf verweisen, daß sie soeben in Deutschland auf einem der Poesie verwandten Gebiete ein analoges Vorkommniß durchmachen. Ein unstreitig großer musikalischer Geist ist auf Abwege gerathen und verharrt leider nicht Quietismus wie Mickiewicz gethan, sondern tritt streitbar auf, steuert mit Macht auf ein utopisches Ziel los, daß man sich fragen möchte, haben denn Mozart, Beethoven, Chopin und so viele andere Meister umsonst gelebt? — So groß und gefährlich auch diese Verirrung sein mag, Niemand wird aus ihr den Untergang des deutschen Elementes vorhersagen wollen.

Sie stellen uns ferner, Geehrter Herr, kein günstiges Horoscop aus dem Grunde, weil wir nur eine einzige und zwar sehr kurze Blütheepoche der Poesie gehabt haben, die nun zu Ende ist. Wenn Sie die zahlreichen Poeten und Prosaiker des sechzehnten Jahrhunderts der Ehre entheben, eine Blüthe-Periode der polnischen Literatur gebildet zu haben, so mögen Sie Recht haben; bei uns steht es aber fest, daß gerade jene erste Periode für unsere Nationalität von eminenter Bedeutung war. Sie schuf die polnische Literatur- und Hofsprache und gab den verschiedenen Stämmen der weiten polnischen Republik den inneren Stempel der Einheit und Zusammengehörigkeit. Jener Epoche verdanken wir den Umstand, daß auf Hunderte von Meilen Entfernung bei uns nur eine Sprache geredet und verstanden wird, daß wir keine Dialecte und Jargons kennen.

Die Blütheepoche der Mickiewicz, Slowacki, Krasinski ist zwar wirklich vorüber, doch meine ich, auch in Deutschland hätten die Lessing, Goethe und Schiller schon seit langeher einem Dichtergeschlecht Platz gemacht, welches sich mit jenen Heroen nicht messen kann. Oder ist es etwa in Frankreich, in England, oder anderswo besser? Der hohe Parnaß ist eben verödet, es tummelt sich nur an seinen Vorbergen ein zahlreiches Volk von Epigonen. Der Geist der Völker hat in andere Bahnen eingelenkt, er hat sich von der Poesie ganz besonders abgewendet. Mit zahllosen greifbaren Wandern bringt er die Welt in Staunen: man sieht, man gafft, man begehrt, man schafft und rafft stummen Geistes. Das ist nicht die Zeit der Völkerseher. Erst wenn im wilden Taumel die Welt ihre Kraft erschöpft haben wird, sollen sie wiederkommen und aus dem „modernden Aschenhaufen" den Phönix der Menschheit erwecken. — Das gilt aber allen Völkern und allen Geistern. Wir sind alle so weit, bald nichts mehr von Poesie zu verstehen. Ich glaube, bei uns Polen ist es gerade noch nicht am schlimmsten. Die Epigonenepoche ist bei uns gerade so zahlreich vertreten wie anderwärts. Es blüht auch bei uns, trotz der ungünstigsten Verhältnisse, eine reiche Romanliteratur. Sie kennen ja, Geehrter Herr, den greisen und doch stets unermüdlichen Kraszenzki: Er zählt gewiß zu den fruchtbarsten Geistern Europas. Auch ist er von den Ultramontanen in den Bann gethan und frei von jedem Mysticismus.

Es wundert mich übrigens, Geehrter Herr, daß Sie neben den von Mysticismus behafteten Poeten durchaus diejenigen verschweigen, welche durch diese Epoche mit heiler Haut davongekommen sind und wohl noch vor S. Loszczyricki genannt zu werden verdienen. Dichtet denn der herrliche Vinzenz Pol uns auch ein hippokratisches Gesicht an? Ich meine, er ist eben so erquickend wie Fredro. Hat doch sein „Lied von unserem Lande", ein Unicum in seiner Art, mehrere deutsche Uebersetzungen erlebt. Warum zählt er, Syrokomla und so viele Andere nicht mit? Sie haben recht frohe Gesichter! Nach diesen zu urtheilen, werden wir noch recht lange leben, trotz des ungleichen, gigantischen Kampfes, welchen wir um unser Dasein führen müssen.

An den Vorwurf, daß unsere Poeten zu patriotisch, zu national sind, reihen Sie, Geehrter Herr, auch noch den des Mangels an Originalität, nämlich, „daß sie sich allesammt an fremde Vorbilder anlehnen." Nun ja, sie haben Epen, epische Gesänge, Balladen, Romanzen, Sonette gedichtet, Dramen, Komödien geschrieben, gerade wie ihre Vorgänger und Zeitgenossen aller *Nationen*. Ich glaube, neue Formen sind überhaupt nicht zu schaffen, höchstens mehr oder minder ansprechende Combinationen der Haupttypen. Und was den Inhalt, die Ideen betrifft, so würde

es Ihnen doch wohl schwer fallen, ein Plagiat nachzuweisen. Sonst schöpften ja unsere Dichter ihre Geistesnahrung „lediglich aus dem nationalen Gedanken“ — und wenn sie trotzdem in ihrem Schaffen mit ihresgleichen anderer Nationen in Ideengemeinschaft verblieben, wenn sie sich dem Einflusse classischer sowohl, wie moderner Studien nicht verschlossen, so ist es wohl gerade ein Vorzug und widerlegt vollends die „poetische Bornirtheit“.

Und nun, ehe ich zum Schlusse komme, will ich Sie, Geehrter Herr, bitten, es uns ja nicht übel zu nehmen, wenn wir für unsere Poeten eine „grenzenlose nationale Pietät“ cultiviren. Wir wollen eben in dieser Hinsicht nicht schlechter sein, als andere Nationen. Und da es uns meistens versagt ist, der Cultur unserer großen Männer in jener ostensiblen Weise zu pflegen, wie es anderen freien Nationen vergönnt ist, wird es wohl ganz folgerichtig sein, daß unser Herz übergeht, so wie wir auf dieses Thema zu sprechen kommen. Auch ist es wohl für große Männer anderer Nationen keine Ehrabschneidung, wenn wir uns erdreisten namentlich zu behaupten, wir hätten auch Männer gehabt, deren Standpunkt für unsere Heimath etwa demjenigen entspricht, welchen Goethe, Byron oder Molière bei ihren Nationen eingenommen haben. Dergleichen sind doch wohl erlaubte Mittel zur Erhaltung von Selbstvertrauen, zur Erweckung von nationalem Selbstbewußtsein. Ich für meinen Theil freue mich aufrichtig, wenn Sie, Geehrter Herr, über ihren Olympier Goethe, über den Weimarschen Jupiter schreiben. Jeder vernünftige Pole, dessen seien Sie versichert, verehrt ihn als solchen, und würde es schwerlich zu Stande bringen, in einem Essay über deutsche Dichter, worin er den Standpunkt derselben nur in den allgemeinsten Umrissen darlegt, auch nur eine Zeile der Hervorhebung kleinlicher, menschlicher Nörgeleien einzuräumen, wie sie bekanntlich sogar olympischen Geistern nicht fremd sind. Dergleichen sollten vergessen werden und gehören nicht vor das große Publikum, auch wenn es sich nur um polnische Dichter handelt.

Doch leider müssen wir Polen uns recht viel gefallen lassen. Wir nehmen auch so Manches hin ohne zu mucken, nicht aus jenem „herzlosen après nous le déluge“, sondern weil wir in der Schule des Mißgeschicks „den Abgang vernünftiger Mäßigung“, „das Mißverhältniß zwischen dem Wollen und dem Können“ auszugleichen gelernt haben. Und ich glaube dieser Errungenschaft nicht untreu zu werden, wenn ich Logik und Ethik als Zeugen aufrufe, daß man bei der Beurtheilung eines verunglückten Volkes nicht auf dem absoluten Standpunkte verharren kann. Es steht, glaube ich, nirgends geschrieben, daß jeder Mißgriff, jeder falsche Schritt, die unsererseits gethan worden sind, unbarmherzig an Gut und Leben gestraft werden müssen, während andere Völker sich einen Freibrief erwirkt haben für alle Thaten, auch wenn sie mit Vernunft und Moral im grellsten Widerspruch stehen sollten!

Aber Sie kommen, Geehrter Herr, mit noch einem und zwar geradezu niederschmetternden Argument. Sie meinen, „die Polen, obschon unter den Slaven weitaus am intelligentesten, haben gleichwohl zu wenig selbständiges geschichtliches Dasein entwickelt, zu wenig allgemeine Bildung aufgehäuft.“ Das ist leicht gesagt, um uns herabzukanzeln, aber wo und durch welches Forum sind denn die Maaße geaicht für das „zu wenig“ und für das Rechte? Was man ex post Areopag der Geschichte nennt, wird nur zu leicht gemißbraucht, um grobe Verstöße gegen die Ethik im Völkerleben zu beschönigen. Ich will ja gar nicht behaupten, daß wir Polen in der Geschichte bis jetzt ebensoviel selbständiges Dasein entwickelt, ebensoviel allgemeine Bildung angehäuft haben, wie die großen Culturvölker des westlich von uns gelegenen Europa, doch wäre, ehe man uns ob dieser Unzulänglichkeit das Todesurtheil zurechtlegt, zu erwägen, daß wir in der Cultur überhaupt um mehrere Jahrhunderte jünger sind als jene Völker. Und wohl werden Sie mir einräumen, daß Etappen jahrhundertelanger Arbeit sich nicht überspringen lassen, wie Klassen in der Schule — trotz Amerika und Japan. Man darf es ja bei der jetzigen Machtstellung Deutschlands offen gestehen, daß die Deutschen auf gar manchem Gebiete des Schaffens anderen Völkern bei weitem nachstehen, weil sie eben ihrerseits in der Cultur jünger sind als jene. Und doch fällt es keinem Franzosen, Engländer oder Italiener ein, deßhalb der deutschen Nation den Untergang herauszusyllogisiren.

Es würde mich zu weit führen, vor Ihnen, Geehrter Herr, mit einem Plaidoyer für den Culturstandpunkt unserer Nation aufzutreten. Ich bemerke nur nochmals, daß wir uns zwar durchaus nicht anmaßen, zu behaupten, wir ständen auf dem Standpunkt der großen Culturvölker, aber andererseits haben wir unbedingt ein Recht, mit zu den Culturvölkern gezählt zu werden, wir haben ein Recht zu behaupten, daß man uns brutaler Weise aus der europäischen Völkerfamilie

ausgestoßen hat und nunmehr diese von der Geschichte verdammte Unthat mit unseren Begehungs- und Unterlassungssünden zu beschönigen bestrebt ist.

Thun unsre Dichter unrecht, wenn sie bei dieser Lage der Dinge einen Ton anstimmen, der wenigstens die Hoffnung in dem arg gemißhandelten Volke nicht untergehen läßt? Ist denn überhaupt denkbar, daß sie das Gegentheil thun könnten? Ich glaube kaum, und bin fest überzeugt, daß Goethe und Schiller dieselben Wege gewandelt wären, welche unsere Dichter einschlugen, wenn Deutschland dem nämlichen Mißgeschick verfallen wäre, wie unser Vaterland. Wenn aber „das napoleonische Joch" Goethe nicht zu patriotischen Ergüssen veranlaßte, so kommt das einfach daher, weil das Auge des Olympiers genüglich in ihrer Ohnmacht die plutonischen Mächte würdigte, welche über Europa dahinsausten, und eine ernstliche Gefahr für Freiheit und Unabhängigkeit der Völker nicht bringen konnten. Anderes sahen unsere Seher, und darnach muß man ihr Schaffen würdigen, nicht nach fremdartigen Categorien. Ich fürchte, Geehrter Herr, Ihnen bereits lästig geworden zu sein und breche eiligst ab, jedoch nicht ohne die aufrichtige Bitte an Sie gerichtet zu haben, Sie mögen nicht aufhören, Ihren deutschen Leserkreis mit den Schätzen unserer Literatur bekannt zn machen. Es würde mir zur größten Genugthuung gereichen, wenn ich dabei erfahre, daß Sie diesem meinen bestens gemeinten Schreiben wohlwollend begegnet sind.

Posen.

Dr. W. Lebinski.

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.

Bulwer's letzter vollständiger Roman!

Im Verlag von **Ernst Julius Günther** in Leipzig erschien in **autorisirter** Uebersetzung:

Kenelm Chillingly.

Roman

von

Edward Bulwer.

Aus dem Englischen von **Emil Lehmann.**

Billige Ausgabe.

3 Bände. Preis 6 Mark.

Das Geschlecht der Zukunft.

Roman

von

Edward Bulwer.

Aus dem Englischen von **Jenny Piorkowska.**

1 Band. Preis 3 Mark.

Elegantes Festgeschenk.

G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung in Dresden.



Preis: geheftet 2 M. 40 Pf
eleg. gebunden 3 M. 60 Pf.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien:

Blätter im Winde.

Von

Johannes Scherr.

Ein Band. 29 Bogen. Preis broschirt 5 Mark, elegant gebunden 7 Mark.

Inhalt:

Offenes Sendschreiben an Zachäus Zirbeldrüse. — Aus Elysion (Briefe eines Elysionärs). — Lucrezia Borgia. — Der letzte Sonnensohn. — Monsieur Thiers. — Sealsfield-Postl. — Die deutsche Dichterin.

Die Gekreuzigte

oder

Das Passionsspiel von Wildisbuch.

Von **Johannes Scherr.**

Zweite Auflage.

Preis broschirt 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Im Verlag von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien:

Gedichte.

Von Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Neunte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden in Goldschnitt. Preis 6 Mark.

Literaturbriefe.

Von

Johannes Scherr.

II.

November 1876.

Ja freilich, verehrte Freundin, nur die ganz Gedankenlosen vermögen sich dem Gefühle des Unbehagens zu entziehen, welches so schwer auf der Gegenwart lastet, und nur wenigen Auserwählten ist es gegeben, über die allgemeine Verstimmung, welche naturgemäß auch in der Literatur ihren Ausdruck findet, sich emporzuheben „in die heitern Regionen", wo es keine orientalische Frage, keine Börsenkrache, keine Gründerprozesse und keine Geschäftsstockungen gibt. In Deutschland ist zu all der Schwerenothzeit und Zeitschwerenoth noch eine gränzenlose Ernüchterung hinzugetreten, seit dem kurzen Milliardentraum ein jähes Erwachen folgte, welches unsanft darthat, der geträumte Nationalreichthum sei eitles Katzengold gewesen.

Unbehagliches Gähnen und mürrisches Augenreiben ringsum. Die alte Hutzel, Jungfer Kritik, kam aus dem Ofenwinkel, wohin die Fanfaren von 1870—71 sie gescheucht hatten, wieder hervorgeschwänzt, setzte ihre schärfste Brille auf, räusperte sich und sagte seelenvergnügt: „Ich dachte mir's wohl, die Herrlichkeit werde nicht lange währen."

In Wahrheit, die Herrlichkeit hat nicht lange gewährt. Man habe sich — keift sie — das neue Reich genauer angesehen und habe gefunden, daß es, abgesehen von der preußischen Pickelhaubebedachung, eigentlich noch die alte Lotterfalle wäre, und daß die zwei Dutzend Vaterländer im Grunde so wenig ein wirkliches Vaterland ausmachten, als die früheren drei Dutzend ein solches ausgemacht hatten. Die Reichsverfassung habe meisterhaft das Problem gelös't, alle Schäden des Föderalismus mit allen Uebeln des Centralismus zu verbinden. Der Reichstag sei wie eigens dazu gemacht, den Scheinkonstitutionalismus und Schwatzparlamentarismus ad oculos auresque zu demonstriren. Inbetreff ihrer wichtigsten Angelegenheiten habe die Nation zwar den Beutel offen, aber das Maul zu halten. Wann es an der Zeit, werde man ihr schon sagen, was sie unter ihrer Ehre und unter ihren Interessen zu verstehen hätte. Die Siege über die Franzosen wären sehr schön, sehr glorreich gewesen; schade nur, daß dieselben weit mehr den Russen als den Deutschen zu gut gekommen. Doch was hätte das zu sagen? Die lieben Russen, die von Christenthum und Humanität strotzenden Russen wären ja unsere „besten Freunde". Wenigstens trompeteten und paukten das die berliner Reichstrompeter und Reichspauker alltäglich und allstündlich. Aber helfen unsere „besten Freunde" mittels ihrer Zollpolitik nicht unsere Industrie und unseren Handel systematisch ruiniren? Bah,

Kleinigkeiten, um die sich eine „Weltmacht" wie wir, um die sich das große deutsche Reich nicht zu kümmern brauchte. Zudem, wären wir denn nicht noch von des allerhöchstseligsten Nikola Zeiten her der Ehre gewohnt, der Kolossin Matuschka Moskawia unterthänigst die Schleppe zu tragen? Der gesunde Menschenverstand wäre freilich der Meinung, statt solcher Schleppeträgerei zu fröhnen müßte Germania vielmehr bei Zeiten der schmollenden Madame La France die Ueberzeugung beizubringen suchen, daß eines wüsten Tages sie beide vereint, aufrichtig vereint kaum stark genug sein würden, der besagten kolossalen Weiblichkeit die Wege zu weisen, die Rückwege in die asiatischen Steppen. Aber so ein armer Kerl wie der gesunde Menschenverstand hätte in der Politik bekanntlich nicht mitzureden.

So raisonnirt die Jungfer Kritik. Ein böses Ding, nicht wahr? Eigentlich sollte man sie als Reichsfeindin verklagen. Denn — sagt sie — wir haben es ja so herrlich weit gebracht in der Opportunitätskriecherei und im Kompromißbettel, daß, wer nicht mitkriecht und nicht mitbettelt, ohne weiteres in die nationalservile Reichsacht gethan wird.

Doch was geht uns beide das alles an? Rein nichts, rechne ich, und wir „danken Gott an jedem neuen Morgen, daß wir nicht brauchen für's deutsche Reich zu sorgen" — danken ihm um so inbrünstiger, da alles und jedes Reichliche von dem jetzo in Hinterpommern gelegenen „Nabel der Erde" aus so vortrefflich und unübertrefflich besorgt wird, daß man meinen sollte, der ewige Lasker und der nicht minder ewige Windthorst könnten nachgerade ihre reichs- und landtägliche Zungengymnastik einstellen. Das bißchen Klappern, welches zum parlamentarischen Humbug — will sagen Handwerk gehört, könnten ja die lieben „Reptilien" so nebenbei und für eine kleine Extravergütung besorgen: es werden ja wohl auch Klapperschlangen darunter sein. Im übrigen wollte ich mit alledem nur bemerken, daß es dermalen in Deutschland keine Kleinigkeit ist, bei guter Laune zu sein, und zwar nicht nur für sich selber, sondern auch für andere. Wer das vermag, muß als ein öffentlicher Wohlthäter willkommen geheißen werden und als solchen begrüß' ich heute den Dichter des Romans in Versen, betitelt „Ebenbürtig". Adolf Friedrich von Schack hat, wie Sie ja wissen, liebe Freundin, vollwichtigen Anspruch darauf, unter den besten Autorennamen der Gegenwart mitgenannt zu werden. Abgesehen von allem anderen, schon darum, weil er die vom banausischen Specialitätenkram mehr und mehr überwucherte deutsche Universalität höchst ehrenhaft vertritt. Klassische Zeugnisse hierfür sind ja sein „Firdusi" und seine „Geschichte der dramatischen Literatur Spaniens", welche Leistungen zu den besten literarischen der letzten vierzig Jahre zu stellen ich keinen Augenblick zögere. Eben so reich und weltweit wie Schacks Wissen ist sein Schauen und Fühlen als Dichter. In der Lyrik, Epik und Dramatik hat er sich mit Glück versucht. Schildereien von einer Farbenglut, wie seine „Nächte des Orients" sie enthalten, hat unsere erzählende Poesie nicht eben übermäßig viele aufzuweisen. Als Lyriker huldigt Schack dem „altfränkischen" Grundsatz, daß Gedanken das Lied keineswegs beschweren, sondern zieren, und darum ist in der vielgestaltigen Sammlung seiner lyrischen Gedichte ein Gedankenreichthum enthalten, wie er uns seit Rückert und Schefer nicht mehr geboten wurde. Seine Lieblingsform, den Roman in Versen, handhabt Schack mit Virtuosität. Schon zwei frühere Dichtungen dieser Art, „Lothar" und „Durch alle Wetter", bezeugten das, aber der neue, in prächtigen Achtzeilern geschriebene Roman „Ebenbürtig" schlägt die beiden vorhergegangenen. Eine Fabel voll prickelnder Schalkheit, vollendete Formsicherheit, ein müheloses Geströme und Gestrudel von Vers und

Reim, ein von unerschöpflich guter Laune getragener Vortrag, eine mehr lachende als geißelnde Satire, das sind die Vorzüge dieser Dichtung, welche man mit wahrem Behagen von der ersten Zeile bis zur letzten genießt. Ich hoffe, auch die Standesgenossen des Dichters, die Herren von und zu, werden Humor genug besitzen, um diese lustige Verspottung der Ebenbürtigkeit sich gefallen zu lassen. Dem Aberglauben vom blauen Blut spielt freilich Schack, welcher ja überhaupt nicht zum Troß der Scheinliberalen gehört, sondern ein wirklich freigesinnter Mann, ein rechter Freiherr ist, verteufelt mit. Der Fürst Friedrich, ein Urjunker aus Pommern, muß es erleben, daß seine Söhne Nikolaus, Max, Otto ganz aus der Sippe schlagen, Freidenker, Demokraten, Revoluzer werden und schauderhafte „Mesalliancen" schließen, der eine mit einem Bürger-, der andere mit einem Bauermädchen, der dritte mit einer Cirkustänzerin. Und die Töchter, hilf Himmel, machen es fast noch ärger: Aslauga heiratet einen simpeln Maler, Sieglind und Gertrud gehen gar mit zwei „ungetauften" Juden und Zukunftsmusikanten durch. Die ironische Krone aber setzt Schack seiner Dichtung auf, wenn schließlich der Urjunker und Fürst Friedrich selber mißheiratet, nämlich die Gouvernante seiner Tochter. So löſ't sich am Ende alles in Wohlgefallen auf und zwar auf dem Rigikulm, allwo der alte Herr seinen Söhnen und Töchtern sammt ihren Frauen, Männern und Kindern ein Stelldichein gegeben hat. Sieglind —

„Sieglind hebt an: Sei uns, o liebster, bester
Papa, und unsern Männern holdgesinnt!
Die Liebe war, die mir und meiner Schwester
Den Rechten zugeführt, diesmal nicht blind.
Und stolzer macht es uns, daß im Orchester
Die Beiden wack're Musikanten sind,
Als wenn sie Fürsten wären. Hiermit führ' ich
Dir meinen zu; er ist Cellist in Zürich."

„Gertrude drauf: Zwar vom Israeliten
Durchaus nicht lassen will mein Levyson,
Er sagt, die Glaubenslehren seien Mythen
Und gleichviel tauge jede Religion;
Allein, drauf will ich eine Wette bieten,
Des allerchristlichsten Monarchen Sohn
Ist nicht so gut wie er, der demokrat'sche
Freigeist, noch solch ein Meister auf der Bratsche" . . .

Von einem noch frischen Grabe her, dem es an heißen Thränen nicht fehlte, kommt uns eine edle Gabe, ein Vermächtniß von Anastasius Grün. „In der Veranda" ist diese „dichterische Nachlese" betitelt und, noch von des Dichters eigener Hand vor seinem Heimgange zum Drucke geordnet, in der als mustergiltig anzuerkennenden Grote'schen „Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller" erschienen. Wir schlagen das zierliche Büchlein auf und wie ein „Salve!" begrüßt uns am Eingang die „Läuterung." —

„Wo war, wo ist, wo wird sie sein
Die Stunde, wahrem Glück erlesen?
Sie ist nicht und sie wird nicht sein,
Denn sie ist immer nur *gewesen*!

Wir mäkeln viel, bis sie entrinnt;
Sie däucht uns schön, wenn wir sie missen,
Und daß wir glücklich waren, wissen
Wir erst, wann wir es nimmer sind.

„Wo ist der Mann, wann wird er kommen,
Den alle Tugendzierden adeln?
Steht er dir nah, noch so vollkommen,
Doch weißt du dies und das zu tadeln;
Erst wenn er schied und nimmer kehrt,
Erglänzen hell dir seine Gaben,
Und eines Menschen ganzen Werth
Zu kennen, müßt ihr ihn begraben.

„Was lieb' dir, wird dir lieber sein,
Noch schmerzlich lieber durch die Ferne;
Blick auf! wie schlingt sie glänzend rein
Den goldnen Zauber um die Sterne!
Sie webt die blaue Schleierluft
Um des Gebirges schroffe Zinnen,
Daß eingehüllt in weichen Duft
Die Härten des Gesteins zerrinnen.

„Blick nieder, wo von ihrem Gruß
Die Friedhofshügel wogend schwellen,
Des dunkeln Stromes grüne Wellen,
Der so viel Liebes scheiden muß!
Sie spülen Makel weg und Fehle, —
Und wie ein Schwan beim Wellenschein
Im Drüberflug ahnt deine Seele:
Hier bad' ich einst den Fittig rein."

Wie wahr, wie vertraut, wie schön das ist! Da sehen wir wieder einmal deutlich daß ein echter Dichter nicht zu raffiniren, nicht auf die Sensationssuche zu gehen braucht, um Menschenherzen zu bewegen, zu erregen oder zu beruhigen. Der einfachste Gedanke genügt ihm. Aber er sieht denselben mit seinen Augen an und unter diesem Blicke verwandelt sich das Altbekannte in ein überraschend neues und schönes Bild. Wenn wir von dem dichterischen Gehalt von Grüns Vermächtniß ganz absehen wollten, müßte uns dasselbe schon darum theuer sein, weil es in das wüste Gebell und Gegell der wilden Jagd des Materialismus unserer Tage wie ein voller Harfenton des idealistischen Glaubens hereinklingt. Durchweg haben wir „In der Veranda" auch das wohlthuende Gefühl, daß uns hier keine poetischen Stilübungen geboten werden, sondern die Herzenslaute und Brusttöne eines Dichters, welcher einer der besten Männer unserer Zeit gewesen ist. Ja, in dieser Zeit, wo die schamloseste Apostasie und das frechste Renegatenthum für „realpolitische" Tugenden ausgeschrieen werden, hat der Graf Auersperg unwankbar treu an der Fahne gehalten, welche so viele Plebejer verrathen und verkauft haben. Und wie war er deutsch in jeder Faser und Fiber! Alles Gute und Beste, was Deutsch-Oestreich fühlt und sinnt, die ganze Gegenwarttrauer und alle Zukunftshoffnung der Deutschen in Oestreich hat in Grüns poetischem Testament Gestalt und Stimme gefunden.

Wenn in den Dichtungen dieses Oestreichers stets die großen Fragen der Zeit den Hintergrund bilden, so läßt sich dagegen in den „Melodieen“ des Rheinschwaben Ludwig Eichrodt die alte und immerjunge deutsche Liederlust so zu sagen ganz voraussetzungslos gehen. Das schmucke Buch enthält die Ernte einer Liedersaat von fünfundzwanzig Jahren, eine ährenschwere Liedergarbe, in welche man nur auf's Gerathewohl hineinzugreifen braucht, um Wohlgefälliges zu fassen. Eichrodt strebt mit Bewußtsein, wie das Vorwort ausweis't, nach der Unmittelbarkeit des Liedes und er hat sie auch häufig vollständig erreicht. Er dichtet „wie der Vogel singt“. Lieder wie das fröhliche „O Heimat am Rhein, alemannisches Land“ — oder das elegische „Orions Sternbild kommt gezogen“ — athmen die volle Ursprünglichkeit des echten Liedes, das elementarisch Quillende, welches dem Worte schon unwillkürlich die Melodie gesellt. Wie gern ich aber Eichrodt als echten Liedersänger anerkenne, so will mir doch scheinen, daß er als Parodist und Travestirer noch bedeutender sei. Die Sammlungen seiner Parodieen und Travestieen („Lyrische Karikaturen“ — und „Lyrischer Kehraus“) sind unseren Zeitgenossen, welche ja nahe daran sind, das Lachen ganz zu verlernen, nicht genug zu empfehlen. Er ist ein feiner Spürer im Auffinden des Lächerlichen und ein Meister im Veranschaulichen desselben. Dabei keineswegs boshaft und giftig, sondern gutmüthig und harmlos wie sein berühmter Gottlieb Biedermaier und sein kaum minder berühmter Horatius Treuherz. Eichrodt sollte die Naturgeschichte des deutschen Philisters schreiben. Daß dies ein klassisches Buch werden müßte, verbürgen schon die zwei Strophen seines „Letzenburger Nationalliedes“ vom Jahre 1866: —

„Ich sag' nicht so und sag' nicht so,
Denn wenn ich so sagt oder so,
So könnt' man später sagen
Ich hätt' so oder so gesagt,
Und packte mich, Gott sei's geklagt,
Beim Kragen.

„Drum sag' ich weder so noch so,
Brennt auch die Frage lichterloh.
Bin nicht französisch, nicht holländ'sch,
Geschweige deutsch, ich bin ein — Mensch,
Dazu ein durch und durcher
Geborner Letzenburcher.“

Sie schrieben mir neulich, liebe Freundin, beim Lesen mancher Hervorbringungen unserer derzeitigen Novellistik käme Ihnen mitunter vor, als wären Sie „eine vierzehnjährige Tochter gebildeter Stände.“ Verstand ich Sie recht, so wollten Sie damit sagen, unsere Novellisten und Novellistinnen gingen der Mehrzahl nach darauf aus, die Backfischeliteratur zu kultiviren. Nun ist es allerdings wahr, die Ueberführung der drei englischen Götzinnen „Delicacy“, „Fashion“ und „Respectability“ in den deutschen Roman ist glücklich zuwegegebracht, und wie sehr es diesen Importirten gelungen ist, in den „gebildeten Ständen“ unseres Landes allen Sinn für Natur, Originalität und Genialität auszutreiben, das hat unlängst die Simplicissimus-Episode in den Verhandlungen des preußischen Landtags barbarisch erwiesen. Wie haben sich bei dieser Gelegenheit die Herren der „gebildeten Stände“ blamirt! Am ärgsten ein berühmter Professor der Naturwissenschaft, welcher aus dem Simplicissimus lernen könnte, daß es zwischen Himmel und Erde doch

auch noch etliche andere Dinge gäbe als das Skalpell, das Mikroskop und die Retorte. Wäre es denkbar, daß in einer französischen Nationalversammlung vom Rabelais oder Montaigne so stupid gesprochen würde, wie im preußischen Parlamente von unserem prächtigen Grimmelshausen gesprochen worden ist? Gewiß nicht! Und doch glaubt jeder richtige deutsche Hochschulmeister vom hohen Kameel seines Dünkels auf die „unwissenden" Franzosen mitleidig herabsehen zu müssen. Wir werden es noch erleben, daß in Berlin oder Leipzig ein ästhetisches Ketzergericht über Göthe's Wilhelm Meister abgehalten wird; denn freilich unter die jetzo modische Schablone der höheren Langweilerei und tieferen Scheinheiligkeit der ausgebeinten Vor-, Um- und Rücksichtsnahme und der hohlpathetischen Teutschdümmelei paßt dieser Meisterroman nicht. Dank den Göttern, gibt es in Deutschland noch Erzähler und Erzählerinnen, welche die herrschende novellistische Konvenienz für das nehmen, was sie ist, für das Feigenblatt der Impotenz, und welche den Muth haben, auf die kritischen Orakeldämpfe der leipziger und berliner Theekessel gar keine Rücksicht zu nehmen. Da ist z. B. Erwin Schlieben, in dessen „Judenschloß" ich Sie führen möchte, liebe Freundin. Ich bin überzeugt, Sie werden das dreistöckige, will sagen dreibändige Bauwerk theilnahmevoll durchwandeln. Hier ist ein leibhaftes Stück Gegenwart, keck, fest und sicher aus dem Leben herausgegriffen und resolut vor uns hingestellt. Keine Schönfärberei, kein Verdüfteln und Vertuschen. Der Geldteufel unserer Tage geht zwar nicht brüllend, wohl aber kalkulirend um in diesem packenden Zeitbild, zu suchen, wen er verschlinge. Der Vortrag der spannenden Fabel ist außerordentlich frisch, das Pathos echt, der Humor drastisch, mitunter etwas zu zerrbildnerisch; aber freilich, der Dichter kann nichts dafür, daß so viele Zerrbilder in der Gegenwart herumlaufen. Warum das „Judenschloß" todtgeschwiegen wurde? Ei, das kann Sie nicht wundernehmen: es ist ja darin weder der Juden- noch der Christenheit geschmeichelt. Auch der Journalistik nicht. Aber lesen Sie ja das Buch! Sie als eine gesunde, wissende und ehrliche Leserin werden ihre Freude daran haben. Mir haben Sie Freude bereitet dadurch, daß Sie das kleine Skizzenbuch von Ada Christen, „Aus dem Leben" überschrieben, so liebgewonnen haben. Auf diesen 198 Seiten ist in der That mehr Poesie zu finden als in vielen vielbändigen und vielgepriesenen Romanen. Die Eigenart der Verfasserin geht ganz gegen den Strich des Herkömmlichen, insofern sie gar nicht daran denkt, der konventionellen Anschauungs- und Denkweise sich anzubequemen. Sie wandert abseits der novellistischen Heerstraße, bricht sich Bahn mit der Kraft eines Mannes, bewegt sich aber dabei mit der Anmuth des Weibes. Scharfumrissen, greifbar anschaulich, in der Vollbeleuchtung der Lebenswahrheit leben und handeln ihre Figuren vor unsern Augen. Wenn sie sprechen, glauben wir ihre Stimmen zu hören. Es sind nur kleine Werktagsgeschichten, welche die Verfasserin skizzirt; aber diese anspruchslosen Skizzen eröffnen uns einen Ausblick auf die Höhen und einen Einblick in die Tiefen des Daseins. Auch liegt darauf ein Abglanz vom Sonntagssonnenschein der Poesie, welcher wohl empfunden, aber nicht beschrieben werden kann ... Doch genug und übergenug für heute. Selbst Ihre Geduld, liebe Freundin, hat ja ihre Gränzen und ich fürchte sehr, Sie möchten finden, daß ich diesmal den dritten Paragraph von Dr. Martin Luthers kurzgefaßter Anleitung zur Beredsamkeit („Tritt fest auf, thu' das Maul auf, hör' bald auf!") allzuwenig beachtet hätte.

Nachschrift. Es geschieht Ihnen recht, wenn ich Sie noch nachschriftlich behellige. Sie wollen ja Ihrem so eben angelangten Briefe zufolge schlechterdings wissen, was ich

„von dem wunderlichen Gebaren des alten Carlyle in Sachen der Tagesfrage hielte." Da haben Sie es!

Burgen- und Klösterruinen können unter Umständen recht hübsch sein und wahre Zierden einer Landschaft abgeben. Mit Menschenruinen verhält es sich anders. Im günstigsten Falle sieht man sie mit Mitleid an. Wenn sie aber den Anspruch erheben, noch etwas Rechtes und Ganzes zu sein, so erregen sie nur Widerwillen. Ihnen ziemt Resignation und Schweigen. Wollen sie im hellen Lichte des Tages mitreden und mithandeln, so werden sie lächerlich. Alles hat seine Zeit, das Reden und das Verstummen. Der süßen oder sauern Gewohnheit des Sprechens oder Schreibens zur richtigen Zeit entsagen, heißt gegenüber dem Publikum als Mensch von Geschmack und Lebensart sich erweisen. Die geistige Zeugungskraft des Mannes erlischt in der Regel mit der physischen. Ausnahmen gibt es, aber sehr wenige. Selbst einem Göthe kann man eine Altersschwäche wie den zweiten Theil vom Faust eben nur nachsehen. Mitunter sind schriftstellerische Altersschwächen geradezu Alterssünden, unverzeihliche noch dazu.

Da ist die Ruine Thomas Carlyle. Eine verehrungswürdige Ruine ohne Zweifel, so sie sich in Nr. 5 Cheyne-Row, Chelsea, London stillhielte. Da sie aber noch mitreden will, so muß sie sich auch gefallen lassen, daß man ihr antwortet, und ich fürchte, die Antwort könne nicht übertrieben höflich ausfallen.

Carlyle hat Geisteszeugungen aufzuweisen, auf welche jeder Mann von Genius stolz sein dürfte. „The french revolution", die Sammlung der „Critical and miscellaneous essays" und der „Oliver Cromwell" bezeichnen die Höhenpunkte seiner schriftstellerischen Laufbahn. Dann ging es bergab. In den „Lectures on heroes" erschien der gesunde Menschenverstand schon sehr angekränkelt und war an die Stelle geschichtlicher Wahrheit und Gerechtigkeit bereits die geniale Marotte getreten. Der carlyle'sche sogenannte „Heldenkult" (hero-worship) sah der Anbetung brutaler Gewalt denn doch zum Verwechseln ähnlich. Die Marotte wurde dann zu der fürchterlich viel- und dickbändigen „History of Frederik the Great" ausgesponnen. Wer sich wie ich rühmen kann, diese Walburgisnacht von Buch von A bis Z durchgelesen zu haben, darf sich an Geduld jedem Heiligen der christlichen Marthyrologie gleichstellen. Wer sich aber rühmen kann, dieses Buch verfaßt zu haben, hat sicherlich dermalen an Sitzfleisch seines Gleichen nicht auf Erden und darum der königlich preußischen „Pour le mérite" redlichst ersessen. Wenn man der psallirenden Verhimmelung Friedrichs durch Carlyle vom Anfang bis zum Ende mit gehöriger Andacht folgt, so hat man zuletzt das Gefühl, der aufgeklärte Despot und kynische Stockskepterträger sei eigentlich ein himmelblaues Lämmerschwänzchen gewesen, fehl- und schuldlos, auch geschlechtslos, kurz ein Engel, ein Erzengel aus dem ff. Stellenweise fehlt es dem barock durcheinander geworfelten und gewursteten Werke keineswegs an genialen Blicken und Blitzen, aber das ist eine Genialität, wie sie auch in Irrenhäusern vorkommt.

Die russophilen Lorbeern, welche sich Mr. Gladstone, dieser cantor cantorum — (nicht vom lat. canere, sondern vom englischen „cant" herzuleiten) — unlängst erworben, scheinen den Schlaf in Nr. 5 Cheyne-Row-Chelsea gestört zu haben. Oder auch hat der gute Carlyle die groteske Komik der Scene in der londoner Guildhall, allwo der alte Clown D'Israeli den britischen Dreizack schwang, für Ernst, Pathos und Tragik angesehen. Demzufolge hing er die „Heldenanbetung" einstweilen an den Nagel und verlegte sich auf die Russenanbetung. Er setzte sich am 24. November hin und adressirte an

seinen „Dear Howard“ einen Schreibebrief, worin es von Carlyleismen und sonstigen Raritäten wimmelt. Die argverknotete orientalische Frage wird da kurzweg gelös't. Das Ding ist ja so einfach: „vollständige und alsbaldige Vertreibung der Türken aus Europa!“ orakelt unser Druide von Cheyne-Row. Die Frage: Wohin mit den zu Vertreibenden? kümmert ihn gar nicht. Nur fort mit ihnen! Sie sollen „ihr Angesicht nach Osten wenden“! Punktum. Die „friedlichen mongolischen Bewohner“ der Türkei dürften dagegen in Europa bleiben und „würden natürlich in Ruhe gelassen.“ Wer aber diese friedlichen mongolischen Einwohner eigentlich seien, das wissen weder Menschen noch Götter, das weiß nur Carlyle. Wenigstens sollte er es wissen, falls er nicht in den Verdacht kommen will, mit Bewußtsein eine pure blanke Faselei niedergeschrieben zu haben. Im übrigen wird die Türkei ganz nett und sauber zwischen Rußland und Oestreich aufgetheilt, basta! Oestreich muß ja doch mehr und mehr ein „slavisches und magyarisches Reich werden“ — da klingt einem wahrhaftig der schöne Reim aus dem „Buch des höhern Blödsinns“ in den Ohren: „Wenn das Feuer mit dem Wasser, König Saul und Salmanasser die Vermählungspolka tanzt“ — also ein magyarisches und slavisches Reich muß Oestreich werden und bei dieser Gelegenheit schlagen sich „die neun Millionen Deutschöstreicher zu ihren Landsleuten im großen deutschen Reiche“. Keine Hexerei, bloße Geschwindigkeit! Selbstverständlich hat der Car einen „gerechten Anspruch auf Gebietserwerb“ in der von ihm „befreiten“ Türkei und Carlyle ist augenscheinlich der Meinung, daß Europa gutthäte, sich ebenfalls durch den Caren „befreien“ zu lassen, von „Wahlurnen“, „Freiheit“ und dergleichen unpraktischen Dingen mehr, die sich nicht mit dem „Talent des Gehorsams“, mit der „schweigenden Befolgung gegebener Befehle“ vertragen, um welcher Tugenden willen Carlyle die Russen als einen „edlen Bestandtheil“ Europa's preis't und verherrlicht. Das Zukunftsideal heißt also Russificirung. Kinder und Narren sagen, was sie denken. Unser Russennarr in Cheyne-Row ist aufrichtiger, als die berliner Russen es wünschen können. Sie haben daher dem Propheten des Carismus ein sauersüßes Gesicht gemacht.

Der verliebte Weise.

Erzählung in Versen
von
Hans Herrig.

Einst lebt ein Weiser; daß alt er war,
Stumpf seine Augen, grau sein Haar,
Dürr seine Arme, steif seine Beine,
Versteht sich von selbst. Es hat einmal keine
Weisheit die Jugend; so lange noch dunkel
Die Haare, noch strahlt der Augen Gefunkel,
Gilt es, das Wissen zu vermehren,
Der Haare Mark dabei zu verzehren;
So lange gilt's, in den Büchern zu lesen,
Zu spähen in der Dinge Wesen,
Bis man die Augen sich sieht aus dem Kopf,
Doch dieser dafür ein voller Topf,
Gefüllt mit Weisheit bis zum Rand; —
Erst wer nicht recht mehr selbst kann stehn,
Besitzt den wahren, höhern Verstand …
So ist's mit Jenem auch geschehn.
Ein Diener Wischnu's war er, des Gottes:
Trotz Laienhöhnens und Heidenspottes
Dient er dem Wischnu spät und früh,
Lag im Gebete sich wund die Knie,
Stand stundenlang auf einem Bein,
Lebt in den wilden Wäldern allein,
Wie ein Tiger, ja: noch viel schlimmer —
Denn der Tiger hat die Tigerin,
Doch ihm gefiel Gesellschaft nimmer,
Er sprach in seinem heilgen Sinn:

„Mit einem Weib sich abzugeben,
Heißt unnütz schalten mit seinem Leben.
Der Weise seine Hand befleckt,
Die er dem Weib entgegenstreckt:
Sein Aug' blick auf zu reinern Höhn,
Soll nicht auf Erden spazieren gehn.
Das Weib bringt ihm nicht Weisheit zu,
Es will nur, daß verliebt er thu;
Und zeigt es sich in seiner Zier,
Entsteht im Herzen die Begier;
Begier ist wilde Flammenpein,
Vom Höllenbrand ein Wiederschein;
Wer so verbrennt mit Höllenflammen,
Der muß der Hölle selbst entstammen."

So sprach der Weise vor sich hin
Und hatte seiner Tugend Gewinn.
Denn oft, vom hohen Göttersitz,
Gleichwie vom Himmel steigt ein Blitz,
Stieg Wischnu; und wie jener fällt
In eine Hütte, sie erhellt,
Bald feurig lodern macht ihr Holz;
So drang des Gottes Majestät
Tief in sein Herz, das in Gebet
Und Andacht fast zusammenschmolz.
Und wie dem Meer der Dunst entschwebt,
Wenn es der Sonne Strahlen rühren,
Und sich als Wolke leuchtend hebt,
Wenn ihn die Winde aufwärts führen,
Bis oben zu der Sonne Füßen,
Er Feuer wird von ihren Küssen —
So stieg oft vor des Gottes Blick
Des Weisen Seele aus dem Meer
Der Andacht, nicht mehr irdisch schwer,
Empor zu seines Himmels Glück;
Und Wischnu ließ sie sich entzünden,
Die Ewigkeit vorherempfinden.

Wohl würzt ein einzig Röslein nicht
Den Garten; und wer ihn durchzieht,
Er ahnt wohl kaum, daß sie erblüht.
Doch stehn die Rosen voll und dicht,
Und blüht's am Busch erst überall,
Dann kommt auch bald die Nachtigall,
Um von der Rose Reiz zu singen.

Ein kleines Licht kann man verstecken,
Das große wird sich selbst entdecken;
Ein wenig Weisheit mag verklingen,
Gar manche gute That verweht,
Ohne daß Einer stille steht.
Doch wessen Weisheit sich entfaltet,
Zu tausend Blüthen sich gestaltet,
Und wer an guten Thaten reich,
Gleichwie ein blüthenschwerer Zweig,
Zu dem fliegt auch der Ruhm und singt
Sein Lob, daß durch die Welt es klingt.

Solch blühender Zweig der Weise war
Und durch die Welt sang hell und klar
Der Ruhm von seiner Weisheit Macht.
Die Fernsten ließ es selbst nicht ruhn,
Mancher kam mit zerissnen Schuhn,
Solch langen Weg hatt' er gemacht,
Des Weisen Segen zu erbitten.
Doch hatte nicht Jeder es so schlecht.

Auf einem Elephant geritten,
Vom gelben Sonnenschirm, wie's Recht,
Das königliche Haupt beschützt,
Auf dem die goldne Krone sitzt,
Kam einst des Landes Fürst herbei
Zur waldbegrabnen Siedelei.
Die Sklaven liefen hin und wieder,
Den bunten Teppich auszubreiten,
Sie legten zu des Weisen Seiten
Die schwellend weichen Kissen nieder;
Einer die Betelbüchse trug,
Der Zweite hielt den Pfauenfächer,
Der Dritte den kristallnen Becher,
Der Vierte den glasirten Krug,
In welchem rother Wein erglänzt,
Den er dem Könige kredenzt.
Es stehn umher die Würdenträger,
Der Feldhauptmann, des Schatzes Pfleger,
Der Frauen Hüter, ohne Bart
Und fett nach der Kapaunen Art.
Im bunten Rock mit rothen Kanten,
Auf ihrem Haupt des Helmes Zier,
Stehn mit den Spießen die Trabanten
Und bilden ringsum ein Spalier.
Der König naht mit ernstem Schritte
Und setzt sich auf das weiche Pfühl.
Monarch zu sein! welch Hochgefühl!
Als säß er in des Weltalls Mitte,
So würdevoll sieht er darein,
Als wäre nur der Sonne Schein
Deßhalb so lustig und so licht,
Weil sie beschaun darf sein Gesicht.
Als wenn die Palmen ringsherum
Aus lauter Ehrfurcht wären stumm,
Als ob im Norden und im Süden
Ein Glück der Schöpfung nur beschieden,
Und alle Menschen, alle Thiere,
Die Götter selbst im Luftreviere
Ein Einzges nur im Auge hätten:
Den König da auf weichen Betten.
Es blieb nur Einer ausgenommen:
Just der, zu dem der König kommen.
Theilnahmlos blieb der weise Mann,
Sah seiner Nase Spitze an,
Und dacht' im Innern höhrer Dinge
Und Alles sonst schien ihm geringe.

Der König also zu ihm sprach:
„Der Weg war weit! laß mich gemach
Verschnaufen und erst dann dir sagen,
Welch Wunsch mich in den Wald getragen!
Es war ein Wunsch, den, wisse dies,
Ins Herz mir Wischnu selber blies . . .
Ein einzig Kind nur nenn' ich mein;
Amrita heißt mein Töchterlein.
Die Jahre gehen schnell dahin:
Es liegt mir heute noch im Sinn,
Wie ich an ihrem ersten Tage
Gebraucht hab meine Hand als Wage
Und sie gar federleicht befand.
Noch hör' ich sie in ihrer Wiege
Voll Aergers schrein, wenn eine Fliege
Sich durch den Gazevorhang wand,
Am kleinen Näslein sie gejückt . . .
Noch seh ich kindisch sie entzückt,
Als sie die erste Puppe gleich
Gewickelt in ein Shäwlchen weich
Und sie geküßt und sie gestreichelt,
Mit ihr gezürnt und ihr geschmeichelt,
So ganz genau nach Mutterart,
Als wenn sie's selbst schon zehnmal ward.
Wär' Einer der da könnte lesen,
Was Jeglicher vordem gewesen,
Der hätt' es sicherlich durchschaut,
Daß ihre Seele auf dem Wandern
Gar oft gefunden schon den Andern,
Dem Frau und Mutter ward die Braut;
So eine Puppe selbst zu lieben,
Das muß man lange vorher üben! — —
Es liegt die Puppe nun im Winkel,
Anfänglich wars ein wenig Dünkel,
Doch merkt' ich bald, der ward zu Neid —
Das Puppenspiel hat seine Zeit,
Und eines Tages heißt's: wie gut
Hat's doch die Puppe, lieblich ruht
In meinem Arm sie jeden Tag,
Lauscht Nachts auf meines Herzens Schlag

Und schlummert friedlich mit mir ein;
Nein, eh ich wieder Puppen pflege
Und an mein klopfend Herz sie lege,
Da will ich selber Puppe sein!
Und kurz und gut, als ich das sah,
Verstand ich, daß die Zeit nun da,
Wo ich als Vater sorgen muß
Recht bald für eines Bräutigams Kuß.
Doch will ich ihren Sinn nicht quälen,
Frei soll es sein, mein Königskind
Und sich den Gatten selber wählen.
Durch's Reich schon ausgegangen sind
Die Boten, welche laut verkünden,
Es möge sich zum Feste finden,
Wem jugendlich die Locke wallt,
Von Namen edel und Gestalt,
Und wem der Bart keimt voller Lust,
Daß er sich seiner Kraft bewußt,
Und wem der Glieder schlanke Zier
Macht neidisch die Gazellen schier,
Und wer voll Liebe und voll Treue
Nie schaffen wird der Gattin Reue.
Jedoch wer weiß, was einst entsteht?
Ob seine That nicht Unkraut sä't?
Drum tönt des Weisen Lob so laut,
Weil er der Welt ins Inn're schaut;
Den Weisen nun bitt' ich zum Feste,
Er soll für meine frei'nden Gäste
Der Prüfstein sein und uns behüten,
Daß sie nur echtes Gold uns bieten;
Der Juwelier, der unter schlechten
Und falschen Steinen schnell den echten
Den Diamanten kennt, der grau
Und glanzlos Anfangs ist, wie Kies,
Geschliffen wird ein Tropfen Thau,
Wie mancher strahlt im Paradies.
Den echten Stein sollst du erkennen,
Und hat die Tochter ihn gewählt,
Werd ich zum Eidam ihn ernennen,
Das giebt den Glanz ihm, der ihm fehlt." —

Der Weise sprach: Wie Wischnu will!
Blickt auf die Nasenspitze nieder
Und schwieg in seiner Weisheit still.
Dann packten Sklaven seine Glieder,
In eine Sänfte ihn zu drücken —
Und fort ging's auf dem Elephantenrücken.

* * *

Das Fest beginnt. Von fern und nah
Kommt Alles schon herangezogen.
Der Eine denkt vom Andern da:
„Der arme Narr hat sich betrogen!
Den nähme sie? sie wär verrückt;
Was hat der Edle aufzuweisen,
Womit will er vor ihr sich preisen,
Wenn ihn ihr schönes Aug' erblickt?"
Im Bogenspannen war der Eine,
Im Bogenschießen weit bekannt,
Des Zweiten Name klang durch's Land,
Weil er besaß die flinksten Beine,
Weil er verstand, auf nackten Sohlen
Pferde und Winde einzuholen.
Der Dritte war ein Musikant,
Die Leyer spielt er zum Berauschen.
Dem Vierten mußte Jeder lauschen,
Wenn er, ein glänzend Perlenband
Der Reime Kette zierlich flocht.
Der Fünfte mit dem Schwerte focht,
Das wußt' er voller Kraft zu packen,
Daß er zerhieb mit einem Schlag
Des stärksten Ochsen starken Nacken.
Der Siebente war wie der Tag
So schön, und holde Wohlgerüche
Durchhauchten sein gekräuselt Haar,
Sein Mund nicht minder duftig war,
Entflohn ihm süße Liebessprüche.
Der Achte war nicht grade schön,
Doch konnt' er Eins zu seinem Ruhme sagen,
Daß er die halbe Welt gesehn! . . .
Man durft' ihn nur nicht darnach fragen.
Es war der Neunte hochgelehrt,
In allen Büchern gar belesen;
Der Zehnte nie so dumm gewesen
Daß nutzlos er sein Hirn beschwert;
Sein Glück hing nicht an einem Faden,
Er sprach: „Was kann das Unglück schaden,
Wenn selbst das Fräulein mich verschmäht?
Noch bin ich jung, ist's nicht zu spät . . .
Und wenn mich diese auch nicht küßt,
Es sicher eine Andre ist;
Und wählt sie mich, nun so ist's schön,
Und thut sie's nicht, so muß ich gehn!"
Der Elfte hatte schon Gesandten
Mit tausend Briefen abgeschickt,
Die sammt und sonders dies bekannten:
Mein Herz ist, Herrin, so verzückt,
(Obgleich dich nie die Augen sahn;
Ein Gott hat, Holde! dies gethan!)
Daß, wenn du nicht mein Flehn erhörst,
Du jede Möglichkeit zerstörst,
Wie ich noch länger könnte leben!
Sofort werd' ich den Tod mir geben!
Und risse selbst der Strick entzwei,
So schaff' ich Gift und Dolch herbei!"
Der Zwölfte war von trübem Sinn;
Er dachte so: auch ich geh' hin,
Um einmal wieder zu erkennen,

Daß nie die Götter Glück mir gönnen;
Werd ich den Preis davon nicht tragen,
So kann ich doch über's Schicksal klagen!"
Noch Einer endlich war gekommen.
Es ward von ihm nicht viel vernommen,
Ein Jüngling eben war's, nichts weiter,
Von edler Herkunft, frei und heiter.
Amrita hatt' er oft gesehn,
Kam sie vorbei, so blieb er stehn;
Sie sah sich um, er sah ihr nach:
Das war das Ganze Tag für Tag.

Fürwahr, da ist die Wahl gar schwer!
Wenn Einer nicht ein Weiser wär',
Möcht er wohl kaum zurecht sich finden.

Der Weise sprach: „Stets sind es Zwei,
Die einen Ehestand begründen.
Wie trefflich auch der Gatte sei,
Wenn Beide nicht zusammen passen,
So müssen Beide Haare lassen.
Und soll ich denn ein Urtheil fällen,
Muß deine Tochter mir sich stellen,
Damit ich seh', wie sie beschaffen!"

Der König rief: „Wie, hör ich recht?
Sie, welche Alle hier begaffen —
Sind deine Augen denn so schlecht?
Du hast allein sie nicht gesehn?
Dein Blick, der hoch am Himmel schweift
Braucht nur zur Seite sich zu drehn,
Da sitzt Amrita, goldbereift
Die schöne Stirn, im Prachtgewand,
Geschmückt am Knöchel und an Hand
Und Arm mit Bangen und mit Spangen,
Und Scham auf ihren jungen Wangen,
In ihren Augen schüchtern Bangen,
Wen sie zum Gatten wird erlangen!"

Es hebt der Weise seinen Blick
Von seiner Nasenspitz' zurück,
Er läßt ihn rings im Kreise schweifen
Und trifft gar bald den goldnen Reifen.
Ein Schleier von Muss'lin umwallt
Die schlanke herrliche Gestalt,
Doch scheint das holde Antlitz vor,
Gleichwie der Mond durch dünner Wolken Flor.

Der Weise seufzt: „Mein Aug' ist schwach,
Ich bin schon alt: so sei nicht zag
Und komme traulich zu mir her,
Auf daß ich schaun kann dich noch mehr!"

Vom Kissen auf Amrita springt,
Manch Jüngling mühsam niederschlingt
Gewalt'ge Seufzer, als er sieht,
Wie palmenschlank sie ist. Sie zieht
Den Schleier fest um ihre Glieder
Und kniet dann vor dem Weisen nieder.
Der Weise aber nimmt den Schleier
Und wirft den Wolkenflor zur Seit';
„Mondaufgang!" murmeln da die Freier
Und dulden doppelt Liebesleid.
Demant, Saphir, Rubin, Karfunkel
Strahlt ihr vom Haupt in bunter Pracht:
Geboren in der Tiefe Dunkel
Durchleuchten sie auch hier die Nacht.
Die Wimpern beugen sich hinab
Und schließen gleichsam in ein Grab.
Die schönen Augen ein; doch wie,
Wer hold entzückt von Poesie,
Das Buch, worin er las, verschließt,
Doch nicht des Dichters Wort vergißt —
Noch Tage lang schwebt seinem Ohr
Die Melodie der Reime vor, —
So konnte auch die Seele dessen,
Der einmal dieses Aug' gesehn
Den holden Zauber nie vergessen
Und mußt in ewgen Flammen stehn.
Ein Jäckchen schmückt von blauer Seite
Den zarten Leib und leicht umfängt
Ein zartes Musselingekleide
Die holde Form. Es hebt und senkt
Der junge Busen sich in ihm;
So zittert wohl voll Ungestüm
Die Lotusblume in den Fluthen
Wenn nach des Tages hellen Gluthen
Die Dämmrung kommt, die Stunde naht
Wo bald der Mond des Himmels Pfad
Mit seinem Silberlicht bestreut
Und sie den Wassern darf entsteigen,
All' ihren Reiz dem Gotte zeigen,
Und sich an seinen Küssen freut! . . .

Was sollte da der Weise thun?
Er ließ sein Auge auf ihr ruhn.
So wie ein Geometer klug
Wohl überblickt der Linien Zug
Aus Winkel, Dreieck und Quadraten
Den neuen Lehrsatz zu errathen —
Wie der sich oft den Kopf zerbricht —
Des Räthsels Lösung zeigt sich nicht,
Und wie er seufzt, die Zunge schmatzt
Und sich in seinen Haaren kratzt,
Ging's auch dem Weisen: er seufzte laut
Und Eins nur war der Unterschied,
Statt daß er sich im Haare kraut,
Mit seiner Hand er Linien zieht

Ueber das lockige Haupt der Magd;
Er tastet ihr auf Schläf' und Stirn,
Auf die Nase, hinters Ohr und sagt:

„Nach außen hin auch wirkt das Hirn,
Bildet sich ähnlich Schädel und Leib;
Nicht nur nach außen bist du Weib,
Auch nach innen; dein moralisch Wesen
Muß jetzt der Weise deßhalb lesen
An diesen Ziffern und Zeichen;
Da gilt es Alles zu vergleichen:
Den Hinterkopf mit dem runden Kinn ....
Ueberall steckt ein moralischer Sinn.
Des Körpers ganze Gestalt und Structur
Mit der Nase Winkel und Figur;
Und besonders an den Händen
Muß man den Witz verschwenden:
Ob sie dick sind, breit oder schlank,
Ob die Finger kurz oder lang;
Auch an den Füßen läßt sich sehn,
Wie's einem Menschen wird ergehn.
Ob sie hoch, ob breit, ob schmal.
Denn der Körper ist kein Futteral,
Kein Beutel, der echtes und falsches Geld —
Ihm ist's ganz einerlei — enthält.
Wie man an der Schaale die Muschel kennt,
So auch die Seele an der ihren.
Wenn Feuer auf dem Hügel brennt,
Kannst du an seinem Schein es spüren;
Je lichter der Schein, je heißer es flammt.
Das Feuer ist Beides im Verein,
Brennende Flamme, leuchtender Schein.
Der Schein nur, der der Seel' entstammt
Ist auch des Menschen leiblich Sein!
O König hör mein Wort denn an,
Wie du, so glücklich, war kein Mann;
Keinem war solche Tochter eigen!"

Der Weise fiel hierauf in Schweigen.
Er seufzte laut! so knarrt bei Nacht
Die rostge Thür in ihren Angeln,
Daß es den Schläfer bange macht;
So stöhnt elendig in den Dschangeln
Der Tiger, dessen Rippe bricht,
Indem die Schlange ihn umflicht.
Jedoch aufs Neu beginnt er jetzt:

„Die Fluth, in der der Mond sich letzt,
Wenn er vom Himmel fortgezogen
Und wiederkehrt als schmaler Bogen,
Bis er, genährt von ihr, die Pracht
Des Vollmonds wiederum erreicht,
Die wundersame Fluth der Nacht,
In der des Menschen Wünschen schweigt,
Gleichwie der Fisch im Meere thut:
Was ist sie gegen dich, o Fluth
Der schwarzen Locken hier ums Haupt!
Und wer in ihr könnt untergehn,
Die Sprache wär' auch ihm geraubt,
Im Meer des Glücks wär's drum geschehn.
Ihr Wimpern, euch sei tausend Dank,
Daß ihr dies schöne Aug' verschließt.
Wenn lieblich es die Welt begrüßt:
Die Götter würden liebeskrank,
Die Erde bebt und wird Vulkan,
Das Wasser kocht im Ocean;
Die Sterne fallen todt hinunter,
Erblaßt vor dieses Auges Licht,
Und zürnend ging die Sonne unter
Und spricht: Mich braucht ihr länger nicht....
Und du, o rosenrothe Lippe,
Du selige Korallenklippe,
An dir zu scheitern, welche Lust!
O welche Lust hinabzusinken,
Den süßen Trank des Tods zu trinken,
Gebettet hier an diese Brust."

Des Königs Tochter ganz erschrocken
Schüttelt das Haupt, daß ihr die Locken
Als Schleier fallen ins Gesicht.
Der König spricht: „Es ist die Pflicht
Des Unterthanen, das zu loben,
Was irgend kommen mag von oben:
Du lobtest sie mit viel Geschick —
Wirf auf die Freier nun den Blick!"

Der Weise stand von seinem Sitz
Und rieb sich seine gicht'schen Knie;
Die Jugend machte manchen Witz —
Ach! rechte Tugend hat sie nie.
Der Weise war nicht hoch und schlank,
Ein wenig zittrig war sein Gang;
Es saß der Kopf ihm selten grad',
Hing nur so halb noch in der Naht,
Fiel öfters zuweit nach der Linken,
Um nach der Rechten dann zu sinken.
Sein schmutzger Bart glich dem Gestrüppe
Wie es auf einer öden Klippe
Des Meeres wächst von grauem Moos;
Jede Bewegung war ihm sauer,
Sein Athem nur von kurzer Dauer:
Das ist einmal des Alters Loos.

Nun hob er an: „Es wagt die Krähe
Sich nimmer in des Adlers Nähe;
Nie führte eine Löwin irr
Des Schakals heisres Liebsgegirr.
Und wenn der Hirsch ruft durch die Wälder,

So flieht die Häsin in die Felder.
Was gleich nur und einander werth,
Einander aufsucht und begehrt.
Woran erkennst die Götter du,
Wenn sie auf Menschen schreiten zu?
Am Lichtglanz, der sie hold umfließt,
Und der in tausend Strahlen schießt,
Als wären abertausend Sonnen
Zu feur'ger Gluth in Eins geronnen.
Es ist das Licht das wahre Sein,
Nur Schatten trüben die Natur,
Und wo von Schatten keine Spur,
Bei Göttern, strahlt es klar und rein.
In tiefe Nebel sank das Licht,
Als es dem Menschenleib ward Geist;
Doch wenn der Nebel einmal reißt,
Schaut ewgen Glanz dein Angesicht.
Sei's daß er sich in Nebelwogen
Noch farbig bricht als Regenbogen,
Sei's daß in seiner vollen Kraft
Den Tag er, der er selbst ist, schafft
Und allen Wesen ringsum bringt:
Zwei Dinge sind's drum, die besingt
Als göttliche das Lied vor Allen:
Der Schönheit selges Wohlgefallen
Beim Weib: des Mannes höchste Krone
Ist, daß in ihm die Weisheit wohne.
Es läßt kein besser Paar sich finden,
Als da, wo beide sich verbinden."

Die Freier waren Alle stumm,
Nicht weise sehr, sogar recht dumm
War das Gesicht, das sie da machten,
Indessen sie verlegen lachten.

Der Siebente sprach: „Ich glaube Keiner
Kann hier nach solchem Wort noch frein!
Und wär' berechtigt irgend Einer,
Ich könnt's allein von Allen sein.
Als Weiser leucht ich nicht hervor:
Doch ist auch das etwas: als Thor!
Die alten Rischis schon dociren,
Daß die Extreme sich berühren!"

Der König sprach: „Das klingt nicht schlecht;
Jedoch was hülf's, gäb' ich dir Recht?
Mein Kind soll selbst das Urtheil sagen."

Es sprach die Magd: „Wie kannst du fragen:
Dem Weisen stimm' ich gänzlich bei;
Ich will, daß ich dem eigen sei,
Der grad so weis' ist, wie ich schön."

„O du Geschöpf aus Himmelshöhn!"
So murmelte der Weis' und wollte
Amrita's kleines Händchen küssen:
Die hatte schnell es fortgerissen
Und fuhr nun fort: „Die Sonne durchrollte
Erst fünfzehnmal den schnell durcheilten,
Den Himmelspfad, den zwölfgetheilten,
Seitdem ich athme unter ihr:
So liegt noch viele Zeit vor mir
Und eine weite Lebensbahn.
Läßt du die Renner auf den Plan,
So springen sie mit muntern Sätzen,
Als müßte sie der Lauf ergetzen,
Sie wiehern lustig, ihre Nüstern
Blähen sich auf, wie windeslüstern;
Erst wenn die Bahn beinah durchlaufen,
Werden sie müde und wollen verschnaufen.
So ist's mit dem Menschen. Die Jugend eilt
Ins Leben, springt lustig querfeldein:
Da ist keine Rast, bei der sie weilt,
Es hindert sie nicht Stock noch Stein
So geht es auch mir: das langsame Schreiten
Ist mir verhaßt — o lustiger Lauf! —
Und will mich einer durch's Leben begleiten,
Der nehm' es an Schnelle mit mir auf!
Wir werden ach! nur zu bald müde,
Des Lebens schönste Zeit ist hin;
Vertrocknet erst der kühne Sinn,
Im Alter kommt von selbst der Friede!
Doch laßt bis morgen mir noch Zeit;
Da spreche Jeder, der mich freit.
Weisheit vor Allem sei ihm eigen,
Doch muß er auch daneben zeigen,
Daß er der Jugend folgen kann.
Denn wenn er hinkt und lahm sein Schritt
Kommt er im Lebenslauf nicht mit.
Was hätt ich nur von solchem Mann?
Ihn müssen behende Glieder tragen,
Mit mir zu reiten und zu jagen,
Auf Berge zu klettern, und waldige Höhn.
Auf Morgen denn! auf Wiedersehn!"

* * *

Für heute war die Sitzung aus,
Die Freier zogen all' von dannen.
Der Weise zog die Stirne kraus,
Schweißtropfen ihm herunterrannen.
„Weisheit besitz ich scheffelweise —
Gibt es denn nirgends eine Speise,
Die meinen alten Leib verjüngt
Und neue Kraft den Gliedern bringt?
Wie? hab' ich denn nicht früh und spät
Wischnu gedienet im Gebet,
Mein ganzes Leben ihm geweiht,
Und mich ohn' Unterlaß kasteit;

All meine Weltlust ward ersäuft; —
Wie man's mit jungen Katzen thut,
Macht' ich's mit ihr im heilgen Muth; —
Verdienste hab' ich aufgehäuft
Berghoch wie der Himalaya —
Was klag' ich nur noch länger da?
Werd' meinen Wunsch ich Wischnu sagen,
Hat er kein Recht ihn abzuschlagen."

Wir wissen: niemals fiel es schwer
Dem Weisen himmelauf zu schweben;
Zum Lohne für sein reines Leben
Schritt in den Lüften er einher,
Als wie auf unsichtbaren Stegen;
Doch macht's ihm diesmal manche Müh
Die alten Glieder zu bewegen,
Nach unten zog's ihn, wie noch nie.
Ob das von dem Gedanken kam,
Der gänzlich in Besitz ihn nahm?

„O du Gewand von Musselin,
Dich hat der Weber dünn gewebt,
Und drunten sieht man rosig glühn
Das schönste Leben, das da lebt!"

So seufzt' er und hatte sich gestoßen
Das Knie an einem Sterne wund;
Thät' ziemlich sich deßhalb erboßen,
Gab seinen Aerger scheltend kund,
Und schuld dran war doch nur sein Träumen.

Da hört' er's auf einmal brausen und schäumen,
Wie Sturmestoben, wie Meereswallen,
Wie Hymnenchöre, wie Donnerhallen:
Das war der Gottheit Athemholen.
Vor seinen Augen ward's schwarz wie Kohlen,
Als sänk' herunter dichte Nacht.
Das Licht hat ihn so blind gemacht,
Das aus des blauen Gottes Blicken
Droht seine Sehkraft zu erdrücken.
Blau ist des Gottes Angesicht,
Seid dessen so verwundert nicht:
Blau wie das Meer, das unsre Erd' umfängt,
Blau, wie der Himmel, der darüber hängt:
Das blaue Kleid trägt die Unendlichkeit
Und weil das Meer so tief, die Welt so weit,
Muß Meer und Welt im blauen Scheine glänzen,
Da, wo des Menschen Aug' an seinen Grenzen.
Blickst in des Gottes Antlitz du hinein.
Ein Blick ist's, tiefer als in tiefste Meere,
Ein Blick ist's weiter als zur fernsten Sphäre;
Bald wird dein Aug' an seinen Grenzen sein.

Es faßt der Weise sich allmählig,
„Heil Wischnu, ruft er, hehr und groß
Und die, die auf des Gatten Schooß
In alle Ewigkeit ist selig!"
(Denn an des blauen Gottes Brust
Ruht sie, die seiner Seele Lust,
Der Schönheit Göttin und der Liebe.)
Der Weise spricht: „Seit langer Zeit
O Wischnu bin ich dir geweiht,
Dein war ich ganz allein; nun übe
Was Göttern Pflicht auch, Dankbarkeit!
Die Weisheit hab ich mir errungen
Und alle Kenntniß nenn' ich mein,
Lust und Begier hab' ich bezwungen
Und meine Seele blieb so rein
Gleich einem Spiegel, welcher hängt
In einer Grotte von kaltem Eis,
Von keines Athems Hauch bedrängt,
Wo selbst der Sonne Gluth nicht heiß,
Wo sie zu bloßem Licht gemildet
Sich leuchtend in ihm wiederbildet.
Eins fehlt noch meiner Wissenschaft.
Was ist des Weibes Art und Kraft?
Die Schönheit, welche ihm zu eigen
Will vor der Weisheit sich nicht neigen;
Die Hände streck' ich sehnend aus,
Da spricht die Schönheit: ich bin jung!
Und schnell, mit eines Pfeiles Schwung
Stürmt spöttisch lachend sie hinaus.
Der Weise, ach! hat steife Beine
Er springt wohl auf, doch kommt nicht mit
Wie hielt er mit der Jugend Schritt!
So zappelt wohl an seiner Leine
Der Leopard, geht es zur Jagd,
Wenn ihm von fern die Wildniß lacht:
Der Jäger hält ihn fest am Stricke, —
Muß sich begnügen mit dem Blicke,
Bis Jener denkt, nun sei's am Ort:
Dann stürzt er nach der Beute fort.
So lieg ich in des Alters Stricken,
Sie schnüren sich um meine Glieder,
Die sie gar unzart kneifen und zwicken;
Will ich laufen, so stürz' ich nieder.
Du hältst den Strick in deiner Hand.
Ein Wort von dir, ein kurzes Wollen!
Zerrissen muß er niederrollen
Und ich bin flink, ich bin gewandt
Kann klettern und tanzen und springen
Und scherzen und lachen und singen,
Und will die Schönheit mir entweichen
Bis auf der Berge höchsten Gipfel,
Des zarten Musselinkleids Zipfel
Faß' ich und werde sie dort erreichen!"

„Das Seil des Schicksals, das dein Band,"

So spricht der Gott, „hält meine Hand.
Anrecht hast du auf meine Güte,
Doch rath' ich Eins zuvor dir: hüte
Dich wohl, daß du nichts Falsches bittest!
Wenn einmal du das Band zerschnittest
Kannst du es nimmer wieder binden,
Mußt einen neuen Weg dir finden."

„Ich werd ihn finden!" ruft der Weise,
Es wiederholt gar süß und leise
Das alte Lied ihm das Verlangen,
Von Hals und Schulter, Aug und Wangen;
Es kribbelt ihm durch alle Glieder,
Er wirft sich vor dem Gotte nieder.

Der spricht: „Bedenk es noch einmal
Es fließt jedweder Strom zu Thal;
Umwenden läßt sich nicht die Zeit
Du mußt von ihr dich führen lassen
Kommst einmal du mit ihr in Streit
Will alles plötzlich nicht mehr passen.
Natur liebt keinen Widerspruch,
Sie duldet weder Riß noch Bruch,
Springst du heraus aus ihren Gleisen,
Wird sie dir selber neue weisen
Und irgendwo dich einrangiren,—
Du mußt doch einmal existiren!
Doch wie du wünschest, sei's gethan,
Was eben Wunsch, ist nicht mehr Wahn."

Der Weise fühlt ein seltsam Jucken
In allen Gliedern scheints zu zucken,
Er meint, daß er gefallen wäre
In einen großen Ameisenhaufen,
Ihn stächen tausend kleine Speere
Der Thierchen, die ihn überlaufen,
Er meint, er stünde nackt und bloß
In einem glühnden Funkenregen,
Es pocht sein Herz in lauten Schlägen
Und gibt ihm gleichsam Stoß auf Stoß.
Es dröhnet ihm durch alle Knochen,
Es saust und schwirrt ihm vor den Ohren,
All seine Schwungkraft ist gebrochen,
Er hat das Gleichgewicht verloren;
Des Gottes blaues Angesicht
Erscheint ihm bald aus ferner Höhe
Als wie des blauen Himmels Licht.
Schon ist er in der Erde Nähe.
Ihn schwindelt's und er meint zu stürzen,
Er schreit und sieht sich schon zerschmettert,
O könnt er seine Luftfahrt kürzen!
Da sieht er vor sich aufgeblättert
Auf einem schlanken Riesenmaste
Die grüne Krone einer Palme,
Es drängen sich auf einem Aste
Nach Sternenform die Blätterhalme;
Er springt hinein, er klettert nieder,
Wie schmiegsam sind doch seine Glieder!
Leicht windet er sich durch die Blätter,
Umarmt gar zierlich seinen Retter
Den hohen Stamm, und rutscht behende
Zur Erde nieder an dem Schlanken.
Gepriesen sei des Gottes Spende!
Die allernärrischsten Gedanken
Durchfahren ihn, nur vor Vergnügen,
Daß er der Jugend Kraft nennt sein:
Er möchte sich in den Zweigen wiegen,
Den Vögeln schaun ins Nest hinein!

Wie lang für seine Liebessorgen
Die Zeit doch währt zum andern Morgen!
Sie läßt jedoch sich nicht beflügeln,
Der Tag nimmt seinen ruh'gen Lauf,
Und würdevoll steigt hinter Hügeln
Der schöne Mondgott langsam auf,
Der still am Himmel Wache hält
Bis ausgeschlafen eine Welt.
Doch endlich graut es leicht im Osten
Es scheint des Himmels Erz zu rosten.
Ein rother Schein fließt drüber hin;
Die Morgenröthe glänzt und schimmert,
Der erste Strahl der Sonne flimmert,
Der Weise jauchzt in frohem Sinn.
Schon tönen der Trompeten Klänge,
Staut sich zur Burg des Volks Gedränge!
Der König sitzt auf goldnem Thron,
Und neben ihm, in faltgem Schleier
Sein Töchterlein: voll Devotion
Verbeugen sich vor ihr die Freier.
Der Weise eilt; mit flinken Schritten
Springt er dazwischen! welche Sitten
Für einen achtzigjährigen Greisen
Und noch dazu für einen Weisen!
Und als Amrita aus Versehn
Der schimmernde Fächer zur Erde fiel
Da bleibt kein Freier ruhig stehn.
Ein Jeder stürzt sich auf das Ziel:
Jedoch der Weise war zu flink,
Der halb im Fallen schon ihn fing.
Er überreicht ihn mit einem Knix,
Und freut sich innig des dankenden Blicks;
Nur Eines will sein Herz ergrimmen,
Könnt' ihn trotz aller Lust verstimmen,
Kaum hat ihn jener Blick getroffen
So steht Amrita's Mündchen offen,
Fängt sie unbändig an zu lachen,
Beißt endlich gar auf ihren Schleier
Nur um sich wieder still zu machen.

Der Herold ruft: „Heran ihr Freier!“

Es drängt sich schnell ein Jeder vor
Und Alle schwatzen, wie im Chor!
Der Herold ruft: „Der Eine schweig'!
Der Andre rede! nicht Alle zugleich!
Du hast das Wort!“ — Der Bogenschütz
Rühmt sein Geschick mit vielem Witz,
Es rühmt ein jeder seine Kunst,
Als wär's der Götter höchste Gunst.
So hatten ihrer zwölf gesprochen,
Doch nimmerdar ihr Schweigen gebrochen
Die Magd dort an des Königs Seite:
Es war eine jämmerliche Freite!
Als sich der Zwölfte thät' erfrischen
Nach langer wohlstudirter Rede
An einem Glas Wasser, fiel dazwischen
Der Weise also:

„O Holde, jedwede
Kunst ist im Grunde eitel und nichtig:
Was gestern ich sprach: bleibt heut auch richtig:
Der Schönheit würdig ist nur Einer:
Das ist ein Weiser. Aber Keiner,
Der steif, und grämlich, rauh und schneidig:
Nein höflich, lustig und geschmeidig;
In seinem Wissen sei er alt,
Ehrwürdig sei auch seine Gestalt,
Aber sein Herz und seine Sehnen
Müssen noch jugendlich sich dehnen;
Jenes in Liebe jugendlich schwellen,
Diese muß der Gedanken schnellen,
Wie die Bogensehne der Schütz,
Daß der Pfeil entfliegt wie ein Blitz!“

Still wird es nach des Weisen Worten,
So still, daß draußen vor den Pforten
Man einen Hahnen krähen hört,
Der mit den Hennen im Hof verkehrt.
Der König zieht krampfhaft Gesichter,
Die Tochter ihren Schleier dichter,
Die Freier aber, eben trübe
Noch im Gefühl verschmähter Liebe,
Sie fühlen plötzlich nicht mehr schmerzlich
Und lachen laut; ringsum die Sklaven
Auch lachen mit; sogar die braven
Trabanten lachen laut und herzlich.
Der König endlich stimmt mit ein,
Amrita läßt ihn nicht allein,
Hätten sie sieben Schleier bedeckt,
Die hätten ihr Lachen nicht versteckt.

Zornglühend funkeln des Weisen Augen,
Er scheint die Luft in sich einzusaugen,
Als wär' es der glühende Trank der Rache —
O Spott der Thoren, abscheuliche Lache!
Was hilft's, sie lachen Alle weiter.
Der zwölfte Freier sogar wird heiter.

Amrita spricht: „Welch gute Lehren!
Nach Weisheit steht auch mein Begehren.
Doch geht das Wort der Reih' herum:
Ein Freier glaub' ich, blieb noch stumm.
Auch er muß erst zu Worte kommen,
Bis daß mein Urtheil wird vernommen.“

Der Dreizehnte nun tritt heran,
Erröthet tief, hebt also an:

„Es würde mir wahrlich wenig ziemen,
Vor dir, o Holde, mich zu rühmen,
Auch ist nicht Liebe Lohn und Dank:
Sie ist der Gnaden Ueberschwang;
Ich hab' ihr weiter nichts zu geben,
Als meiner eignen Liebe Schmerzen:
Ich liebe dich von ganzem Herzen,
Dein Eigenthum ist dieses Leben!
Ich liebe dich, wie Jugend liebt,
Die nichts besitzt, doch Alles gibt!“

Die Magd blickt träumend vor sich hin,
Dann spricht sie: „Zeugt von klugem Sinn
Nicht dieses Mannes Wort? Allein
Kennt er der Liebe wahres Sein!
Kann Weisheit jemals höher gehn,
Als was die Lieb' ist, zu verstehn?
Und was will Lieb, die einsam trachtet?
Doch Liebe nur, die wiederschmachtet.
Ihm gib, o Vater, meine Hand.
Die echte Weisheit sei gekrönt:
Flamm auf, mein Herz in süßem Brand
Zum Herzen, das nach dir sich sehnt.
O Jugend, selge Liebeszeit,
Nur du kannst Herzen hold entzünden,
Daß sie sich suchen und sich finden
O junge Wonnen! weises Leid!“

„Wie!“ ruft der Weise, „gestern noch
Schworst du, den Weisen dir zu wählen
Und willst dich diesem jetzt vermählen?
Du schworst es laut — und logest doch?
Es schien an mir dir nichts zuwider
Als meine alten steifen Glieder—
Warf ich das Alter nicht davon?
Schuf Wischnu mich nicht flink und schmiegsam?
Versuch's einmal, befiehls und fügsam
Klettr' ich empor an deinem Thron.“

Der König winkt, ein Diener eilt
Und kommt herbei mit einem Spiegel.
„Laß sinken deines Muthes Flügel,
Durch diesen Anblick sei geheilt.“

Der Weise hält den Spiegel vor,
Vor Schrecken bebt er wie ein Rohr.
Er wischt ihn ab, er putzt ihn rein
Und blickt von Neuem grimm hinein.
Er wirft ihn fort, er nimmt ihn auf,
Zerschlägt ihn mit der Faust darauf.
Was hilft es ihm, daß er so wild?
Zerschlug er auch des Spiegels Bild,
In jedem Aug lebt Dessengleichen:
Da kann er's nimmerdar erreichen!

Ein jedes Auge sieht und lacht,
Was Wischnu hat aus ihm gemacht
Zur Warnung für verliebte Greise —
O weh! ein Affe ward der Weise.

Zwölf Freier ziehen heim nach Haus;
Bald richtet man die Hochzeit aus.
Wie es dem Weisen ist gegangen,
Deß konnt' ich Kunde nicht erlangen. —
Es sind noch heute klug und alt
Die meisten Affen von Gestalt,
Doch sehr verliebt und sehr behende. —
Ich denke mir der Weise that
Von Neuem Buße früh und spat,
Und fand zuletzt ein selig Ende.

Ein schwerer Traum.

Erzählung

von

H. Wild.

Und des Menschen größte Sünde
Ist, daß er geboren ward. —
Calderon.

Warum hatte er sie geheirathet? „Aus Liebe," sagte man allgemein und die Frische ihrer Jugend, die Reize ihrer jungfräulichen Gestalt mochten wenigstens für eine Art Begehren sprechen, das nur zu oft mit Liebe verwechselt wird . . . wäre nicht etwas gewesen, was jede Möglichkeit eines wärmeren Gefühles ausgeschlossen hätte —

Die Arme war schwachsinnig.

Sie war es nicht in einem Grade der auf den ersten Blick abstoßend gewirkt oder jede Fähigkeit des Verstehens ausgeschlossen hätte, allein dieses Verstehen ging doch nicht über die einfachsten niedrigsten Begriffe hinaus, und trotz ihres scheuen schweigsamen Wesens bedurfte man keines langen Beisammenseins mit ihr, um zu wissen, daß sie schwachsinnig sei.

Doch sie war auch reich und er hatte sie geheirathet.

Aber er war kein unredlicher Mensch und ihr Geld allein, so wünschenswerth es ihm erscheinen mochte, hätte ihn nicht zu dieser Heirath vermocht; ganz entschieden hatten ihre Jugendfrische, ihre unberührte Schönheit mitgewirkt, dazu die Vorliebe, die sie ihm bei jeder Gelegenheit zeigte, und mehr als Alles vielleicht der Widerstand ihrer Verwandten, denen ihr Vermögen naturgemäß zufallen mußte, wenn sie unverehelicht blieb. Und auch diese handelten nicht eigentlich aus Eigennutz. Waren es doch anständige, wohlhabende Leute. Aber sie schämten sich der Unglücklichen und hatten ihren Zustand bis jetzt als eine Art Geheimniß behandelt, als ein öffentliches zwar, aber den ganzen Umfang ihres Leidens kannte doch Niemand genau außer der Familie. Nun aber, in der verantwortlichen Stellung einer Hausfrau, wie sollte es da werden? Was konnte überhaupt aus einer solchen Ehe werden? —

Indessen, sie zog ihn vor. Sie liebte ihn sogar, wenn die dumpfe Empfindung des Wohlbehagens in seiner Nähe, die eigentlich wohl mehr eine Aeußerung des blinden um sich tappenden Instinktes war, Liebe genannt werden kann. Wenn er erschien, theilte ein seliges Lächeln die vollen Lippen, die beständig an eine junge Centifolie in ihrem ersten Erglühen erinnerten.

Sie hatte nicht gelernt ihre Gefühle zu verbergen. Was man versucht hatte, ihr von weiblicher Sittsamkeit beizubringen, das war in die Luft verflogen; an sie — an ihr Inneres — war nichts davon gekommen. Sie wußte, sie verstand nichts davon.

Desto besser fühlte sie das Gebot der Natur, wenn sie es auch eben so wenig verstand, und sie zeigte was sie fühlte. Sie hatte es gern, wenn seine Hand sie streifte, wenn sie sanft über ihren Scheitel glitt, wenn seine Finger tändelnd einen Augenblick in ihren Locken verweilten, und versäumte er es, die ihm eingeräumte Freiheit zu gebrauchen — und er versäumte es oft, denn eben, verliebt war er ja nicht; es war höchstens eine flüchtige Aufwallung — so erzwang sie wohl selbst mit argloser Zuthunlichkeit die vorenthaltene, meist gedankenlos ertheilte Liebkosung. Und endlich hatte die Familie eingewilligt, um ärgeren Skandal zu verhüten.

So kam es, daß er sie geheirathet hatte.

Gewiß, er war kein schlechter Mensch. Ihr Vermögen kam ihm zwar zu Statten, aber er hatte die feste Absicht sie glücklich zu machen und das dünkte ihm gar nicht so schwer. Kannte er doch das Uebel nur in seiner gelindesten Form. Die warnenden Andeutungen der Verwandten hatte er verlacht; schrieb er sie doch eigennützigen Motiven zu. Er wußte sich geliebt und die Liebe ist ein starkes Gefühl: er hoffte von ihrer Macht. Er baute auf den Ausspruch der immer gefälligen Aerzte, welche die Möglichkeit einer Besserung durch den Wechsel der Lebensweise durchaus nicht ausschlossen, ja, unter gewissen Bedingungen dieselbe fast mit apodiktischer Gewißheit vorausgesagt hatten — und so heirathete er sie.

Erst als es zu spät war, gingen ihm die Augen auf. Die Bedingungen waren erfüllt, aber ihr Zustand besserte sich nicht. Sie war glücklich, sie war selig, doch wie die Pflanze, die plötzlich in gesegneteres Erdreich versetzt, ihre Blätter mit innigerem Behagen der Sonne entgegen dehnt. Alle seine Bemühungen — und im Anfange sparte er nicht damit — sie aus diesem rein vegetativen Leben zu wecken, einen Gedanken, einen Funken des Geistes in ihr zu entzünden, der über den engen Kreis ihrer bisherigen Begriffe reiche, scheiterten an ihrer vollkommenen Unfähigkeit, bis er entmuthigt die Arme und endlich auch den Willen sinken ließ.

Sie war nicht unglücklich dadurch. Sie hatte keine Ahnung, daß er von ihr noch etwas Anderes wollte, als was sie zu geben vermochte; sie lachte ihn an mit ihren rosigen Lippen und ihren glänzenden perligen Zähnchen, wie sie es auch früher gethan, wenn sie ihn nicht verstand — aber dieses Lachen hatte keinen Reiz mehr für ihn. Und in dem Grade als seine Hoffnungen sanken, fing er an kälter zu werden und sich von ihr zurück zu ziehen.

Und dazu kam die Entbehrung der tausend unentbehrlichen Kleinigkeiten, die sich täglich wiederholen, aus deren festem gleichmäßigem Gefüge eigentlich das ganze Leben besteht und an die er früher nicht gedacht, eben weil er sie von jeher besessen. Jetzt aber vermißte er sie. Er vermißte den stillen Zauber einer geordneten Häuslichkeit, wie sie unter dem Walten einer sinnigen verständigen Hausfrau entsteht. Bei ihm gab es keine Hausfrau. Das Wesen welches diesen Titel führte, mußte bei jedem Schritte geleitet werden wie ein kleines Kind, hatte aber Launen und Anfälle von Starrsinn, welche seine Leitung weder zu einer leichten noch erquicklichen Aufgabe machten. Die Wirthschafterin, die ihre Stelle ersetzen sollte, reichte dazu bei weitem nicht aus. Sie war eine rechtschaffene Frau, die schon seit Jahren in der Familie gleichsam von Hand zu Hand gegangen war und ihre wirthschaftlichen Pflichten mit gewissenhafter Pünktlichkeit erfüllte, aber eine Krankenwärterin oder Seelenkennerin war sie nicht, und zudem war sie nur eine Dienerin.

Das wußte die Schwachsinnige recht gut. In diesem Punkte hatte sie ganz feste Begriffe. Eine Veränderung hatte die Ehe denn doch in ihr hervorgebracht. Der einförmige Kreislauf ihrer Gefühle unter der friedlich liebevollen Wachsamkeit von Schwestern und Tanten war durchbrochen worden, sie hatte heftigere Empfindungen kennen gelernt und in Folge derselben hatte sich eine ungeschulte Art von Selbstständigkeit in ihr entwickelt, welche, da ihr die Vernunft als Grenzhüterin fehlte, blind um sich schlug und, wie zu erwarten war, fast immer das Verkehrte traf. Wollte nun die Autorität der Wirthschafterin gegen ihren Eigensinn schlechterdings nicht ausreichen, so mußte der Mann mit der seinigen eintreten, und nahm er dann zu Befehlen seine Zuflucht, so setzte sie dem, was sie als eine Ungerechtigkeit empfand, nicht selten eine höchst unangenehme stille Bösartigkeit entgegen, von der man bei ihr als Mädchen keine Spur gesehen.

Freilich folgten Reue und Leid solchen Anwandlungen auf dem Fuße. Stundenlang konnte sie, wenn ihr Mann sie im Zorne verlassen, an der Schwelle seines Zimmers kauern, sein Heraustreten erwartend. Hinein zu gehen in solchen Augenblicken, das wagte sie nicht. Sie fühlte doch den Herrn in ihm und fürchtete ihn. Aber auch diese Liebe, diese Unterwürfigkeit, die in einem Hunde rührend gewesen wären, die ihr vor der Verheirathung in seinen Augen einen gewissen romantischen Nimbus verliehen und seitdem bei ihr durch die Vereinigung einen leidenschaftlichen Charakter angenommen, da ihr jeder intellectuelle Ausdruck fehlte, widerte ihn jetzt nur an durch ihre Thierähnlichkeit. Selbst ihre Scheu und Zurückhaltung, die einzige, welche die Furcht ihr abnöthigte, war für ihn eine Pein, indem er sie mit dem Benehmen verglich, das eine andere Gattin in ähnlicher Lage dem Gatten gegenüber beobachtet hätte.

So wurde die Last ihm schwerer mit jedem Tage und er konnte dem Gefühl seines Elends nicht entfliehen! Täglich, stündlich sah er die unschuldige Ursache desselben vor sich, jede Mahlzeit brachte ihn mit ihr zusammen. Und was das Schlimmste war, er begann sich ihrer zu schämen. Jede Hinneigung zu ihr ließ ihn im Stich, als die Aussicht, eine Seele in diesem blühenden Leibe zu wecken, für immer erloschen war — und immer entschiedener zog er sich von ihr zurück. Er konnte nicht anders.

Aber das ertrug sie nicht. Ihr Temperament verlangte gebieterisch nach dem Manne; sie konnte nicht begreifen, daß es anders sein sollte, als es im Anfang gewesen, sie *wollte* es nicht. Hier endete ihre Unterwürfigkeit und bewieß er sich dann kalt und abweisend bei ihrer Annäherung, so folgten Auftritte, auf die er nicht einmal in Gedanken zurückkommen mochte: so sehr stieß ihn ab, was ihn früher angezogen, ihre Unfähigkeit nämlich sich irgend einen Zügel anzulegen.

Was war ihm jetzt noch der Zuwachs an Wohlstand, den er dieser Ehe verdankte? Er dachte nicht einmal mehr daran. Auch der Trost, sein Leid einer theilnehmenden Seele zu klagen, war ihm versagt. Er fürchtete den Spott: er wußte, er habe ihn verdient. Hatten ihm nicht Alle vorausgesagt, wie es kommen würde und hatte er nicht damals die Warner verlacht? Die Verwandten seiner Frau, die er eigennütziger Uebertreibung geziehen, er wußte jetzt, daß sie noch zu gelinde in ihren Schilderungen gewesen, daß sie sich gescheut, das letzte Wort auszusprechen, weil es ja doch gewissermaßen sie selbst, ihr eigen Fleisch und Blut war, über das sie den Stab brechen sollten und dann wohl auch, weil der Ausspruch der Aerzte, daß eine Heilung nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liege, auch auf sie nicht ohne Einfluß gewesen — aber jene natürliche und verzeihliche Scheu ausgenommen, hatten sie nicht redlich ihre Schuldigkeit gethan?

Ja, nur sich allein konnte er anklagen, nur er allein trug die Schuld an seinem verdorbenen Leben, an seinem verlorenen, freventlich verschleuderten häuslichen Glück! Das wetzte noch an seinem innern Elend, es füllte das Maß der Beschämung und in solchen Stimmungen brach der Zorn bei ihm aus auch ohne besondere Veranlassung, nur weil sie da war, weil er die Kette nicht abschütteln konnte, die er sich mit freiem Willen angelegt und endlich kam die finstre Stunde . . . wo sein Zorn ins Maßlose wuchs.

Es war das erste Mal. Als der Rausch der Raserei verflogen, überfiel ihn das Gefühl der Selbsterniedrigung mit niederschmetternder Wucht. Er bat es ab, er fand warme, schmeichelnde Worte, um die Verletzte, die Wehrlose zu versöhnen, und die Aufwallung der Reue oder vielmehr das Bewußtsein der Schuld, führte ihn weiter, als er nachher vor seinem Stolz verantworten konnte.

Das war ein kurzer Sonnenblick in dem Leben der armen Frau, worauf die Wolken dichter als je zusammenzogen. Denn er bereute bald jene Reue und die Zugeständnisse, die sie ihm entrungen, fast mit derselben herben Selbstanklage, mit der er jene rohe Unthat bereut — und leider stand diese bald nicht mehr vereinzelt da.

Mit einem Grimm gegen sich selbst, der sich nicht beschreiben läßt, mit einer Erbitterung, die an Verzweiflung grenzte, fühlte er, daß seine trostlose Ehe ihm nicht nur jeden Weg zu einem erlaubten Glücke verschloß, sondern daß sie ihn auch sittlich immer tiefer zog. Allein er mochte sich in Zaum halten wie er wollte, immer wieder riß ihn der Augenblick hin und bald gehörten böse Worte und wenigstens drohende Geberden für die Unglückliche gleichsam zum täglichen Brot.

Eine Milderung trat erst ein, als sich plötzlich herausstellte, daß sie auf dem Wege sei Mutter zu werden. Aber dieses Ereigniß, das nicht selten auch die entfremdetsten Gemüther in neuer Innigkeit wieder zu einander führt, bildete hier innerlich wie äußerlich nur eine neue Scheidewand. Der ganze vorhergehende Zeitraum, welchen sie, ohne deutliches Bewußtsein dessen was ihr bevorstand, nur in dumpfem physischem Unbehagen zubrachte, war für ihn mit Sorge, Qual, Seelenangst und Gewissensbissen angefüllt, unter deren Last er sich den Zustand seiner Frau nicht nur als eine Schwäche, sondern als ein Verbrechen anrechnete. Und doch war es vielleicht gerade dies, was ihm das Kind, zu seiner eigenen Ueberraschung, von seinem ersten Schrei an unaussprechlich theurer machte, als einem andern Vater sogar sein erstes, in normalen Verhältnissen geborenes.

Ja wie ein unverhoffter Segen erschien ihm plötzlich das so sehr Gefürchtete; ein Zweck, ein Mittelpunkt war in sein Leben gekommen, das er für hoffnungslos verödet gehalten; er wußte endlich, wofür er da war und die ununterbrochene Kette angstvoller Zweifel und Fragen, mit denen er jede Regung des kleinen Geschöpfes verfolgte, das er Tag und Nacht, wie in einem Netze, in seinen Gedanken trug, klammerte dasselbe immer fester an sein Herz. Selbst im Schlafe ließ ihn die nagende Furcht nicht los, daß der Knabe seiner Mutter ähnlich werden könne und wie eine Stimme Gottes ergriff er den einstimmigen Rath der Aerzte, den Kleinen von seiner Mutter zu entfernen und ihn so wenig als möglich mit ihr in Berührung zu bringen.

Aber auch die Mutter liebte ihr Kind. Von dem ersten Blicke an, den sie auf dasselbe geworfen, als es zappelnd auf ihrer Decke lag, war der Instinkt der Mutterliebe wie eine Elementarkraft in ihr erwacht und sie hütete es mit einer mißtrauischen, ruhelosen thierischen Wachsamkeit, als drohe ihm von allen Seiten Gefahr. Sie grollte mit Jedem

der ihm nahe kam, am meisten mit ihrem Manne; sie duldete nicht, daß er es auch nur auf Minuten in seine Arme nahm. Alle Bitten, alle Schmeichelworte waren ohne Erfolg, sie wollte nichts hören: das war ihres, nur ihres — ihr Eigenthum, ihr ausschließliches Recht und der geringste Widerspruch gegen diese fixe Idee stürzte sie in förmliche Raserei. Der Anblick der Amme, welche eine ehrwürdige Großtante unter der Leitung des Arztes fürsorglich angenommen, regte sie dermaßen auf, daß man die Frau eilig entfernen mußte um ernstes Unglück zu verhüten.

Das Kind ihr mit Gewalt wegzunehmen, war also nicht möglich, und eben so unthunlich erwies sich die List. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, wenn man sie im festesten Schlafe wähnte, öffnete sie ihre Augen bei jedem vorsichtigen Schritte der ihrem Bette nahte und starrte auf den Nahenden mit einem feindseligen, zornigen Blick. Erst als man, vorläufig wenigstens, von jedem weiteren Versuche sie zu überraschen abstand, beruhigte sie sich in etwas, doch ihr Vertrauen brachte es nicht zurück.

Der Knabe war schwächlich, sei es, daß er so geboren, sei es, weil seine Mutter, die ihn thätsächlich nicht aus den Armen ließ, mit der charakteristischen Scheu, welche Schwachsinnige im Allgemeinen gegen lichte Räume haben, sich eigensinnig in den finstersten Winkeln ihrer geräumigen Wohnung verpflanzt hielt und ihn dadurch von jedem Athemzuge frischer Luft absperrte. Er welkte sichtlich hin und schon nach wenig Monaten hatte er jenes eigenthümliche Aussehen chronisch gewordenen Leidens, welches der höchste Schrecken zärtlicher Eltern ist. Nur seine Mutter bemerkte nichts. Sie sah nicht, daß der Kleine täglich hinfälliger wurde; für sie war und blieb er der Inbegriff aller kindlichen Schönheit und Holdseligkeit. Vergebens drang ihr Mann in sie, doch mit dem Kinde auszufahren, da sie nun einmal nicht zu bewegen war, einen Schritt außer dem Hause zu thun; seine erneute Einmischung, die sie als einen neuen Beweis seines Hasses betrachtete, spornte nur den alten trotzigen Widerstand gegen Alles was er begehrte in erhöhtem Grade in ihr wach.

Und doch war es nicht Liebe allein was sie für ihr Kind empfand und sie bewog, sich so feindlich zwischen ihm und seinen Vater zu stellen. Vielleicht war es ein dunkler Drang Rache an ihrem Manne zu nehmen für seine lange Vernachlässigung, für seine harte, unerbitterliche Lieblosigkeit, aber ganz gewiß war es auch Eifersucht. Ja, sie war eifersüchtig auf ihr Kind, auf die Liebe die der Vater so sichtlich für dasselbe empfand und die sie als einen Raub an sich betrachtete, an der Liebe die er ihr hätte geben sollen, die vor Gott und Menschen ihr geheiligtes Eigenthum war, und in manchen Augenblicken haßte sie beinahe das arme kleine Geschöpf, das ahnungslos auf ihrem Schooße schlummerte.

Und dann wieder wandte sich dasselbe peinigende Gefühl auch nach der andern Seite hin und sie fürchtete, daß das Kind den Vater erkennen und sein Herzchen, auf das sie allein ein Recht hatte, das nur für sie, für die Mutter schlagen sollte, sich von ihr ab und ihrem Manne zuwenden könne. Sie grollte mit jedem Blick, den das bewußtlose kleine Wesen auf ihn warf, sie fürchtete wie den Tod die mageren kleinen Händchen sich einmal plötzlich nach dem Vater ausstrecken zu sehen, die Liebkosung begehrend, welche dieser beständig für sein Kind im Herzen und auf den Lippen trug; sie gönnte ihm nicht das matte zuckende Lächeln, das von Zeit zu Zeit das welke Gesichtchen erhellte, sie hätte am liebsten seinen Athem verhindert den Vater zu streifen, wenn sie es nur gekonnt hätte. Nur ihr sollte Alles gehören — ihr allein! Und darin fühlte sie ihre Macht. Darin blieb sie Siegerin —

Das Kind kannte nur sie.

Wenn es die Augen aufschlagend, in jene seiner Mutter starrte, die es immer und immer wie ein ewig offener Liebeshimmel wachend über sich fand, dann kam nach und nach ein Schimmer von Glückseligkeit in die greisenhaften Züge, die aussahen, als habe schon vor der Geburt ein tiefer Gram sie gestempelt und ihr frisches Aufblühen gleich im Keime geknickt. Es lachte, es griff mit den armen schwachen Händchen nach dem mütterlichen Antlitz, es bäumte sich ihm entgegen und zappelte mit allen Gliedern in unbewußter Vereinigungslust mit dem Mutterleben, von dem es ja bis jetzt nur erst ein halbgeschiedenes, unvollkommenes Echo war. Und wenn sie ihm nun in unverständlichen Lauten vordahlte, wie es Mütter pflegen, und in der Weise der Schwachsinnigen, um des Kleinen Unterhaltung zu erhöhen, Gesichter dazu schnitt, dann war es grauenhaft zu sehen, wie im blinden Nachahmungstriebe die kindlichen Züge sich bis zur Unkenntlichkeit verzerrten und die Aehnlichkeit mit der Mutter, die sonst kaum angedeutet war, mit einem Male schlagend zu Tage trat.

War der Vater in solchen Augenblicken zugegen, so wandte er sich schaudernd ab — er konnte den Anblick nicht ertragen. Kein Wunder, daß ihm die Mahnung der Aerzte, das Kind von der Mutter zu trennen, dann jedes Mal wie mit scharfen Messern durch die Seele schnitt und er endlich jede Schonung darüber vergaß.

Schlimme Scenen wiederholten sich, und endlich fand sich die Familie bewogen einzuschreiten. Leider bewirkte diese Einmischung das Gegentheil von dem was sie bezweckte. Die Frau fühlte sich in ihrem Trotze gestützt und wurde noch starrsinniger, der Mann fühlte sich verletzt und warf auch den letzten Schatten von Rücksicht hin.

So war der Dezember herangekommen und der Vater hatte schon lange ein Fest daraus gemacht, seinem Kinde die erste Weihnachtsfreude zu bereiten. Er war begierig, den Eindruck zu beobachten, den der Glanz der Lichterchen, die schimmernden Farben der Ausschmückung, die verschiedenen Gestalten der Spielsachen auf den dämmernden Verstand des Knaben machen würden, in wie weit seine Aufmerksamkeit überhaupt von irgend einem Gegenstand angezogen werden konnte, der nicht grade seine Mutter war.

Mit eigenen Händen putzte er das Bäumchen auf. Er verschwendete eine förmliche Gedankenarbeit daran und ging mit einem Ernst und einem Eifer zu Werke, als handle es sich um das wichtigste Geschäft. Und immer noch gab es etwas nachzuholen oder beizufügen, was die Augen des Kleinen auf sich ziehen, die freudige Regsamkeit anderer Kinder, wenigstens auf Augenblicke, vielleicht auch in ihm erwecken konnte. War es ihm doch immer, als könne er nie genug thun, als müsse er Vater- und Mutterliebe zugleich auf das unschuldige Wesen häufen, das ihm sein kümmerliches Dasein verdankte, trotz aller Liebe, nur eine Quelle bittrer Sorgen für ihn war und bis jetzt für den Vater noch keinen freundlichen Blick gehabt. Aber heute wollte er sich diesen Blick erringen; diese lange versagte Seelengabe, die sollte heute *seine* Weihnachtsfreude sein.

Er bemerkte nicht, daß seine Frau, von dem ersten Tage an, wo er seine zierliche Arbeit begonnen, öfter als sonst in seiner Nähe war, daß sie, während er in seiner Beschäftigung vertieft, ahnungslos mit Papier und Pappe handtirte, mit mißtrauischen Blicken sein Thun beobachtete an dem *sie* keinen Theil hatte, wie sie haßerfüllte Blicke auf das immer festlicher sich umkleidende Bäumchen heftete, als erkenne sie instinctiv in ihm einen neuen Feind, als drohe ihr von ihm irgend ein, zwar noch unbekanntes, aber empfindliches Leid.

Es ist sonderbar, daß er, bei Allem was er von ihr erfahren und eben so wenig bei seinen eigenen Handlungen, nie an dem mächtigsten Motor in dem Wesen seiner Frau, an die verschmähte, in sich zurückgedrängte, in ihr Gegentheil verkehrte Liebe zu ihm, zu dem Manne, der nach allen Gesetzen göttlicher und menschlicher Ordnung ihr gehörte und der doch nicht ihr eigen war, daß er an diese Liebe nie auch nur gedacht!

Eine halbe Stunde ohngefähr vor der zur Bescheerung bestimmten Zeit, hatte er endlich die letzte Hand an sein kleines Meisterwerk gelegt und betrachtete es nun mit leuchtenden Augen, sich fragend, ob noch etwas fehle, ob noch etwas im Stande sei die ersehnte Wirkung zu erhöhen und mit einer Art innigen Triumphes gestand er sich, daß es in der That vollendet, daß es den gehofften Eindruck sicher nicht verfehlen werde. Nur die leuchtenden Flämmchen fehlten noch. Wie Allem in der Natur, sollte auch hier das Licht dem schönen Körper erst die verklärende Seele leihen.

Jetzt hörte er einen Wagen vor dem Hause halten und in heiterer Stimmung verließ er den Salon, um den Schwestern und der Großtante seiner Frau entgegen zu gehen, welche sich für die Feierlichkeit angesagt hatten, um sich an der erwarteten Belebung des Kindes ebenfalls zu erfreuen. Nicht ohne ein leichtes Herzklopfen kehrte er nach einer Viertelstunde zurück, um endlich die letzte Krönung seines Werkes vorzunehmen und den Wartenden, die sich indessen um ein paar männliche Mitglieder vermehrt hatten, das Zeichen des Eintretens zu geben.

Aber wie zur Bildsäule erstarrt blieb er auf der Schwelle stehen.

Das Bäumchen, an das er so viele Mühe gewendet, so schöne Hoffnungen, so liebevolle Sorgen geknüpft, lag geknickt, zerbrochen am Boden, in Fetzen flog der bunte Schmuck der Fahnen und Netze, der Bänder und Sterne im Zimmer umher, von den Spielsachen waren nur noch Trümmer zu sehen und mitten in der Zerstörung stand sein Weib einer Furie gleich, mit verzerrten Zügen, unter ihren Füßen vollends zertrampelnd, was noch nicht vollständig aus der Form gegangen war.

Wie gesagt, eine Weile stand er erstarrt und der ganze Blutstrom, der so freudig warm noch eben nach seinem Herzen drängte, schien plötzlich zu Eis zu gerinnen, bis es in der nächsten Minute ihm siedend zu Kopfe schoß und es Nacht vor seinen Augen wurde. Dann stieß er einen Schrei aus wie ein wildes Thier — er hätte sein Weib erdrosselt, wären nicht die Verwandten erschrocken herbeigestürzt und hätten die Hülflose beschützt.

Jetzt erst kehrte ihm die Besinnung zurück und mit einem tiefen Athemzuge schien er sich entsetzt seines Thuns zu entsinnen. Doch milder wurde er durch das wiedererwachte Bewußtsein nicht und als er seine Frau, vielleicht ohne daß sie selbst es deutlich wußte, taumelnd einen Schritt nach dem Nebenzimmer machen sah, wo sich das Kind befand, sprang er vorwärts, stellte sich vor die Thüre und sah von hier mit finstrer Stirne und blitzenden Augen auf den bewegten Knäuel aufgeregter und entrüsteter Verwandten herab. Vor diesen zornigen Augen war die arme Blödsinnige bebend zurückgeschreckt und hatte sich wimmernd hinter ihre Beschützer verkrochen.

Und nun geschah mit einem Male, wozu es bis jetzt von beiden Seiten wohl nur an der rechten Energie gefehlt: sie mußte fort. Wie mit einer Stimme erklang es plötzlich aus Aller Munde: fort aus dem Hause und fort von ihm!

Nur er blieb stumm. Vielleicht hielt er es für überflüssig, nochmals laut in das einzuwilligen, was, wie Alle wußten, sein ohnehin oft ausgesprochener Wille war; als

aber jetzt eine der Schwestern sich ebenfalls nach der Thüre des Nebenzimmers wandte, wahrscheinlich um das Kind zu holen, zog er entschlossen den Schlüssel ab und wies gebieterisch damit nach dem Ausgang: Sie mochten gehen und die Unglückliche mitnehmen, die doch nur der böse Geist seines Lebens war, aber das Kind behielt er. Das Kind war sein — die schwachsinnige Mutter hatte darüber keine Macht.

Die betäubte, von dem Schrecken halb bewußtlose Frau, wurde zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter gezerrt, geführt und getragen, ohne daß sie sich zu dem geringsten Zeichen des Widerstandes ermannt hätte. Erst als sie im Wagen saß, vermißte sie das Kind; sie schrie auf und wollte wieder zurück, doch man hielt sie fest und halb durch liebkosendes Zureden, halb durch die wiederholte Versicherung, daß man das Kind nachbringen werde, ja, daß es bereits auf dem Wege sei, gelang es sie zu beschwichtigen. Wahrscheinlich trug die Angst vor den zornigen Augen ihres Mannes, die sie fast noch mehr scheute, als sogar die roheste Mißhandlung, das Meiste zu ihrer Fügsamkeit bei. Und so brachte man sie glücklich in das Haus der Großtante, wo man sie eilig zur Ruhe legte und sogleich nach dem Arzt geschickt wurde.

Die ganze Nacht blieb sie ziemlich ruhig, nur ein paar Mal setzte sie sich plötzlich im Bette auf und schien nach irgend etwas hin zu horchen, doch die physische Erschöpfung war stärker als sogar der mütterliche Instinkt und sie sank jedesmal fast augenblicklich wieder in einen todesähnlichen Schlaf auf die Polster zurück, nur daß dabei ein klagender Laut, vielleicht unbewußt, ihren Lippen entglitt.

In diesem Zustande verharrte sie auch den ganzen folgenden Vormittag. Der Arzt der wiederholt gekommen, hatte eine starke Erschütterung des Nervensystems konstatirt und vor Allem ungestörte Ruhe empfohlen. Auch mit der Trennung von Mutter und Kind zeigte er sich einverstanden und bald um beider Theile Willen.

Am Nachmittage endlich erwachte sie wirklich und das Bewußtsein war zurück gekehrt. Verwundert sah sie sich in dem bekannten und doch fremden Raume um, bis sie plötzlich erschrocken auffuhr und eine unbeschreibliche Aengstlichkeit sich in allen ihren Zügen malte; sie sprang aus dem Bette und wollte zu ihrem Kinde. Sie müsse es haben, sie höre es weinen — versicherte sie und immer ängstlicher, immer unruhiger wurden dabei ihr Blick und ihre Bewegungen.

Wieder wurde sie beschwichtigt. Das Kind sei nicht zu Hause, bald werde man es bringen, nur Geduld solle sie haben — und so, durch liebevolles Zureden, durch heitere Vorspiegelungen, die man allerdings jetzt öfter wiederholen mußte, gelang es bei der noch nicht gänzlich gehobenen körperlichen Schwäche, sie noch bis zum andern Tage hinzuhalten.

Nun aber war alles umsonst. Sie verlangte stürmisch nach dem Kinde, sie schrie, sie wollte es haben, sie rang die Hände und jammerte, daß sie es schreien höre, daß es sterben werde ohne sie — und als sie sah, daß alles nichts half, daß sogar ihre Anfälle von Wuth und Verzweiflung nichts vermochten und sie immer und immer nur demselben sanften, verständigen Ausweichen begegnete, denselben linden, liebevollen Versprechungen, die nie gehalten wurden — da ging plötzlich eine Wandlung mit der Armen vor, von der die ehrwürdige Großtante später erzählte, sie wünsche nicht, dieselbe noch einmal in einem menschlichen Antlitze zu erleben — ja, es kam nach und nach ein verständiger Blick in diese blöden Augen; es war, als rege sich endlich, was seit der Geburt in ihr geschlummert und nachdem sie sie Alle nach einander angesehen, die Schwestern, die Tante, den Arzt und die Wärterin und Alle gleichmäßig erschauert waren unter diesem lang anhaltenden

unheimlich verstehenden, durchbohrenden Blick — wurde sie plötzlich ganz still. Sie legte den Kopf auf die Polster, seufzte und sagte, sie sei müde —

Von da an zeigte sie keinen Widerstand mehr. Sie nahm ein was man ihr gab, hörte mit scheinbarer Gelassenheit an, was man ihr sagte und schien fast beständig zu schlafen. Nur von Zeit zu Zeit rieselte ein Schauer über ihren Körper, ein gewaltsames Zucken, fast wie vor dem Aufspringen — doch es verlief gleich und die frühere Stille trat wieder ein. Sie nahm immer mehr überhand, diese Stille, und als der Arzt am nächsten Morgen kam, erklärte er erfreut, daß der Paroxismus nun gründlich überstanden und die bisherige strenge Wachsamkeit überflüssig geworden sei.

Eine große Beruhigung kam über die Familie. Die Schwestern, von denen immer eine neben der Wärterin bei der Kranken gewacht, kehrten jede in ihren eigenen Wirkungskreis zurück, nur die Wärterin wurde beibehalten, doch wie man hoffte, nur noch auf wenige Tage.

Als Abends die Familie wieder um Erkundigungen zusammen kam, klangen die Nachrichten auf das Beste. Die gute Großtante konnte nicht genug rühmen, wie sanft und folgsam sich die Arme zeige, Eigenschaften, mit denen sie doch früher nicht zu glänzen pflegte. Es stellte sich nun klar heraus, daß ihre unvollkommene Natur nicht fähig war selbst die Empfindung für ihr Kind auf einige Dauer in der Entfernung fest zu halten und man hätte also nicht nöthig gehabt, so lange vor der so wohlthätigen Trennung zurück zu scheuen. Und so ging die Familie endlich mit der frohen Ueberzeugung auseinander, daß sie ein gutes Werk verübt, indem sie ein unhaltbares Verhältniß gelöst, ohne, allem Anscheine nach, der Leidenden dadurch übermäßig wehe gethan zu haben. Ja, diese würde erst jetzt einsehen, wie sehr die Pflege und Leitung gütiger, nachsichtiger Verwandten der rücksichtslosen Rohheit eines gewaltthätigen Mannes vorzuziehen sei. Und so hatte man sich in allgemeiner Zufriedenheit endlich für die Nacht getrennt.

Es mochte gegen eilf Uhr sein, als die alte Tante zum letztenmal in das Zimmer ihres Pfleglings blickte, hier Alles in der besten Ordnung fand und sich dann in ihr eigenes Schlafzimmer begab in der wohlthuenden Hoffnung, sich endlich wieder einmal ungestörter Nachtruhe erfreuen zu dürfen. Alle Thüren, welche sie von ihrer Nichte trennten, ließ sie jedoch vorsichtshalber offen, um ja bei dem ersten Alarmlaute sogleich auf dem Platze zu sein. Dieselbe Maßregel war auch der Dienerschaft eingeschärft worden und nachdem auch die Wärterin versprochen, in jeder Weise ihre Schuldigkeit zu thun, überließ sich die alte Dame, wohl zufrieden mit ihrem Tagewerke, einem erquickenden Schlummer.

Ihre Schuld war es nicht, daß nach den vielfachen Mühen der vergangenen Tage dieser Schlummer tiefer wurde, als sie es voraus gesehen und ihre Leute, von den wiederholten Nachtwachen erschöpft, hatten kaum die Köpfe auf ihren Polstern, als sie schon mit ganzer Seele darauf losschnarchten. Ein Kanonenschuß hätte sie nicht geweckt und das Offenlassen der Thüren hätte somit, so weit es die Wirkung betrifft, ebensogut unterbleiben können.

Nicht besser erging es der Wärterin. Es ist schwer die Augen offen zu behalten, wenn man den Schlaf mehrerer Nächte vermißt, jedes Geräusch verstummt ist und der Gegenstand, dem wir helfen sollen, anstatt unserer Hülfe zu bedürfen, selbst im gesundesten Schlummer liegt. Eine Weile kämpfte die Frau indessen redlich gegen die immer zunehmende Schwere ihrer Augenlider, dann aber siegte die Natur. Sie überzeugte

sich an der Lage ihrer Patientin, daß durchaus kein Grund zur Beunruhigung vorhanden sei, stellte das Nachtlicht tiefer in den Schatten und nachdem sie sich in ihrem Fauteuil so behaglich als möglich zurecht gerückt und die Füße auf einen Stuhl gestreckt, hatte sie bald in einem unbezwinglichen Schlaf alle irdischen Miseren vergessen.

Allein die Gewohnheit ist eine starke Macht. Selbst im Schlafe beschäftigten sich ihre Gedanken mit der übernommenen Pflicht. Ihr wars, als rege es sich im Bette, als gleite es sachte herab und scheuen Schrittes an ihr vorbei, nach dem verhüllten Fenster hin — Sie wollte sich ermannen und vermochte es nicht. Die Müdigkeit lag bleiern auf ihren Gliedern und auch auf ihrem Gehirn — und wieder huschte es an ihr vorbei, zurück jetzt — und jetzt, ja, sie meinte schon es zu fassen: da erlosch auch der letzte schwache Schein, der durch ihre Lider gedrungen, die Nacht war vollständig und nun erst wurde ihr Schlaf wirklich tief und vollkommen ungestört.

Der Mond war ein besserer Wächter als sie. Er hätte ihr nachher sagen können, wie er ein bleiches Gesicht, von langem wirrem Haar umflossen, mit gierigen Augen hatte in den schneebedeckten Hof hinausstarren sehen, und dann war es zurückgewichen, denn von hier gab es kein Entkommen. Der Hof von allen Seiten hoch umbaut, hing mit der Straße nur durch das festverschlossene und verriegelte Hausthor zusammen. Aber durch den offen gelassenen Spalt lugte der Mond ihr nach wie die weiße Gestalt tiefer in das Zimmer glitt, einen Augenblick vor dem Nachtlicht verweilte und es mit scheuem Athem verlöschte .... Und dann glitt es weiter, weiter, unhörbaren Schrittes, gespenstisch leicht durch die nachterfüllten Zimmer, an der offenen Thüre der Großtante vorbei, ohne zu irren, ohne anzustoßen, mit somnambulischer Sicherheit, bis in einem finstern Vorzimmer ihr Fuß plötzlich hart an einen fremden Gegenstand stieß.

Es war das Nachtlager, das der Bediente, der sonst in einer Bodenkammer schlief, sich, seitdem die Irre im Hause war, jeden Abend hier aufschlug, um im Fall der Noth gleich auf den ersten Ruf bei der Hand zu sein.

Erschrocken war der Mann in die Höhe gefahren und starrte in die Finsterniß. Etwas Helles, Leichtes schien vor ihm in der Luft zu schweben; schlaftrunken rieb er sich die Augen, aber nun war es verschwunden. Er horchte — alles war still rund umher und so sank er zurück; er war zu müde, um sich zu besinnen und schon in der nächsten Minute schlief er wieder so fest wie vorher. Und nun glitt es sachte, sachte über den Mann hinweg, sachte wurde die Thüre, vor der seine Matratze lag, auf- und wieder zugedrückt und nun stand sie im Salon, der nach der Straße ging.

Aber noch gab es Schwierigkeiten zu überwinden. Die Fenster waren mit Spalet-Läden verschlossen, geräuschlos mußte sie in der dichten Finsterniß die schwere Eisenstange, welche den Verschluß sicherte, aus ihren Klammern heben und als es ihr mit ihren ungeübten Händen gelungen, verwickelte sich ihr Fuß in einen weichen Stoff, den sie ohne es zu bemerken, von einem Stuhle gezogen, und sie wäre mit der Stange beinahe zu Boden gestürzt. Doch endlich war auch das überstanden und von dem geöffneten Fenster, sich mit den Händen einen Augenblick am Gesimse schwebend erhaltend, ließ sie sich aus der Höhe lautlos auf den Schnee der Gasse hinab.

Sie bemerkte nicht, daß sie im Fallen mit der Schläfe an einen Stein geschlagen, daß ein paar Blutstropfen langsam über ihre Stirne sickerten, sie wußte nicht, daß sie barfuß und nur mit ihren Nachtkleidern bedeckt in der scharfen Kälte der Dezembernacht stand — sie fühlte keine Kälte — sie sah, sie fühlte überhaupt nicht. Die kleine weinende

Stimme, welche sie die ganze Zeit über in den Ohren gehabt, tönte auch jetzt darin — es zog sie weiter und weiter — —

Der Nachtwächter, der seinen Rundgang hielt, sah die weiße Gestalt gespenstisch in die Ferne fliehen; er starrte erschrocken hin, doch so schnell war es vorbei — er glaubte, ein Schatten habe ihn geäfft und schüttelte verwundert den Kopf über seine eigene Albernheit.

So eilte sie ungehindert weiter, bis sie an das Haus ihres Gatten kam. Hier erst zögerte sie. Die Vorstellung seiner Härte, seiner grausamen Unerbittlichkeit, schoß blitzartig durch ihr Gehirn und zwang sie einen Augenblick von der fixen Idee abzusehen, die sie bis jetzt allein beherrscht. Seiner Wuth nochmals und allein entgegen zu treten, das vermochte sie nicht! Sie wimmerte auf als sie es dachte. Und darin mischte sich wohl auch das dunkle Bewußtsein, daß sie durch ihre Entfernung in jener Nacht jedes Recht eingebüßt, welches sie früher an das eheliche Dach besessen.

Aber das Kind! Das Kind! Hatte sie das nur wieder, dann war alles gut! Dann mußte er sie dulden, er mochte wollen oder nicht. Was konnte er ihr thun, wenn sie das Kind nur wieder in ihren Armen hielt? Und das Kind war ja eigentlich auch Alles was sie wollte. Hatte sie das nur wieder, was kümmerte sie noch die ganze übrige Welt? Sogar der Gedanke an ihren Mann schwand dagegen in nichts.

Also das Kind! doch wie sollte sie zu ihm?

Sie probirte das Schloß der Hausthüre. Es war verschlossen wie in jeder Nacht. Aber hinter dem Hause war ein kleiner Garten, in den aus dem Hause eine Hinterthüre führte, die manchmal durch die Nachlässigkeit der Dienerschaft unverschlossen blieb. Wie oft hatte sie ihren Mann deswegen schelten hören! Es war wunderbar, wie deutlich sich das Alles auf einmal in ihrem Gehirn, nicht in Gedanken, sondern in Bildern abzeichnete, fast wie die greifbare Wirklichkeit. Es gab dabei keine eigentliche Erinnerung, keine Ueberlegung und keine Nebenreflexion. Nur der Instinkt suchte sich seinen Weg und nach diesem handelte sie.

Sie nahm also ihren Weg um das Haus. Ihre Zähne schlugen vor Kälte, ihre Füße waren von dem scharfgefrorenen Schnee wie mit Messern aufgeschnitten, doch das Fieber, das in ihren Adern tobte, wurde selbst durch diese Kälte nicht gedämpft.

Jetzt stand sie vor dem Gitter, welches den Garten begrenzte. Schwarz stieg es in der mondhellen Nacht aus seinem weichen Schneebett empor. Der Frost hatte die Stäbe wie mit einer Rinde von dunklem Glas überzogen, die seltsam im Mondlichte glitzerte, nur oben auf jede der schlanken Pfeilspitzen hatte sich ein weißes winterliches Mützchen abgesetzt, über welches ebenfalls ein schwaches, gleichsam in sich verhaltenes Frostzittern lief. Hier gab es keine Thüre. Sie mußte über das Gitter hinweg, wollte sie in den Garten gelangen. Wie sie es zu Stande brachte, Gott allein kann es wissen, aber über dem Gitter hinweg, aus dem ersten Stocke des Hauses, schimmerte ein mattes verdämmerndes Licht, ein Nachtlicht wohl, und sie wußte, daß es den Schlummer ihres Kindes beschien. Um zu diesem Lichte zu gelangen wäre sie über glühende Kohlen geschritten und sie hätte den Brand nicht gefühlt.

Doch die Hinterthüre war nicht minder fest verschlossen als die Vordere. Einen Augenblick stand sie betäubt und bis in das Innerste erschaudernd, denn jetzt fühlte sie die Kälte, doch es war mehr jene der Angst und verzweiflungsvollen Ungeduld.

Erschöpft lehnte sie an der Thüre, die Augen unverwandt auf jenes matterhellte Fenster gerichtet und — ja, da war das Spalier! Wie eine diamantene Verzierung er=

glänzten die dünnen Eiszapfen, mit denen es behangen war — es winkte, es lockte — es wirkte auf die arme Bethörte wie das Auge der Schlange. Da gab es keine Ueberlegung — hinauf mußte sie. Angst und Kälte waren verschwunden, das Ziel war da, nur weniger Anstrengung noch bedurfte sie. Ein paar Mal rutschte sie ab, doch nur beharrlicher setzte sie wieder an und endlich stand sie fest. Und nun höher, höher auf dem schwachen, zerbrechlichen, von Eis umsponnenen Gerüste. Ein paar Sprossen knickten unter ihren Füßen ein, sie beachtete es nicht, höher immer höher zog es sie mit der ahnungslosen Kühnheit einer Nachtwandlerin und nun stand sie oben und athmete beseligt auf, denn es war wirklich das Zimmer, in welchem ihr Söhnchen schlief.

Sie sah durch das unverhüllte Fenster sein Bettchen von einem großen Wandschirme verdeckt, um es vor dem Schein der Nachtlampe zu schützen; auf dem Bette dicht daneben schlief die neuaufgenommene Wärterin. Selbst in diesem Augenblicke durchzuckte ein Blitz des Hasses ihre Brust gegen diejenige, die sich in ihre Stelle gedrängt.

Die Augen unverwandt nach dem einen Punkte gerichtet, sah sie nicht, daß die Thüre des Nebenzimmers, den Betten gerade gegenüber, offen stand und daß auch von dorther ein Lichtschein drang, kein mattes Dämmern wie hier, sondern der volle Strahl einer großen Lampe. Hätte sie die Augen dahin gewendet, sie müßte den Schatten ihres Mannes unterschieden haben, der sich in sitzender Stellung dort hinten schwarz gegen die Wand abzeichnete. Aber sie sah es nicht, sie sah, dachte oder fühlte vielmehr nur ihr Kind, nur die Wonne, ihrem Ziele so nahe zu sein. Nur ein paar Scheiben galt es einzudrücken, einen Riegel zu heben, und sie stand drinnen und hatte ihren Schatz, ihr Leben wiedergewonnen.

Und wenige Schritte von ihr, im anstoßenden Zimmer, saß ihr Mann, ahnungslos ihrer Nähe, den sorgenvollen Blick auf eine Zeitung geheftet, die er nicht las oder zu lesen längst aufgehört. Er war alt geworden in der kurzen Zeit seiner Ehe, der Mann, der in leichtsinnigem Uebermuth sich einst eingeredet, es sei ein Kinderspiel, eine hübsche Schwachsinnige durch Liebesgenuß zu einer vernünftigen Frau zu machen. Lange Jahre des Kummers schienen seitdem über ihn hingegangen zu sein, sein Haar war dünn geworden und um den einst so fröhlichen Mund hatte der Gram jenen bittern Zug gegraben, den nichts mehr im Leben auslöschen kann.

Heute sah er noch lebensmüder, noch gebrochener aus als sonst. Man hatte in den drei Tagen viel Noth mit dem Kleinen gehabt, der sich der ungewohnten Nahrung schlechterdings nicht fügen wollte; er weinte und klagte in einem fort und bei jedem Anblick eines Gesichtes, welches nicht das liebgewohnte war, in neue erschöpfende Rebellion ausbrach. Der Vater war, seitdem die Frau das Haus verlassen, thatsächlich nicht aus den Kleidern gekommen und eben so wenig die Wärterin. Heute erst schien das Kind sich in sein Schicksal ergeben zu haben; es war ruhiger gewesen, hatte gegessen und sich sowohl von seinem Vater als von der Wartefrau anfassen und herumtragen lassen, ohne weitern Widerspruch zu erheben und endlich war es in einen ruhigen Schlaf gefallen, von dem sich das Beste hoffen ließ. Aber trotz dieser beruhigenden Aussichten wollte die Sorge nicht von dem Vater weichen. Die Kindsfrau hatte sich angekleidet auf ihr Bett geworfen und war nach wenigen Minuten ebenfalls eingeschlafen, nur er blieb wachend im Nebenzimmer auf. Ein paar Stunden mochte er hier gesessen haben, die Augen wurden ihm schwer und unbewußt war er eingenickt; da schreckte ihn ein eigenthümliches Geräusch, ein seltsames leises Streifen oder Knistern aus seinem unerquicklichen Halbschlummer

auf. Vorsichtig erhob er sich und sachte, auf den Fußzehen nahte er sich der Thüre, um in das Kinderzimmer zu sehen.

Doch hier war nichts verändert. Die Kindsfrau schlief wie vorhin und auch das Kind hatte sich offenbar nicht gerührt. Schon wollte er sich zurückziehen, da wieder — vom Fenster her — es war deutlich das Klirren von zerbrechendem Glase und als er jetzt hastig hinsah — —

Doch nein — er sah es nicht! Es gibt Eindrücke so entsetzlicher Art, daß die Natur sich sträubt ein Bild von ihnen festzuhalten, aber seine Knie wankten, sein Haar sträubte sich empor und er hatte die Empfindung als überkäme ihn der Tod. Für einen Augenblick glaubte er wirklich, der blutige Schatten seines Weibes erstehe dort rächend aus dem Grabe vor ihm auf — — für einen Augenblick — dann war es vorbei. Er sah wieder hin, er sah das wohlbekannte Gesicht seiner Frau, bleich, von wilden Strähnen verworrenen Haares umwogt, von dunkeln Flecken übersäet, die Augen unverwandt von ihm weg nach dem schlafenden Kinde gerichtet. Er sah ihre blutende Hand hinein nach dem Drücker greifen und im Nu war ihm Alles klar.

Er dachte nicht mehr an das Recht der Mutter, er sah nur noch die Gefahr seines Kindes und er stürzte weg, als gälte es, es vor den Klauen eines Raubthieres zu schützen.

Hatte er sie gestoßen? — Nein, aber der Anblick seiner flammenden Augen, seiner drohenden Gestalt, wirkte wie ein Blitzstrahl auf die Unglückliche. Ihre Hände ließen unbewußt los, ihre Füße verloren den Halt und mit einem markerschütternden Schrei strüzte sie aus der Höhe hinab.

Erschrocken fuhr die Kindsfrau in die Höhe und zugleich mit ihr schnellte auch der Knabe in jammerndem Schreien aus dem Schlafe auf, während sein Vater in aller Eile was sich unter seinen Händen fand, in die zerbrochene Scheibe stopfte um das Kind wenigstens vor dem tödtenden Eindringen der eiskalten Nachtluft zu behüten. Dann ging er hinab, nach der Gestürzten zu sehen.

Aber er fand sie nicht. Es war freilich ein flüchtiges Suchen, denn schon rief man oben nach ihm. Der Arzt mußte geholt werden. Der Kleine wand sich in den Armen der Wärterin und war nicht zu beschwichtigen. Er hatte die geliebte Stimme erkannt und strebte mit Händen und Füßchen, ja mit dem ganzen Körperchen in die Richtung woher sie zu ihm gedrungen. Vergebens trug man ihn zum Fenster und suchte ihm begreiflich zu machen, daß draußen nichts sei als schwarze Nacht; auch der Arzt konnte nicht helfen, er schrie fort und fort, bis er blau wurde im Gesicht und in heftige Krämpfe fiel. Alle Mittel waren umsonst und als der Morgen graute, athmete das arme kleine Wesen sein kurzes trauriges Leben aus, das sich schwerlich je zu einem glücklichen oder nur erträglich gesunden entwickelt hätte.

Allein so empfand es der Vater nicht.

Zu derselben Zeit als des Kindes Lebenstraum zu Ende ging, wurde unten an der Hausthüre förmlich Sturm geläutet. Man hatte bei der Großtante mit dem beginnenden Tage endlich die Patientin vermißt und die alte Dame, die vor Schrecken beinahe den Kopf verloren, schickte in Eile her, um sich nach ihr zu erkundigen. Jetzt erst gedachte ihr Mann wieder der Verschwundenen, aber es war mit einem bittren Gefühl. Uebrigens wußte auch er nichts von ihr. Als er sie in der Nacht nicht gefunden, hatte er ohne weiteres angenommen, daß sie unverletzt entkommen und zu ihren Verwandten zurückgekehrt sei. Und auch jetzt war er zu sehr von dem Schmerz um sein Kind eingenommen,

um sich viel um die Unglückliche zu kümmern. Er gab Befehl im Garten nach den Spuren ihres Entweichens zu forschen und zog sich darauf in sein Zimmer zurück.

Man brauchte nicht lange zu suchen.

Als man die Hinterthüre des Hauses öffnete, lag sie, die Stirne gegen die verbotene Schwelle gedrückt, regungslos da — eine Leiche.

Sie mochte in der Nacht in das Gebüsch dicht am Hause gefallen sein und hatte sich wahrscheinlich dort verborgen gehalten, bis ihr Mann den Garten verlassen, um dann sich hervorzuwagen. Sie war todt. Ob in Folge des Sturzes oder der Kälte, war nicht zu entscheiden.

Man brachte sie in das Haus und in das Zimmer, wo auch die Leiche ihres Kindes lag. In ihrem dünnen zerfetzten Nachtkleide, mit Stich- und Kratzwunden über und über bedeckt, glich sie der Leiche einer Märtyrerin. Das Fleisch an den Füßen war förmlich zerhackt und unbegreiflich ist es, wie sie auf solchen Füßen auch nur die letzten Schritte hatte machen können.

Doch hatte sie wenigstens ihr Ziel erreicht, in der Weise freilich, wie das Schicksal es oft erreichen läßt: man legte den todten Liebling an ihre Brust und selbst ihr Mann hatte nichts mehr dagegen einzuwenden.

„Es ist ein Glück!“ sagte sogar die erschütterte Großtante, welche bei der ersten Nachricht der entsetzlichen Katastrophe sogleich herbei geeilt war, und— „Es ist ein Glück!“ wiederholten die weinenden Schwestern. —

Ja, es war ein Glück, in so fern wenigstens, als das Aufhören des Leidens an sich allein überhaupt als ein Glück betrachtet werden kann. — Ihr Leben war ein schwerer Traum. Erst der Tod hat sie alplösend daraus befreit.

Ihr Mann hatte sie nicht mehr gesehen. Bei der Beerdigung ließ er sich durch einen Freund vertreten und als man ihn nachher aufsuchen wollte, stellte es sich heraus, daß er abgereist sei. Er kehrte nie zurück. Was er an liegenden Gütern besaß, wurde in seinem Auftrage, mit großen Verlusten veräußert. An das Vermögen seiner Frau erhob er nie einen Anspruch.

Was aus ihm geworden und wohin er sich gewendet, wußte niemand mit Bestimmtheit. Einige behaupten, er habe bei den Trappisten Vergessenheit und ein langsames sühnendes Sterben gesucht, Andere dagegen behaupteten, und es ist das Wahrscheinlichere, daß er irgendwo in Amerika, in angestrengter Arbeit die Heilung suche und sein, durch eigene Schuld zerrüttetes Leben neu zu gründen strebe — aber wo er auch sein möge, wir fürchten: die Schatten seines armen Weibes und seines todten kleinen Kindes werden nie von ihm weichen; sie werden sich zwischen ihn und ein glücklicheres Weib und die Gestalten anderer Kinder drängen, sollten diese ihm beschieden sein, — sie werden ihn in dunklen Stunden geisterhaft umschweben und wohin er wandert, er wird keine Ruhe finden.

Gedichte.

Von **Emil Taubert.**

Resignation.

O traute Göttin, nahe dem Sterblichen,
Wann linde Nacht sinkt auf die erschöpfte Welt,
Wann höchste Höh'n und tiefste Thale
Stumm sich die Schatten entgegenbreiten:

O traute Göttin, stille des Herzens Schlag!
Dein stiller Odem küsse die Thräne fort,
Die mir der Schmerz um frühe Gräber
Und um erstorbenes Glück hervorpreßt.

O traute Göttin, blicke mich tröstend an!
In deinem Auge lodert der Zorn nicht auf,
Um deine Wimpern zittert Unmuth
Nicht und des ringenden Trotzes Ohnmacht.

Sanft, wie des Sternes freundliche Fackel glimmt,
Glüht deines Auges ruhiger, ernster Strahl:
An ihm entzünd' ich meine Leuchte,
Die mir die schleichende Nacht durchschimmert.

An meinem Lager, Göttin Gelassenheit,
O laß dich nieder, scheuche den falschen Traum!
Den trotz'gen Willen, der sich aufbäumt,
Sänftige du mit den weichen Händen.

Vor deiner Hoheit flüchtet die Stunde sich
Und dämpft den Schritt, und schweigend enteilt die Nacht.
An deinen tiefen Athemzügen
Meß' ich die Zeit, die dem Tod mich zuführt.

Die Welt ward alt! Nicht rudert die Schatten mehr
Der stille Fährmann über ins Todtenland,
Doch an dem unerforschten Ufer
Lecken die Wellen das morsche Fahrzeug.

Das Steuer nimm, o Göttin Gelassenheit:
Lautlos entschwebt der Kahn mit der stillen Last,
Und nichts begehrend, nichts erwartend
Klopf' ich getrost an des Jenseits Pforte.

Kunst und Leben.

Wie der Sonnenstrahl der Erde
Reichste Schöpfung voll durchglimmt,
Vom Gebirg des Stoffs Beschwerde
Im verklärten Umriß nimmt —

Wie er trotz'ger Kegel Lasten
In ein geistig Blau verhüllt,
Und der Wolkensäume Quasten
Reich mit Gold und Purpur füllt —

Wie dem blüthenschweren Baume
Er erhöht die grüne Pracht,
Und im stillen Mittagstraume
Selbst die *Schatten* leuchten macht. —

Wie dem jähen Wasserfalle
Er durchglüht den feuchten Gischt,
Und dem wirren Fluthenschwalle
Millionen Funken mischt —

Wie er in die trübste Welle
Noch des Himmels Abglanz malt,
In die öde Wüstenstelle
Luftig holde Bilder strahlt:

Also wirkt die Kunst ins Leben
Ihrer Schönheit Sonnenstrahl,
Leuchtend ird'schen Stoff zu heben
Zum geklärten Ideal.

Apotheose.

Venus aus des Meeres Schaume
Stieg im Götterglanz empor: —
Also tauchst aus meinem Traume
Du als Herrscherin hervor!
Und Dein Auge, vollgesogen
Von der Schönheit Kuß, erglimmt,
Wie der feuchte Thau der Wogen
Noch im Blick der Venus schwimmt.

Schnell erweitert sich die Halle
Meinem aufgeschloss'nen Sinn!
Hellas Götterweiber alle
Treten prangend vor mich hin.
Here reckt ihr sieggewöhntes
Haupt empor in Majestät,
Während Pallas helmbekröntes
Antlitz nach dem Träumer späht!

Welcher Formen edle Fülle,
Von des Meißels Kraft gestählt,
Der aus spröder Marmorhülle
Eine Welt von Göttern schält!
Ferner Schönheit Ideale,
Ach — wie seid ihr ewig weit!
Du nur steigst vom Piedestale
Wie ein Gruß der Griechenzeit.

Pöll.

Eine Dorfgeschichte.

Von P. K. Rosegger.

Am 13. August 1855 in den Nachmittagsstunden hob der Herrgott die Ruthe und peitschte uns Alpel-Bauern tüchtig durch. Ein scharfer Hagel kam und vernichtete das reifende Korn und den grünen Kohl bei Putz und Stingel. Es war ein harter Schlag, und nur jene Glücklichen, die unter der Erde ruhten, hatten ihn nicht gefühlt — nämlich die Erdäpfel.

Mein Vater hatte sieben Kinder, worunter ich dasjenige, welches am meisten brauchte, weil ich das größte war. Arme Leute haben auch ihre treue Lieb' zu den Kindern im Herzen, aber die herbe, schwere Sorge legt sich darüber und erstickt sie schier — und nur selten bäumt sie — die ja stark ist, wie der Tod — sich empor und schreit mit einer Alles übertönenden Stimme nach dem Kinde. Mein Vater hatte manchen Versuch gemacht, sich meiner zu entäußern, auf ein Jährchen oder zwei, bis ich selbst die Kraft hätte, auf heimathlichem Grunde mein Brot zu graben. Aber es nahm mich Niemand, nur daß mich die Nachbarn zuweilen als Botengeher zum Krämer, zum Arzt, zum Amtmann benützten und mich dafür denselbigen Tag verköstigten.

Als nun im fünfundfünfziger Jahre, am 13. August plötzlich die Hungersnoth da war, sah der Vater seine Sieben mit nassen Augen an und lachte dabei. Sein Gelächter war derart, daß ihm die Mutter in den Arm fiel und rief: „Mußt nit so, Mann, mußt nit so! Kommt's darauf an, so hab' ich dir übermorgen alle Kinder weg; nicht eins siehst mehr im Haus."

Und am zweiten Tag zum Abend kam die Mutter müd und matt nach Hause. Sie machte ein gar heiteres Gesicht — und das war mir heute bei ihr nicht in der Richtigkeit.

„So", sagte sie, als sie auf der Stubenthürschwelle saß, die wir, wenn die Thür just zu war, gerne als Lehnstuhl benützten, „so, Schüsseln sind gefunden, Kinder; sie stehen mitten auf dem Fremdleuttisch, jetzt müßt's halt lange Arme machen, daß ihr was mögt derlangen. Du, Peterl, gehst in den Hefelrainhof zum Vieh. Morgen früh kommt der Postl und nimmt dich mit. Dich, Jackerl, braucht der Grabelbauer zum Schafhalten. Kannst gleich morgen anheben. Die Plonerl brauchen sie beim Riegelberger für's jung' Kind; den Polderl —"

„Jesses, Jesses, aber Bäurin!" unterbrach der Vater die Mutter, „hörst nit bald auf! Willst mir's denn Alle verhausen?"

„So!“ sagte die Mutter, „dir ist's nit recht? — Ja — meinst, es geschieht mir leicht?“ und sie hub bitterlich an zu schluchzen.

Die vier Kleineren blieben daheim bei den Kohlrüben und Erdäpfeln, wir drei Größeren gingen „in Dienst“. Wie es dem Jackerl beim Schafhalten und der Plonerl beim Kinderwiegen ergangen, das mögen sie selber darthun, oder die Wißbegierigen müssen warten bis auf den jüngsten Tag, wo Alles offenbar wird.

Ich ging in den Hefelrainhof zum Vieh. — Hätte ich damals schon den schönen Namen Stallwart erfunden gehabt, ich hätte mein Geschick viel leichter ertragen als so, da mich Jeder im Hause den Ochsenbuben hieß und auch danach behandelte. Für den Ochsenbuben ist Alles gut, insonderheit, wenn er noch so klein und untüchtig ist, als ich es war. Ich war auf mich selbst gestellt, konnte mich, den unter den Fittichen der Mutter vier Schuh hoch gewordenen zu den barschen, groben fremden Leuten nicht schicken und sah es bald ein, daß ich in dem ganzen großen Hefelrainhof nur zwei Freunde hatte — meine steten Begleiter bei Tag, meine Stubengenossen bei Nacht — die Pöll Foich.

Pöll Foich, so hieß das vierjährige Zugochsenpaar meines Dienstherrn, das ich zu füttern und pflegen und bei den Fuhrwerken auf Weg und Feld zu leiten hatte. Mein Bett hatte ich im Stall über ihrer Krippe hängen, ihr gegenseitiges Lecken, ihr Reiben an der Krippenecke und ihr gemüthliches Wiederkäuen war mir das Traulichste, was ich außer dem Essensruf auf dem Hefelrainhofe zu hören bekam, und ihre natürliche Wärme ersetzte mir in den Winternächten vollauf den Ofen.

Bei solch intimem Umgang mit den beiden Recken konnte es wohl nicht fehlen, daß ich allmählig ihre Charaktere durch und durch kennen lernte, so zwar, daß ich heute, was meine diesbezüglichen psychologischen Erfahrungen betrifft, einen dreibändigen Roman über sie schreiben wollte. Doch dünkt mir, können so ein paar Ochsen höchstens die Helden in einer Dorfgeschichte sein.

Und diese will ich denn heute darthun von meinen einstigen zwei Freunden, die längst zu Staub und Erde geworden.

Der Pöll war eine schöne kräftige Gestalt. Er war lichtgrau von Farbe, hatte große, pechschwarze Augen und um dieselben einen ziemlich breiten, gelblichen Rand, dann eine Schnauze, auf welcher, gute Gesundheit deutend, stets zahllose Tröpfchen standen, und auf dem Oberkiefer zwei breite Zähne, welche seine Mannbarkeit ankündeten. Seine Mannbarkeit! mein Himmel, welche Ironie des Schicksals! Die Hörner des Pöll waren dick und etwas nach vor- und aufwärts gebogen, grau und rauh an der Wurzel und schwarz und glatt an den Spitzen, die sehr scharf ins Weite standen. Der Pöll trug sie gerne hoch, er wußte, was er an seinen Hörnern besaß. Er war aus dem Dorfe gebürtig; seine erste Kindheit lebte er in seliger Idylle am Busen der Mutter, von welchem er aber schon in der fünften Woche seines Lebens gerissen wurde. Seinen Vater hatte er nie gekannt; derselbe, ein rüder, wüster Geselle, soll — so sagt man — zahllose Weiber betrogen haben und der Ahne einer weitverzweigten Sippe sein.

Von der Mutter weg kam der Pöll, ganz wie ich, auf den Hefelrainhof, wo er seine Erziehung genoß. Ein aufgeweckter Junge trieb ers lustig mit den Kälbern und Füllen auf der Weide, und kaum noch die ersten Stummel seiner Hörner hervorguckten, versuchte er sich schon im Rennen und Gaukeln und stieß manchen älteren Genossen in die Flucht. Sonst aber war er ein sanfter Charakter und hatte ein gutes Herz; jedesmal, wenn er glaubte einem Kameraden weh gethan zu haben, ging er freundlich auf ihn zu,

beleckte ihn an den Ohren, unter den Hörnern, am Halse und überall, wo jener selber sich nicht lecken konnte. Jedem sah er fröhlich ins Auge, und Jeder hatte ihn lieb. Und die Kalben blickten verschämt durch die Zäune auf den Jüngling, und senkten dann züchtig ihre Häupter und fraßen thaunasses Gras — da ihnen, ach, so warm ums Herz war.

In seiner Kindheit war der Pöll semmelfalb gewesen und Alle hatten ihn das Falcherl genannt. Mit den Jünglingsjahren aber wurde seine Farbe dunkler und fast grauschwarz bis auf den weißen Streifen, der wie Reif längs seines Rückens lag. Sehr kräftig und schön entwickelte sich der Nacken, und die Hörner wuchsen immer kühner und freier aus ihrem Grunde. Der Hefelrainhofer tätschelte den Jungen gerne mit der Hand, schob ihm Heu in die Schnauze und sah dabei nach, wie es mit den Zähnen stünde, die er sich für eine gewisse Angelegenheit zur Richtschnur sein ließ, und nannte ihn sein „braves Pöllerl".

Da war's zur selben Zeit, an einem wohligen Juliabende, daß der Pöll an der Zaunschranke stand, als hinter derselben in ehrsamem Schritte die Rinderschaar des Ziselhofes vorüberzog. Voran ging im Bewußtsein ihrer Würde die braune schwerbeeuterte Glockenträgerin, wohlgesättigt von der Halde. Als sie den jungen Pöll am Zaune stehen sah, hielt sie ihren Schritt an und blickte zu ihm hinüber. Sie erkannte den Sohn und eine Herzensfreudigkeit wurde in ihr lebendig darüber, daß der Junge noch am Leben war und so wohl aussah, während manches ihrer Kinder mit großen wüthigen Hunden von ihr fortgehetzt worden, um es nicht wieder zu sehen.

Aber der Pöll hatte kein Auge für seine Mutter. Ein Anderes war es, was heute sein volles Interesse in Anspruch nahm. Etwa die Dritte oder Vierte in der Reihe, schritt in jungfräulicher Züchtigkeit eine Kalbin heran, die nur einmal ihren Kopf nach ihm wendete, dann sich mit dem Schweif eine Bremse vom Rücken schlug und gleich den Anderen von hinnen wandelte.

Der Pöll ging seinerseits den Zaun entlang und ließ die holde Erscheinung nicht aus den Augen. Ein bisher ungekanntes Gefühl wurde in seinem Herzen wach. Er brüllte dumpf, eine Thräne rann aus seinem Auge, und es mag ihm in diesem Momente wohl zu Muthe gewesen sein, wie einem Menschenjüngling, der ein lyrisches Gedicht macht.

Plötzlich jedoch sah er etwas, wovor seine ahnungslose Seele erbebte. Durch die Herde heran drängte sich der Grull, ein schwarzer Geselle mit sehr dickem Halse. In männlicher Stolzheit nahte er sich der schönen Kalbin. — Der Pöll kannte ihn wohl, den Grull; die beiden waren einige Zeit Kameraden gewesen auf dem Hefelrainhofe, hatten in einem und demselben Stalle gewohnt und waren sogar Freunde geworden. Der Grull war ein Jahr älter als der Pöll, aber um Vieles unternehmender und leidenschaftlicher. Er war Realist vom Heu bis zum Stroh, während in Pöll bisweilen doch auch die zarten Saiten des Ideals erklangen. Der Pöll träumte zu Zeiten von sprossenden Kohlgärten und Blumenbeeten, von peitschenloser Freiheit auf ungemähten Wiesen und Kleefeldern und mancherlei Dingen, die dem irdischen Vieh zumeist wohl unerreichbar sind, während sich der Grull nur an das hielt, was ihm augenblicklich nahe lag und er hierin auch voll zu genießen verstand. Da hatte eines Tages der Nachbar Ziselhofer an dem stämmigen und praktischen Burschen Gefallen gefunden, denselben gegen ein fettes Schlagrind eingetauscht und seiner Herde heimgeführt, die an dem neuen Genossen viel Freude fand.

Und wie mußten sich die beiden Freunde wiedersehen! Der Grull ging gerade auf die anmuthsreiche Kalbin — Morlo, rief sie der Hirt — zu, und diese blieb stehen und wartete auf ihn. Er gaukelte einmal mit den Hörnern, dann beleckte er ihre Wange — Menschen würden sagen, er küßte sie — und legte sein dickes Haupt auf ihren Nacken. — Da wurde es dem armen Pöll grau vor den Augen, heiße Gluth, wilde Eifersucht tobte in seiner Brust, er rannte mit den Hörnern gegen den Zaun und suchte die Stangen zu durchbrechen, um das holde Wesen vor dem Lüstling zu schützen. Jetzt stand der Hirt da und ein Peitschenriemen, der noch erklecklich viele Knoten haben mußte, pfiff dem Pöll wie eine giftige Schlange um die Ohren, daß er erschreckt zurückwich.

Als er sein Haupt wieder wendete, war der Zug vorüber; die Glocke hörte er noch schellen von Weitem; er aber stand auf der Haide, einsam und allein.

Jedoch — was ein finster Geschick ihm versagte, das schien ein freundlicher Zufall ihm zu gewähren. Sein Herr, der Hefelrainhofer, kaufte eines schönen Tages die Kalbin Morlo an. Auf der freien Weide wurde sie zur Herde des Hefelrainhofers gelassen. Sie war schüchtern und etwas verzagt; der weibliche Theil der Herde schien sie zu meiden, zu höhnen oder gar mit den Hörnern zu verfolgen; der männliche Theil machte sich neugierig und übermüthig an sie heran. Der gute Pöll hielt sich stets etwas abseits, that, als grase er unbekümmert auf seinem Fleck — doch sein ganzen Denken und Fühlen war sie. Er sann nach, ob es nicht möglich wäre, in der Abenddämmerung den Bretterzaun des Gemüsegartens der Bäurin zu durchbrechen, die Morlo mit in denselben zu locken, unbeirrt von allen Anderen mitten unter köstlichen Kräutern und Blumen ihr seine Liebe zu gestehen und so den verhaßten schwarzen Buhlen für immer aus dem Felde zu schlagen.

Langsam und auf Umwegen nahte er sich nun der braunen Kalbin. Herangereift zur vollen Weiblichkeit war sie weder kokett noch affektirt, in reizender Naivetät hob sie ihr Haupt, wendete es dem Jüngling zu und sie blickten sich ins Auge. — Sie fanden sich und sollten nun zusammen sein alltäglich auf der blumigen Flur und in der schattenkühlenden Halde. Dann wollte er sie umfangen mit seinen Armen, auf denen er sonst — unter dem Fluche des Geschlechtes — zu Vieren durchs Leben schreiten mußte.

Hoffnung schwellte sein Herz. Da wars an dem Tage, daß ein fahlbärtiger Mann in den Hefelrainhof kam; derselbe hatte eine übermäßig fettige Lederhose, ein narbiges Gesicht und zwei kleine, nebelgraue Aeuglein, die nicht viel Gutes ahnen ließen. Er trug einen Strickballen an den Hosenhälter geknüpft mit sich, ferner einen braunen Salbentiegel, einen Handblasebalg und einen zweischneidigen Eisenkolben, den er in der Küche des Hauses sogleich ins Feuer steckte.

Und zu gleicher Stunde kam der Hefelrainhofer auf die Weide, sah sich nach dem Pöllerl um und lockte diesen schmeichelnd mit einer Handvoll Hafer mit sich. Der Pöll freute sich über das Wohlwollen seines Herrn, und in der Meinung, daß ihm schon das Hochzeitsmahl gedeckt sei, trabte er dem Bauer nach.

Du armer, ahnungsloser Junge!

Kaum daß er in den Hof eintrat, wurde er von mehreren Knechten an den Hörnern gepackt, auf einen Strohbund hin zu Boden geworfen, an beiden Füßenpaaren mit Stricken gebunden — und er, ganz betäubt im ersten Schreck, erwartete nichts anderes, als den Gnadenstoß ins Herz. Es kam noch stärker. Mit plötzlicher und schreckvoller Klarheit durchsah der Pöll die schändliche Verschwörung gegen ihn, hinter welcher sicherlich der

falsche Grull steckte. Er brüllte wie ein Löwe, doch ergeben mußte er sich der brutalen Gewalt, es vergingen ihm die Sinne.

Als der Arme wieder zu sich kam, lag er in der Dunkelheit seines Stalles auf frischem Stroh. Er fühlte, sein Wesen war gebrochen, Lieb' und Leben ihm vergellt. Er knirschte mit den Zähnen, er stieß mit der Stirne an die Krippe, daß darunter die Mäuse aufschreckten — aber er war ohnmächtig.

Nach acht Tagen war der Pöll insoweit wieder hergestellt, daß er auf eine Stunde in das Freie wanken konnte. Sonnig lagen die Gefilde vor ihm da, aber nicht erfreute ihn der Sang der Vögel, nicht der Duft der Blumen und nicht das saftige Gras. Traurig blickte er hinüber auf die Au, wo die Herde fröhlich weidete und wo Morlo, die braune Kalbin, mit — dem schwarzen Grull koste und schäkerte.

Laut stöhnte er auf und wühlte mit seinem Vorderfuß in der Erde, als wollte er dem siegreichen Nebenbuhler das Grab graben, oder — sich selbst in den kühlen Grund betten. Dann kam eine tiefe Abspannung und Gleichgiltigkeit über ihn und weltverachtend legte er sich in die Sonne hin und schloß die Augen.

Zur selben Zeit war's, daß der unglückliche Pöll einen neuen Stallgenossen erhielt. Es war ein lichtfalber, gutmüthiger Ochs, im gleichen Alter mit dem Pöll, und auch mit gleichem Geschicke. Sein Name war Foich (so viel als der Falbe, der Falche, im Mundartlichen der Foich). Er war in der Wiesau geboren, kam frühzeitig unter fremdes Dach und überhaupt hatte seine Jugend große Aehnlichkeit mit der unseres Pöll. Nur war der Foich von glücklicherer Charakteranlage als jener; er war pflegmatischen Temperamentes, genoß ruhig, was die Weide und der Trog ihm bot, hatte weiters keine Wünsche und Pläne und ließ sich von des Lebens Lust oder Noth nicht eben sehr alteriren. Eine gelbgraue Kalbin, die mit ihm auf einem und demselben Hofe war, sah er nicht ungerne, doch, als er merkte, daß sein Kamerad, der Zingg, mit Leidenschaft ihr nachhing und darüber sehr mager wurde, verzichtete er willig. Trotzdem verfiel auch er dem bösen Fatum, dem kein Ochse hienieden entgeht, und mit gebrochener Manneskraft kam er auf den Hefelrainhof, wo er den trostlosen Schicksalsgenossen fand.

Der Pöll kehrte sich anfangs nicht nach dem neuen Kameraden — er grollte allen Wesen und zumeist denen, die sich, wie der Foich, mit gleichgiltigem Behagen der Niedertracht der Welt ergaben. Doch ging allmählig, wie an seiner äußeren Haarfarbe, die seit der Katastrophe lichtgrau und endlich völlig weiß wurde, auch in seinem Innern eine Aenderung vor, er zog sich in sich selbst zurück, obwohl er sich mehr und mehr dem Foich anzuschließen begann. Die Beiden wurden sich an Gestalt immer ähnlicher, nur daß der Foich sehr glatte und weiße Hörner hatte, welche etwas nach rückwärts standen, während jene des Pöll, trotz alles Feilens und Schabens des Oberstallknechtes grau und rauh blieben und immer mehr und kecker nach vorne wuchsen. So waren beim Foich auch die Augenringe und der Rand um die Schnautze herum schneeweiß, was stets auf Gutmüthigkeit und Befähigung zur Fettleibigkeit weist, während die gelblichen Augenränder des Pöll auf Trotz und Tücke schließen ließen.

Als die Beiden vollständig genesen waren, kam eine neue Prüfung. Der Altknecht und der Feldbub führten sie eines Morgens aus dem Stall und legten auf ihre Nacken ein schweres Holzjoch, welches sie so stramm zusammenhielt, daß keiner sein Haupt weder nach links noch nach rechts zu wenden vermochte. Der Foich hielt ruhig still; der Pöll hingegen war empört über diese neue Grausamkeit und bäumte seinen Nacken, daß das

Joch ächzte und dem armen Foich fast die Hörner abgedreht wurden. Das brachte dem Widerspenstigen einen Schlag mit dem Peitschenstab ein, worauf er noch unsteter wurde, mit den Hörnern gegen die Unterjocher dreinzufahren suchte, mit den Nasennüstern heftig schnaubte und schäumte. Ein zweiter Schlag über die Stirne, da that der Pöll einen Ruck, krachend brach das Joch, und das eine Stück noch an die Hörner gebunden rannte er wild schnaubend und mit hochgeschwungenem Schweife davon.

Der Foich stand da und sah verwundert dem so wüthend gewordenen Kameraden nach. Dieser wurde mit vieler Mühe eingefangen, hart geschlagen und endlich durch vier handfeste Knechte in ein neues Joch gespannt. Dann wurden beide förmlich davon geschoben; der Pöll wollte nicht gehen und der Foich konnte nicht, weil er ja an den andern geschmiedet war; manchen Hieb mußte der gute Foich sich gefallen lassen, den gewiß nur der widerspenstige Pöll verdiente, der das eine Mal sich fest wie eingewurzelt gegen das Vorwärtsgehen einstemmte, das andere Mal wieder in wilden Sprüngen voranschoß, den armen Foich zurückdrängend oder mit sich fortreißend.

So kamen sie hinaus auf das Feld und dort wurden sie an den Pflug gespannt. Jetzt war an ein rasendes Vorwärtsspringen nicht mehr zu denken, denn der Pflug schnitt tief und schwer die Furche und hielt das ungefüge Paar in gutem Zaum. Nach mancherlei Befreiungsversuchen und trotzigen Gesten sah es endlich der Pöll ein, daß es am wenigsten Schläge und andere Beschwerden gab, sobald er ruhig und gleichmäßig in der Furche dahinschritt.

Und so wurden die Pöll Foich ein paar gute Arbeiter auf dem Felde des Hefelrainhofers. —

So standen die Dinge, als ich von dem Hagelschlag aus der Heimath vertrieben, in den großen Bauernhof kam. Durch näheren Umgang mit den Beiden und durch freundschaftliches Interesse, welches wir uns gegenseitig zuwendeten, war ich der Erste und vielleicht der Einzige, welcher die Pöll Foich in ihrer ganzen seelischen Bedeutung würdigte. Ich striegelte ihnen täglich die Streukrümchen und die ausgehenden Haare vom Leibe, ich beschnitt allmonatlich ihre Klauen und Hörner und stutzte die langen Haarbüschel ihrer Schweife. In Kostsachen mußten sie mit Heu und Stroh und dem Hausbrunnen vorlieb nehmen, nur des Abends bekamen sie die „Lecken“, einen aus kleinen Futterabfällen und Heugesäme bereiteten Brei, in den ich jedesmal erklecklich viel Salz streute, wofür mir die beiden Pfleglinge stets sehr dankbar waren. Mir gegenüber ließ der Pöll von seiner Verbissenheit nichts spüren, gerade als hätte er's gewußt, daß ich auch einer der Uebervortheilten war — nicht in allen Dingen, so wie er, jedenfalls aber in dem, was das Joch betraf.

Die Pöll Foich hatten sich nun recht aneinander gewöhnt, und zur Winterszeit oder an Feiertagen, wenn die Last der Pflichten nicht gar zu sehr auf sie drückte, waren sie sogar aufgeweckt und streichelten einander mit der Zunge.

Als jedoch wieder das Frühjahr kam, ging von Neuem die Plage an. Der Pöll zog seinen Pflug, aber ungern, und zuweilen blickte er knirschend hinüber auf die nahe Au, wo Kühe und Kalben in idyllischer Freiheit herumgingen, lagen, standen und hüpften, und wo die längst zur Kuh gewordene Morlo mit dem Grull ein beschaulich Eheleben führte.

Doch schien auch das Leben des schwarzen Buhlen nicht geradezu kampflos abzugehen. Eines seiner Hörner war gebrochen. Der Grull war ein leidenschaftlicher Ringer

und Raufer geworden. Jeden harmlosen vierfüßigen Gesellen, den er auf der Weide traf, er mochte vom Ziselhofe sein, oder vom Nachbar kommen, oder von weiter her, stänkerte er an, begann Händel, hub in der Erde zu graben, mit den Hörnern zu gaukeln und zu drohen und arg zu brüllen an und ruhte nicht eher, als bis einer oder der andere ächzend auf dem Boden lag. Zumeist waren es Liebes- und Eifersuchtshändel mit solchen, die sich der Morlo zu nähern suchten, oder mit solchen, denen er selbst ins Gei ging — denn er war ein durchaus lockerer Geselle, der Grull, und huldigte dem Prinzipe der Vielweiberei — aber nur für sich allein. So hatte er bei einem letzten Ringen sein linkes Horn eingebüßt und nun sah er recht abenteuerlich aus und verwahrlost, aber bei dem schönen Geschlecht hatte er immer noch Glück.

Der Pöll, wenn er manchmal auf die Weide geführt wurde, ging mit einem dumpfen Gebrumme an dem Grull vorüber, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen, wie sehr der Andere auch bestrebt war, mit ihm anzubinden. Der Pöll hielt sich überhaupt nicht gerne unter der Herde auf; er suchte sein grünes Gras abseits und ging seine besonderen Wege. Doch mußte der Hirt gerade auf ihn am meisten Acht haben, denn er durchbrach, wo er sich unbeachtet wußte, die Zäune und ließ es sich auf einem nachbarlichen Kornfeld wohl sein, oder er hub mit den langen Hörnern geschickt die Wegschranken aus und wanderte davon und wäre sicherlich schon längst in die Fremde gezogen, wenn man den paßlosen Vierfüßler nicht noch irgendwo aufgehalten und zurückgeliefert hätte. So hatte sich der Pöll befreit von dem Vorurtheile seiner Standesgenossen, als könne der kräftige Ochs einen schwachen Stangenzaun nicht mit Leichtigkeit niederwerfen, und so gab es für ihn auf räumlichem Gebiete keine Weg- und Grenzschranken mehr. Arg war es besonders des schlechten Beispieles wegen. Er hieß niemals Einen mit, wars zufrieden, wenn er allein gehen konnte, aber bald ahnte die Herde seine Wege und folgte ihm nach durch die niedergerannten Zaunschranken aufs Korn- oder Kleefeld oder auf die ungemähte Wiese des Nachbars.

Klagen liefen ein über den bösen Pöll und seine Verwüstungen, und weil es für solche Uebelthäter in unserem Staate noch kein Gericht gibt, so wurde nicht der Pöll, sondern der Hefelrainhofer mit Strafen bedroht, insoferne er dem Bösewicht nicht unschädlich mache.

Jetzt band der Bauer dem Pöll eine Stange so über die Hörner, daß diese zum Aufbrechen von Zäunen ungeeignet werden sollten, und ließ ihn so auf die Weide. Allein das war dem Gemaßregelten gerade recht, jetzt verrichtete er die Sprengwerke mit der Stange und schonte dabei die Hörner. — Versuchte es der Hefelrainhofer noch einmal, es dem Ochsen an Intelligenz zuvorzuthun, und schnallte ihm ein Brett vor die Augen, so daß der Pöll gar nicht vor sich hinsehen konnte, sondern nur hart an den Boden nieder, wo das schlechte Gras wuchs. Der Pöll sahs ein, das war ein großer Nachtheil. Zuerst stand er da und ging nicht einen Schritt vom Fleck. Als es ihn zu hungern begann, suchte er sich etwas Gras und stieß dabei an einen Baum. Der Baum war ihm willkommen, denn an diesem suchte er sich nun der fatalen Augenblende zu entledigen; da ihm das aber nicht gelang, so wollte er mit seinem Kameraden, dem Foich, ein Kopfrennen anfangen, um das Brett auf solche Weise zu zertrümmern. Doch der Foich verstand ihn nicht und hub an, den Kampfslustigen begütigend zu lecken.

Zwei Wochen lang ging der Pöll mit der Blende auf die Weide; als wir ihn aber hierauf für ein Waldfuhrwerk einspannen wollten, sahen wir, wie sehr er abgemagert

und entkräftet war, und der Bauer sagte: „Mit dem Augenband gehts auch nicht. Den muß man im Stall behalten oder ihm einen eigenen Wächter beigeben. Wär' der Racker nur besser bei Fleisch, ich wollt' ihn am liebsten niederschlagen."

So weit kams mit dem Pöll, und wie einen von der Strafanstalt entlassenen Spitzbuben mußte man ihn bewachen, so oft er ins Freie kam. Berüchtigt war er in Nah' und Fern, und wenn irgendwo auf ein Getreidefeld oder in einen Garten eingebrochen wurde, so mußte es der Pöll gewesen sein und hielten wir diesen auch verschlossen hinter dreifachen Thüren.

Im Spätherbst vor dem Einschneien konnten wir seinen Zwang etwas lockern. Da läßt man alle Herden auf die abgeweideten und abgeernteten Wiesen, Felder und Matten, und durcheinander mit den nachbarlichen Rindern, wie sie eben durcheinander wollen. Da konnte der Pöll nicht mehr viel Schaden thun, und so banden wir ihn weder Stange noch Blende an den Kopf.

Menschen und Thiere freuten sich der letzten sonnigen Tage und ich selbst war im Hefelrainhofe schon so angewöhnt, daß ich mich kaum viel mehr zurücksehnte in mein Vaterhaus, wo Vetter Schmalhans immer noch Küchenmeister war. Da wurden eines Tages die friedlichen Herbsttage schrecklich unterbrochen. Eine Botin vom Ziselhofe kam athemlos gelaufen, — oben im Waldanger unter einem Rain liege der Stier, der Grull, todt in seinem Blute!

Wir alle eilten dem Waldanger zu. Es war so. Mit arg zerschürfter Haut, einem gebrochenen Vorderfuße und einer tiefen Wunde am Halse lag der Grull mit hervorgestreckter Zunge und verglasten Augen zwischen Binsengebüsch auf dem Moor. Ein Mord! Der Unglückliche mußte sich wacker gewehrt haben, oben auf dem Anger war streifenweise das Gras weggeschürft und lagen kleine Haarbüschel herum. Dann war er, wie die Blutspuren zeigten, über den steilen Rain geworfen worden.

Wer war der Mörder? Ein Racheakt mußte es gewesen sein, deß war Alles einig, denn der Grull hatte unter dem männlichen Geschlechte seines Namens viele Feinde gehabt. Aber welchem von ihnen konnte eine solch schreckliche Blutthat zugedacht werden? Wie man auch Umschau halten mochte in den Herden, alle — darunter auch die zahlreichen Wittwen — glotzten harmlos drein, und völlig erschüttert von dem Ereignisse.

Vor Allem mußte der Todte fortgeschafft werden. Ein trauriges Begräbniß blieb erspart. Die armen Leute der Gegend hielten zu Ehren des Getödteten ein sattsam Mahl, zu dem er selbst den Braten lieferte.

Als wir an dem Abende des Unglückstages unsere Herde sonderten und in den Hof leiteten, war — der Pöll nicht darunter.

Sofort stieg Verdacht auf! Wo ist er? Weshalb kehrt er nicht heim? — Ach, es war im Grunde eigentlich nicht so auffällig, wenn man den Ausreißer kannte. — Wir sollten bald Gewißheit haben. Noch in der Nacht brachte der Waldbachköhler den Pöll an einem Strick in den Hof und schrie, daß die Wände gellten und wir Alle aus dem Schlafe fuhren: „Den Mörder haben wir da! Er hat wollen auf die Fischbacherseite hinüber!"

Mit einer Spanlunte leuchteten wir dem Eingebrachten ins Gesicht; dieses sah erschreckt und unstet drein und die scharfen vorgebogenen Hörner waren blutig.

Es bedurfte weiters keine Beweise mehr. Der Pöll wurde zum Foich und zu mir in den Stall gethan, der Köhler bedankt, das Haus legte sich wieder zur Ruhe.

Am andern Tage zahlte der Hefelrainhofer fünfundvierzig Gulden an den Ziselhof für den getödteten Grull, mit der Bedingung, daß ihm die Haut überlassen werde. Als er mit der geleerten Brieftasche heimkam, nahm er die längste Peitsche hervor, die in der Ochsenkammer aufzufinden war, führte den Foich aus dem Stall und schloß sich selbst in denselben zum Pöll ein. Der Pöll stand ganz ruhig vor dem leeren Heutrog und wartete auf Futter, als wisse er nicht, daß heute strenger Fasttag sei. Der Bauer stand ruhig vor dem Pöll und machte sieben Knoten in seine Peitsche. Und als die Knoten fertig waren, ließ er sie niedersausen auf den Körper des Verbrechers. Da begann der Tanz um die Krippe, die mitten im Stalle stand. Mächtig pfiff die Peitsche, wüst fluchte der Bauer und der Pöll schoß polternd im dunkeln Stalle um, stieß an Wand und Barren und hub über die fortwährenden Streiche vor Schmerz zu brüllen an.

Erschöpft hielt endlich der Bauer ein. Der Pöll stand an die Wand gedrückt und schnaufte.

„So, mein Pöllerl, und jetzt, daß dus weißt, du kommst dein Lebtag nicht mehr ans Tageslicht, mit diesen Worten verließ der Hefelrainhofer den Stall und schlug die Thür hinter sich zu.

Lebenslängliche Haft! — mehr noch; der Pöll war zum Tode verurtheilt!

Schon am nächsten Tage begannen wir, ihm Kräuter und Erdäpfeltränke, feines Heu ohne Stroh, Kleienlecken, Rübenspalten, gekochte Kohlstängel u. s. w. zu füttern und für den Uebelthäter begann ein Leben, wie er es selbst in seinen kühnsten Träumen sich nicht zu hoffen gewagt hatte. Andere wurden an den Pflug und an den Wagen gespannt, um all das herbeizuschaffen, was seinen Tisch so gut und theuer machte.

So ging es Monate lang; aber selbst in der Gefangenschaft und im Wohlleben schien der Pöll seine Bosheit nicht ablegen zu wollen. Er wurde nicht fett. Er fraß und soff und lag auf der Haut, und wurde nicht fett. Als ob ers gewußt hätte, daß ihm seine Magerkeit allein noch das Leben und den Genuß eine Zeit lang erhalten konnte.

Ganz anders der Foich. Trotzdem er bisweilen noch mit einem fremden Genossen ins Joch mußte und durchaus keine besondere Köstigung genoß — er gedieh und wurde von Woche zu Woche beleibter. — Das macht das gute Gewissen. Und da der Bauer die gute Art des Falben sah, setzte er ihn in den wohlverdienten Ruhestand und begann ihn mit größerem Fleiße, als bisher, zu füttern.

Und als die älteste Tochter des Hauses heirathete, war es der gute, sanftmüthige Foich, der es übernehmen mußte, den Festbraten zu stellen.

Der Pöll aber lebte noch lange fort, stets gefüttert und gepflegt, aber er blieb mager, so daß der Hefelrainhofer von Neuem Lust bekam, das „zaundürre Rindvieh“, wie er sich in seinem Cynismus auszudrücken beliebte, nocheinmal um die Krippe tanzen zu lassen und dazu mit der Peitsche den Tanz zu pfeifen.

Mittlerweile waren gesegnete Jahre gekommen und ich sollte wieder heim ins Vaterhaus, wo ich auch fürder mein Brod redlich verdiente. Was aus dem unglücklichen Pöll weiter geworden, ist mir nicht bekannt; nun wird er wohl schon längst gestorben und verdorben sein. —

Ich habe diese buchstäblich wahre Geschichte einmal einem Naturforscher erzählt, als neuen Beleg der Analogie des Seelenlebens zwischen Menschen und Thieren. Und ich hatte noch die Bemerkung beigefügt, wie es doch seltsam sei, daß, wie der Mensch, so auch das Thier hinausgestoßen werde in das Leben, um schuldig und unglücklich zu werden.

Hierauf gab mir der Naturforscher zur Antwort: „Lieber Freund, das Unglück Ihres Helden war, daß er für einen Ochsen zu gescheidt gewesen ist.“

Die Sprichwörter und ihre Entstehung.

Von **Wilhelm Urbas.**

Wer an den Weg baut, hat viele Meister, das hat nicht Apelles allein, das hat noch Jeder erfahren, der öffentlich aufgetreten, um durch Wort oder That auf die Mitwelt zu wirken. Was ist daher natürlicher, als daß auch dem Sprichworte, das sich in alle menschlichen Händel mischt, neben vielem Glimpf auch schon mancher Schimpf widerfahren?

König Salomo, dessen Weisheit selbst sprichwörtlich geworden, sammelte die Sprüche von Jugend an mit großer Sorgfalt, um „zu lernen Weisheit und Zucht, Verstand, Klugheit, Gerechtigkeit, Recht und Schlecht.“ Mit welchem Fleiße Salomo diesem Studium hat obliegen müssen, darüber gibt uns Aufschluß das I. Buch der Könige, 4. Kap., 32. Vers, wo es von ihm heißt: „Und er redete dreitausend Sprüche, und seiner Lieder waren tausend und fünf.“

Dem Don Quixote aber reißt endlich im 43. Kap. des II. Theiles über Sancho Pansa, diesen „Sack voll Sprichwörter“ die Geduld: Daß dich, verfluchter Sancho! ruft er; mögen dich mitsammt deinen Sprichwörtern sechzigtausend Teufel holen! Eine volle Stunde schon kramst du sie aus und gibst mir mit jedem einen Stich ins Herz; sie bringen dich gewiß noch an den Galgen, diese Sprichwörter! . . .

Wenn nun auch solche Commentare, wie sie Adolph Stöber gibt, indem er singt:

> Morgenstund' hat Gold im Mund —
> Drum was könnt ihr bessres thun,
> Als ihr trinkt ein Gläschen nun
> Gleich in dieser frühen Stund'? . . .

oder:

> Alte Liebe rostet nicht —
> Schon vor Jahren liebten wir
> Diesen Wein, den goldnen hier;
> Nun, ihr Brüder, ist es Pflicht,
> Daß wir diesem guten alten
> Kameraden Treue halten . . .

wenn auch solche Commentare nicht ernst zu nehmen sind, so sind sie doch andrerseits gewiß nicht geeignet, das Ansehen der Sprichwörter in den Augen der Philister zu fördern.

Die Anerkennung von Seite der Orientalen, die das Sprichwort als „Die Blume der Sprache“ bezeichnen, ist zwar ebenso unverhohlen wie die der Spanier, die dasselbe „Seelenarzenei“ nennen; sticht aber sehr gegen das Urtheil mancher Gelehrten ab, die das Sprichwort „trivial“ finden. Wenn jedoch das Sprichwort gegen diese letzteren sich mit: Die Gelehrten die Verkehrten vertheidigt, so scheint diese Waffe mindestens nicht besser als die der Gegner. Das Lob Sailer's „Die Weisheit auf der Gasse“ dürfte kaum als ein unzweifelbares angesehen werden; sicherlich steht es tief unter Manzoni's „Die Weisheit des menschlichen Geschlechtes“.

Während also die Einen das Sprichwort hoch in Ehren halten, sehen es Andere höhnisch über die Achsel an, oder messen ihm doch nur einen untergeordneten Werth bei. Woher diese Verschiedenheit des Urtheils? Enthusiasmus wie Vorurtheil sind keine verläßlichen Richter, und gar oft ist „Die Mittelstraß das beste Maß“; sollte dies auch hier der Fall sein? — Um uns in dieser Frage besser zu orientiren, wollen wir vorerst das Sprichwort an und für sich betrachten, dann nach seinen Verwandten sehen und schließlich seiner Herkunft nachspüren; vielleicht gelingt es uns, auf diesem Wege zu einer rechten und gerechten Würdigung desselben zu kommen.

Sprichwörter sind die landläufigen, dem Verstands- und Gemüthsleben eines Volkes entstammenden Redensarten und Sprüche, die in kurze aber bezeichnende Worte gefaßten Ansichten desselben über Natur und Welt, Menschenwürde und Menschenrecht.

In ihrer Gesammtheit repräsentiren die Sprichwörter wohl den jedem Volke eigenthümlichen Genius. Da jedoch der Mensch weder körperlich noch geistig über „bestimmte Gränzen, über ein gewisses Maß“ hinauskann, er also physisch wie psychisch noch ziemlich derselbe ist, der er vom Anbeginn — die Affenperiode etwa ausgenommen — gewesen; da auch klimatische und andere Verhältnisse auf sein Denken und Empfinden nur einen formalen Einfluß üben können: darum sind die meisten Sprichwörter heute noch so treffend, wie sie es vor Jahrhunderten gewesen; daher sind viele derselben, in wenig oder gar nicht geänderter Form, oft bei fern von einander wohnenden Völkern verschiedener Abstammung zu finden. Nichts übertrieben! ist z. B. heute noch eine so ausnahmslose Regel, wie sie es zu Chilon's, des Lacedämoniers, Zeiten war. Vor nahezu zweitausend Jahren sah sich der liebenswürdigste Lehrer der Menschheit veranlaßt zu der Klage: Ein Prophet gilt nirgend weniger denn in seinem Vaterlande; und hat das nicht auch schon mancher Prophet unserer Tage an sich selbst erfahren müssen? — Das gleiche oder ein äquivalentes Sprichwort, für: Der Mensch denkt's, Gott lenkt's, kommt fast in allen Sprachen, das Wort: Das Pferd, das den Hafer verdient, kriegt ihn nicht, nicht nur bei den Occidentalen, sondern auch bei den fernsten Orientalen vor.

Manche Sprichwörter haben freilich ihre einstige Vollwichtigkeit eingebüßt und bedürften eines neuen Ueberzuges. So scheint für unsere überreizten Mägen das sonst so treffliche: Der Hunger ist der beste Koch nicht mehr zu passen; als Leibarzt jedoch wird sich derselbe gewiß noch lange bewähren. Und hatte bei unsern Altvordern: Ein Mann ein Wort, ein Wort ein Mann mehr Werth als heutigen Tages Brief und Siegel, die ja keinen genügenden Schutz gegen Uebervortheilung gewähren, so möchte man wohl jenen alten Contract auflösen durch die Mittheilung, der Mann sei gestorben, das Wort aber sei eine milchende Kuh geworden. — Doch wer sollte sich deß wundern, wenn eine Pflanze, vom heimatlichen Boden versetzt, entartet oder gänzlich verkümmert?

Es gehört nämlich zum Wesen der Sprichwörter, daß sie dem Stoffe wie der Form nach im Volksleben wurzeln, also nicht nur im Ideenkreise, sondern auch im Munde des Volkes leben. Allein viele derselben stammen aus einer Zeit, in der noch die Bedürfnisse der Menschen weniger künstlich, ihre Sitten schlichter, ihre Thätigkeit freier, ihre Verhältnisse einfacher waren, die Stände sich noch nicht so scharf von einander schieden, ein weiser Spruch noch in Aller Herzen Wurzel faßte und ein Gesetz für Alle galt. Seitdem jedoch unsere Generale sich ihre Rüben nicht mehr selber braten, die Mütter nicht in wohlerzogenen Kindern ihren schönsten Schmuck finden, ein offenes Wort nicht Jedermann gestattet ist und einem bloßen Hut oft Reverenz erwiesen werden muß, da sind freilich manche Sprichwörter, wie: Jedermann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei — Adel sitzt im Gemüthe, nicht im Geblüte — Thue Recht und scheue Niemanden — Stadtrecht bricht Landrecht zu bedeutungslosen Redensarten herabgesunken. Doch nein, allen Werth haben diese und ähnliche Sprichwörter nicht verloren. Wie aus der Mode gekommene Kleider und Geräthe noch das historische Interesse in Anspruch nehmen, so außer Cours gesetzte Sprichwörter. Da nämlich vielen derselben Anschauungen und Satzungen aus dem häuslichen und öffentlichen, religiösen

und politischen Leben der Vorzeit zugrundeliegen, da überdies viele derselben den Mundarten angehören, so ist es begreiflich, daß solchen auch mancher schätzenswerthe, achliche wie sprachliche Ueberrest aus früherer Zeit anhaftet; besonders ist dies bei den sprichwörtlich gewordenen Redensarten der Fall. So ist: Stein und Bein schwören auf die einstigen Ceremonien bei einer Eidesablegung, auf das Berühren von Reliquien oder des Altars zu beziehen, und nur daraus zu erklären. Was in des Nachbars Garten fällt, ist sein; von überhängenden Obstbäumen geltend, ist dies ein altes Rechtsprinzip. Sich bei der eigenen Nase ziehen mußte nach altdeutschem Gesetz derjenige, der zum Widerruf von Schmähungen verurtheilt worden war. — Wagemann, Winnemann ist nur verständlich, wenn man sich erinnert, daß noch im Mittelhochdeutschen winnen für gewinnen vorkommt. Der Elgötze — nicht etwa Oelgötze — läßt sich am besten erklären aus dem althochdeutschen Ella, die Fremde, wornach also Jemand, der sich nicht zurechtfindet oder unbeholfen erscheint, mit einem ausländischen Götzen verglichen wird. Die Maulaffen aber sind sicherlich aus dem mundartlichen: Das Maul offen haben, entstanden.

Doch nicht allein für die Kunde der Vorzeit sind die Sprichwörter von mannigfachem Interesse, sie sind mitunter auch sehr bezeichnend für den Character einer Nation, ihre Denk- und Handlungsweise, ihre Sitte und ihren Brauch. Während der Grieche oft um des Esels Schatten, der Lateiner um Ziegenwolle stritt, thut dasselbe der Franzose um die Spitze einer Nadel, der Deutsche um des Kaisers Bart. Der Italiener sagt: Besser erschnappen als erwerben; der Deutsche dagegen: Ein erbettelter Pfennig ist besser denn ein gestohlener Thaler. In Sterne's „Empfindsamer Reise" sagt die arme Marie: Gott lindert den Wind, wenn das Lamm geschoren ist; der Deutsche sagt: Gott gibt die Schultern nach der Bürde. Er sagt auch: Will uns Gott ernähren, so kann St. Peter es nicht wehren; der Slave dagegen behauptet: Wenn Gott nicht seine Hand ausstrecken mag, alle Heiligen können's Dir nicht erbitten. Der schöne orientalische Spruch: Mit Geduld und Zeit wird's Maulbeerblatt zum Atlaskleid, lautet im Munde des Deutschen: Mit Zeit und Geduld wird aus dem Hanfstängel ein Halskragen, im Munde des Holländers aber: Vieles Schlagen macht den Stockfisch mürb.

Diese wie andere Beispiele könnten noch um gar vieles vermehrt werden; da jedoch dadurch die Gränzen meines Aufsatzes würden überschritten werden, so mögen hier nur noch einige allgemeine Bemerkungen gestattet sein. Wie die italienischen Sprichwörter reich an komischen Bildern sind, in den französischen der Teufel eine Hauptrolle spielt, so tritt in den holländischen das Seemannsleben hervor, behandelt das slavische vorwiegend Herren- und Gottesdienst. — Bezüglich der Form sind die deutschen Sprichwörter sehr verschieden von denen nicht germanischer Völker. Wie schon die alten Griechen einen Gedanken so kurz und doch so scharf als möglich auszudrücken liebten, so zeigt sich auch bei den romanischen Völkern überhaupt dieser Hang zur stehenden Phrase; der Deutsche hingegen sucht, durch endlose Variationen und immer neue Bilder, sich einem Begriffe stets mehr und mehr zu nähern — daher die vielen sinnverwandten Sprichwörter, daher kommen auch Schlagwörter wie: Leben und Tod, Mann und Weib, Glück und Armuth, Wein und Wasser ... so vielfach darunter vor. — Ein großer Unterschied endlich zeigt sich in der Tendenz. Während die Sprüche der Hebräer mehr auf eine „positive Moral mit einer dogmatischen Vergeltungslehre" hinausgehen, also eigentlich nur Vorschriften enthalten, beschäftigen sich die neueren Völker mehr mit der Beobachtung des Weltlaufes, ihre aus der Abstraktion entstandenen Sprichwörter sind daher größtentheils Erfahrungssätze. Von den antiken Sprichwörtern wieder unterscheiden sich die modernen dadurch, daß jene auf Selbsterkenntniß dringen und Besonnenheit im Wandel empfehlen; diese dagegen Menschenkenntniß zeigen und bloß lehren, wie man sich klug durchschlagen könne.

Das Volksmäßige im Sprichwort gibt sich ferner auch dadurch kund, daß dasselbe den sinnlich-konkreten Ausdruck vor allem liebt, auf die Gefahr hin manchmal zu

drastisch, ja derb zu werden. Ueber die Folgen des Fleißes und der Faulheit sagt man in einigen Gegenden Deutschlands: Wer früh aufsteht, wischt sich den Mund; wer lange schläft, wischt sich die Augen. Von der Allmacht Gottes behauptet man: Wenn's Gott will, kräht eine Axt unter der Bank. Die Individualität des Menschen aber ließe sich kaum kräftiger zeichnen als durch: In eines Andern Ohr schneidet sich's wie in einen alten Filzhut. — Durch diese Anschaulichkeit unterscheidet sich zugleich das Sprichwort vom Denkspruch, welcher mehr abstrakt eine allgemeine Wahrheit ausspricht, eine Lebensregel aufstellt. Dieser, als ein Ergebniß der Reflexion, ist daher überall vollgiltig, während jenes, als der Gelegenheit entsprungen, sich nur in seinem bestimmten Falle geltend macht. Das Sprichwort zeigt die Welt, wie sie ist; der Spruch lehrt bloß, wie sie sein sollte. Von beiden verschieden, weil knapper in der Fassung oder mehr beschränkt in der Anwendung, müssen hier noch erwähnt werden: der sprichwörtliche Ausdruck und die bloße Redensart. Eine Musikantengurgel z. B. ist nur ein sprichwörtlicher Ausdruck; Hier liegt ein Musikant begraben, ist eine sprichwörtliche Redensart; Wer die Musik bezahlt, kann auch dabei tanzen, ist ein Sprichwort; Das mag die beste Musik sein, wenn Herz und Mund stimmt überein, ist ein Spruch.

Gleichsam als entferntere Verwandte des Sprichwortes sind zu betrachten: das leichtfertige Witz- und Scherzwort, das Räthsel, die Anekdote, die Fabel und Parabel, die Sage und das Märchen, und schließlich auch das Volkslied; denn der Keim zu all diesen prosaischen oder poetischen Ausdrucksweisen ist nicht selten in Sprichwörtern enthalten. So sagt der Hamburger von einem Kupfernasigen scherzweise: Er treibt schwedischen Handel. Wein ist bekanntlich in Schweden ein Ein-, Kupfer ein Ausfuhrartikel. — Die Advokatenkniffe wollte Jemand Taschenspielerstückchen ähnlich finden, indem durch die einen wie durch die andern den Leuten das Geld aus der Tasche gezogen werde; nur thue dies der Taschenspieler durch Geschwindigkeit, der Advokat hingegen durch Langsamkeit. — Ein Sprichwort in Anekdotenform ist es, wenn man erzählt: Mit der Zeit gewöhnen sie sich! sagte die Köchin, als sie den Aalen die Haut abzog. — Sicherlich hat das Sprichwort: Grünes Holz große Hitze, das auch die Franzosen haben, dem liebenswürdigen Lachambeaudie vorgeschwebt, als er die schöne Fabel schrieb:

Im Herde lag zur Winterzeit
　Ein grünes Scheit.
Es weinte in die Asche bitterlich
　Und ächzte und beklagte sich.
Die Kohle rief: „Nun hab ich's Ueberdruß!
Wozu der Lärm?“ — „„Ach, was ich leiden muß!““
　Begann der grüne Ast,
　　„„Sieh her!““
Die Kohle sprach: „Am Weh, das Du erhoben,
Seh' ich, Du bist noch an den ersten Proben;
　Wenn Du wie ich gelitten hast —
　Dann hast Du keine Thränen mehr.“

Wie die Anekdoten und Fabeln, so schließen sich oft auch Sagen und Märchen an die Sprichwörter an, verdanken diesen zuweilen sogar ihren Ursprung und sind dann gleichsam der Commentar derselben. Das Gerücht tödtet den Mann, scheint im ersten Augenblick schwerverständlich, findet aber volle Erklärung in einer alten Geschichte. „Ein Hund fiel einst eines Reisenden Pferd an und biß es, daß es sich bäumte und den Reiter abwarf. Da rief dieser: Warte, tödten kann ich dich, Hund, nicht, denn ich habe keine Waffen; aber ich will dich in böses Gerücht und Geschrei bringen. Als er nun Leute kommen sah, rief er: Ein toller Hund! Der Hund da ist toll! Da liefen die Leute entsetzt hinter dem Hunde her und schlugen ihn todt.“ — Erinnert man sich nicht bei dem Sprichworte: Kinder und Narren sagen die Wahrheit unwillkürlich an das treffliche Märchen von Andersen: „Des Kaisers neue Kleider“? Da weben die beiden Gauner, denen alles zur Verfügung gestellt wird, dem Kaiser gar ein wunderbares

Kleid; es soll so fein sein, daß Niemand es sieht, welcher für sein Amt nicht taugt. Der Kaiser, seine Minister und die Großen des Reiches schauen mit Entsetzen in den leeren Webestuhl: sollten sie für ihre Aemter nicht passen?! Bei der großen Prozession aber, zu der die reichbezahlten Schelme dem Kaiser das wunderbare Kleid angelegt zu haben behaupten, da ruft ein Kind aus der gaffenden Menge: „Aber der Kaiser hat ja nur seine Unterkleider an" — und allen geht ein Licht auf.

Und wer sollte an der Verwandtschaft des Sprichwortes mit dem Volksliede, ja mit der Poesie überhaupt, zweifeln; sind doch manche Sprüche an sich schon hochpoetisch gefaßt, und sind nicht viele Dichterwerke geradezu Paraphrasen von Sprichwörtern? Zeit bringt Rosen, sagt ein altes Sprichwort, doch das Gleiche erzählt auch das Volkslied:

Es freit' ein junger Markgrafensohn
Wohl um des Königs Tochter.

Er freite länger denn sieben Jahr,
Er konnt' sie nicht erfreien . . .

Jungfrau von Flandern gibt ein' um den andern kommt fast wörtlich vor im Volksliede:

Schöne Augen, schöne Strahlen,
Schöner rother Wangen Prahlen,
Schöne rothe Lippen,
Schöne Marmorklippen
Liebt mein Gesicht . . . .

Ein anderes beginnt mit den Versen:

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe, von der Niemand nicht weiß . . . .

Und kann man das bekannte: Ander Städtchen, ander Mädchen lieblicher paraphrasiren als durch:

Nein, hier gibt es keine Noth:
Schwarze Mädchen, weißes Brot!
Morgen in ein ander Städtchen:
Schwarzes Brot und weiße Mädchen! —

oder das französische: Die Liebe macht die Zeit verstreichen, die Zeit, die läßt die Liebe weichen, mit:

Jänner, Februar, März —
Du bist mein süßes Herz;
Juni, Juli, August —
Mir ist nichts mehr bewußt.

Der Spottlieder auf einzelne Persönlichkeiten, Stände, Oertlichkeiten und Volksstämme wollen wir hier umsoweniger gedenken, als auch die denselben verwandten sogenannten Spottreime nur zu einem geringen Theile den eigentlichen Sprichwörtern beigezählt werden können. Daß aber auch die Kunstpoesie älterer wie neuerer Zeit sich des Sprichwortes häufig bedient und mannigfach dasselbe gepflegt hat, ist eine bekannte Thatsache — wir erinnern nur an die griechischen Gnomiker, einen Solon, Theognis, Simonides . . ., an den lateinischen Komödiendichter Plautus, den Didaktiker Lucretius, an unsern Gellert, Herder, Goethe, Schiller, Rückert, Schefer . . . Da wir übrigens im zweiten Theile unserer Betrachtung auf diesen Punkt zurückkommen, so beschränken wir uns hier auf wenige Beispiele. Goethe's „Lied des Harfners":

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte! . . .

heißt ins sprichwörtliche übertragen: Was dem Weinstock das Schneiden, ist dem

Menschen das Leiden, oder: Noth lehrt beten. Schiller's „Ring des Polykrates“ ist nur eine poetische Bearbeitung des Solon'schen Ausspruches, vor dem Tode sei Niemand glücklich zu preisen, oder der deutschen Sprichwörter: Den Tag soll man nicht vor dem Abend loben, oder: Wem's Glück die Hand bietet, dem schlägt's gern ein Bein unter.

Nachdem wir nun das große Gebiet der Spruchdichtung, im weitesten Sinne, flüchtig skizzirt, kehren wir zum eigentlichen Sprichworte zurück, um dieses selbst, seinem inneren Wesen wie seiner äußeren Gestalt nach, etwas näher zu betrachten.

Fragen wir vorerst nach dem inneren Gehalte, so läßt sich auf das Sprichwort trefflich das Wort des römischen Dichters Terenz anwenden: Nichts menschliches ist ihm fremd. Es nimmt an allem theil, was immer den Menschen betrifft: sei es sein Verhältniß zu Gott oder der ihn umgebenden Natur, zu Staat und Vaterland, zu seinen Nebenmenschen im allgemeinen, zu seinen Freunden und Verwandten insbesondere; oder sei es ihn selbst, sein Streben und Irren, seine Tugenden und Laster, seine Hoffnungen und Befürchtungen, sein Glück oder Unglück. Dabei sieht es immer und überall nach dem Guten und Wahren, recht und schlecht; denn vor ihm ist, wie vor dem echten Gesetz, alles gleich: jeder Glaube und jeder Stand, jedes Alter und Geschlecht, jede Weisheit wie jede Narrheit; „das Schöne und Gute schmückt es gern mit zierlichem Bild und Gleichniß, während es der Thorheit wie dem Laster allen erdenklichen Schimpf anhängt.“ — Wenn es nun dem Sprichworte bei dieser Vielseitigkeit zuweilen an Gründlichkeit fehlt, wenn es manchmal nur nach dem Scheine urtheilt oder wohl gar, wie bei den sogenannten Wetterregeln, zu ganz unbegründeten Schlüssen sich hinreißen läßt, so darf man sich darüber nicht wundern; klagt es doch selber: Rathen ist wie Scheibenschießen. Wenn es demselben, bei seinem ausgedehnten Treiben, hie und da an Tiefe gebricht, wenn es, unbekümmert um einzelne Ausnahmen, summarisch verfährt und dabei nicht selten Unschuldige mit den Schuldigen brandmarkt — wie ihm jeder Mönch ein Gräuel, jeder Müller ein Dieb ist: so muß man ihm dies nicht so übelnehmen; ist es doch gemeiner Weltlauf: Mitgefangen, mitgehangen. Im Ganzen ist das Sprichwort doch frei von Vorurtheilen; es weiß ja selber: Vorurtheil verdirbt's Endurtheil.

All das Gesagte könnte nun leicht aus dem reichen Schatze der Spruchdichtung mit den trefflichsten Beispielen belegt werden; doch um nicht etwa Eulen nach Athen oder Töpfe nach Samos, Datteln nach Hadschar oder Pfeffer nach Indien, Kohlen nach Newcastle oder Ablaß nach Rom zu tragen, bescheiden wir uns auch diesmal umsomehr, als wir noch das Meritorische in der Sache zu erwägen haben.

Es scheint uns nämlich nothwendig, die eben erwähnten und nur zum Theile zugegebenen Mängel etwas genauer zu präcisiren, einige andere Anwürfe aber zurückzuweisen oder wenigstens auf das rechte Maß zurückzuführen. Der Mangel an Gründlichkeit wird theilweise durch den Bilderreichthum und die vielen Variationen eines und desselben Gedankens aufgewogen. So klingt: Sünden kehren lachend ein und weinend aus, einseitig pfäffisch; wenn man aber dazuhält ein anderes deutsches Sprichwort: Krankheit kommt zu Pferde und geht zu Fuß weg, oder das italienische: Das Uebel kommt pfundweise, geht aber unzenweis fort, oder das lateinische: Die Heilmittel wirken langsamer als die Uebel — dann wird man vielleicht auch die Richtigkeit des ersten zugeben. Was soll Gut ohne Muth sieht fast einer schalen Reimerei gleich; erscheint aber gewiß nicht mehr als solche neben Gut verloren, wenig verloren; Muth verloren, viel verloren; Ehre verloren, alles verloren. So ergänzen sich: Je mehr Gesetz, desto mehr Uebertretung und die Klatsche auf die ganze Universität: Neuer Arzt, neuer Kirchhof; neuer Theolog, neue Hölle; neuer Jurist, neuer Galgen; neuer Philosoph, neue Kappe. Gewiß verdient nicht den Vorwurf der Oberflächlichkeit, wer so den Weltlauf zeichnet wie das Sprichwort, wenn es sagt: Heiße Bitte, kalter Dank — oder wenn es Fürstengunst mit dem veränderlichen Aprilenwetter, Frauenlieb mit den schnell hinwelkenden Rosenblättern vergleicht. Eine Jeanne

d'Arc, ein Giordano Bruno und tausend andere mußten es erfahren, daß das etwa paradox klingende: Es ist keiner so fromm, daß er Hängens sicher sei, nichts weniger als paradox ist.

Manche Sprichwörter sehen wohl darnach aus, als ob sie nur einen momentanen Eindruck, eine äußerliche Wahrnehmung wiedergeben wollten, allein ihre Kehrseite belehrt uns eines andern. Ein Mensch ist des andern Gott, sagt ein altes Sprichwort; ein anderes behauptet, er wäre sein Teufel. Ist durch diese beiden Extreme nicht zur Genüge markirt, was alles ein Mensch dem andern sein könne? — Das eine Sprichwort versichert: Kleider machen Leute — Rabener hat es uns auch haarscharf bewiesen, Lessing hat es sogar an sich selbst erfahren —; dagegegen erklärt ein anderes: Das Kleid macht nicht den Mann. Beides aber ist richtig: jenes, wenn man erwägt, welchen Werth die meisten Menschen auf eine gleißende Außenseite legen; dieses, wenn man bedenkt, daß die Kutte ebensowenig den Mönch, als der Waffenrock den Soldaten macht. — Warum tröstet das eine Sprichwort: Hoffnung läßt nicht zu schanden werden, während das andere spottet: Wer von Hoffnung lebt, stirbt an Fasten? Weil der Fleißige und Rechtschaffene seine Hoffnungen auf guten Grund baut; derjenige aber, der sich aufs Glück oder auf Versprechungen verläßt, Luftschlösser für wirkliche Paläste, falsche Diamanten für echte hält. — Und nicht das Sprichwort ist schuld, wenn sich's beim Stöffel nicht bewährt hat: Die Fremde bildet Leute; sagt doch ein anderes deutlich genug: Flög' eine Gans übers Meer, käm' eine Gans wieder her.

Wahr ist es ferner, daß einige Sprichwörter, namentlich die Wetterregeln, dem Aberglauben manchen Vorschub leisten; doch wird von vielen das mit Unrecht behauptet. So möchten wir das Sprichwort: Wenn der Has' läuft über den Weg, ist das Unglück schon auf dem Steg nicht, wie Demokritos im XII. Bande, 7. Kap., für einen aus einem schlechten Witz entstandenen Aberglauben halten, sondern lassen, wohl mit mehr Grund, die Erklärung Simrock's (Deutsche Mythologie, S. 510) gelten, nach welcher unsere heidnischen Vorfahren „alle kampflichen Thiere, wie Wolf und Bär, für einen guten Angang, die Begegnung mit Hasen, alten Weibern und Priestern aber, weil sie unkriegerisch sind, für eine üble Vorbedeutung" hielten. Das war damals, als jenes Sprichwort entstand, guter Glaube — wenn nicht aller Glaube überhaupt bloßer Aberglaube ist. — Ebenso unhaltbar ist auch Weber's Erklärung der weißen Frau, als würde das Erscheinen derselben die baldige Verwittwung der Herrin bedeuten, da „im Mittelalter die Trauerfarbe einer Fürstin die weiße Farbe" war. Dagegen sprechen die Mittheilungen von A. Kaufmann und Birlinger in Pfeiffer's Germania XI, 411 ff. und XVII, 78, wonach in Aufzeichnungen des sechzehnten Jahrhunderts von niederrheinischen, unter schönen Bäumen und krausen Büschen wohnenden Geistern die Rede ist, für welche die Namen „selige Frauwen, holden, wyße Frauwen" als Synonyma gebraucht werden. — Auch können wir: Nichts ist gut für die Augen nicht für einen bloßen Wort- oder Afterwitz gelten lassen. Eines der wichtigsten Heilmittel bei gewissen Augenkrankheiten war und ist nämlich das schwefelsaure Zinkoxyd ($ZnO + SO_3$), das von einigen Chemikern auch das weiße Nichts genannt wurde.

Wohl sind es kaum mehr als bloße Reimereien: Ein Böhm', ein Ketzer; ein Schwab', ein Schwätzer; ein Meißner, ein Gleisner, und nur vereinzelt und in besonderm Falle vielleicht richtig. Aber es ist sicher keine bloße Reimerei das schon den alten Griechen geläufige: Besser beneidet als bemitleidet. Kaum mehr als ein bloßes Wortspiel ist es, wenn man sagt: Ehrenpreis ist besser als Tausendguldenkraut; aber ein sehr ernstes Wahrwort ist: Wo Gewalt Recht hat, da hat Recht keine Gewalt. — Außerdem muß bemerkt werden, daß manche Sprichwörter nur einen beschränkten Gebrauch zulassen, nur bei richtiger Anwendung volle Giltigkeit haben. Denn es ist, wie schon bei der Unterscheidung von Sprüchen und Sprichwörtern gesagt wurde, eine Eigenthümlichkeit der letzteren, daß sie sich nur bei rechter Gelegenheit geltend machen. So gibt es Ausnahmsfälle, wo das Sprichwort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm keine rechte Anwendung findet, weil man das Gegentheil von

dem, was das Sprichwort sagt, constatiren muß. Einmal ist keinmal hat, auf eine gute Handlung bezogen, die gleiche Richtigkeit wie: Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Wer aber eine Schlechtigkeit, die er begangen, damit entschuldigen möchte, an dem wird, wie der treffliche Commentar Hebel sagt, sich zuerst erwahren: Wer A gesagt hat, sagt auch gern B, schließlich aber: Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Ebenso falsch und verwerflich mag das Sprichwort: Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden, erscheinen, wenn fahrlässige und träge Menschen, die schon müde sind, ehe sie recht anfangen, sich damit rechtfertigen wollen. Wenn aber ein rechtschaffener Arbeiter, dem es trotz allen Fleißes nicht recht gelingen will, sich dieses Sprichwortes zu seinem Troste bedient, dann ist dasselbe ebenso wahr wie: Von einem Streiche fällt keine Eiche.

Was die Gedankentiefe betrifft, muß allerdings zugegeben werden, daß von der ganzen Sippe wohl die sogenannten Sprüche die gehaltvollsten sind, und namentlich die Orientalen — es hängt dies sowohl mit der Natur des „aus philosophischer Betrachtung entstandenen" Spruches als mit dem beschaulichen Wesen des Morgenländers zusammen —: allein auch dem mehr konkreten Sprichworte des thatenlustigen Abendländers fehlt es nicht an inhaltschweren Wendungen. Wir haben schon einige solche angeführt, es dürfte also ein kleiner Nachtrag hier genügen. Wie tiefsinnig werden z. B. Ordnung und Lauf der Welt, Leben und Schicksal der Menschen gezeichnet in: Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und: Eine Elster heckt keine Taube — Reicher Leute Kinder und armer Leute Rinder werden bald reif, aber: Kein Dorf ist so klein, es hat jährlich seine Kirchweih — Das reichste Kleid ist oft gefüttert mit Herzeleid, denn: Glück und Unglück tragen einander huckepack — Setzt man's Licht zu hoch, so löscht es der Wind; setzt man's zu niedrig, so löscht es das Kind, darum: Wenn das Auge sieht, was es nie gesehen, denkt das Herz, was es nie gedacht hat.

Daß es dem Sprichworte in seinen Urtheilen auch nicht an Schärfe fehlt, wird Jedem klar, der da hört: Besser mit dem Fuße gestrauchelt als mit der Zunge, oder: Das Einnehmen macht nicht reich, aber das Ausgeben. — Daß es auch nicht so tief in Vorurtheilen befangen ist, als man aus seiner Abneigung gegen gewisse Stände schließen könnte, davon zeugen etwa: Besser zweimal fragen als einmal irregeh'n, oder: Hundert Jahre Unrecht, war nie eine Stunde Recht. —

Nachdem wir uns nun über das Was? flüchtig orientirt, erübriget noch, über das Wie? einige Worte zu sagen. Auf die Frage: Welches ist die Art und Weise des Sprichwortes? antwortet dieses selbst: Kurz und gut. Es weiß mit wenig Worten viel zu sagen, und sucht dies stets in der angenehmsten Weise zu thun. Der allzu knappen Form wegen ist es freilich manchmal etwas schwerverständlich, zuweilen ist es doppelsinnig oder gar paradox; allein ersteres ist hauptsächlich nur bei den sprichwörtlichen Ausdrücken und Redensarten der Fall, die doppelsinnigen Sprichwörter aber schneiden meist, wie ein gutes Schwert, auf beiden Seiten, die paradox klingenden fordern nur zu tieferem Nachdenken auf. Das Dunkel verliert sich, sobald man an ihre Quelle gelangt. Den sprichwörtlichen Ausdruck: Eine böse Sieben bringt Weigand mit den sieben Todsünden des römisch-katholischen Katechismus in Verbindung; glaublicher jedoch scheint Körte's Notiz, nach welcher die Nürnberger von einem bösen Weibe zu sagen pflegen: „Sie gehört in die siebente Bitte", oder auch: „Sie ist eine aus der siebenten Bitte" — also: Erlöse uns von allem Uebel! — Ueber die Bedeutung der sprichwörtlichen Redensart: Er weiß, wo Barthel den Most holt, kann jedoch Körte keine Auskunft geben. Wir lesen aber darüber in Pat. Reginbald Möhner's Tagebuch unterm 24. August 1635 Folgendes: „Gienge ich mit etlichen Bekannten nacher Hernals, den neuen Most alda zu versuechen. Wie dan die Würt in selbigem Dorff, welches ein Viertelstundt außer der Statt ist, bei Verlierung ihrer Frei und Gerechtigkeit auff dises S. Bartholomai-Fest müessen versehen sein, welchen sie gemeiniglich aus Ungarn bringen, daher das

Sprichwort kommen: Wer weiß, wa Barthel Most hollet." — Was soll das Sprichwort: Könige haben lange Hände? Von den alten Griechen wurde der Beiname „Langhand", den einzelne persische Könige (Artaxerxes, Darius) führten, ausdrücklich auf die ungewöhnliche Länge einer oder beider Hände bezogen. Allein der gleiche Beiname wurde, nach Stephens, als ehrendes Epitheton auch den Helden der alten Gälen zugelegt, um ihre weithin reichende Macht damit anzudeuten. Und ein Epigramm Goethe's beginnt mit den Worten:

Königen, sagt man, gab die Natur vor andern Gebornen
Eines längeren Arms weithinaus fassende Kraft. —

Wie doppelsinnige Sprichwörter nach jeder Richtung hin ihre Kraft bewähren, dafür möge als Beispiel genügen: Dünn geschlagen ist bald geschliffen, das, auf ein schneidendes Werkzeug wie auf Kindererziehung angewendet, seine Richtigkeit behält. — Paradox klingt wohl: Wer im Alter will jung sein, der muß in der Jugend alt sein, besonders wenn man dabei an Schiller's Stoßseufzer: „Ach, und die Jugend ist alt!", sich erinnert. Allein während Schiller nur über den Mangel an Kunstsinn der damaligen jüngeren Generation klagt, verlangt unser Sprichwort von Demjenigen, welcher fürs Alter sich der Jugend Frische bewahren will, daß er die Jugend mit des Alters Klugheit genieße. — Die Kürze des Ausdruckes schadet demnach selten der Deutlichkeit des Sprichwortes; man muß es nur reiflich erwägen und zu rechter Zeit und Statt anwenden. Freilich ist das nicht eben leicht; „man muß," wie Herder sagt, „Verstand haben, den Geist desselben zu fassen, und Gefühl, um der Schönheit seines Inhaltes und Ausdruckes inne zu werden."

Und was zeugt davon, daß daß Sprichwort nicht nur „kurz", sondern auch „gut" ist; worin liegt seine Vorzüglichkeit? Darin, daß es ebenso Geist wie Gemüth hat. Es ist zwar zuweilen etwas vorlaut, es meint: Wenn die Herren vom Rathhause kommen, sind sie am klügsten; dann aber: Der Herren Sünde, der Bauern Buße; denn: Was nicht nimmt Christus, das nimmt Fiscus. Wie mild und human es aber andererseits auch zu sein versteht, das beweist es in hundert andern Fällen. Es läßt sich z. B. nicht genügen am: Irren ist menschlich; es entschuldiget noch einzeln: Jugend hat keine Tugend, und: Alter schützt vor Thorheit nicht; ja, wenn es recht gut gelaunt ist, behauptet es gelegentlich: Es verspricht sich sogar die Kanzel auf dem Pastor. — Ist das Sprichwort auch zu Zeiten etwas derb und spitzig und äußert es sich: Das Kleine wird gestohlen, das Große wird erobert, oder in Besitz genommen, so ist es doch meist gerecht, ja gerechter oft als unsere gerechtesten Gesetze; denn es anerkennt bei Verbrechen keinen Zustand der Unzurechnungsfähigkeit, und Schurkerei darf sich von ihm keines andern als des verdienten Lohnes versehen. Ohne Gnade heißt es da: Trunken gestohlen, nüchtern gehenkt; und wie ein Fluch klingt sein: Vom Verräther frißt kein Rabe. Es trachtet überhaupt, gerecht zu sein gegen Jedermann: Alte soll man ehren, Junge soll man lehren, Weise soll man fragen, Narren vertragen. — Dabei ist es trotz seines Alters kein grämlicher Schulmeister; es weiß zur rechten Zeit auch zu scherzen. Schalkhaft neckisch weist es den Selbstvergötterer zurecht mit: Eichenlaub stinkt, und tröstet den Deutschen: Gott verläßt keinen Deutschen; hungert's ihn nicht, so dürstet's ihn doch. Denn das Sprichwort will nicht nur belehren, sondern auch unterhalten: es ist ja des Armen ganze Bibliothek.

„Wie kommt mir solcher Glanz in meine Hütte!"

ruft Thibaut d'Arc. — Sehen wir nach einer Antwort darauf.

* * *

„Wann werdet ihr, Poeten, des Dichtens einmal müd?" so läßt unser vaterländischer Dichter, A. Grün, einen Blasirten fragen, und beantwortet dies dahin, daß die Poesie nur ein Reflex der uns umgebenden Natur, eine Emanation des in uns waltenden

Gottes ist; daher „singend einst und jubelnd durchs alte Erdenhaus zieht als der letzte Dichter der letzte Mensch hinaus“. In diesem Sinne, schließen wir folgerichtig, muß also der älteste Dichter der erste Mensch selber gewesen sein. Dieser Ansicht ist auch Hamann, der Magus im Norden, indem er sagt: „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; wie der Gartenbau älter als der Acker, Malerei — als Schrift, Gesang — als Declamation, Gleichnisse — als Schlüsse, Tausch — als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen, und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens saßen sie, und thaten ihren Mund auf — zu geflügelten Sprüchen.“

Doch, obschon nicht mit Unrecht behauptet wird, daß jeder Mensch mindestens einmal im Leben — zur „schönen Zeit der jungen Liebe“ — zum Dichter werde, bewähren die meisten sich als solche ebenso wenig, als jene „ewig grünen bleibt“. Nur den Sinn für Poesie, die Freude am Gesange, das Verständniß für die Worte der Dichter erhält sich die Mehrzahl der Menschen; ja wir bewahren gern im Gedächtniß die Lieder, die uns das Herz gerührt, behalten treu die Sprüche, die unser Denken angeregt. Wie groß der Schatz werden kann, den auf solche Weise sich ein Volk zu sammeln vermag, das bezeugen die mitunter sehr umfangreichen Sammlungen an Volksliedern einerseits, die von Büchmann veranstaltete Sammlung der sogenannten „geflügelten Worte“ und die zahlreichen Sprichwörtersammlungen anderseits. Wir übergehen die ersteren, wollen aber die beiden letzteren etwas näher ins Auge fassen.

Obgleich sich schon in Schriften des 11. Jahrhunderts, namentlich aber in den Spruchgedichten des 12., 13. und 14. Jahrhunderts, wie in Freidank's „Bescheidenheit“, Hugo von Trimberg's „Renner“, Boner's „Edelstein“ zahlreiche Sprichwörter verzeichnet finden, so gebührt doch Joh. Agricola und Seb. Frank das Verdienst, das Sammeln von Sprichwörtern bei den Deutschen erst recht in Aufnahme gebracht zu haben. Seit dem 16. Jahrhunderte nun ist die deutsche Literatur auch in dieser Richtung vielfach ausgebildet worden; wir nennen hier nur die Sprichwörter-Sammlungen von Euch. Eyring, Fried. Petri, J. W. Zinkgref, Christ. Lehmann, Wilh. Körte, J. Eiselein, Karl Simrock und von Wander. Außer den Genannten haben Schulze „biblische“, Hildebrand „Rechts-Sprichwörter“, Eichwald, Stöber, Kurtze „mundartliche“ Sprichwörter herausgegeben; Becker suchte die „nationale Bedeutung“ derselben klarzulegen; von Prantl haben wir eine Abhandlung über „die Philosophie in den Sprüchwörtern“. Wie reich mitunter diese Sammlungen sind, möge daraus entnommen werden, daß z. B. Wander's Werk auf mehr denn 80,000 berechnet ist. Wie zahlreich die Sammlungen selbst sind, erfahren wir von Nopitsch, der in seiner „Literatur der Sprichwörter“ (Nürnberg 1833) ungefähr zweitausend solcher Sammlungen aufzählt.

Büchmann's Sammlung „Geflügelter Worte“, deren anderer Titel „Citatenschatz des deutschen Volkes“ heißt, enthält nur etwa anderthalbtausend Stellen aus der Bibel, aus griechischen, lateinischen, italienischen, französischen, englischen und deutschen Schriftstellern, die mehr oder minder in der Rede angeführt werden. Ob Büchmann diese Collection nicht noch um gar viele Citate hätte vermehren können, mag hier dahingestellt bleiben; auf einen Punkt in diesem Werke aber müssen wir etwas tiefer eingehen! Büchmann macht nämlich bei vielen Stellen die Bemerkung, daß dieselben nicht in der ursprünglichen Fassung citirt, sondern verschiedenartig umgewandelt, meist verkürzt, wiedergegeben zu werden pflegen. Man sage beispielsweise: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit“ (statt „Arbeit“) „gethan“ —, man lasse außerdem ganze Zeilen, die im Original dazwischen liegen, weg und verbinde:

„Wo man“ singt, da „laß dich ruhig nieder;“ — —
Böse Menschen „haben keine Lieder“.

Man verwechsle, klagt Büchmann weiter, nicht selten den Urheber eines geflügelten Wortes mit einem andern Schriftsteller. So werde der berüchtigte Ausspruch: „Die Sprache ist dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen,“ gewöhnlich Talleyrand zugeschrieben, während sich derselbe Gedanke schon bei verschiedenen älteren Schriftstellern ausgesprochen finde, ja bis auf Plutarch zurückgeführt werden könne.

Daß man den Ort vergißt, dem ein Citat entnommen, kommt zwar täglich vor, soll aber hier, als nebensächlich, nicht weiter erörtert werden. Allein Büchmann führt unter den geflügelten Worten auch solche an, von denen er die Verfasser nicht anzugeben vermag; er fragt z. B.: Wo steht „für unsere Kinder ist das Beste gut genug?“ Hier ist also nicht das Wort, wohl aber der Name des Autors in Vergessenheit gerathen. — Was heißt dies alles? Man ändert und kürzt das geflügelte Wort eines Dichters, eines Diplomaten, eines Generals u. s. w. und macht sich dasselbe nicht nur mundgerecht sondern gibt ihm noch durch die kürzere Fassung eine breitere Unterlage; man vergißt schließlich noch die Gelegenheit, bei welcher jenes Wort gesprochen, und endlich auch den Namen desjenigen, von dem es gesprochen worden — das heißt: das geflügelte Wort wird nach und nach ein Sprichwort.

Daß Dem so ist, dürfte wohl kaum einem Zweifel unterliegen. Wie hätte auch sonst Quitard in seinem „Dictionnaire des proverbes“ (Paris 1812) behaupten können, die Spruchform wäre es gewesen, unter welcher die Priester die Orakel sprechen ließen, die Gesetzgeber ihre Gesetze gaben, die Weisen und Gelehrten ihre Erfahrungen und ihre Lehrsätze zusammenfaßten. Und wie hätte, in weiterer Ausbildung dieses Gedankens, Denis in seinem „Essai sur la philosophie de Sancho“ erklären können, wenn schon die Sprüche von den Philosophen herrühren, so sei es doch das Volk, welches sich dieselben mundgerecht umbilde. Der sicherste Beleg hiefür ist aber der Umstand, daß wir unzählige Sprichwörter bis zu ihrer Quelle verfolgen, auf ihre Urheber zurückführen können, ja daß wir viele Aussprüche als geflügelte Worte in Büchmann's Werk und zugleich als Sprichwörter bei Simrock, Körte u. a. verzeichnet finden. Als Beispiel hiefür erwähnen wir nur einiges. Viel Kinder, viel Segen hält Büchmann für eine Umgestaltung von Psalm 127,3. Körte erklärt es dahin: Viel Kinder, viel Vaterunser; viel Vaterunser, viel Segen — wonach also das Gebet als mittlere geometrische Proportionale erscheint. — Jeder weiß es am besten, wo ihn der Schuh drückt, ist nur eine Umbildung der Worte des Paulus Aemilius Macedonicus, der, als er nach vieljähriger glücklicher Ehe seine schöne Frau verstieß, den ihn deshalb tadelnden Freunden seinen Schuh zeigte und sagte: Auch dieser ist schön anzusehen; aber „Niemand weiß es, wo der Schuh mich drückt“. — Kein Mensch muß müssen, ein unverfälschtes Wort Lessing's, das sowohl unter den geflügelten Worten, wie unter den Sprichwörtern erscheint. — Eifersucht, Leid mit Eifer sucht, hat Körte unter den Sprichwörtern; für das witzige: „Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft,“ weiß Büchmann keinen Autor anzugeben, er sagt nur, daß dieser Ausspruch in Berlin auf Schleiermacher, in Wien auf Castelli und Saphir zurückgeführt wird — wir möchten hinzufügen: von Otto Prechtler auf Grillparzer.*)

In dieser Weise ließen sich Tausende von Sprichwörtern auf ihren Urquell zurückführen, auf Aussprüche namhafter Persönlichkeiten neuerer und älterer Zeit. Doch das ist nur die eine Quelle der Sprichwörter, die andere noch viel ergiebigere, ein schäumender Wildbach, hat zum Ursprunge das Volk selbst; denn

„— was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Während wir also die Geschichte eines Theiles der Sprichwörter zurückverfolgen können, die langen Reihen von Dichtern und Denkern hindurch, bis zu den altitalischen Sibyllen, zu den griechischen Orakeln, auf die israelitischen Propheten zurück, vermögen wir bei dem größern Theile derselben oft kaum mit einiger Wahrscheinlichkeit anzugeben, bei welchem Volke sich ein oder das andere Sprichwort zuerst finde.

Wir haben im ersten Theile dieser Abhandlung auf den Zusammenhang des Sprichwortes mit verschiedenen Dichtungsarten hingewiesen und klarzulegen gesucht,

---

*) Wenigstens findet sich bei Grillparzer das Epigramm:
Weil dein Betragen mich verdroß,
Räthst du auf Eifersucht? — Ei schwerlich.
's ist weder, Kind, mein Eifer groß,
Noch meine Sucht gefährlich. (Anm. d. Red.)

wie erstere zu mancher poetischen Production Veranlassung gegeben haben dürften; jetzt möchten wir die dort ausgesprochene Ansicht damit ergänzen, daß wir sagen, bei vielen Sprichwörtern sei das Gegentheil der Fall, sie seien nur gleichsam das Resumé einer Sage, einer Fabel, eines Liedes u. s. w. So haben wir das Sprichwort: Zwischen zwölf und Mittag vieles noch geschehen mag; die alten Griechen sagten: „Viel wohl begibt sich zwischen dem Rande der Lipp' und des Bechers" oder auch: „Es begibt sich wohl viel zwischen Löffel und Mund." Der Grundgedanke hiezu aber findet sich in der alten Sage von Ankors, einem der Argonauten, die uns Aulus Gellius in seinen „Attischen Nächten" erzählt. Mit der Fabel findet Gervinus das Sprichwort so verwandt, „daß man sie nur eine poetische Verkörperung desselben nennen möchte, und bekanntlich sind die Epimythien der einfachsten Fabeln von jeher nichts als einfache Sprichwörter gewesen." Daß manche derselben in Liedern ihren Ursprung haben, dafür mag als Beispiel dienen das Sprichwort: Reiten und Rauben ist keine Schande, es thun's die Edelsten im Lande, zu welchem Körte die Anmerkung macht: „Der Reim ist aus einem Tafelliede der alten Raubritter zu den Sprichwörtern übergegangen um den heillosen Räubern von Adel einen ewigen Schimpf zuzurichten."

Kann aber auch bei vielen Sprichwörtern die Provenienz nicht mit Bestimmtheit angegeben werden; so läßt sich dieselbe doch in vielen Fällen, wenigstens im allgemeinen, ahnen — der Stil verräth auch hier den Autor oder doch die Gesellschaftsphäre, in der ein Spruch entstanden. — Was das Verhältniß des Menschen zu Gott, die Forterxistenz der Seele nach dem Tode des Leibes und dergleichen bespricht, rührt zweifellos zumeist von Priestern her. Geistvolle Auffassung des Lebens, Gewähltheit des Ausdrucks, Zartheit des Gefühls läßt auf eine höhere Bildung des Urhebers schließen. Das Volk ist in seinen Anschauungen beschränkt, in seinen Aussprüchen derb, und gibt seine Winke gern mit dem Zaunpfahl. Wenn die Noth am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten, sagt der Geistliche: Wenn die Noth anklopft, macht die Liebe die Thür auf, sagt der Gebildete; der Bauer aber warnt: Noth bricht Eisen, aber nicht den Strang. Müssen die meisten Wetterregeln dem Landmann zugeschrieben werden, so weisen dagegen Trinksprüche auf den flotten Bruder Studio hin — denn der Philister trinkt still fort —, so wie alle Sprüche, in denen sich ein leichtlebiger Humor geltend macht — denn: Ein X. und ein Z., die Studenten sind nett; und ein Z. und ein X., aber taugen thun's nix —. Namentlich kann dies von jenen Sprichwörtern behauptet werden, in denen lateinische Brocken vorkommen, z. B. Wer lobt in praesentia, und schimpft in absentia, den hol' die pestilentia. Wer aber sollte nicht den unerschrockenen Krieger erkennen im Sprechen des: Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende — Major Schill.

Ebenso läßt sich aus mancherlei Anzeichen, namentlich in weitwendigen Sprüchen, oft mit ziemlicher Genauigkeit auf die Zeit schließen, in der ein solcher entstanden. Hätt' ich Venediger Macht und Augsburger Pracht, Nürnberger Witz und Straßburger G'schütz und Ulmer Geld, wär ich Herr der ganzen Welt — stammt jedenfalls aus dem Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhundertes und zwar höchst wahrscheinlich aus Süddeutschland. Das Straßburger Geschütz läßt nicht leicht auf eine frühere, der Venediger Macht ebenso nicht auf eine spätere Zeit schließen; und warum schweigt der Spruch gänzlich von den damals blühenden Hansastädten Norddeutschlands?

Muß denn aber nicht dadurch, daß immer neue geflügelte Worte zu den Sprichwörtern übergehen, der Strom dieser endlich bis zum Uebermaß anschwellen? Nein, von dieser Seite ist keine Ueberschwemmung zu befürchten. Wir haben früher schon ein Wort des Terenz auf das Sprichwort angewendet und gesagt, daß demselben nichts fremd sei, was immer den Menschen betrifft; wie viel kann da ein allfälliger Zuwachs noch betragen, wie gering muß da die Nachlese sein! Und müssen nicht auch, bei geänderten Verhältnissen, manche Sprichwörter außer Umlauf kommen und endlich ganz vergessen werden? Aug' um Auge, Zahn um Zahn, entspricht nicht mehr unsern heutigen Anschauungen von Recht; was wunder wenn dasselbe mit so vielen andern

Sprüchen aus dem Sachsen- oder Schwabenspiegel nach und nach außer Cours geräth. Und wer sollte sich die Mühe nehmen, ein Sprichwort wie: Freunde in der Noth geh'n zehn auf ein Loth; und so sie sollen behülflich sein, gehen zehne auf ein Quentelein — ins Dezimalgewicht zu übertragen? — —

Fassen wir nun das Ganze zusammen, so glauben wir dies am kürzesten und daher am besten zu thun, indem wir sagen: Das Sprichwort ist, seinem Wesen nach, nichts weniger als trivial und verdient vollkommen jene Beachtung, welche ihm von bedeutenden Männern schon oft zu Theil geworden; es ist eigentlich nur ein geflügeltes Wort von mehr oder weniger dunkler Herkunft.

Der Makart der Novelle.

Von F. Groß.

Wohl ist der Orient durch die schonungslosen Hände moderner Realisten eines Theiles jener geheimnißvollen Zauberglorie entkleidet geworden, mit der er Jahre lang in literarischer und poetischer Production geglänzt. Aber noch immer reizt er uns und lockt uns an, noch immer lassen wir uns gerne vom Erzähler wie vom Dichter hinüberführen auf den Boden, wo die Dattelpalme ihre früchteschweren Aeste niederbeugt, wo die Banane reift, wo heilige Märchen durch die Sykomoren rauschen ... Seitdem ich vor Jahren in dem großen Buche gelesen, in dem in wunderlichen Schriftzügen die ältesten Geschichten der Menschheit geschrieben stehen: in der leibhaftigen Nillandschaft, in dem vielgestaltigen Leben und Treiben des alten Mizraim, des neuen Egypten, seitdem ich auf jenem Boden gewandelt, wo auf den Trümmern einer großen Vergangenheit der Khedive — Zuckerfabriken anlegt, seit damals greife ich hastig, als brächte es mir Kunde von einem fernen Freunde, nach jedem Buche, das seinen Stoff aus dem Orient geholt ... Aber wenig oder nichts hat mich befriedigt. Man bekommt da archäologische Auseinandersetzungen ohne Fleisch und Blut zu lesen oder leichtsinniges Geplauder ohne Kenntniß des Landes und der Menschen oder pur et simple mangelhafte, langweilige Stümperei, jeder Beachtung unwerth. Es geht in der Belletristik mit dem Orient wie mit den Figuren berühmter Leute. Die einen Autoren lassen ihre matt erfundenen Historien in Egypten oder Palästina spielen, um ihnen wenigstens irgend einen Reiz zu geben; die anderen machen irgend eine Celebrität der Politik oder Literatur, der Armee oder Kunst zum Helden ihrer Erzeugnisse — und so müssen Szenerie bei den Einen, wohlklingende Namen bei den Anderen eine krasse Armuth der Productionskraft verdecken. Man weiß — um ein markantes Beispiel zu geben — wie leicht viele Dramatiker es sich seit jeher gemacht haben, Stücke zu schreiben, in denen Friedrich der Große, Josef der Zweite vorkommt. Der Theaterzettel, auf welchem der gefeierte Name zu lesen steht, ist da in der Regel das Interessanteste ... Schopenhauer, der immer das Richtige trifft, äußert sich einmal: „Das Unternehmen, durch den Stoff zu wirken, wird absolut verwerflich in Fächern, wo das Verdienst ausdrücklich in der Form liegen soll, — also in der poetischen. Dennoch sieht man häufig schlechte dramatische Schriftsteller bestrebt, mittelst des Stoffes das Theater zu füllen: so z. B. bringen sie jeden irgend berühmten Mann, so nackt an dramatischen Vorgängen sein Leben auch gewesen sein mag, auf die Bühne, ja bisweilen, ohne auch nur abzuwarten, daß die mit ihm auftretenden Personen gestorben seien ...“

Was für den Dramatiker die berühmte Person, ist für den Novellisten und Romancier die berühmte Szenerie. Aber die Kritik besitzt ihr Scheidewasser, mit welchem sie alles Geschmeide auf seinen Goldgehalt prüft; sie macht eine entscheidende Probe, wenn sie aus dem Drama einen Namen, aus Novelle oder Roman eine Gegend streicht, und dann aufmerksam zusieht, ob da und dort noch irgend etwas übrig bleibt, was das Interesse des Hörers oder Lesers zu fesseln im Stande ist. Bei solcher Probe

pflegten die meisten orientalischen Romane und Novellen, die ich bisher kennen gelernt, mich anzugrinsen wie Skelette, entkleidet aller Hülle, öde, leer, leblos . . . „Dahabieh“ klingt merkwürdiger als „Nilschiff“ und „Kaik“ merkwürdiger als „Ruderboot“, ein „Mabul“ erscheint uns interessanter als ein einfacher „Wahnsinniger“, der „Jaschmak“ pikanter als der „Gesichtsschleier“, die „Fantasia Kebir“ etwas ganz Anderes als eine simple „große Unterhaltung“ — und hören wir gar vom „Harem“ statt vom „Frauengemache“, so kennt unser Entzücken keine Grenze mehr. Wie mit dem Flitterstaate orientalischen Scheines die schülerhafteste Arbeit sich schmücken läßt, das erfuhr ich, als ich einmal — ich war noch sehr jung und sehr unvorsichtig — den achtbändigen Roman: „Adel und Edel, oder: Die Söhne der Wüste“ von Volkmar erlitt. Ich passirte da eine Wüste von Langweiligkeit; das Kameel mangelte zu dieser Reise, aber mir wurde fast ebenso übel zu Muthe wie damals, als ich mich zum ersten Male auf dem Rücken einer solchen Bestie gar erbaulich hin- und hergewiegt fühlte.

Man wird endlich mißtrauisch gegen die Orient-Erzähler. Man fürchtet nachgerade, beim Betreten des ersten Selamliks einzuschlafen und erst zu erwachen, bis das ganze Musikstück sich in den willkommenen Accord auflöst: „Ende“. Und mißtrauisch durch und durch nahm ich vor etlichen Jahren einen neuen Roman: „Die Tempelstürmer Hocharabiens“ von C. von Vincenti zur Hand. Dieses Buch brachte mir eine ganze und volle Enttäuschung. Endlich einmal ein Werk, in welchem ein Erzähler nicht aus Armuth an Gestaltungskraft, nicht aus Bedürfniß nach einem schildernden Deckmäntelchen, sondern aus innerer Nothwendigkeit den Orient zum Schauplatze seiner Dichtung macht. Gestalten und Szenerie sind hier organisch miteinander verwachsen, kein bloßer Zufall hat sie zusammengeführt. Dieser Boden kann nur diese Figuren tragen; diese Figuren können nur auf diesem Boden gedeihen. Aber noch mehr. Die Fabel des Romanes bleibt uns auch dann noch eine packende, wenn wir das poetisch umschimmerte Land, in welchem sie spielt, hinwegdenken. Der Kern des Romanes hat universelle Geltung, er zeigt einige Auftritte aus der ewigen Tragödie des Menschenthums, und losgelöst von der lokalen Gewandung behält er noch immer Werth und Interesse. Den historischen Hintergrund des genannten Romanes bildet die Geschichte der Wahabiten, dieser Protestanten des Korans, die im vorigen Jahrhunderte die moslemitische Welt in Bewegung versetzten. Wir lesen ein Geschichtswerk und zugleich einen Roman, wir fühlen den glühenden Athem eines phantasiereichen Dichters und wir hören zugleich die Stimme eines gelehrten Fachmannes. Beaumarchais meint: „Trop de musique, dans la musique est le défaut de nos grands opéras.“ Auch die Musik der „Tempelstürmer Hocharabiens“ enthält zu viel Musik. Das ist ein Fehler aber zugleich ein testimonium — opulentiae. Wie ein Verschwender streut Vincenti in diesem Buche sein literarisches Hab und Gut aus. Er verwendet zu Einem Romane das Material, das Anderen zu einem Vierteldutzend genügt hätte. Aber dieser Mangel des merkwürdigen Werkes konnte nicht darüber täuschen, daß eine neue, eigenartige Erscheinung festgestellt sei in ihrer literarischen Wesenheit. Seither hat Vincenti sich geklärt, er hat gelernt, Maß zu halten mit seinem Pfund, und so kann er heute als einer der hervorragendsten Novellisten des Orients bezeichnet werden.

Seine Novellen-Sammlung „Unter Schleier und Maske“ gab prächtige Bilder aus dem Morgenlande, und nun liegt ein Buch uns vor, in welchem Vincenti zum Theile wieder orientalische Stoffe behandelt: „In Gluth und Eis“ (2 Bände, bei Wilhelm Baensch, in Dresden). Nicht auf den Orient allein beschränkt der Autor sich diesmal; er, der aller Herren Länder bereist, der als Pilger der Wissenschaft und der Literatar alle Welttheile durchstreifte, dem Trohätta-Fall gelauscht hat wie dem von Niagara , den Afwa-Sara bestiegen hat wie den Vesuv, unter dem Zelte des Wüsten-Scheik's geruht hat wie im Schlosse des schottischen Clan — er führt uns diesmal durch Europa und Asien. In Syrien und in Norwegen, in Bethlehem und in Paris, in Südspanien und im französischen Jura spielen die „Novellen und Geschichten“, die er uns erzählt. Und wo sie spielen, dorthin gehören sie; nicht bloße Willkür brachte sie an Ort und Stelle. Wo anders als in Paris kann der Millionär Dom Miguel Palhota

gedeihen, der all' seine abgedankten Maitressen in Wachs nachbilden läßt und in diesem „Museum“ sein Leben verbringt und endet? Wo anders als im verkirchlichten Südspanien die Sekte der „Despenadores“, welche Schwerkranke tödten, um sie schneller in den Schooß Gottes zu befördern? Wo anders als im hohen Norden die lichthaarige Ola, die ihren Pflegeeltern entweicht, um ihrem Stamme, den nomadischen Tatern nachzuziehen? Mit wenigen Strichen stellt Vincenti uns ein neues Land, einen neuen Menschenschlag vor Augen. Schnell fühlen wir uns heimisch, wir finden gar leicht den Uebergang von Nord nach Süd, von Ost nach West. Allüberall weiß der Autor Bescheid. Er hat in allen Landen das Geheimnißvolle gesucht: Sagen, seltsame Sitten, Sekten und Verbrüderungen. Er kennt im Norden die Tatern und die Fanten, heidnische Stämme, Sonnenanbeter, Kinder der Natur, die nur in dieser und mit dieser sich gehoben, begeistert fühlen; in Syrien die Drusen und die Goldmasken; in Bethlehem die Fehde der Stämme, der „Schakals“ und „Taamry's“; im Jura abergläubische Traditionen, wie die poetischen von der „Vouivre“, dem Schlangenweibe, das Menschen beglücken oder zu Grunde richten kann. Er kennt die intimen Gebräuche der Völker, ob er nun den Cult im Drusentempel schildert oder die Hochzeitsvorbereitungen im Hause Abu-Rahuel's, des Kreuzschnitzers von Bethlehem. Und immer breitet er über das, was er erzählt, den Schleier des Geheimnißvollen. Er gibt sich den Anschein, Alles gesagt zu haben, er zeigt, wie eine einfach erklärliche Thatsache allem Wunderglauben zu Grunde liege, und wenn eine Novelle oder Geschichte Fremdartiges gebracht, so gibt er zum Schlusse in bündiger Weise des Räthsels Lösung. Aber der Leser sagt sich zum Schlusse doch: „Dieser Erzähler weiß mehr, als er uns verräth.“ Vincenti behält das letzte Wort scheinbar immer für sich, und so entläßt er den Leser nie aus den Banden der Spannung; er gibt der Novelle ein Ende, allein man spürt, daß er noch weiter erzählen könnte über denselben Stoff und dieselben Personen. Und dieser mystische Zug wird selbst dadurch nicht beseitigt, daß Vincenti so weit geht, mit Vorliebe die ganze Construction seiner Novellen offen darzulegen und den Leser in die Autoren-Karten blicken zu lassen, mit denen er spielt. Er erinnert da manchmal an die Tausendkünstler, welche den Zusehern ihre Künste erklären, ohne daß die Zuseher dann mehr davon wissen, als zuvor . . .

Den „Makart der Novelle“ habe ich Vincenti in der Ueberschrift dieser Zeilen genannt. Fast Alles, was er schreibt, rechtfertigt diesen Titel. In seinen Novellen glüht und lodert die Farbe, Roth in Roth, Gold in Gold, blendend, berauschend, sinnverwirrend — Ereignisse müssen Ruhepunkte bilden für diese prächtigen Schilderungen, der Erzähler muß den Maler ablösen, damit unser Auge Kraft gewinne für den Genuß neuer Bilder, neuen Farbenglanzes. Aus berückenden Flammen steigen Gestalten empor, fremdartig, seltsam, fesselnd in jedem Zuge ihres Seins. Rose von Schiras oder Schakal der Wüste und dabei doch Weib oder Mann, dabei der Mensch, wie er leibt und lebt . . . Ben Jehuel, der schöne Seidenweber in Tripoli, entführt Naifeh, die Tochter des Drusen-Scheiks Hamza. Aber Hamza schleppt sie von seiner Seite, ohne daß Jehuel das weiß; dem Seidenweber gilt Naifeh als todt — sie hat sich angeblich geflüchtet und ermordet, nur ihr blutiger Schleier — von Hamza präparirt — blieb bei Ben Jehuel zurück. Naifeh, vom Vater zu solchem Betruge gezwungen, liebt Ben Jehuel nach wie vor, und so läßt sie ihm die Weisung zukommen, sich bei dem drusischen Vermählungsfeste in Muktarah einzufinden. Ben Jehuel findet dort zu seinem Entzücken die Geliebte wieder, und dort darf sie ihm angehören, denn ein Astarte-Cultus ist die Bedeutung des Vermählungsfestes . . . Aus dem Drusentempel aber berichtet Vincenti:

Drinnen drängte sich Turban an Turban; es waren nur Männer zugegen, deren Züge übrigens kaum in dämmerhaften Umrissen zu erkennen waren, denn ein einziges Lämpchen flackerte an einem der Pfeiler. Den Hintergrund schloß ein schwarzer Vorhang, dessen Falten hie und da einen Dämmerstreif durchließen. Jetzt ward ein tiefgedämpfter Gesang hörbar, ein Geheimpförtlein mußte sich zugleich geöffnet haben, denn eine nach der andern, huschten tiefverschleierte Frauengestalten herein, welche alsbald wieder hinter dem Vorhange verschwanden. Mit einem Male ward es heller, alle Blicke hingen an dem Vorhange, an den jetzt ein hochgewachsener Mann mit weit-

läufigen schwarzem Turbangewinde hart herantrat, worauf die Hülle langsam zurückrauschte. Ben-Jehuel schloß einen Augenblick die Augen. Mitten auf einem mit goldgeflammten Purpurtüchern bedeckten Altartische saß eine herrliche Frauengestalt, tiefgesenkten Blickes, die Arme über den jugendlichen Busen gekreuzt, das in Dunkelpurpur schimmernde Haar reich und weich über den gänzlich unverhüllten Leib in paradiesischer Schöne gebreitet. Auf der Stirne glimmerte ein diademartiges Geschmeide, Juwelenflämmchen irrlichterten um das stillgeneigte Haupt, Spangen züngelten an Hand- und Fußknöcheln, und an der feinen kleinen Zehe glänzten Reihen von Goldringen wie Leuchtkäfer auf Lilienblättern. Und neben diesem geschmückten Götterweibe stand unbeweglich eine silberbärtige imposante Priestergestalt, den starren Blick in der Tiefe der Halle verloren, in der Hand das blutrothe Drusenbanner haltend mit der „weißen" Geisterhand darauf, die zum enthüllten Weibe zeigte. Sie selbst aber, die Wunderbegnadete, saß wie ein Marmorbild der „Kadra Miriem", das ist: der Prophetenjungfrau, in welcher die Drusen die höchste Weiblichkeit, die Gottheit im Weibe verehren ..."

Und nun ein anderes Bild ... Von Beirut nach Tripoli reitet der Erzähler, und Mitte Weges trifft er eine „Goldmaske", ein Mitglied jener Sekte, deren Erscheinung dem Volksglauben immer als Vorbote eines großen Unglücks gilt. Er malt den nächtlichen Ritt:

„Es war eine wundervolle Nacht. Unsere knochigen Gebirgspferde kletterten mit staunenswerther Gewandtheit über das schneidige Granitgeröll hinweg. Ein phantastischer Zauber umwob die Landschaft. Seltsam mißgestaltete Kaktoiden mit weit vorgespreizten Stachelhänden und hundert rothen Köpfen, schauerlich idolenhaft grotesk, reckten sich uns wie mit gespenstischem Verlangen entgegen. Ueber den grauglitzernden Fels wucherten purpurne Moose wie Blutflecken, und bleiche Flechten leuchteten phosphorisch auf im Mondlichte; schlanke Aloën schossen empor hinter unheimlich gewundenen Krüppeleichen, und hie und da lauerte ein geduckter Kobold hinter dem Fels — ein stachelbewehrter Zwergfeigenbaum. Manchmal schimmerte vom Gelände das byzantinische Profil eines Maroniten-Kirchleins oder der Spitzbogenerker eines Bergschlosses ..."

Auch die Farbe des Nordens fehlt nicht, eine Farbe, welche da wirkt wie sonnendurchglühtes Eis. Ola vom Dorfe, die Taterntochter, das Pflegekind Gunial Monod's, des Priesters von Ringlak schlummert im Walde:

„Und wie ihr die würzige Waldluft wie eine Narkose die Sinne umfing, träumte sie wunderbare, in horizonttiefe Fernen schweifende Wandelträume, die wie eine entrollte neue Welt an ihrer Seele vorüberzogen. Während sie so unbeweglich dalag, mit dem Silberhaar, den ruhigen alabasterreinen Zügen und den vom Traumfittig berührten, leise bebenden Augenlidern als einziges Lebenszeichen, — da kamen die Thiere der Einöde vorsichtig angeschlichen zu diesem befremdlich schönen Menschenbilde; der Auerhan dämpfte seinen schwerrauschenden Flug, der Fuchs huschte geräuschlos durch die öden Rodungen, der große Waldrabe drängte seinen heiseren Schrei zurück, um die Träumende nicht zu stören. Langsam rieselte der aromatische Blüthenschnee vom alten Faulbaume nieder, im schwarzen Vogelkirschenstrauche wispelte und pickte es leise, vom Wachholderbusche graupelten die harten Beeren, die Kiefern dufteten und Ola schlummerte und träumte oft, bis die Sterne oben durchflimmerten oder ein Nordlicht seine Zauberlichter hereinspielen ließ" ...

Und Ola durchstreift mit ihrem Hunde Ulf die „blendendweiße, tiefschweigsame, kristallene Wildniß".

Wir sehen ihn, den nordischen Wald mit all' seinen Reizen:

„Viel tausend Säulen von Bronze und Silber ragten empor, auf ihren schimmernden Knäufen die Schneedecke tragend, welche das milde Purpurlicht eines schönen nordischen Wintermorgens durchdämmert. Draußen stand die Sonne kaum über dem Horizonte, so daß der Tag einer bleichrothen Dämmerung glich, welche die Landschaft mit magischem Reiz umspielte. Ein paar Lichtpfeile, welche horizontal in den Wald fielen, blieben in den kristallenen Büschen wie güldene Zitternadeln stecken. Welch' wunderbarer Winterzauber webt um diese erstarrte, strahlende Vegetation!

Zum Glück ist das Firmament windstill, denn welche Wunderpracht könnte hier ein Orcan zerstören! Wer hier Juwelen sammelte! Wenn das Licht, langsam sich verfärbend, zwischen violetten und orangegelben Tönen wechselt, dann scheinen die Spitzen der Eiszweige plötzlich wie in flüssige Edelsteine getaucht; aus den Felsritzen sprießen topazene Federbüsche, Perlenreiser starren hier; Opalgestrüpp wuchert dort; Korallenzweige, mildrosig schimmernd, verzacken sich, und jeder Astknorren am Stamme funkelt wie ein incrustirter Buntkristall. Hart, spröde und unbeweglich scheint Alles; kaum eine grüne Nadel ist an den weit ausladenden Kieferzweigen zu sehen, deren Flechtenbärte aus gelbem Alabaster gemeißelt erscheinen, und wo ein gebrochen Zweiglein unten liegt, ist's als sei ein Stück bleicher Eisenblüte der Schneekruste entsprossen ..."

Und — es sei damit die Reihe der „Farben-Proben" geschlossen — „Ola vom Dorfe" begeht nach Tater-Art ihre Heirath mit Hagor auf der Spitze des geheiligten Berges beim allgemeinen Vermählungsfeste. Bei Sonnenaufgang wird die Ehe der Tater geschlossen:

In demselben Augenblicke umlohte den Berg ein rother Schein, als schlügen Flammen aus der Tiefe; der Sonnenball, jäh aufglühend wie die eherne Scheibe Typhon's, wuchs und ward

immer größer, erhob sich mit einem Male, nicht mälig, wie sonst beim Aufgange, und schwang sich herrlich hervor, sieghaft und in strahlender Verjüngtheit. Eine Flut geschmolzenen Goldes brach aus allen Schründen und Schluchten der finsteren Berge, das weite Land mit wonnigem Lichte übergießend. Ein ungeheurer Jubelsturm aus hunderttausend Taterkehlen begrüßte diesen Aufgang, und eine Stimme, von Cymbeln umjauchzt, rief wie aus den Flammen des höchsten Idolenaltars:

„Sie sind vermählt; Dundra sei verherrlichet in Ewigkeit!“ — —

So könnte ich noch Dutzende Makart'scher Farbenspiele herausgreifen aus Vincenti's Buche. Aber vor einem Mißverstehen dieser Zeilen möchte ich bewahrt sein. Makart malt das Dekorationsbild ohne weiteren Anspruch; er überrascht das Auge und läßt die Seele kalt. Vincenti schreibt keine bloße Dekorationsnovelle, denn er erregt unser Fühlen und nimmt unser Denken in Anspruch, er kennt die Menschen und alle geheimen Triebfedern ihres Thun und Lassen, er verleugnet nie den Seelenmaler, und deßhalb darf er durch äußeren Glanz wirken, ohne sich zu verflachen. Aber ich bleibe dabei: er ist der „Makart der Novelle“. Er versteht es, die Stahlfeder — dieses harte, spröde, stecknadelartige Werkzeug — in gleißende, goldige, alle Gluth wiedergebende Farbe zu tauchen. Und wo er es will, wird seine Feder weich und er malt mit ihr, Aug' und Sinn uns umstrickend, als hätte er unseren Blicken „Catarina Cornaro“ gezeigt oder „Abundantia“ oder „Cleopatra's Nilfahrt“ oder „die sieben Todsünden“. So nenne ich ihn den „Makart der Novelle“ und dabei doch einen Novellisten, der der Farbe entbehren kann. Er wüßte uns zu interessiren, auch wenn er darauf verzichtete, seine Feder in die Muscheln der Palette zu tauchen.

Eine französische Tendenztragödie.

Von **Gottlieb Ritter.**

Frankreich verdankt dem stammverwandten Italien eine Reihe seiner berühmtesten Männer. Mazarin wie Bernadotte waren ebenso Vollblut-Italiener wie Napoleon Buonaparte, der, mochte er auch noch so sehr sein Franzosenthum herauskehren, im Moment der Leidenschaft seine Herkunft immer durch jene unaussprechlichen Flüche verrieth, die noch heutzutage jenseit der Berge im Schwang sind. Und was ist Gambetta, le fou furieux, wie Thiers den ehemaligen Dictator nannte, anders, als in jeder Fiber ein Landsmann von Fiesco und Columbus, mag er noch so oft mit seinem Geburtsschein von Cahors kokettiren. Auch der allerneueste Tragiker Frankreichs, Alexander Parodi, der sich mit seinem Drama: „Das besiegte Rom" das Bürgerrecht im Hause Molière's und einen Namen in der französischen Literatur erwarb, ist ein Italiener. Als Sprößling einer Genueser Bankierfamilie auf Creta geboren und in Smyrna erzogen, faßte der noch gestern so gut wie unbekannte Dichter schon in jungen Jahren eine solche Vorliebe für französische Literatur und Sprache, daß er sich ein zweites Vaterland im Geiste schuf. Vor zwei Jahren kam er nach Paris und brachte in Manuscript ein französisch geschriebenes Schauerdrama in Versen mit, dessen bloßer Titel: „Ulm der Vatermörder" den Inhalt mit Grauen ahnen läßt. Kühn wie alle Genueser, reichte er sein Meisterwerk unverfroren dem ersten Theater Frankreichs ein; aber die Comédie-Française wies das Stück zurück, jedoch nicht, ohne ein ziemlich anerkennendes Gutachten auszustellen. „Ulm der Vatermörder" kam hierauf in den Matinées-littéraires der Porte-Saint-Martin zur Darstellung und errang einen günstigen Erfolg. Außer dieser isländischen Tragödie veröffentlichte Signor Parodi in Genua eine Sammlung patriotischer Gedichte, worin er den Heroismus seiner Landsleute, der Creter, feierte. Rome vaincue ist also das zweite Stück des Dichters, und wenn man bedenkt, daß bedeutende einheimische Talente, wie Theodor de Banville und Leconte Delisle, vergeblich vor den „Thüren Molière's" um Einlaß baten, so muß man über den sieghaften Genius des fremden Autors oder — wenn sein Stück schlecht — über sein unverschämtes Glück und die Kurzsichtigkeit der Direction erstaunen. Untersuchen wir einmal den Werth dieses Trauerspiels und sehen wir, wodurch dessen Aufführung und sensationeller Erfolg motivirt und gerechtfertigt wird.

Wir sind in Rom im Jahre 216 v. Chr. G. „In diesem Jahre, inmitten der ergreifenden Größe des nationalen Unglücks, ließen sich zwei Vestalinnen, Opimia und Floronia, verführen. Die eine von ihnen wurde der Sitte gemäß bei der Porta Collina begraben, die andere tödtete sich selbst." Auf dieser Stelle des Titus Livius basirt das Drama Parodi's. Das nationale Unglück ist der zweite punische Krieg. Hannibal steht im Begriff, seinen als neunjähriger Knabe geleisteten Schwur zu erfüllen: die Römer sind von ihm am Ticinus, an der Trebia, am trasimenischen See geschlagen worden, und die Karthager marschiren gegen die Siebenhügelstadt. Das besiegte Rom ist in namenloser Aufregung. Soeben meldet die letzte Hiobspost, daß die bisher nur decimirten Legionen in der apulischen Ebene von Cannä vernichtet wurden. Fünfzigtausend Todte,

vierzehntausend Gefangene haben die Afrikaner gemacht; scheffelweis wurden die goldenen Ringe der gefallenen römischen Ritter nach Karthago gesandt. Die Bürger und Bürgerinnen Roms überfluthen die Curie des Tullus Hostilius, in deren Mitte auf einem erhabenen Sockel die sagenhafte Wölfin, die Romulus und Remus stillt, in Erz gegossen steht. Das souveräne Volk ist billig erstaunt, den Senat hier nicht tagen zu sehen, jetzt, wo die letzten und vernichtenden Siege Hannibals das Vaterland in Gefahr brachten. Wenn der barbarische Afrikaner in seinem Siegeszug nicht aufgehalten wird, so steht er in drei Tagen vor den Mauern Roms und gebietet bald auf dem Forum. Während das Volk verzweifelt, tritt die alte, blinde Posthumia, auf einen Sklaven gestützt, herzu und wundert sich darüber, wie der Senat es dulden könne, daß diese lärmende und respektlose Menge hier eindringe,

> Durch dieses Wehgeheul den Frieden Roms
> Und seinen stolzen Schmerz zu stören.

Sie versucht es, ihren gesunkenen Muth wieder zu beleben und ruft aus:

> Ihr Greise, kommt und tragen wir zum Altar
> Statt Waffen unsre Thränen, die auch Waffen!

Aber die Menge hat weder Lust noch Zeit zum Beten und läßt die Alte allein zum Vestatempel gehn, wo die Greisin schon darum oft anzutreffen ist, weil sich unter den der Göttin geweihten Jungfrauen ihre Enkelin Opimia befindet. Sobald Posthumia sich entfernt hat, verfällt das Volk wieder in die alte Entmuthigung und unterhält sich in seinem blinden Aberglauben nur von üblen Vorbedeutungen, Orakeln und Träumen. So sollen in vergangener Nacht die Vestalinnen den Dreifuß ohne Flamme gelassen haben; seit zwei Tagen steige aus dem Grabe des Camillus ein fürchterliches Stöhnen; auf den die Stadt krönenden Hügeln habe man in der Nacht ein blutiges Schwert leuchten sehn . . . Und am Ende dieser Schauergeschichten räth ein entsetzter Greis dem Volke zur feigen Flucht. Dies hört der große Quintus Fabius und tritt ernst und gemessen den Verzweifelnden entgegen:

> Ihr hört die Memme an, und Ihr seid Römer! —
> Kann sich ein großes Volk verloren glauben?
> Um Thränen zu vergießen, habt Ihr schon
> All Euer Blut vergossen?

Und da alle Hände sich flehend ihm entgegen streckend und zahlreiche Stimmen ihm zurufen: „Rette uns Fabius, Du, den Hannibal nie hat besiegen können!“ Da antwortet der ehrwürdige Senator mit folgender Sentenz: Seid Männer von Herz und jeglicher wird einen Retter haben in sich selbst! — Die Lictoren drängen die Menge gegen den Ausgang, während die Senatoren gruppenweis eintreten. Unter ihnen ist der Pontifex Maximus Lucius Cornelius. Die Senatssitzung wird eröffnet. Der Soldat Centulus bringt der Versammlung die Kunde von der unglücklichen Schlacht bei Cannä und die Schreckensbotschaft vom Tode des Feldherrn Paulus Aemilius. Die besten Verse des Stückes finden sich in diesem oft an Corneille gemahnenden Schlachtbericht, wo der Todeskampf des römischen Feldherrn vortrefflich aus dem Plutarch paraphrasirt ist. Wahrhaft großartig kann man die Stelle nennen, wo Hannibal vor dem verröchelnden Consul steht, obgleich die Scham des Siegers im Bewußtsein seines Barbarenthums sehr cum grano salis zu verstehen ist.

> Gekommen war die Nacht. Ich trieb mein Roß
> Und kreuzt' ein Feld, das düstern Schweigens voll,
> Als jäh der Mond mit seinem Scheine mir
> Paulus Aemilius wies. Auf einem Stein
> Saß er blutüberströmt und still. Ich rief:
> Hier nimm mein Pferd und rett' den größten Römer
> Dem Vaterland und leb'! — Doch er: Ich bleibe
> Und rette meinen Ruhm, den Rest Karthago.
> Vor Allem schuldig an dem heut'gen Unglück
> Und freigesprochen, zeih' ich Andre feig,
> Vermeid' ich es nur todt, verrucht zu sein! —

Sprach's und erstach sich. Seine große Seele
Fühlt' er entfliehn. Er rief: O heilig Rom,
Durch meine Hand den Feinden ausgeliefert,
Verjage sie! Gebär' einen Camillus
Oder im Fall nachfolge Paul Aemil!
Die Größe des Besiegten ist der Tod! —
Dann wies er mich hinweg und deckte stumm
Mit der zerfetzten Toga sein Gesicht. —
Da nahte Hannibal, und wie er reglos
Verschleiert unter Todten sieht den Todten,
Neigt er sich hin und deckt das Antlitz auf,
Erkennt Aemilius und erbleicht: im Mund
Verlischt das wilde Lächeln des Triumphs.
Er steht verwirrt, als schämt' er sich im Herzen
Sieger zu sein, wenn Paul Aemil besiegt.
Vielleicht, daß Roma's Majestät hinschwebte
Ob seinem Sieg und seinen Haß erstickte,
Daß Roma blutig ihm vor Augen trat
Und ihm die Namen unsrer Ahnen nannte,
Daß er sie auferstanden sah und ein
Barbar sich fühlte ... denn entmuthigt hieß er
Das Siegsgeschrei und die Fanfaren schweigen
Und floh, der Triumphator, in sein Zelt.*)

Die Discussion wird eröffnet. Der Senat ist erbittert über Varro, den unglücklichen Feldherrn, der das durch seinen Fehler geschlagene Heer überleben konnte, und verlangt die sofortige Bestrafung des Besiegten. Nur Fabius tritt für Varro ein und verlangt, daß man ihn im Triumph empfange und ihm den Dank des Volkes votire, denn „der Sieger von heute muß der Besiegte von morgen sein!" Wie aber das besiegte Rom retten, das ist die Frage. Aus den Debatten ist besonders das Votum des Hohenpriesters bemerkenswerth, demzufolge das Glück nur deshalb Rom so ungünstig, weil sich die Stadt eines Verbrechens gegen die Götter müsse schuldig gemacht haben. Er befiehlt, daß die sibyllinischen Bücher befragt werden sollen. Die Decemvirn bringen den Orakelspruch: das Vestafeuer sei verloschen, weil eine Priesterin gefehlt habe; Rom werde sich erst dann wieder von seinem Fall erheben, wenn die Schuldige bestraft und der Altar gereinigt und gerächt sei. Bei diesen Worten fühlt sich Centulus betroffen und ruft: „Unglückliche! Wenn eine Vestalin ihrem Gelübde untreu ward, so bin ich der Verführer, der zu Bestrafende!" Die Senatoren und Decemvirn erheben sich und verlassen den Senat, indem sie in die Hände des Pontifex Maximus die Rache der Götter und die Strafe der Römer legen.

Der zweite Akt spielt im Atrium des Vestatempels, dessen weiße Marmorsäulen des Vordergrundes von der bleichen Flamme des heiligen Feuers beleuchtet werden; darüber in der durch ein Eisengitter abgeschlossenen Cella steht die Statue der Göttin. Ein philosophisches Zwiegespräch, wie es namentlich die französischen Alexandrinertragiker des letzten Jahrhunderts liebten, eröffnet den Aufzug. Fabius spricht als Vertreter der Staatsraison und -religion; sein Gegenpart ist ein Freigeist, der sich über den Aberglauben des großen Zauderers lustig macht und Toleranz und Humanität predigt. Der Verfasser hat diesen Verfechter der Menschenrechte mit dem berühmten Namen Quintus Ennius getauft; er hätte ihn ebenso füglich Voltaire nennen können, denn die Phraseologie, die er dem Schöpfer der römischen Kunstpoesie in den Mund legt, ist den Encyclopädisten entlehnt und paßt schlecht zu dem Ego deum genus esse semper dixi des Telamon und Quintilians respectvollem Ausspruch, Ennius sei mehr ehrwürdig als prächtig. Sonst verdient diese Scene schon übersetzt und hier im Auszug mitgetheilt zu werden.

Ennius. Ist's wahr, daß Rom auf die Orakel baut,
Statt sich zu wappnen laut um Wunder fleht?
Ist's wahr, daß der Senat den Muth beleidigt

*) Diese und die folgenden Probestücke sind eigens für die Monatshefte aus dem ungedruckten Original übersetzt.

Und für den Schmerz, der uns in Cannä traf,
Den Frevel der Vestalin schuldig spricht;
Daß dieser harte Priester, will's das Unglück,
Daß sich die schuld'ge Jungfrau selbst verräth,
Folgt dem barbarischen Gesetz der Ahnen
Und lebend sie begräbt zum Preis der Götter?

Fabius. Ach!

Ennius. Was soll ich aus diesem Seufzer lesen?
Hat die Natur im Herzen Dir gesprochen?
Ich weiß es, Deine Tochter ist Vestalin.

Fabius. So nennt sie meine Zärtlichkeit allein,
Da ich sie stets mit Vaterliebe hegte;
Doch ist die Waise meines Bruders Kind.

Ennius. Bebst Du an diesem Schreckenstag für sie?

Fabius. Ich für sie beben? Soll ich sie beleid'gen?
Man schändet nicht die Ehre meines Hauses,
Zu wohl kenn' ich mein Blut, um hier zu zweifeln.

Ennius. Die Ehre ihres Namens hielt sie aufrecht
Und Sieger blieb im Kampfe ihre Pflicht.
Doch wenn ein ander schwach und hülflos Weib
Dem Glück geliebt zu sein die Seele weihte,
Sprich, könntest Du sie sehn zu Grabe steigen,
Nichts für die Arme wagen, nicht sie retten?

Fabius. Ich muß sie sterben sehen ohne Klage.

Ennius. Läßt also Roma ihren heeren Bann
Durch eines Priesters Menschenopfer schänden?

Fabius. Gerechtigkeit hat Rechte. Roma's Volk
Kann schuldlos nicht für eine Schuldge büßen.
Ihr Tod ist Himmelsschuld und unabwendbar.

Ennius. Ei, was verliert der Himmel, wenn die Priesterin
Bethörten Blicks die goldnen Lichter zählt?
Wer ist denn diese Vesta, deren Feuer
Blut Eurer Kinder nährt?

Fabius. Vesta ist Rom!
Rom, das am keuschen Feuer auf dem Dreifuß
Im Götterblick des Ruhmes Schwert sich schmiedet,
Göttliches Heiligthum, Minerva's Aegis,
Der Sitten Hort, der diesen Tempel wahrt,
Der einz'ge Hort, fruchtbar an Siegerseelen.
In reinen Körpern leben große Herzen,
Noch wuchs kein Lorber auf in eklem Sumpfe:
Die Welt erobern reine Speere nur!
Drum ehrt den Tempel, seine Gluth, den Dienst;
Roms Stern hegt diesen Ort und heiligt ihn
Und macht ihn gleich dem ewigen Olymp:
Wer ihn zu schänden wagt, verdirbt uns Alle,
Weiht uns dem Fluch, entgeht er dem Gesetz.

Ennius. Bewundernd steh ich da, doch ohne Glauben.

Fabius. Aeneas selber brachte nach Italien
Von Pergamos der heil'gen Flamme Brauch
Und Vesta, die man ehrt vor andern Göttern
An dem geheimnißvollen Herd des Alls.

Ennius. Vesta, die man der Erde Göttin nennt,
War eine Königin, sie starb in Hellas,
Das Weib des Coelus, welcher Jovis Ahnherr,
Der selber nichts ist, wenn er nicht — die Luft.

Fabius. Ennius, er ist die Luft, das Licht, das Leben,
Das Ziel der Tugend und des Glückes Wunsch,
Er lenkt die Zeiten, ist Unendlichkeit,
Wir leben ganz in seiner Göttlichkeit.
Vergeblich lästert ihn der schwache Mensch,
Umsonst kämpft Böses gegen höchste Güte!

Ennius. Um diesen Gott, der Uebles schlägt, zu ehren,
Bereitet man dies schreckliche Gericht.
Sprich, welche Noth gebeut's und wer befiehlt es?
's ist ein Tarquinier ohne Thron und Leben,
Ein alter Brauch . . . Jedoch der Menschengeist

Hat Flügel und der Irrthum bannt ihn schlecht.
Wer glaubt noch heut, daß man die Welt besiege
Wenn man ein lebend Weib dem Grabe weiht?
Wenn ein gebrochner Eid und Frauenliebe
Mit Römerblut den Sieger Hannibal
Gefärbt, wenn er gesiegt durch eines Weibes,
Straflosen Weibes ungewiß Verbrechen:
Dann war Aemil an Klugheit Varro gleich
Und aller Helden Held war eine Memme.
Wozu dann Waffen noch? Warum Kohorten?
Die sterbende Vestalin wahrt die Thore,
Ihr Grab ist eine Klippe, dran der Feind,
Der Rom bedrohen möchte, scheitern wird.
Schlaf' ruhig fort in Deinem Sarg, Camill,
Ein Priester ist's, der Rom heut retten will!

Fabius. Des Meineids Straf' und Tod wird durch den Glauben
Des Staates Kräfte allsobald verdoppeln
Und wissen die Kohorten Zeus versöhnt
Bekämpfen sie den Feind mit schärfern Waffen.
Es siegt der Geist und gegen festes Hoffen
Ist alle Schlauheit, aller Muth verloren.

Ennius. So willst Du aus dem Tode Hoffnung schöpfen?
Gilt Dir des Menschen Leib und Leben nichts?

Fabius. Ach!

Ennius. Nimmer streit' ich mehr, ich spreche
Zum Herzen Dir in Deiner Tugend Namen.
Menschlicher, weiser Held, nur Du allein
Sollst im Senat bekämpfen dies Gesetz,
Unwürdig unsrer Sitt' und Menschlichkeit.

Fabius. Was unsre Väter thaten, sei verehrt.

Ennius. Ich hoffte Bessres.

Fabius. Doch was ist es, Ennius,
Das Dich an dieser schuldgen Priest'rin rührt?
Kennst Du sie?

Ennius. Nein, ich hab' als Mensch vertheidigt
Das Menschenrecht. Aus Deinem Munde sprach
Das Recht des Staats und Roma's Eigennutz . . .

Fabius. Das Vaterland vor Allem!

Ennius. Nein, der Mensch!

Die Ankunft des Hohenpriesters unterbricht die allzulange philosophische Episode. Lucius erklärt dem großen Cunctator, wie er die schuldige Vestalin zu eruiren gedenke. Er hat einen gallischen Sklaven mit der Beaufsichtigung der Jungfrauen betraut und hofft durch ihn Alles, was im Tempel Ungehöriges vorging, zu erfahren. Vestägor heißt dieser Sklave, der eben in die Handlung eintritt. Er ist eine seltsame, unlogische Figur. Ein gefangener Bretone, denkt er nur daran, an dem verhaßten Rom Rache zu nehmen, dessen Religion er blos verachten kann und dessen Gesetz den Kriegsgefangenen zum gemeinen Tempeldiener erniedrigte. Wenn er die Liebschaft Opimia's mit Centulus begünstigt hat, so that er es nur, um durch ihr Verbrechen den Zorn der Götter gegen die verabscheute Stadt zu erregen. Daß nun aber die Schuldige lebendig begraben und der beleidigte Olymp dadurch wieder versöhnt werde, das paßt ihm nicht in den Kram, denn trotzdem er die Religion seiner Unterdrücker verspottet und nur die Götter seiner Heimath verehrt, so — glaubt er doch, daß die lebendig eingesargte Sünderin Rom den Sieg wieder verleihen würde. Der Hohepriester verhört ihn mit großer Geschicklichkeit und erinnert ihn daran, daß er ihn beliebig der Freiheit oder dem Tode übergeben könne. Aber alle Drohungen verfangen nicht: der Gallier behauptet, von nichts zu wissen. Auf einen Wink des Lucius treten sämmtliche Vestalinnen auf.

Vestalin. Gehorsam folgend Eurem Ruf erscheinen
Wir Alle hier vor Dir, verehrter Priester.

Lucius (ernst und feierlich). Was bebt erbleichend Ihr also vor mir?

Vestalin. Wer bebte nicht? Aus Eurer heilgen Stirn
Sehn wir ein drohend Leuchten steigen.

Lucius. Sprecht,
Drang nicht des Unglücks Kunde bis zu Euch?

Vestalin. Rom, Wittwe der Kohorten, bebt und seufzt
Und Cannä ist ihr ein verfluchter Name.
Lucius. Und wißt Ihr, daß die Zukunft Numa's Kinder
Dem Hasse der Barbaren hat geweiht?
Vestalin. Die sieben Hügel konnten sehn den Renner
Des Hannibal, von unsrem Blute roth.
Lucius. Der Zorn der Götter scheint mir offenbar.
Vestalin. Ach, er ist gräßlich.
Lucius. Doch nie ungerecht.
Vestalin. Der Götter heilge Gluth: Gerechtigkeit;
Es nährt sich der Olymp von dieser Flamme,
Und Zeus im Donner wappnet sich mit ihr.
Lucius. Doch Gott bestraft uns, Roma ist sein Opfer,
Denn Rom hat ihn beleidigt.
Vestalin. O gewiß,
Die Quelle unsres Harms ist ein Verbrechen.
Lucius. Die Götter offenbarten es aufs Neue.
Vestalin. Die Götter selbst? Und welches ist die Schuld?
Lucius. Ein Sakrileg.
Vestalin. Gott! Und wer ist der Frevler?
Lucius. Eine von Euch!
Vestalin. Was? Wir ein Sakrileg?
Wir hätten wirklich? . . . Herr, Ihr glaubt es nicht.
Lucius. Ich zweifle nicht. Apollo klagt Euch an.
Vestalin. Gewiß hat unter seinem Namen Euch bethört
Ein Bösewicht.
Lucius. Eine von Euch ward untreu
Ihren Gelübden und erhört in diesem Tempel
Die Liebe eines Sterblichen.
Vestalin. O Vesta,
Herbei und strafe den Verleumder, denn
Du weißt es wohl, daß nie unreine Gluth
In unsern Herzen unsre Treue trübte.
Doch wer von uns soll diese Schuldge sein?
Opimia, reine Lilie, Du? Du, Junia,
Ein Kind noch gestern?
Junia (fällt auf die Knie). Gnade!
Fabius. Wie?
Opimia (will sie zurückhalten). O Schwester!
Junia. Ich kann und darf nicht Euch beschuldgen lassen!
Ich frevelte!
Lucius. Wie? Ist es möglich? Du,
Mit dieser reinen Stirne? Holdes Kind,
Weißt Du denn wirklich, was das Böse ist.
Junia. So hört mich an! — Mich peinigt Tag und Nacht
Ein tiefes Leid und scheucht hinweg den Schlummer.
Ihr Schwestern, seht mich an. Mit fünfzehn Jahren
Wich von der hohlen Wange schon die Frische.
Konnt ich Euch bergen meine Thränen? Nein,
Ihr habt sie überrascht, die mich entfärben.
Vestalin. Ich höre Dich und bebe . . . Ach, was sagst Du!
Junia. Die Sonne sank, und weichen Wohllaut hauchten
Die Zweige aus, vom Abendwind bewegt.
Ich war im heilgen Hain, allein. Oft ruhte
Mein Auge auf dem weißen Marmorbild
Des Gottes, der den Bogen führt und lächelt
Unter dem großen Baum. Ich sah ihn, fühlte
Wie seltsam Roth mein Antlitz übergoß
Und hörte meinen Herzschlag. Plötzlich nahm
Mich Jemand bei der Hand, ich weiß nicht wer,
Und führte stumm mich an den Brunnenrand,
Wo Weiden stehn. Er warf sich vor mir nieder
Und „Junia!“ rief er, o mit einer Stimme,
Süß wie Pan's Flöte auf dem Meer erklingt.
„Man lebt nur einmal, und das Leben ist
Verloren, wenn nicht Liebesglück es krönt.
Die Liebe fliehen, heißt sein Herz verderben!

Was schiert sich Vesta um Dein langes Opfer?
Ist Göttlichkeit denn Deiner Marter Preis?
Willst Du hier einsam leben und dann sterben,
Nicht wissend, wie sich's hold zu Zweien leidet?
Wie süß, ein Kind zu herzen, dessen Mündchen
Dir lächelt, selbst wenn es im Schlummer liegt!" —
Aufhorcht' mein Herz. Er schwieg. Die großen Augen
Versenkten wider Willen sich in meine.
Bald starb die Stimme hin in seinen Thränen,
Sein Athem streifte leicht mein Haar . . . Entsetzt
Schrie ich und stürzt' empor und wollt' entfliehn . . .
Die bleiche Stirne netzte Todesschweiß,
Und meine Zähne schauerten vor Schrecken . . .
Ich war allein. Im Waldesschatten schien
Der Liebesgott im Köcher ernst zu suchen
Nach einem Pfeil, der mich durchbohren sollte.

Lucius. Vollende!

Junia. Nichts mehr hab' ich zu gestehen.
Durch Vesta jäh gescheucht mir von den Augen,
Hat mich das Schreckbild länger nicht entheiligt.

Lucius. So wäre Dein Verbrechen nur ein Traum?

Vestalin. O keusche Schwester!

Fabius. Hold jungfräulich Herz!

Lucius. Erhebe Dich!

Junia. Wie, Herr?

Lucius. Die Schuld'ge möge
Sich Deine Offenheit zum Muster nehmen,
Sich ihres Schweigens schämen und bekennen.
Bist Du's? Du? Beichtet! — Ach, umsonst ist Alles:
Nicht Eine gibt Bescheid.

Vestalin. Weil Keine schuldig.

Fabius. Ich glaub's. Kann man der Tugend nimmer trau'n?
Apoll's Orakel wurde falsch verstanden:
Der Irrthum fälschte deutend dessen Wahrheit.

Vestalin. Die Unschuld fürchte nichts. Sie ist ein Stern
Der Mensch müht sich umsonst, ihn zu erreichen.
Wir können frei stets wieder vor Euch treten.
(Sie will mit den Vestalinnen ab).

Lucius. Hör' Fabius, Alles werden jetzt wir wissen. —
Vestalinnen, noch Eines sollt Ihr hören!
Man kündet mir ein Unglück, das ich Euch
Mittheilen muß. Des Centulus Geschwister,
Wer ist's von Euch.

Vestalin. Junia.

Lucius. Dein Bruder ist
Nicht mehr.

Junia. Mein Bruder!

Opimia (schreit auf). Centulus!

Lucius (sie beobachtend). Ist todt.

Opimia. Ah! (Sie wird ohnmächtig.)

Lucius (für sich). Sie ist's.

Opimia. Ich sterbe.

Fabius. Weh Opimia,
Mein schuldig Kind!

Lucius (zu Fabius). Sei still! Noch kann ich schweigen.
Befiehl, was soll ich thun?

Fabius. Was Deine Pflicht!

Wie ich bereits bemerkte und wie man aus dem Verlauf ersehen wird, hat sich der Dichter in seinem Versuch, die altklassische Tragödie zu verjüngen mit der Regel der drei Einheiten, die schon Lessing ad absurdum führte, auf vernünftige Weise abgefunden. Wir sind weit entfernt vom unabänderlichen Portikus, wo sich alle Stücke von Racine und Corneille abspielen. Wenn sich der Vorhang über dem dritten Akt erhebt, so sieht man den heiligen Hain der Vesta im Sonnenlicht der Campagna. Im Hintergrund steht der Tempel, von dem eine eherne Thüre nach einem unterirdischen Gange führt. Hier sitzt Vestägor und summt ein Rachelied gegen das Volk Latiums:

„Schon stürzt sich Afrika auf Rom.
Es fließt sein Blut, es brennt sein Dom,
In Hannibal Brennus erwacht!“

Ein Landsmann und College gesellt sich zu dem Alten; es ist Galla, der Sklave der blinden Posthumia. Dieser ist beunruhigt, denn er kennt das Loos Opimia's, der Enkelin seiner Herrin, aber Vestägor schwört ihm, die Vestalin zu retten. Nur ihr Schrei bei der Nachricht von Centulus' Tod klage sie an; er allein könnte bestimmte Schuldbeweise gegen Opimia aufbringen, aber ehe er die Vestalin verriethe, würde er sich lieber — N. B. 216 v. Chr. G. in Rom! — „auf die Folter spannen lassen“. Auch Ennius und Centulus bitten den Sklaven, er möge Opimia retten. Wie nimmt aber Opimia diese Fluchtgedanken auf? In einer langen, kalten Liebesscene kämpft sie zwischen der Flucht und der Sühne. Gegen alle Vernunft ist sie anfänglich bereit, das Verbrechen, dem sie Roms Mißgeschick zuschreibt, durch den Tod zu büßen, aber sie besinnt sich schließlich eines Besseren und verschwindet mit Centulus in der Krypta, deren Thüre der Gallier hinter den Fliehenden verschließt. Zu spät kommt der Pontifex herzu: er kann blos Vestägor den Litoren überliefern.

Dieser wird im vierten Akt, der im Arbeitszimmer des Hohenpriesters spielt, einem strengen Verhör unterzogen. Aber sein Mund bleibt stumm; er ist fest entschlossen, lieber zu sterben, als die Vestalin zu verrathen und Rom zu retten. Fabius aber, gerührt von dieser Charaktergröße, schenkt ihm die Freiheit, als eben Opimia selbst eintritt. Ueberzeugt, daß ihr Glück der Fall Roms wäre und gepeinigt von Gewissensbissen, gesteht sie dem unerbittlichen Richter ihre ganze Schuld. Fabius umarmt das Opfer, das ihm verspricht, als Kind seines Hauses würdig zu sterben. Der Schleier senkt sich auf ihre Stirne; sie ist dem Tod geweiht Sacra esto! wie die Formel lautete.

Da öffnet sich die Thüre und herein tritt Posthumia. Die Blinde tritt langsam vor und sucht ihre Enkelin, die sich in ihre Arme wirft. Aber welcher Schleier widersteht ihren Küssen? Warum ist ihr Gesicht erstarrt? Warum diese Thränengluth? Opimia getraut sich nicht zu antworten; aber Fabius antwortet für sie und enthüllt der Alten die schreckliche Wahrheit. „Verleumdung!“ schreit Posthumia und versucht es, ihre Enkelin zu vertheidigen, aber umsonst. „Mutter, ich habe gefehlt!“ sagt die Vestalin selbst, und Entsetzen ergreift die Seele der Greisin, als sie die Stimme des strengen Hohenpriesters erkennt. Nun verlegt sie sich aufs Bitten.

O nein, ich flehe nicht für sie:
Für mich allein. Ach, alt und ohne Augen,
Seh' ich bei ihrem Ruf des Himmels Licht,
Im Arm ihr fühl' ich meinen Schmerz entschlummern!

Und in ergreifenden Worten erzählt sie ihre Lebens- und Leidensgeschichte:

Verzweifelt sah ich Deinen Vater sterben,
Auf seinem Leichnam Deine Mutter jammern,
Laut schwörend, daß sie Dich der heilgen Flamme
Entführen will, und an die Brust Dich drückend
Mit Wehgeschrei und Küssen Dich ersticken.
O blutiges Gedenken! Ihrem Schooß
Entrissen wardst Du und Vesta geweiht,
Und ich hielt Deine Mutter in den Armen,
Die todt schien, todt, und konnte doch nicht sterben!
Da brachte man des Vaters Leiche fort . . .
Noch konnte keine Hülfe sie beleben . . .
Ich mußte fort und folgen seiner Leiche,
Ob auch die Seele trübe mir von Schrecken.
Schon flammte purpurn unter meiner Hand
Der Feier Holzstoß auf, als Deine Mutter,
Die Stirn in Asche und die Haare wirr,
Verstörten Blickes, wild, zur Hälfte nackt,
Die Menge theilte und zum Altar sprang,
Um sich zu stürzen in den Feuertod.
Aufschrei' ich, stürz herbei. „Halt' ein!“ Ich fasse
Den Saum des Kleides, von der Gluth schon schwarz.
„Mein Kind! Ihr Götter, helft!“ Umsonst mein Schrei,
In meinen Armen schlägt mein Kind um sich

Und setzt zur Wehre sich mit einem Scheit.
— Verzweiflung hatte ihren Geist umnachtet! —
Und schlägt mein Aug' . . . es brennt . . . ich falle hin . . .
Die Tolle reißt sich los und springt ins Feuer. — — —
Ihr Römer, die Ihr jetzt mein Schicksal kennt,
Seid Männer und verschont ihr Leben mir!
Im Namen Eurer Kinder . . . sie ist jung! . . .
Und Eurer Mütter . . . schwach bin ich wie sie! . . .
Beim höchsten Gott und seiner Mutter Rhea,
Um heilgen Mitleids willen, das er schuf,
Um jenes Strahls, der Euch im Auge leuchtet,
Um meines Leids: Seid gnädig meinem Kind!

Sie will ihre Enkelin mit sich fortreißen. Wenn man sie nicht begnadige; wenn es eines Opfers bedürfe, so möge man die Großmutter büßen lassen:

Die Götter wollen Blut? Wohl, Hohenpriester!
Nimm's an der Quelle und vergieße meins!

Aber Lucius ist unerbittlich. Selbst Fabius vermag nichts; statt Opimia zu vertheitigen, schilt er Posthumia daß sie ihre Enkelin Rom vorziehe. Diese ergreifende Scene endet mit einer Tirade, worin die Greisin die Henker Opimia's verflucht.

Den Campus sceleratus, das römische Richtfeld, zeigt uns der letzte Aufzug. Große, schwarze Cypressen beschatten die Gruft, wo der langsame Todeskampf der Vestalin sich vollziehen soll. Der rothe Schein einer Ampel dringt aus der noch offenen Thüre. Fackeltragende Soldaten begleiten den düstern Zug zu dem einzigen Grab, das sein Opfer lebend verschlingt. Man trägt ein Stück Brot, einen Krug Wasser, eine Schale mit Oel hinein. An der Schwelle des Grabes liegt Opimia in ihrem langen Flor. Der Pontifex weiht sie der Mutter Erde; in athemloser Erwartung gewärtigen die Senatoren, die Lictoren, die Henker und das Volk Roms den schaurigen Vollzug des Richterspruches. Da theilt Centulus, das Schwert in der Hand, die gaffende Menge und will die Geliebte ihren Henkern streitig machen. Er versucht es wenigstens, sich selbst als Holokaustum anzubieten, um so die Götter mit einem Opfer zu versöhnen. Abgewiesen, will er die anwesenden Soldaten revoltiren. Vergebene Mühe. Opimia geht zum Tode, als sich die Menge von Neuem theilt und Posthumia durchläßt, welche ihrer Tochter Lebewohl zu sagen kommt. Sie fordert eine letzte Umarmung. Sie zieht sie bei Seite und raunt ihr zu: „Nimm dieses Messer!“ Opimia kann sich nicht rühren, denn ihre Hände sind gefesselt. Einen Augenblick stutzt die Greisin, dann tastet sie mit zitternden Händen zu ihrem Busen. „Nicht wahr,“ fragt sie leise, „Dein Herz ist da?“ — „Ja, dort.“ — Die Alte schmiegt sich an sie. „Mein Kind! mein Kind!“ ruft sie und läßt ihr langsam den Dolch ins Herz gleiten. Alle stehn erschüttert. Der Hohenpriester läßt Opimia's Leiche in die Gruft tragen.

Ihr Männer,
Tragt sie hinweg, die Tochter Vesta's, die
Zum Todesschlaf die Mutter eingelullt.
Aufnimmt die Erde freundlich ihre Priest'rin,
Versöhnte Götter stürzen Hannibal.

Da läßt sich aus der Ferne eine Fanfare vernehmen. Hannibal naht Rom. Doch nein, Vestägor stürzt herein und verkündet fluchend, der feige Hannibal habe die Belagerung Roms aufgegeben und marschire auf Capua, um dort Winterquartiere zu beziehen. Der Gallier tödtet sich obendrein, um nicht den Tod seiner beiden Söhne zu überleben, die als karthagische Soldaten im letzten Gefecht starben. Die Fanfaren kamen näher, die Sonne erhebt sich, die Morgenröthe von Roms Befreiung ist angebrochen. Alles eilt den einziehenden Kohorten entgegen, nur Posthumia bleibt zurück. Sie tastet sich mühselig bis zur Thüre von Opimia's Gruft und bricht dort mit den Worten zusammen:

O laß mich nicht allein bei Deinen Henkern!
Opimia! Kind! Thu' auf, 's ist Deine Ahne! . . .

Ueber Werth und Unwerth des Stücks brauche ich mich nicht mehr auszulassen, denn es erhellt aus der bloßen Inhaltsangabe, daß wir es hier mit einer Tragödie ohne

jede Composition zu thun haben. Von der Historie, wie sie der Titel verspricht, gehn wir gleich nach der Exposition zur Anekdote über. Episode reiht sich an Episode, der ganze dritte Akt ist überflüssig und nach dem zweiten Aufzug könnte das Stück zu Ende sein. Was die Charaktere anbetrifft, so können einzig Fabius und Vestägor in Betracht kommen. Allerdings war der Erstere, wie die Geschichte lehrt, ein bedächtiger Zauderer, aber gewiß besaß er nicht die Schwäche dieses Parodie=Cunctators. Was den Gallier anbetrifft, der im vierten Akt erklärt, er gehe als Spion zur afrikanischen Armee über und im fünften blos wieder erscheint, um sich zu erstechen, so habe ich mich schon oben über ihn geäußert. Geschrieben ist das Stück stellenweise in einem so seltsam incorrecten und confusen Französisch, daß die Aufführung an der ersten Bühne Frankreichs und der große Beifall, den es fand, unbegreiflich erscheinen muß. Was den ersten Punkt anbetrifft, so steht man noch immer vor einem ungelösten Räthsel. Sollte es sich bestätigen, daß der Dichter ein Verwandter des Directors ist, so würde freilich dieser Nepotismus Vieles erklären. Aber noch nicht Alles und just die Hauptsache: den Erfolg.

Es wäre ungerecht, wollte ich manchen Stellen eine gewisse poetische Schlagkraft und besonders dem Schluß wirkliche Schönheit absprechen. Obgleich die meisten Personen des Drama's eine geradezu Lasker'sche Sprechwuth entwickeln und füglich jede ihrer Tiraden mit den Worten jener Parodie von Victor Hugo's Burgraves beginnen könnte:

A mon tour, mes enfants,
J'éprouve le besoin de parler très longtemps . . .

so finden sich doch da und dort in allem Schwulst und Wust wahre Perlen der Poesie, die für des Verfassers Begabung Zeugniß ablegen. Die Ursachen des Erfolgs sind aber durchaus nicht in den Vorzügen der Tragödie zu suchen. Eine ganze Reihe äußerer Motive kamen dem Dichter und seinem Stück zu Hülfe. Vor Allem die wunderbare Inscenirung, die Rome vaincue im Hause Molière's fand. Ich meine dabei weniger den decorativen Theil der Aufführung, obwohl auch dieser sorgfältig behandelt war. Die Decorationen waren neu, doch nicht von gesuchter Pracht und Treue, obwohl die Bilder im vierten Akt von den noch heute in den Thermen des Julian existirenden copirt wurden. Die Costüme hatte man nach den Mustern auf der Trajanssäule angefertigt, wenngleich von Hannibal bis Trajan ein riesiger historischer Salto mortale ist. In dieser Beziehung war nichts zu tadeln, als vielleicht die moderne Frisur à la chien der Vestalinnen mit den kurzen in die Stirne gekämmten Haaren. Die Darsteller endlich waren fast über alles Lob erhaben, denn — getreu der schönen Tradition der Comédie française — selbst die unbedeutendsten Rollen wurden von den ersten Kräften gespielt. Geradezu unvergleichlich war Sarah Bernhardt als Posthumia, und wie im Stück in roher Weise plötzlich die Greisin als Dea ex machina zur Rettung der faulen Handlung eintritt, so entschied auch diese Rolle den Erfolg der Vorstellung. Sie war bewunderungswürdig, die große junge Künstlerin, — schon in der Maske meisterhaft! Lange weiße Locken, die Augen ohne Blick, eingefallene Wangen, die Incarnation des Mutterschmerzes. Dazu eine tiefe, unsäglich rührende Stimme, harmonische Bewegung, eine unvergleichliche Kunst der Diction... ihr Triumph war so groß, daß er das nur halbwegs gute Stück gleichsam mit verklärte.

Darauf hatte aber gerade Herr Perrin, dieser geriebene Geschäftsmann, mit Sicherheit gerechnet. Aus dieser Greisenrolle der jungen Künstlerin machte er im Voraus eine great attraction und ließ schon Monate zuvor durch die ihm dienenden Journale die Reklametrommel rühren. So hatte er denn gewonnen Spiel.

Endlich kommt noch ein anderes entscheidendes Moment hinzu: ich will nicht sagen die Tendenz, aber doch die patriotischen Anklänge des Stücks. Mochte sich in den Zwischenakten der ersten Vorstellung der Dichter — ein langer, hagerer, bebrillter Dreißiger — noch so wüthend gegen den Vorwurf vertheidigen, er habe ab und zu in poetischem Chauvinismus gemacht, so unterliegt doch keinem Zweifel, daß sein Stück unter dem Eindruck der militärischen Niederlagen seines Adoptiv=Vaterlandes entworfen und von der damaligen Stimmung afficirt worden ist. Jedenfalls ging das französische

Publikum von dieser Voraussetzung aus, betitelte in seinem Sinn das Stück: La France vaincue und haschte mit Gier nach allen jenen Stellen, die eine Anspielung auf das moderne Frankreich enthalten könnten. Es beklatschte den Wuthausbruch des Lucius, daß Varro — rectius Napoleon III. — die Niederlage seiner Armee feig überleben mochte, ferner die handgreifliche Tendenzstelle:

> Das Mißgeschick weicht stets den großen Herzen:
> Rom kann nicht länger einen Sieger dulden! . . .

oder die Sentenz: Der Sieger von heute ist der Besiegte von morgen . . . Galt wohl der Beifall auch der Grundidee des Dramas, die sich trotz aller humanitären Phrasen in folgende Moral zusammenfaßt: die Römer hatten ganz Recht, ihren Auguren zu vertrauen und die Vestalin zu tödten, denn dieser Glaube und dieser Opfertod brachten ihnen den endlichen Sieg im fünften Akt ein . . .? Wir wollen nicht hoffen.

Kritische Rundblicke.

Hieronymus Lorm hat soeben ein kleines anspruchsloses Plauderbuch herausgegeben: „Sächsischer Lesetisch“ (Dresden, S. Badt), worin er folgenden liebenswürdigen literarischen Maskenscherz erzählt:

„Es war in Wien und in den finsteren Tagen des Vormärz. Damals war dort die gesammte moderne Literatur ein einziger Strick, an dem man gehängt wurde, wenn man verrieth, von ihrem Dasein zu wissen. Dennoch bildeten wir jungen hoffnungsvollen Poeten ohne Verleger, inwendig unsterblich, einen Verein und sprachen von moderner Literatur. Dies geschah noch dazu an einem öffentlichen Orte, in einem gemüthlichen Kaffeehaus auf dem Bauernmarkte. Daß wir ein Verein waren, trugen wir als holdes Geheimniß im verschwiegenen Busen, die literarischen Gespräche aber hüllten wir in folgende Maske.

Wir machten aus den Anfangsbuchstaben eines Autornamens die Anfangsbuchstaben der Prädicate, die wir ihm beilegten, durch die wir ihn charakterisirten. Zur ersten Verständigung darüber wählten wir solche Autornamen, die in Wien öffentlich genannt werden durften, zum Beispiel Karoline Pichler. Ihre Anfangsbuchstaben wiederholten sich in der Bezeichnung, die wir ihren Werken gaben: „Käse-Papiere“.

Auch der Dichter Ludwig August Frankl mußte es sich gefallen lassen, ein Signalement zu tragen, das ihn in dieser Art als den gewaltigen Don Juan bezeichnete, der er damals war: „Liebt Alle Frauen.“

Mit Ehrfurcht erhoben wir uns, als ein Mitglied unseres Vereins vom „Gründer Einer Literatur“ sprach; denn Jeder von uns wußte, daß von Gotthold Ephraim Lessing die Rede sein sollte.

Das Wort „Politische Maske“ wollte hingegen nicht so rasch verstanden werden. Man hatte das Buch eines Autors, der damals in Mode gekommen war, nicht in diesem Sinne verstanden. Viele aber schoben ihm eine besondere Beziehung zu den damals herrschenden Regierungsmaximen zu. Heute weiß man, daß der Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen“ viel zu harmlos war, als daß man mit Recht unter einer „Politischen Maske“ Pückler-Muskau hätte vermuthen dürfen.

Mit großer Begeisterung wurde von einem „Leuchtenden Bannerträger“ gesprochen, denn Ludwig Börne, der geliebte Freiheitsmann, hatte mit seinen „Pariser Briefen“ damals das Herz der Jugend wieder für politische Ideale, für eine neue Befreiung Deutschlands entzündet.

Unaussprechlich war daher der Groll und die Erbitterung der jungen Leute, als nach dem Tode des talentvollen und edlen Börne sein genialer Rivale in der Gunst der Nation sich so weit erniedrigte, ein Buch „über Börne“ zu schreiben, worin er diesen herabsetzte und sich selbst um so höher darüber stellte. Ausdruck fand unsere Stimmung in dem Ausruf: „Holder Hallunke“, womit sowohl der lyrische Zauber als der damalige politische Charakter Heinrich Heine's gemeint war.

Das junge Deutschland stand bei uns nur theilweise in Gunst. Anerkennung hatten wir für „Frische Gute Klosternovellen“, die F. G. Kühne schrieb, während sich Heinrich Laube, der damals mit seinen „Reisenovellen“ den Anschein gewann, als ob er Heine's entzückende Wallfahrten als untergeordneter Diener mitgemacht hätte, mit dem Charakteristicon „Heine's Leibkutscher“ begnügen mußte.

Natürlich ist es, daß wir den innerlich freien und äußerlich gefangenen Franz Grillparzer „Freien Gefangenen“ nannten.

Viele Jahre später ging ich in Dresden eines Tages mit Karl Gutzkow und Berthold Auerbach spazieren und brachte dabei das literarische Maskenspiel aufs Tapet. Auerbach sagte, vielleicht nicht ohne leise Beimischung von Ironie: „Kritische Größe“, worauf Gutzkow die schlag-

fertig nickende Antwort hatte: „Braver Anfänger".

Leicht ist es, die modernste Literatur in diesen Scherz mit einzubeziehen. „Liebes-Romane von Sinnlichkeits-Marzipan" hat Leopold Ritter von Sacher-Masoch geschrieben, und wenn der Ruf erschallt: „Macht Reclame!" so wird Max Ring nicht unter den Lautesten fehlen.

Ich schließe jedoch, aus Furcht, daß mich sonst der Leser mit einer Benützung auch meines Namens H. Lorm büßen läßt durch den Ausruf: „Höllische Langeweile!"

. . . .

Diese reizende Probe zeigt dem Leser am Besten, wieviel Kurzweil er von Lorms neuestem Buch zu erwarten hat.

*

Eugen Leyden hat seinem ersten Bändchen „Schlichte Gedichte" ein zweites folgen lassen (Zürich, Verlagsmagazin) und dieser zweiten Sammlung eine Vorrede vorausgeschickt, die ihn als einen literarischen Gernegroß und Prahlhans ersten Ranges kennzeichnet. Herr Leyden hat nämlich am Deutschen Reich allerhand Flecken herausgefunden, die er am Besten dadurch wegzuputzen glaubt, daß er in regelmäßigen Intervallen von 6 zu 6 Monaten ein Bändchen lyrischen Angstschweiß dem Vaterland als Universaltinctur überreicht. „Wo man des Bürgers Worte nicht hören, den Verzweiflungsschrei des grenzenlosen Elends durchaus nicht beachten will" — ruft er pathetisch aus — „da, nur da soll man seine (?) Waffen fühlen. Das ist meine Meinung, und auf diese fußend will ich die Laster, Dummheiten und Sünden der Hohen und Niedern lächerlich machen, mit der Geißel der Satyre züchtigen und für eine bessere Zukunft Saaten streuen, soweit es in meiner Macht steht! Wie weit mir dieses letztere gelingen wird, vermag ich nicht zu beurtheilen. Ich weiß nur, daß ich mein Bestes hingegeben ... und daß Wuth und Haß des Pöbels jeder Art mir nicht erspart werden wird!" .... Wie man sieht, den ausgesprochenen Größenwahn! Herr Leyden hält allen Ernstes das Blaserohr, das er als Waffe führt, für eine Mitrailleuse und die Erbsen, die er mit Mühe und Noth herauspustet, für vernichtungsäende Kanonenbälle. Er glaubt, thatsächlich etwas Erhabenes zu sprechen, wenn er z. B. dem Vaterland zuruft:

> Vaterland, mein Deutschland,
> Reich an Kriegesruhm,
> Vielbeneidet glänzet
> Nun Dein Heldenthum.
> Auch nach Innen lenke
> Deiner Söhne Kraft,
> Daß ihr Geist sich endlich
> Freiheit, Ehre schafft!

Dergleichen ist vor dem Erscheinen der „Schlichten Gedichte" noch niemals gesagt worden! Und wie vernichtend charakterisirt Leyden die deutschen Volksvertretungen:

> Ihr fragt mich, Freunde, was in Deutschlands Gauen
> Die Volksvertretung nütz ist? Könnt ihr fragen?
> Sie dient als Werkzeug in des Adlers Klauen,
> Des Volkes Wohlfahrt, zart genug zu schauen,
> Mit einigem Hokuspokus todtzuschlagen.

Ei der Teufel. Denen hat er's aber gesteckt! Doch noch wüthender, als auf die deutschen Politiker und Volksvertreter, ist Leyden auf die deutschen Kritiker, denen das Verständniß für seinen großen Genius ganz abgeht. So hat ein Beurtheiler in der „Europa" die Vermuthung ausgesprochen, daß Leyden am Verfolgungswahn kranke. Leyden antwortet ihm in folgendem Epigramm:

> Du meinest, Flaps, ich sei besessen
> Vom läppischen Verfolgungswahn?
> Ich weiß, man haßt mich viel; indessen
> Ich wandle ruhig meine Bahn
> Auf Bergeshöhen. Deinesgleichen,
> Du Wackrer, kann mich nicht erreichen!

Welche edle Verachtung sich in diesem „Deinesgleichen" äußert! Der arme Kritiker der „Europa"! Er ist jetzt todt, ganz todt .....

Man erläßt es uns wohl, noch weitere Proben anzuführen. Herr Leyden ist in einem bedauerlichen Irrthume befangen. Er glaubt im Donnerwagen zu fahren, „von Jovis Wetterschein umblitzt", während jeder Leser seiner Gedichte achselzuckend mit Geibel ausruft: „Der Zwerg, der matte Pfeile schnitzt, — er schieße, ohne recht zu zielen!" Herr Leyden versichert in der Vorrede, daß er die Laster, Dummheiten und Sünden der Hohen und Niederen durch sein Buch lächerlich machen will, während der Einzige, den er in Wahrheit dadurch lächerlich macht, auf dem Titelblatte genannt wird.

O. Bl.

*

Die Wallishauser'sche Buchhandlung in Wien hat einen Theaterkatalog erscheinen lassen, der durch die Massenhaftigkeit des darin aufgezählten Bühnenmaterials unser Staunen erregt. Er enthält die Titel von nicht weniger als 6642 Bühnenstücken — und doch kann er auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch machen. Aber so lückenhaft er sein mag, er bleibt doch ein verdienstliches, ja anregendes Unternehmen. Sehr richtig bemerkt ein Kritiker

der „Neuen Freien Presse", daß der Katalog sogar einen gemüthlichen Reiz hat, denn es wohnt der Zauber der Erinnerung in diesen Blättern; die stummen Titel wecken das Gedächtniß vergangener Theatergenüsse, die Eindrücke der Jugend erneuern sich für einen Augenblick, und so mancher Schauspielabend, den wir in der Kindheit verlebt, dämmert wieder herauf, gerufen von dem Titel irgend eines Stückes, das wir längst im Grabe wähnten. Vor Allem aber bezeichnet es den Werth eines solchen Verzeichnisses, daß es uns weitreichende Perspectiven auf die Stoffwelt der dramatischen Dichtung eröffnet. Es ist wirklich nicht uninteressant, zu sehen, mit wie großen und mit wie kleinen Dingen die Dramatik sich zu beschäftigen pflegt, wie viele Dichter an denselben Stoff gerathen, wie bisweilen aus demselben Stoffe zugleich ein Lustspiel und ein Trauerspiel hervorgeht, wie groß das Heer der Uebersetzer ist und wie zahlreich das Sanitätscorps der Bearbeiter. So heißt es beispielsweise nicht weniger als zehnmal nacheinander: „Romeo und Julie, Trauerspiel von Shakespeare", und es ist die Frage, ob mit diesen Zehn die Anzahl der Bearbeiter erschöpft ist. Schwerlich. Ueberhaupt erscheint uns Shakespeare in diesem Katalog als der Gott, wohl auch als der Märtyrer der übersetzenden und bearbeitenden Menschenklasse; da ist keines seiner Stücke, das auf der Reise aus dem Englischen ins Deutsche nicht wenigstens fünf bis sechs verschiedene Führer zu ertragen hätte. Indeß bewährt sich die Kunst der Uebersetzer auch an anderen Stücken. Von der „Antigone" zum Beispiel werden sechs Bearbeitungen angeführt, von der „Sakuntala" sieben u. s. w. Man sieht es, vorkommenden Falls bewährt sich unser Theaterkatalog auch als Nagschlagebuch, zumal derselbe mit einem sorgfältig ausgeführten Autoren-Register versehen ist.

*

Von Robert Schweichel's vortrefflichem Roman: „Der Bildschnitzer vom Achensee" ist eine dritte, sehr handliche Ausgabe erschienen (Verlag von Otto Janke). Es ist überflüssig, zur Empfehlung dieser nach Verdienst geschätzten Erzählung noch Etwas zu sagen. Wohl aber hätten wir gewünscht, daß der Verfasser die Gelegenheit der neuen Ausgabe benutzt hätte, um einige ganz unglückselige Metaphern auszumerzen.

So lesen wir S. 43: „Es war mehr Gutmüthigkeit als geistliche Würde in diesem Empfange des wohlgerundeten Hirten, auf dessen fleischiger Nase die sanfte Abendröthe mancher untergegangenen Weinsonne glühte." — Wie anschaulich und schlagkräftig erscheint gegenüber diesem geschnörkelten Bild der einfache Ausdruck des Volksmundes: „Er hat eine Kupfernase".

S. 437: „Der Pfarrer hob dabei die Nase, die ihm wie das schattenwerfende Dreieck einer Sonnenuhr in dem flachen Gesicht stand." — Sehr gesucht.

S. 438: „Der Pfarrer sprach Alles breit und salbungsvoll aus, allein das Oel seiner Worte erweichte nicht die Härte seiner Stimme." — Unsäglich geschmacklos! .... Von einem so schmucken Werke, wie es dieser Bildschnitzer ist, möchten wir auch die kleinsten Fehler entfernt wissen. **O. Bl.**

*

Lose Blätter und leichte Waare. Gedichte für Stunden heiterer Einsamkeit und banger Freiwilligenprüfung. Von Woldemar Wenck. (Leipzig 1877, Bernhard Schlick.)

Das vorliegende Büchlein hat nur einen einzigen Fehler: Daß es veröffentlicht worden ist. Und das meine ich nicht etwa im Sinne der Malice, sondern ganz ernsthaft. Frische Heiterkeit und ein behaglicher Humor ist dem Verfasser gar nicht abzusprechen, aber die ursprünglich so muntern Farben seiner Erzeugnisse wurden gleichsam durch die darüber gewälzte Druckerschwärze ausgewischt. Witzige Toaste zu Kindtaufen und Hochzeiten können beim Gläserklang und in weinfroher Tafelrunde sehr willkommen geheißen werden, aber sie dürfen nicht in einem Büchlein gesammelt vor dem öffentlichen Forum erscheinen. Ueber manche spaßhaften Verse lacht man am Stammtisch aus Herzenslust, aber es ist eitel und selbstgefällig, wenn der Verfasser dieser metrischen Augenblicks-Einfälle sie aus der Schenke fein säuberlich nach Hause trägt und dort in einer Truhe aufbewahrt für kommende Geschlechter. Nichts Anders, als Zechtischüberbleibsel bietet uns Herr Professor Woldemar Wenck in seinem Büchlein. Widmungsverse, mit welchen er die Uebersendung eines Bestecks, einer Kukuksuhr, eines Fächers u. dgl. einst begleitete, hat er hier liebevoll zusammengereiht. Trinksprüche, die zugleich mit dem letzten Zecher hätten unter den Tisch fallen sollen, hat er sorgfältig aufgehoben. Das ist ein doppeltes Unrecht. Erstens gegen die Leser, da er sie nach

übertischtem Mahle auffordert, noch mit ihm anzustoßen, ohne daß man ihm vorher Etwas eingeschenkt hat — und zweitens gegen die Zechbrüder des Verfassers selbst, die sagen werden: „Wie? Wir glaubten, daß der Toast damals für uns gesprochen war und nun sehen wir, daß wir gleichsam nur das eingeladene Publikum einer Generalprobe für die spätere Veröffentlichung gewesen sind? Das ist Heimtücke — das ist Ueberlistung!...“ Und darum befürchte ich, daß, wenn in Zukunft Herr Professor Wenck wieder einen Trinkspruch ausbringen will, in Folge der Veröffentlichung der „losen Blätter“ der Tafelpräsident wird sagen müssen: „Der Herr Professor hat das Wort für einen halben Druckbogen,“ oder: „Unser lieber Freund Wenck hat sich bereit erklärt, in unserm Kreise zehn Mark Honorar zu sprechen...“

Nur einige Gedichte von allgemeinerem Inhalt sind von dieser Verurtheilung auszunehmen. Das hübscheste davon ist das folgende:

Der Teufel als Komödiant.

Kam einst die Lust dem Teufel ein,
Komödiant zu werden.
Da staunten Alle, groß und klein,
Ob seiner Kunstgeberden.
Wie spielt' er stolz in Prunk und Pracht
Die hohen Herrn der Welten!
So hatte Jeder sich gedacht
Die Könige, die Helden.

Als Biedermann, wie trieb der Wicht
Die Thränlein auf die Wangen!
Als edler Lord, wie wußt' er nicht
Die Weiblein zu befangen.
Und Bravo schrein mit aller Macht
Die Thoren und die Kenner.
So hatte Jeder sich gedacht
Die Lords und Biedermänner.

Doch einstens las und hörte man
Vom neuen Kunstgesellen:
Er gehe jetzo muthig dran,
Den Teufel vorzustellen.
Der Schalk indessen lachte still:
Ein Meisterscherzlein heute!
Ganz wie ich leib und lebe, will
Ich treten vor die Leute!

Doch als er nun mit Lust begann,
Da klang's aus allen Ecken;
„Welch Bild des Teufels? Will der Mann
Mit Aberwitz uns necken?
Er lacht so menschlich traut uns an,
Wer sieht an ihm die Kralle?
Ist das der Teufel — wahrlich, dann
Sind wir des Teufels Alle.“

Und weil sie's nimmer wollten sein,
Begannen sie zu toben.
Der Teufel schaute fröhlich drein,
Hat dann sich weggehoben.
Er lachte, daß die Höllengluth
Drob lustiger entbrannte:
„Sie kannten All' mich gar so gut,
Daß Keiner mich erkannte!“

Von dieser Gattung hätte der Autor zahlreichere Proben geben sollen, dann konnte sein Buch ohne Vorbehalt freudig begrüßt werden.

D. Bl.

Miscellen.

Für das Januarheft liegt uns ein ungewöhnlicher werthvoller Beitrag vor, auf den wir schon jetzt die Aufmerksamkeit unserer Leser hinlenken möchten: Zwei dramatische Fragmente von Friedrich Halm (I. Theater in der Unterwelt. — II. Gracchus), mitgetheilt und eingeleitet von Dr. Faust Pachler.

*

Die drei hervorragendsten Erzähler der Gegenwart haben neue Dichtungen erscheinen lassen. Gustav Freytag seinen „Marcus König“ — Berthold Auerbach seine „Neuen Dorfgeschichten“ und Friedrich Spielhagen seine „Sturmfluth“. Wir werden demnächst diese drei Neuerscheinungen in eingehender Weise kritisch betrachten.

*

In der „Köln. Volksztg.“ lesen wir folgende literarische Bosheit: „Der bekannte Abschriftsteller Hr. Dr. Karl Braun hat zuweilen auch originelle Einfälle. Im Feuilleton der „Köln. Ztg.“ gibt er gegenwärtig „Erinnerungen aus Ungarn“ zum Besten, deren Verfasser bisher noch nicht ermittelt ist.“

*

Von einem Freunde unseres Blattes erhalten wir folgenden interessanten Aufschluß: Unter den Aussprüchen, Sentenzen u. s. w., welche wir mit dem Namen „geflügelte Worte“ zu bezeichnen pflegen, befinden sich manche, deren Ursprung in vollständiges Dunkel gehüllt ist, und andere, die traditionell bestimmten Personen zugeschrieben werden, welche nie daran dachten, dieselben schriftlich oder mündlich von sich zu geben. Zu letzterem gehören auch die bekannten Verse:

Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen
Ist Tugend und Begriff.

Wie oft schon sind diese Worte gebraucht worden, um den höheren Blödsinn zu bezeichnen, oder um eine gewisse Art von lyrischer Gefühlsduselei zu

persifliren! Und wer sie brauchte, der nahm, wenn er sich überhaupt über den Verfasser Rechenschaft gab, als solchen, indem er der oft gehörten Meinung folgte, den Oberhofmarschall des Kurfürsten von Hessen Hans Adolf von Thümmel an, welcher im Jahre 1851 in Cassel verstarb. Bestärkt wurde er in dieser Ansicht noch dadurch, daß das Gedicht:

Im Schatten kühler Denkungsart,
Wo Frohsinn sich mit Linden paart,
Wo in bethürmten Mitternächten
Der Menschheit nie gekränkten Rechten
Ein unbekannter Heros staunt, u. s. w.

von jenem Herrn von Thümmel nachweislich herrührt, dieser mithin auch leicht Urheber der erst erwähnten Verse sein konnte. Und doch ist dem nicht so.

Das sehr ernst gemeinte Gedicht stammt vielmehr*) aus der Feder des Herzoglichen Hofbuchbinders Johann Engelhardt Voigts, welcher gegen Ende des vorigen und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in Braunschweig lebte.

Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen
Ist Tugend und Begriff,
Geduld und Wachsamkeit und Schwermuth im Entzücken
Verdiente mehr, denn Mensch zu sein.

So sang der poetische Buchbinder, dem wir es überlassen müssen, den Gedanken klar zu legen, welcher damit ausgesprochen werden soll. Daß es dem Dichter mit seinem Werke tiefster und vollster Ernst war, geht aus einer anderen seiner curiosen Schöpfungen hervor, welche jener in vieler Hinsicht ähnlich ist und sich ebenfalls bis heute erhalten hat.

Nachdem nämlich die Stadt Braunschweig im Monat April 1808 von einer Ueberschwemmung heimgesucht worden war, bildete sich ein Comité, an dessen Spitze ein Braunschweiger Bürger stand, um die Noth der Beschädigten zu lindern. Diesen Bürger nun feierte Voigts in einer Epistel mit der Ueberschrift: „Dem ruhmvollen Andenken der Bemühungen menschenfreundlicher Unterstützungen nach der vom 7. bis 10 April gehabten großen Wasserfluth erlittenen Verlustes. Herrn Kaufmann W. gewidmet von einem Braunschweigischen Bürger. Braunschweig 1808.“ Die erste Strophe lautet:

Du, in dem Rosengürtel,
Willkommen wie das Glück,
Vom sanften Wohl umflattert
Und mit dem Engelsblick
Im hellen Lichtgewande
Vom Himmel niederschwebst
Und uns von Gold und Seide
Den Lebensfaden webst!

Hinter den Poesien Voigt's, von denen noch manche mitgetheilt werden könnten, blieben dessen Artikel in ungebundener Rede in keiner Weise zurück, wie namentlich die Geschäftsempfehlungen beweisen, die er hin und wieder durch die „Braunschweigischen Anzeigen“ veröffentlichte. Eine derselben z. B., in welcher von Cartonnage-Arbeiten die Rede ist, schließt mit den Worten: „Vergnügt und hoffnungsvoll bahne ich den Weg und versichere zu aller Ermunterung durch mannigfaltige Neuheiten unter guten Arbeiten den besten Willen, um das angenehmste Zutrauen zu aller Zufriedenheit zu gewinnen, wobei ich mich bestens empfehle.“

Soviel über einen Mann, dessen Name der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, da seine geflügelten Worte „Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen rc.“, eine Verbreitung und eine Unvergänglichkeit gefunden haben, nach welcher manches hervorragende dichterische Werk vergebens ringt!

Braunschweig. **R. Otto.**

*) Um Feststellung dieser Thatsache hat sich namentlich der in allen Brunsvicensien sehr bewanderte Assessor Spehr zu Braunschweig verdient gemacht.

*

Aus dem poetischen Gedenkbuch von David Friedrich Strauß wird folgendes ansprechende Epigramm mitgetheilt, das er seinem Vortrag über Lessing's Nathan den Weisen voransetzen wollte:

Ist das Thema nicht erledigt,
Schelte Keiner mich darum.
Wer erschöpft in einer Predigt
Je das Evangelium?

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte“** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.